Wolfgang Menzel's

deutsche Literatur.

I.

Die

deutsche Literatur

von

Wolfgang Menzel.

Zweite vermehrte Auflage.

Erster Theil.

Mit Königl Würtemb. Privilegium.

Stuttgart 1836.
Hallberger'sche Verlagshandlung.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die Masse der Literatur.

Die Deutschen thun nicht viel, aber sie schreiben desto mehr. Wenn dereinst ein Bürger der kommenden Jahrhunderte auf den gegenwärtigen Zeitpunkt der deutschen Geschichte zurückblickt, so werden ihm mehr Bücher als Menschen vorkommen. Er wird durch die Jahre, wie durch Repositorien schreiten können. Er wird sagen, wir haben geschlafen und in Büchern geträumt. Wir sind ein Schreibervolk geworden und können statt des Doppeladlers eine Gans in unser Wappen setzen. Die Feder regiert und dient, arbeitet und lohnt, kämpft und ernährt, beglückt und straft bei uns. Wir lassen den Italienern ihren Himmel, den Spaniern ihre Heiligen, den Franzosen ihre Thaten, den Engländern ihre Geldsäcke und sitzen bei unsern Büchern. Das sinnige deutsche Volk liebt es zu denken und zu dichten, und zum Schreiben hat es immer Zeit. Es hat sich die Buchdruckerkunst selbst erfunden, und nun arbeitet es unermüdlich an der großen Maschine. Die Schul-

gelehrsamkeit, die Lust am Fremden, die Mode, zuletzt der Wucher des Buchhandels haben das Uebrige gethan, und so baut sich um uns die unermeßliche Büchermasse, die mit jedem Tage wächst, und wir erstaunen über das Ungeheure dieser Erscheinung, über das neue Wunder der Welt, die cyklopischen Mauern, die der Geist sich gründet.

Nach einem mäßigen Ueberschlage werden jährlich in Deutschland zehn Millionen Bände neu gedruckt. Da jeder halbjährige Meßkatalog über tausend deutsche Schriftsteller nahmhaft macht, so dürfen wir annehmen, daß im gegenwärtigen Augenblick gegen fünfzigtausend Menschen in Deutschland leben, die ein Buch oder mehr geschrieben haben. Steigt ihre Zahl in der bisherigen Progression, so wird man einst ein Verzeichniß aller ältern und neuern deutschen Autoren verfertigen können, das mehr Namen enthalten wird, als ein Verzeichniß aller lebenden Leser.

Die Wirkung dieser literarischen Thätigkeit schlägt uns gleichsam in die Augen. Wohin wir uns wenden, erblicken wir Bücher und Leser. Auch die kleinste Stadt hat ihre Lesanstalt, der ärmste Honoratior seine Handbibliothek. Was wir auch in der einen Hand haben mögen, in der andern haben wir gewiß immer ein Buch. Alles, vom Regieren bis zum Kinderwiegen ist eine Wissenschaft geworden, und will studirt seyn. Die Literatur ist die allge-

meine Reichsapotheke geworden, und da das ganze Reich immer kränker wird, je mehr es Arzneien einnimmt, so nehmen doch eben darum die Arzneien nicht ab, sondern zu. Bücher helfen für Alles. Was man nicht weiß, steht doch im Buche. Der Arzt schreibt sein Recept, der Richter sein Urtheil, der Geistliche seine Predigt, der Lehrer wie der Schüler sein Pensum aus Büchern ab. Man regiert, kurirt, handelt und wandelt, kocht und bratet nach Büchern. Die liebe Jugend aber wäre wohl verloren ohne Bücher. Ein Kind und ein Buch sind Dinge, die uns immer zugleich einfallen.

Die Vielschreiberei ist eine allgemeine Krankheit der Deutschen, die auch jenseits der Literatur herrscht, und in der Bureaukratie einen namhaften Theil der Bevölkerung an den Schreibtisch fesselt. Schreiber, wohin man blickt! und eben diese Schreiber tragen durch das, was sie kosten, zur Verarmung des Landes nur bei, damit der Papiermüller an Lumpen keinen Mangel leide. Betrachten wir aber die sitzende Lebensart, der so viele Tausende geopfert werden. Ist sie nicht längst ein Gegenstand des öffentlichen Witzes gewesen, ehe Tissot ihr sein menschenfreundliches Bedauern und seinen ärztlichen Rath widmete? Ist der edle, aber durch die Feder aufgezehrte Gellert auf dem Roß, das ihm Friedrichs Ironie geschenkt, nicht das ewige Urbild jener armen an das Pult

gefeſſelten Gallioten, ein Bild, das freilich ungleich unerfreulicher iſt, als das eines griechiſchen Philoſophen, der unter Palmen und Lorbeern mehr denkt und ſpricht, als ſchreibt.

Es gibt nichts von irgend einigem Intereſſe, worüber in Deutſchland nicht geſchrieben würde. Geſchieht etwas, ſo iſt die hauptſächlichſte Folge davon, daß man darüber ſchreibt; ja viele Dinge ſcheinen nur darum zu geſchehen, damit man darüber ſchreibe. Das Meiſte wird aber in Deutſchland nur geſchrieben, und gar nicht gethan. Unſere Thätigkeit iſt eben vorzugsweiſe Schreiben. Dieß wäre kein Unglück, da der Weiſe, der ein Buch ſchreibt, nicht weniger, und oft mehr thut, als der Feldherr, der einen Sieg erſtreitet. Wenn aber zehntauſend Thoren auch Bücher ſchreiben wollen, ſo iſt das eben ſo ſchlimm, als wenn alle gemeine Soldaten Feldherren ſeyn wollten.

Wir nehmen alle frühere Bildung nur in uns auf, um ſie ſogleich wieder in's Papier einzuſargen. Wir bezahlen die Bücher, die wir leſen, mit denen, die wir ſchreiben. Es gibt hunderttauſende, die nur lernen, um wieder zu lehren, deren ganzes Daſeyn an ein Paar Bücher geſchmiedet iſt, die von der Schulbank auf's Katheder kommen, ohne je in die grüne Welt hinauszublicken. Womit ſie gemartert worden, damit martern ſie wieder, Prieſter der

Verweſung unter Mumien verdorrt, pflanzen ſie das alte Gift, wie Veſtalinnen das heilige Feuer fort.

Jeder neue Genius ſcheint nur geboren zu werden, um ſogleich in das Papier zu fahren. Wir haben kaum größere Landsleute, als ſchreibende. Die Bahn des Ruhms, die dem Helden und dem Staatsmann in Deutſchland etwas langweilig gemacht und dem Künſtler ganz mit Dornen beſäet wird, ſteht nur dem Schriftſteller lockend offen. Ein geiſtreicher Mann wird in Deutſchland eben ſo oft ein Schriftſteller, als in England oder Frankreich ein Staatsmann. Wo er nicht handeln kann, ſchreibt er wenigſtens.

So wetteifern eigentlich die Guten und die Schlechten, die Berufenen und die Unberufenen, die literariſche Sündfluth anzuſchwellen. Als dieſe Fluth zuerſt zu wirken begann, ſagte ſchon ein älteres Volkslied:

Papiers Natur iſt Rauſchen,
Und rauſchen kann es viel,
Leicht kann man es belauſchen,
Denn es ſtets rauſchen will.

Es räuſcht an allen Orten,
Wo ſein ein Bißlein iſt,
Alſo auch die Gelehrten
Rauſchen ohn alle Liſt.

Aus Lumpen thut man machen;
Des edlen Schreibers Zeug.
Es möcht' wohl jemand lachen,
Fürwahr ich Dir nicht leug.

Alt Hadern, rein gewaschen,
Dazu man brauchen thut,
Hebt manchen aus der Aschen,
Der sonst litt groß Armuth.

Die Feder hintern Ohren,
Zum Schreiben zugespitzt,
Thut manchen heimlich zoren
Woran der Schreiber sitzt.

Vor andern Knaben allen,
Weil man ihn Schreiber heißt,
Thut Fürsten wohlgefallen,
Die lieben ihn allmeist.

Den Schreiber man wohl nennet,
Ein' edlen theuren Schatz,
Wiewohl man's ihm nicht gönnet,
Dennoch halt er den Platz.

Vorm Schreiber muß sich biegen
Oft mancher stolze Held,
Und in den Winkel schmiegen,
Ob's ihm gleich nicht gefällt.

Von jeher wechselten zweierlei Zeitalter mit einander ab. Entweder die Kunst und Wissenschaft litt unter dem Druck der Barbarei, oder das öffentliche

Leben erschlaffte unter den weichlichen Ergötzungen der Muse. Das heroische Zeitalter und das literarische stehen in umgekehrten Verhältnissen. Nachdem die großen Stürme der Reformation vorüber waren, vertauschten wir das Schwert mit der Feder, und widmeten uns in langer Friedensruhe auch den Künsten des Friedens. Allein diese Ruhe war von Anfang an nur eine Ruhe der Erschlaffung, und jene Künste dienten zum Theil nur dazu, die Erschlaffung zu vermehren. Weit entfernt, daß ein glückliches Gleichgewicht zwischen der praktischen und contemplativen Thätigkeit eingetreten wäre, herrschten im Gegentheil die sinnende Grübelei und Bücherträumerei, das Schwelgen in der Phantasie und das unreelle Idealisiren eben so einseitig vor, als sie früher durch die äußere Barbarei des Lebens zurückgedrängt worden waren. Sollte je einmal im kirchlichen, oder politischen, oder sittlichen Gebiet eine Idee ins praktische Leben übergehen, so wurde sie schnell mit Spießen und Stangen in die Traumwelt der Schriftsteller zurückmanövrirt, und die äußere wie innere Politik sorgte dafür, daß wir Träumer blieben. Wir hatten, wenn nicht immer panem, doch immer circenses, und vielleicht hätte die Wirklichkeit uns auch noch etwas stärker mahnen können, ohne daß wir aus unserer Bücherwelt erwacht wären. Denn wir liebten den Kerker, den wir uns so schön ausgemalt hatten.

Sey es nun, daß ein feindseliger Gott unser Augenlied hütet und mit dem eisernen Schlaf uns wie den Prometheus fesselt, um uns zu züchtigen, weil wir Menschen gebildet, und daß die prophetischen Träume der letzte Rest von Thätigkeit sind, die uns selbst ein Gott nicht rauben kann; oder wir selber weben aus eigner Neigung, aus einem Triebe, wie ihn die Natur in die Raupe gelegt, das dunkle Gespinst um uns, um in geheimnißvoller Schöpfungsnacht die schönen Psycheschwingen zu entfalten; seyen wir gezwungen, uns über den Mangel an Wirklichkeit mit Träumen zu trösten, oder reißt uns ein inwohnender Genius über die Schranken auch der schönsten Wirklichkeit in noch höhere Regionen der Ideale fort, immerhin müssen wir jener wuchernden Literatur, jener abenteuerlichen Papierwelt eine hohe Bedeutung für den Charakter der Nation und dieser Zeit zuerkennen.

Da, wo nur Bücher statt der Thaten glänzen, wo der Glaube geirrt, der Wille abgespannt, die Kraft entnervt, die Thatenlosigkeit beschönigt, die Zeit ertödtet wird mit Buchstaben, wo die großen Erinnerungen und Hoffnungen des Volks statt lebendiger Herzen nur todtes Papier finden, da werden wir die Schattenseite der Literatur erkennen müssen. Wo sie das frische Leben hemmt und an seine Stelle sich drängt, da ist sie negativ und feindselig in ihrem Wesen.

Doch Worte gibt es, die selber Thaten sind. Alle Erinnerungen und Ideale des Lebens knüpfen sich an jene zweite Welt des Wissens und des Dichtens, die von des Geistes ewiger That erzeugt, geläutert und verklärt wird. Und in dieser Welt sind wir Deutsche vorzugsweise heimisch. Die Natur gab uns überwiegenden Tiefsinn, eine herrschende Neigung, uns in den eignen Geist zu versenken, und den unermeßlichen Reichthum desselben aufzuschließen. Indem wir diesem nationellen Hang uns überlassen, offenbaren wir die wahre Größe unserer Eigenthümlichkeit und erfüllen das Gesetz der Natur, das Geschick, zu dem wir vor andern Völkern berufen sind. Die Literatur aber, der Abdruck jenes geistigen Lebens, wird eben darum hier ihre glänzende Lichtseite zeigen. Hier wirkt sie positiv, schöpferisch und segensreich. Das Licht der Ideen, die von Deutschland ausgegangen, wird die Welt erleuchten.

Nur hüte man sich vor dem Irrthum, die Hülle, welche der Geist annehmen muß, um sich zu offenbaren, das Wort, das den Geist in sich aufnimmt, aber auch zugleich begräbt, für höher zu achten, als den ewigen, lebendigen Springquell des Geistes selbst. Das Wort, das todte, unveränderliche, ist nur die Hülle des Geistes, abgeworfen an einem sonnigen Tage, gleich der bunten Haut, welche die alte und doch ewig junge Weltschlange mit jeder Verwandlung

hinter sich läßt. Aber man verwechselt nur zu oft das todte Wort mit dem lebendigen Geist. Nichts ist gewöhnlicher, als der Irrthum, ein Wort höher zu achten, besonders ein gedrucktes, als den freien Gedanken, und Bücher höher zu achten, als Menschen. Dann wird der lebendige Springbrunnen verstopft durch die Wassermasse selbst, die in ihn zurückstürzt. Der Geist erschlafft unter den Büchern, die doch selbst nur seiner Kraft ihr Daseyn verdanken. Man lernt Worte auswendig und fühlt sich der Mühe überhoben, selbst zu denken. Nichts schadet so sehr der eignen Geistesanstrengung, als die Bequemlichkeit, von dem Gewinn einer fremden zu zehren, und durch nichts wird die Faulheit und der Dünkel der Menschen so sehr unterstützt, als durch die Bücher. Mit der Kraft aber geht die Freiheit des Geistes verloren. Man kann nicht leichter aus den freien Menschen dumme Schafherden machen, als indem man sie zu Lesern macht. Daher war es schon dem feinen Platon zweifelhaft, ob die Erfindung der Schrift die Menschen sonderlich gebessert hätte, und es wird nicht übel angebracht seyn, die denkwürdigen Worte dieses liebenswürdigen Weisen hieher zu setzen:

„Ich habe gehört, zu Naukratis in Aegypten sey einer von den dortigen alten Göttern gewesen, dem auch der Vogel, welcher Ibis heißt, geheiligt war, er selbst aber, der Gott, habe Theuth geheißen.

Dieser habe zuerst Zahl und Rechnung erfunden, dann die Meßkunst und die Sternkunde, ferner das Bret- und Würfelspiel, und so auch die Buchstaben. Als König von ganz Aegypten habe damals Thamus geherrscht in der großen Stadt des obern Landes, welche die Hellenen das ägyptische Thebe nennen, den Gott selbst aber Ammon. Zu dem sey Theuth gegangen; habe ihm seine Künste gewiesen, und begehrt, sie möchten den andern Aegyptern mitgetheilt werden. Jener fragte, was doch eine jede für Nutzen gewähre, und je nachdem ihm, was Theuth darüber vorbrachte, richtig oder unrichtig dünkte, tadelte er oder lobte. Vieles nun soll Thamus dem Theuth über jede Kunst dafür und dawider gesagt haben, welches weitläufig wäre, alles anzuführen. Als er aber an die Buchstaben gekommen, habe Theuth gesagt: Diese Kunst, o König, wird die Aegypter weiser machen und gedächtnißreicher. Denn als ein Mittel für den Verstand und das Gedächtniß ist sie erfunden. Jener aber habe erwiedert: O kunstreichster Theuth, Einer weis, was zu den Künsten gehört, an's Licht zu gebären, ein Anderer zu beurtheilen, wie viel Schaden und Vortheil sie denen bringen, die sie gebrauchen werden. So hast auch du jetzt, als Vater der Buchstaben, aus Liebe das Gegentheil dessen gesagt, was sie bewirken. Denn diese Erfindung wird den lernenden Seelen vielmehr

Vergessenheit einflößen aus Vernachläßigung des Gedächtnisses, weil sie im Vertrauen auf die Schrift sich nur von außen, vermittelst fremder Zeichen, nicht aber innerlich, sich selbst und unmittelbar erinnern werden. Nicht also für das Gedächtniß, sondern nur für die Erinnerung hast Du ein Mittel erfunden, und von der Weisheit bringst du deinen Lehrlingen nur den Schein bei, nicht die Sache selbst. Denn indem sie nur Vieles gehört haben ohne Unterricht, werden sie sich auch vielwissend zu seyn dünken, da sie doch unwissend größtentheils sind, und schwer zu behandeln, nachdem sie dünkelweise geworden statt weise." (Platon's Phaidros, 274.)

Diese Worte mögen uns bei den nachfolgenden Betrachtungen eingedenk bleiben und uns als eine leise, warnende Stimme immer in den Ohren klingen, wenn wir, wie es zu geschehen pflegt, von den Herrlichkeiten der Literatur geblendet, das Leben darüber vergessen sollten. Mit Recht haben die praktischen Menschen die Bücher nie recht leiden können, weil sie den Sinn vom frischen, thätigen Leben hinweg in eine nichtige Welt des Scheins verlocken. Tiefer aber haben mit Platon die Herzenskundigen und die echten Denker jederzeit den Buchstaben vom lebendigen Gefühl und Gedanken unterschieden, und die Literatur, die Welt der Worte, nicht nur der

Welt der Thaten, sondern auch der innern, stillen Welt der Seele untergeordnet.

Auf unendliche Weise steht das Wort dem Leben entgegen, wenn es auch nur aus ihm hervorgeht. Es ist das erstarrte Leben, sein Leichnam oder Schatten. Es ist unveränderlich, unbeweglich; von einem Wort läßt sich kein Jota rauben, sagt der Dichter, es ist an die ewigen Sterne befestigt, und der Geist, aus dem es geboren ist, hat keinen Antheil mehr daran. Das Wort hat Dauer, das Leben Wechsel; das Wort ist fertig, das Leben bildet sich.

Darum hat ein Leben, das sich den Büchern hingibt, allerdings etwas Todtes, Mumienhaftes, Troglodytenmäßiges. Wehe dem Geiste, der sich an ein Buch verkauft, der auf ein Wort schwört; die Quelle des Lebens in ihm selber ist versiegt. In diesem Tode, mitten im Leben, aber liegt eine dämonische Gewalt verborgen, es ist das Gorgonenhaupt, das uns versteinert. Ihre Wirkungen sind unermeßlich in der Weltgeschichte, oft hat ein Wort von Marmor Jahrhunderte versteinert, und spät erst kam ein neuer Prometheus und beseelte die erstarrten Generationen wieder mit lebendigem Feuer.

Im Leben aber, wenn es sich selbst begreift, liegt der Zauber, der des Wortes Meister wird. Wenn es sich nicht zu bewachen weiß, fällt es unter die Gewalt des Wortes; wenn es auf sich selbst ver-

traut, hat es auch den Talisman gewonnen, mit dem es das dämonische Wort bewältigt. Was nun für jeden Menschen gilt, sobald er ein Buch in die Hand nimmt, soll für uns gelten, indem wir die neue Literatur in ihrem ganzen Umfang betrachten wollen. Wir werden vom Leben ausgehen, um beständig darauf zurückzukommen; an diesem Ariadnefaden hoffen wir in dem Labyrinth der Literatur uns zurecht zu finden. Indem wir uns im frischen Gefühl des Lebens über die todte Welt der Literatur stellen, wird sie uns alle Geheimnisse aufschließen müssen, ohne uns in den Zauberschlaf zu wiegen. Nur der Lebendige kann wie Dante die Schattenwelt durchwandern. Wir werden manchen deutschen Professor darin finden, der in bleiernem Rock mit rückwärts gedrehtem Halse nach dem grünen Leben zurückblickt und nimmer aus der grauen Theorie herauskommt; wir werden den Sisyphus den Stein der Weisen bergan schleppen und den Tantalus nach den Aepfeln am Baum des Erkenntnisses hungern sehn, wir werden Alle finden, die in den Worten suchten, was allein das Leben gewährt.

Von diesem freien Standpunkte aus wollen wir die Literatur zunächst in ihrer Wechselwirkung mit dem Leben, sodann als ein Kunstwerk betrachten. Sie ist ein Produkt des Lebens, das wieder auf dasselbe zurückwirkt. Vom Leben selbst geschliffen wird sie ein Spiegel desselben, von ihm als Arzenei und

als Gift gebraucht, heilt oder tödtet sie es. In dem unermeßlichen Umfang ihrer todten Wörter aber ist sie ein einziges und zwar das reichste Kunstwerk nächst dem Leben selbst. Wenn es schwierig ist, in diesem Reichthum sich zurecht zu finden, so ist es doch noch schwieriger, sich von ihm nicht völlig verblenden zu lassen. Viele sehen in der Literatur zugleich den reinsten Spiegel des Lebens, wenn er gleich nur der umfassendste ist; viele betrachten sie als das höchste Produkt des Lebens, nur weil es die längste Dauer verspricht. Sie stellen die Ruinen, die von der Weisheit Aller übrig sind, über das wohnliche Haus unsrer eignen Weisheit, und das Bild aller Thaten über die eigne That. Bald sind sie zu träg, und wollen nur die Früchte eines fremden Denkens und Handelns genießen, die aber der Trägheit beständig wie dem Tantalus entfliehen; bald fürchten sie, den Alten nicht mehr gleichen zu können und machen sich träg aus Resignation.

Allerdings spiegelt die Literatur das Leben nicht nur umfassender, sondern auch reiner, als irgend ein andres Denkmal, weil kein andres Darstellungsmittel den Umfang und die Tiefe der Sprache darbietet. Doch hat die Sprache Grenzen, und nur das Leben keine. Den Abgrund des Lebens hat noch kein Buch geschlossen. Es sind nur Saiten, die in euch angeschlagen werden, wenn ihr ein Buch leset, die un-

endliche Harmonie, die in eurem wie in aller Leben schlummert, hat noch kein Buch ganz erfaßt. Darum hoffet nimmer in jenen Notenbüchern den Schlüssel zu allen Tönen des Lebens zu finden, und begrabt euch nicht zu sehr in den Schulstuben, laßt euch vielmehr gerne und oft vom frischen Lebenswinde die innere Aeolsharfe frei und natürlich, sanft und stürmisch bewegen.

Die Literatur sey immer nur ein Mittel unsres Lebens, nie der Zweck, dem wir es zum Opfer brächten. Wohl ist es herrlich, an der Erinnerung des vergangenen Lebens das gegenwärtige zu spiegeln und zu bilden, auf die Mitwelt durch das Wort zu wirken und der Nachwelt ein Gedächtniß unsres Lebens zu überliefern, wenn es des Gedächtnisses werth gewesen; doch keiner gebe seinen Geist dem Buchstaben gefangen.

Die frühern Geschlechter erkannten die große Bedeutung der Literatur noch nicht, da sie, zu sehr dem Genuß oder der That des Augenblicks hingegeben, sich mehr in der Wirklichkeit der Welt verloren, als sich im Spiegel derselben suchten. Die neuere Zeit ist beinah ins Extrem des Gegentheils gerathen, und der Mensch stiehlt sich gleichsam aus seiner Gegenwart heraus, um sich in eine fremde Welt zu versetzen, und übertäubt sich mit den Wundern, die seine Neugier um ihn versammelt. Damals lebte man mehr,

jetzt will man mehr das Leben erkennen. Die Literatur hat ein Interesse auf sich gezogen und eine Wirksamkeit erlangt, die den frühern Zeiten unbekannt war. Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat ihr eine materielle Basis gegeben, von welcher aus sie ihre großen Operationen entwickeln konnte. Seitdem ist sie eine europäische Macht geworden, theils herrschend über Alle, theils dienend Allen. Sie hat der Geister sich bemächtigt durch das Wort, das Leben beherrscht durch das Bild des Lebens, aber zugleich jedem Streben des Zeitalters ein gefälliges Werkzeug dargeboten. In ihr goldnes Buch hat Jeder sein Votum eingetragen. Sie ist ein Schild der Gerechtigkeit und Tugend, ein Tempel der Weisheit, ein Paradies der Unschuld, ein Wonnebecher der Liebe, eine Himmelsleiter dem Dichter, aber auch eine grimmige Waffe dem Parteigeist, ein Spielzeug der Tändelei, ein Reizmittel der Ueppigkeit, ein Sorgenstuhl der Trägheit, ein Triebrad der Plauderei, eine Mode der Eitelkeit und eine Waare dem Wucher gewesen, und hat allen großen und kleinen, schädlichen und nützlichen, edlen und gemeinen Interessen der Zeit als Magd gedient.

Dadurch hat sie aber an Mannigfaltigkei und Masse ins Ungeheure zugenommen, daß der Einzelne, der zum erstenmal in die Bücherwelt geräth, sich in ein Chaos versetzt findet. Stets beschäftigt, alles

andre zu begreifen, hat sie sich selbst noch nicht begriffen. Sie ist ein Kopf mit vielen tausend Zungen, die alle wider einander reden. Ein unermeßlicher Baum beschattet sie das lebende Geschlecht, doch aller Blüthen Auge sieht nach außen und die weitverbreiteten Aeste stehn von einander ab. Ueberall erblicken wir Wissenschaften und Künste, die einander ausschließen, wiewohl ein Boden sie nährt, eine Sonne sie reift und ihre Früchte gemeinsam uns bereichern. Ueberall sehn wir Parteien, die einander durch denselben Gegensatz zu vernichten trachten, wodurch sie sich wechselseitig erzeugen und aufrecht halten. Der Geist, der ein Fremdling in diese Literatur eintritt, weiß sich nicht zurecht zu finden in der Fülle, und nicht zu sondern, was in untergeordnete Sphären zerfällt. Er begnügt sich mit dem Kleinen, weil er das Große nicht kennt, mit der Einseitigkeit, weil er die andre Seite nicht sieht; und mehr noch als die Mannigfaltigkeit von Büchern die Uebersicht erschwert, verwirren die herrschenden Parteien das Urtheil selbst und erzeugen neben der Unkenntniß jene leichtsinnige Verachtung des Unbekannten oder Halbbegriffenen, die in der neuesten Zeit namentlich so verderblich um sich gegriffen. Endlich behauptet der Augenblick sein Recht, das Neue, die Mode; der Strom der Literatur erscheint in seinen Windungen jeden Augenblick nur als ein beengter See, und die

weite Bücherwelt drängt sich dem gewöhnlichen Leser in einen kleinen Horizont zusammen. Allen gilt zwar alles, doch immer nur das Eine für die Einen und Vieles nur für den Augenblick. So bietet unsre Literatur das bunteste Chaos von Geistern, Meinungen und Sprachen dar. Sie steigt von den Sonnengipfeln des Genies zum tiefsten Schlamm der Gemeinheit hinunter. Bald ist sie weise bis zum mystischen Tiefsinn, bald stumpfsinnig, oder geckenhaft thöricht. Bald ist sie fein bis zur Unverständlichkeit, bald roh wie Felsen. Ein Gleichmaaß der Ansichten, der Gesinnung, des Verstandes und der Sprache ist nirgends wahrzunehmen. Jede Ansicht, jede Natur, jedes Talent macht sich geltend, unbekümmert um den Richter, denn es ist kein Gesetz vorhanden und die Geister leben in wilder Anarchie. Aus allen Instrumenten und Tönen wird das wunderbare Concert der Literatur unaufhörlich fortgespielt, und es ist nicht möglich Harmonie darin zu finden, wenn man mitten in dem Lärmen steht. Schwingt man sich jedoch auf den höhern Standpunkt über der Zeit, so hört man, wie in halben Jahrhunderten die Fugen wechseln, die Dissonanzen ihre Lösung finden. Es gibt irgendwo eine Stelle, wo man die labyrinthischen Gänge zum schönen Ganzen verschlungen sieht. In dieser Mannigfaltigkeit verbirgt sich die geheime Harmonie eines unendlichen Kunstwerks, das zu ermessen ein ästhe-

tischer Trieb uns nicht ruhen läßt. Aus einem Leben hervorgegangen, ist diese Literatur selbst ein einiges Ganze.

Der üppigen Vegetation des Südens gegenüber erzeugt der Norden eine unermeßliche Bücherwelt. Dort gefällt sich die Natur, hier der Geist in einem ewig wechselnden Spiel der wunderbarsten Schöpfungen. Wie nun der Botaniker jene Pflanzenwelt zu überblicken, anzuordnen und ihr geheimes Gesetz sich zu enträthseln trachtet, so mag der Literator ein Gleiches an der Bücherwelt versuchen. Das Bedürfniß nach einem Ueberblick ist immer dringender geworden, je mehr uns die Bücher von allen Seiten über den Kopf zu wachsen drohen. Man hat deßhalb schon längst jene periodische Literatur zugerüstet, die als administrative Behörde die anarchischen Elemente der schreibenden Welt bemeistern soll; diese numerirenden, classificirenden, conscribirenden, judicirenden Bureaux sind aber selbst von der Anarchie ergriffen und in das allgemeine Chaos unaufhaltsam fortgerissen worden. Sie möchten gern wie der Hundsstern frei über dem blühenden Sommer schweben, weil sie aber selbst aus der Tiefe stammen, sind sie noch von dem wilden Triebe der Vegetation beherrscht, und kleben sich nur als Schmarotzerpflanzen an die verschiednen Zweige der Literatur. Dennoch läßt das tiefe Bedürfniß, in jener unermeßlichen Mannigfaltigkeit eine

sichre innere Harmonie zu erkennen, sich niemals abweisen. Manche haben die Oberfläche der Literatur ziemlich umfassend erblickt, aber in den Inhalt, in die innere Tiefe, aus welcher eine so reiche Welt an die Oberfläche herausblühen konnte, haben nur wenige hineingeblickt. Jedes Auge sieht die Welt rund, es kommt aber darauf an, wie tief es hineinsieht.

Es ist eine der größten Uebelstände unsrer Literatur, daß sich die Parteien so wenig concentriren. Wenn in Paris oder London zehn ausgezeichnete Schriftsteller in Uebereinstimmung und mit geschickter Vertheilung der Stoffe für eine bestimmte Sache kämpfen, so thun es in Deutschland einige hundert Schriftsteller mit verhältnißmäßig weniger Talent und ohne Uebereinstimmung, ohne von einander Notiz zu nehmen. Ist es nun in Paris oder London sehr leicht, das Schlachtfeld zu überblicken, so ist es in Deutschland fast unmöglich. Es erscheinen jährlich tausend theologische Schriften. Wer mag sie alle lesen? Ihre Verfasser selbst sind nicht im Stande, alle ihre Gegner oder Mitkämpfer zu kennen. Sie fechten gewissermaßen im Dunkeln. Der arme Dorfpfarrer hat ein Dutzend Bücher und ein halb Dutzend Collegienschriften vor sich, und so schreibt er ein neues Buch, unbekümmert, ob fünfzig seiner Collegen zu gleicher Zeit ein eben so armseliges Buch schreiben. So sind bei Gelegenheit der Cholera meh-

rere hundert Schriften in Deutschland erschienen, von denen nur sehr wenige an einen höhern, überschauenden Standpunkt des Verfassers mahnten. So wurden seit der jüngsten politischen Aufregung eine ungeheure Menge Schriften über Constitution und Administration geschrieben, deren größte Menge sich nur auf bestimmte Lokalitäten und Momente bezog, und die zu überblicken, aus denen heilsame Resultate für das Ganze zu ziehen, höchst schwierig ist. Wir Deutsche haben angefangen, auch in allen Zweigen der Politik sehr gesunde Begriffe zu bekommen; aber die Summe unsrer politischen Weisheit ist gleichsam in den kleinsten Münzsorten zerstreut, und wir vermögen sie nicht in ein großes Kapital zusammenzuschmelzen. Selbst die Belletristik macht davon keine Ausnahme, denn auch der eifrigste Romanleser wird nicht fertig mit dem, was ihm jede Messe an neuer Lektüre bietet.

Die Vielschreiberei in Deutschland ist so zur Manie geworden, daß die guten Leute, gerade je weniger ein neues Buch durch die ungeheure Masse der vorhandenen durchdringen kann, um so mehr ein jedes, auch das unbedeutendste, gedruckt sehn wollen. Daher in neuester Zeit die Auskehricht-Literatur, die Briefsammlungen und Nachlässe jedes nur entfernt berühmten Mannes. Kaum daß ein Visiten- und Waschzettel der seligen Matthison ungedruckt bleiben darf. Von Jean Paul wissen wir, an welchem Datum er

den ersten Hosenträger gewirkt erhalten, von Voß, was er in jedem Wirthshaus auf seiner kleinen Reise verzehrt hat, von Schiller, in welcher Equipage er bei Göthe vorgefahren, und womit sonst die vielen hundert Biographien und Briefbände dieser Gattung vollgepfropft sind. Und gerade die Protestanten und Rationalisten sind am eifrigsten in diesem modernen Reliquiendienst, dessen weit edleres Vorbild sie bei den Katholiken verhöhnen.

Eine gewisse Vielschreiberei kann nothwendig und unvermeidlich werden. Zwar wird die Nachwelt sich immer nur mit einer Auswahl des Besten und Wichtigsten aus der frühern Literatur begnügen, aber für die Mitwelt hat die Literatur noch einen besondern Werth der Mittheilung und Diskussion. Es müssen viele Versuche und Vorarbeiten zu Grunde gehen, ehe der Nachwelt das Resultat in wenig Worten überliefert wird, und die Mitwelt hat eigenthümliche Interessen, die sie befriedigen muß, ohne daß die Nachwelt überhaupt davon Notiz zu nehmen braucht. Allein die Deutschen wissen, wie ich schon oben bemerkt, die Diskussion nicht zu concentriren, sondern vervielfältigen sie ins Ungeheure und reden durcheinander, ohne einander zugleich hören zu können, und außerdem verwechseln sie das praktische Bedürfniß des Augenblicks beständig mit der Sorge für die Nachwelt. Sie sind nicht allein darauf bedacht, daß

ſie etwas zur rechter Zeit ſagen, ſie adreſſiren ihre Rede auch gleich an die Nachwelt, und die Nachwelt und das Publikum ſind ihnen identiſche Begriffe auch da, wo ſie ſie nothwendig ſcheiden ſollten. Mit einer wahrhaft chineſiſchen Aengſtlichkeit ſorgen ſie, daß der armen Nachwelt doch ja nichts vorenthalten werde, und ſo ſchreiben ſie auf jeden Grabſtein unſterbliche Worte, die ſchon der nächſte Regen verwiſcht.

Schon öfters bin ich von gelehrten Franzoſen angegangen worden, ihnen eine Art von Leitfaden in das Labyrinth der deutſchen Literatur zu geben. Ich ſtelle mir vor, der Brahmine, der kürzlich nach England gekommen iſt, träte in die unendliche deutſche Bücherwelt und früge mich: gibt es nicht ein Buch der Bücher, worin man all dieſe Weisheit in nuce beiſammen findet? Nein, muß ich antworten, ſeit die Thiere in der Arche Noä beiſammen wohnten, haben ſie ſich ſo zahllos vermehrt, daß jetzt die Linnee's und Buffons und Blumenbachs und Cuviers nicht mehr fertig werden, unter den Individuen nur die Gattungen wieder aufzufinden. Sieh dort, ehrwürdiger Gymnoſophiſt, das niederländiſche Viehſtück unſerer Erbauungsliteratur. Ganze Wände, ganze Säle voll pfäffiſche Krämerwaaren, ſüßlicher Seelenmarcipan, Konfirmationswerke, Andachtsbücher für gebildete Töchter, Weihen der Jungfrau, Chriſtinnen

im Hause, Selithas, Theonas, Witschelsche Morgen- und Abendopfer, Stunden der Andacht, Glockentöne ꝛc. ꝛc. Würde der bekehrte, aus Enthusiasmus für das Lutherthum nach Europa gekommene Indianer nicht sagen, daß es hier sehr Noth thäte um einen Christus, der mit der Geißel käme und die theologischen Damenschneider und Galanteriehändler aus dem Tempel hinauspeitschte. Ich kenne einen Kinderverderber in Deutschland, der einer entehrenden Strafe mit Mühe entging, wie deren nur zu viele durch herkömmliche Vertuschung der gerechten Rache der beleidigten Menschheit entgehn. Zu diesem Nichtswürdigen sprach in meiner Gegenwart ein junger Buchhändler, der zu der Gattung derer gehörte, die um jeden Preis schnell reich werden wollen: schreiben Sie mir ein Andachtsbuch für Damen. Topp, erwiederte jener, und sie schlossen den Kontrakt über ein Buch, das wirklich vor ein paar Jahren im Meßkatalog stand. O hätten doch alle die edlen Mütter und reinen Jungfrauen diese Gaunergesichter gesehn, sie würden das heilige Buch ins Feuer werfen. Und haben andre Bücher dieser Art etwa einen reinern Ursprung? Wahrlich nicht, der Heuchler schreibt das Buch, lacht heimlich und steckt das Geld ein. Von einem ächten Priester des Herrn rührt niemals ein solches frommes Modebuch her: denn wahre Gottesfurcht schmeichelt den Menschen nicht, und dringt

sich den schwachen Weiblein nicht so zuthätig auf. An diesen Wust von theologischer Literatur, von dem kaum der zehnte Theil nicht gottlos ist, würde ich mit Vergnügen Feuer legen.

Unsere politische Literatur hat sich verbessert, aber wenn man auch zugäbe, daß Alles, was an allen Orten in Deutschland über Politik geschrieben wird, Weisheit enthielte, selbst dann würden wir zu beklagen seyn, daß wir für so vielzüngige Weisheit nicht Ohren genug haben. Seit geraumer Zeit leiden unsre politischen Schriftsteller an der Kurz- und Fernsichtigkeit, und das was nicht ist, sehn sie in der Regel zu nahe, und das was ist, zu ferne. Die ungeheure Brille, wodurch sie sehn, ist überdies acht- und dreifigfach brillantirt, und die H. Alexander Müller und Dr. Zörfl können nicht fertig werden, nur die Bausteine zu dem Labyrinth der deutschen Staatsrechte zu sammeln, aus dem, wenn es je ein Schriftsteller vollständig zusammenstellte, wenigstens kein Leser sich wieder herausfände. Es ist selbst für den, der sonst gar nichts zu thun hat, eine Aufgabe, über die sächsischen und hannöverschen, oder über die kurhessischen und badischen Angelegenheiten zugleich au fait zu bleiben. Man hat so oft geklagt, der Deutsche bekümmere sich um die Angelegenheiten des Staats zu wenig; wenn er aber einen breiten Tisch voll Zeitungen und vier lange Wände voll Bücher vor sich

sieht, die er alle durchlesen muß, um sich nur fürs Erste zu orientiren, so kann man ihm nicht verdenken, daß er dies für äußerst mühselig hält.

Gewiß ist der Eifer, den man neuerdings für die Verbesserung der Erziehung anwendet, sehr wünschenswerth; aber ich möchte wohl den Pädagogen kennen, der Alles gelesen hätte, was über diesen Punkt in Deutschland schon geschrieben worden ist, und jährlich noch in etlichen hundert neuen Büchern geschrieben wird. Wo wäre ein neuer Lehrer, der nicht vielmehr, anstatt die alten Bücher zu lesen, lieber ein neues schriebe. Es ist beinahe schon zur Gewohnheit geworden, daß jeder eine neue Methode aufbringt, oder wenigstens ein neues Lehrbuch für seinen nächsten Wirkungskreis schreibt. Daher die entsetzliche Menge von Lehrbüchern, die man nicht mehr übersehn kann, und aus denen man keineswegs eine Auswahl trifft. Man zähle die „Naturgeschichten" und „Geographien" für die Schuljugend, die „deutschen Geschichten," und vollends gar die Unterhaltungsbücher für Kinder, die durchgängig bloße Spekulation auf den Geldbeutel der Eltern sind. So haben wir denn eine Kinderliteratur erhalten, die der Literatur für die Alten nicht viel nachgibt. Mein Sohn könnte eine Bibliothek von 15,000 Werken haben, die für Leser von nicht 16 Jahren in Deutschland geschrieben und gedruckt worden sind. Nun,

guter Vater, ſetze dich hin, lies dieſe 15,000 Werke vorher und wähle für deinen Sohn das beſte aus!

Oder wenden wir uns zur Poeſie. Seit 1814 ſind nicht weniger als 5—6000 neue Romane fabricirt worden. Wären ſie alle gut, ſo wären es zu viele, weil man ſie doch nicht alle leſen könnte; und ſind ſie ſchlecht, ſo hätten ſie gar nicht geſchrieben werden ſollen. Sie ſind wirklich dem größten Theile noch ſchlecht, vielleicht nicht einhundert davon kann ein vernünftiger Mann aus der Hand legen, ohne ſich des Volkes zu ſchämen, das ſolche Romane hervorbringt. Nun blieben alſo noch mehr als 5000 Romane übrig, die binnen ſo kurzer Zeit nicht nur ein großes Kapital von Geld und Zeit des Autors, Verlegers, Druckers, Leſers ꝛc. unnütz vergeudet, ſondern auch durch ihre, wenn nicht demoraliſirende, doch erſchlaffende Wirkung der Nation weſentlich geſchadet haben. Dieſe ungeheure Maſſe von Romanen würden in ältern weiſern Zeitaltern ein Gegenſtand der politiſchen Aufmerkſamkeit geweſen ſeyn. Ein griechiſcher Geſetzgeber würde ſie ſo gewiß verdammt haben, als die neuere Nationalökonomie ſie verdammen muß. Aber eine Bemerkung dieſer Art hat in unſerm Zeitalter keine andere Folge, als daß unſre romantiſchen Leſer darüber lächeln.

Ich erſchrecke, wenn ich die zahlreichen Namen neuer Buchhändler leſe. Sie werden das ohnehin

künftliche Bücherbedürfniß noch mehr steigern, denn sie wollen nicht nur leben, sondern leben im weitesten Sinne des Wortes. Ihrer modernen Stallfütterung kann es aber nie an literarischem Vieh fehlen, denn unsre Staatsweisheit hat es noch nicht dahin gebracht, den Andrang zu den Universitätsstudien wirksam zu hindern, obgleich sie ihn schon oft auf dem Papier verboten hat. Es werden mithin der verdorbenen Studenten, der überzähligen Auscultanten, der „desperaten Kandidaten der Theologie" so viele, daß sie schaarenweise die literarischen Ställe füllen können.

Wer einer solchen Literatur sich freuen kann, er müßte verrückt seyn; wahrhaftig, denn nur ein Verrückter mag sich eine Bibliothek anlegen, deren Bücher dem größten Theil nach hinter dem Titel hohl oder mit Sägespänen und Spinnewebeu angefüllt sind. Ein Vernünftiger setzt den Geist der Nation erstens überhaupt nicht in die Bücher, zweitens aber auch den Werth der Bücher nicht in deren Zahl. Anstatt uns des Reichthums zu rühmen, sollten wir nur darauf bedacht seyn, die Resultate unsrer Bücherweisheit kurz zusammenzudrängen, damit wir doch auch etwas davon haben: denn ohne dieses Verfahren werden wir noch lange Zeit mitten in unserm büchervollen Deutschland leere Köpfe herumlaufen sehn.

Die jüngste Zeit ist am wenigsten zu überblicken, weil sie nicht nur eine weit größere Zahl von Büchern

producirt, als die früheren Zeiten, sondern auch weil diese sich so schnell auf einander drängenden Werke nicht so schnell in die literarischen Handbücher einregistrirt werden können. Eine Vergleichung der Leipziger Meßcataloge seit der Restauration gibt folgendes Resultat: Im Jahr 1816 erschienen im deutschen Verlag zum erstenmal über 3000 Bücher, im Jahr 1822 zum erstenmal über 4000, im Jahr 1827 zum erstenmal über 5000 und im Jahr 1832 zum erstenmal über 6000: also ist ihre Zahl alle fünf Jahre um 1000 gestiegen. Seit dem Frieden von 1814 sind bis zum Schluß des Jahres 1835 nicht viel weniger als 100,000 Werke in Deutschland gedruckt worden.

Nun nehme man dazu die Ausbeute von früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten, und man hat Ursach, ein wenig vor der deutschen Büchermasse zu erschrecken.

An Werken, worin diese Masse nur einigermassen zur Uebersicht gebracht wird, an deutschen Büchercatalogen und Literargeschichten hat es uns zwar seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht gefehlt; doch sind nur die Spezialgeschichten einzelner Literaturfächer werthvoll, z. B. die Geschichten der ältern deutschen Literatur von Büsching und von der Hagen, die Geschichte des Wiederaufblühens der Wissenschaften vor Luther von Erhard, die Geschichte des Dramas von Gotsched und August Wilhelm Schlegel, die Geschichte

der komischen Literatur von Flögel, die Kirchengeschichte von Schröckh, Engelhardt, Gieseler, die Geschichte des Mysticismus von Arnold und Schmid, der Philosophie von Tennemann, Rixner, Ast, Reinhold, der Medizin von Kurt Sprengel, der Chemie von Gmelin, der Rechtskunde von Eichhorn, Savigny, Mittermeier, der Staatswissenschaft von Pölitz, Raumer ꝛc. Dagegen lassen die allgemeinen deutschen Literargeschichten noch gar viel zu wünschen übrig. Die Werke des edlen Greises Wachler verdienen gewiß die größte Auszeichnung. Doch hat er in seiner allgemeinen Literaturgeschichte den eigenthümlichen Geist deutscher Wissenschaftlichkeit nicht genug von den Bestrebungen anderer Völker unterschieden, und in seinem der deutschen Nationalliteratur ausschließlich gewidmeten Buche, nur die deutsch geschriebenen und die populären Werke behandelt, mit Weglassung aller von Deutschen lateinisch geschriebenen Bücher und der strengen Fakultätsliteratur. So hat er sich hier wie dort unmöglich gemacht, die deutsche Literatur in ihrer Gesammtheit und als ein geschlossenes Ganzes darzustellen. Außerdem sind seine Beziehungen der Literatur auf das Leben und die geschichtliche Entwicklung des deutschen Volks, wo er sie anbringt, zu karg; er sagt zu wenig über die jedesmal eine eigenthümliche Richtung der Literatur veranlassenden Zeitumstände. Endlich aber ist er zu sehr bloß Samm-

ler, zu wenig Kritiker. Sein Geist ist des ungeheuern Stoffs nicht mächtig, er weiß das Einzelne nicht aus dem Ganzen zu erklären; und wenn er, eines objectiven Urtheils sich bescheidend, nur ein subjectives und überall isolirtes Urtheil geltend macht, so hat er zwar das Verdienst, sich dabei von Moral und Patriotismus leiten zu lassen, doch führt ihn der Mangel an tieferer Einsicht nicht selten zu Mißgriffen. So vergöttert er mit moralischem und patriotischem Feuer den unmoralischen und unpatriotischen Göthe. Wachler ist indeß immerhin der erste gewesen, der eine Brücke aus der kalten Schulweisheit ins warme Leben hinüberzuschlagen versuchte. Eichhorns Literargeschichte ist noch ganz so kalt und trocken, vornehm herablassend und wissenschaftlich aristokratisch, wie Alles, was von Göttingen kommt. Gudens Tabellen sind lückenhaft und er hätte sich nicht damit plagen sollen, systematisch über alle deutsche Autoren Urtheile zu fällen, da er sicher nicht den zwanzigsten Theil gelesen hat. Das neue große Bücherlexikon von Heinsius, das nach Fächern geordnete Bücherverzeichniß von Ersch, das Schriftstellerverzeichniß von Meusel, die älteren Büchernachrichten von Baumgärtner, die guten Untersuchungen über mittelalterliche Literatur von Hamberger und das schwülstige aber notizenreiche Lexicon der ältern Literatur von

Jöcher haben wenigstens das Verdienst, uns über Namen, Titel und Jahreszahl zu orientiren.

So ist denn noch nicht viel geschehen, um die Masse der Literatur historisch und kritisch zu bewältigen, um das Bedeutende vom Unbedeutenden auszuscheiden, um das unbillig Vergessene, das ungerecht Verdammte wieder zu Ehren, und umgekehrt die sich aufdringende Leerheit und Gemeinheit in Vergessenheit zu bringen, um der Nation zu zeigen, was sie denn eigentlich an ihrer Literatur hat, um ihr den Reichthum ihres eigenen Geistes zu vollem Bewußtseyn zu bringen. Man blickt kaum in jene obengenannten Literargeschichten hinein, oder wendet sich erschrocken vor den vielen unübersehlichen Namen und Titeln zurück. So kommt man zu keinem Ueberblick, kennt mitten unter den Büchern die Literatur nicht, sieht den Wald vor den Bäumen nicht.

In der Naturwissenschaft hat man den Werth der Vergleichungen erkannt; man fängt an, nicht die Astronomie, oder Chemie, oder Geologie, oder Mineralogie ꝛc. allein zu treiben, sondern sie auch auf einander zu beziehen, ihre Resultate auszugleichen und darin höhere und allgemeine Naturgesetze zu erkennen. Diese Methode hätte man längst auch auf die Literargeschichte überhaupt anwenden können. Die Vergleichung gibt Aufschlüsse, zu denen die einseitige Verfolgung einer Wissenschaft oder

poetiſchen Schule nie gelangt. Eines erklärt, ergänzt das Andre. Nur aus der Vergleichung entſpringt ein richtiges, ein umfaſſendes zugleich und unparteiiſches Urtheil. Man kann ſchwerlich die Geiſter in allen ihren ſo mannigfach verſchiedenen Richtungen beobachten, ohne in dem Gegenſatz, aus welchem ſie entſprungen ſind, die Pole alles Lebens zu erkennen. Man kann aber auch nicht unparteiiſch über den Parteien ſtehn, ohne den Kampf unter einem epiſchen Geſichtspunkt aufzufaſſen und ſein großes Gemälde zu überſchauen. Im Gewühl des Lebens ſelbſt, gegenüber ſo mannigfachen und dringenden Intereſſen und unwillkürlich davon ergriffen, mögen wir zu einer Partei ſtehen; auf der Höhe der Literatur aber kann nur ein freier unparteiiſcher Blick in alle Parteianſichten befriedigen. Das Leben ergreift uns als ſein Geſchöpf, die Maſſe als ihr Glied, wir können uns von der Gemeinſchaft mit der Geſellſchaft, mit der Oertlichkeit und Zeit nicht losſagen und müſſen, eine Welle des lebendigen Stroms, ihn tragend und von ihm getragen, das Loos aller Sterblichen theilen; doch im Innern des Geiſtes gibt es eine freie Stelle, wo aller Kampf befriedigt, aller Gegenſatz verſöhnt werden mag, und die Literatur vergönnt es, dieſen feſten Stern der Menſchenbruſt in einem geiſtigen Univerſum zu verewigen.

Indem wir die Literatur ihrem ganzen Umfang

nach in Wechselwirkung mit dem Leben begriffen sehn, unterscheiden wir auf dreifache Weise die Einwirkungen, welche Natur, Geschichte und geistige Bildung auf die Literatur äußern. Die Natur bedingt ihr eine örtliche, nationelle und individuelle Eigenthümlichkeit, sie wirkt auf die Charaktere, wie auf die Sprache, und ruft die mannigfaltigen Töne hervor, in welchen das Volk den Urlaut des Geschlechts, das Individuum den Urlaut des Volks modificirt. Wie aber die Natur auf die Schöpfer der Literatur einen tiefen Einfluß behauptet, so die Geschichte auf die Gegenstände und den äußern Verkehr derselben. Die Interessen des handelnden Lebens kommen in der Literatur zur Sprache. Jeder neue Geist wird von dem Strome der Parteien ergriffen und muß Partei halten oder machen. Endlich dürfen wir, so innig auch Natur, Geschichte, Geist in einer Gesammtwirkung sich durchdringen, doch die eigenthümlichen Entwicklungen jeder bestimmten Wissenschaft oder Kunst und ihren Einfluß auf die Literatur von den Einflüssen sowohl nationeller und individueller Charaktere, als des herrschenden Zeitgeistes unterscheiden. Von eigenthümlichen Naturen oder vom Geist der Zeit ergriffen, erleidet jede Wissenschaft und Kunst mannigfache Modificationen, doch schreitet sie consequent durch die Menschen und Jahrhunderte fort und wird nie einem Manne oder einer Na-

tion oder einem Zeitalter allein unterthan, von k
nem ganz ergründet und vollendet. Wir betracht
demnach zuerst die allgemeinen natürlichen und hist
rischen Bedingungen unserer Literatur, sodann insb
sondre jedes ihrer Fächer.

Nationalität.

Die Literatur ist in der neuesten Zeit so sehr die glänzendste Erscheinung unsrer Nationalität geworden, daß wir diese eher aus jener erklären können, als umgekehrt. Es ist uns beinahe nichts übrig geblieben, wodurch wir unser Daseyn bemerklich machen, als eben Bücher. Wie die Griechen zuletzt durch nichts mehr ausgezeichnet waren, als durch Wissenschaften und Künste, so haben auch wir nichts mehr, was uns würdig machte, den deutschen Namen fortzuführen. Leben wir nicht als einige Nation wirklich nur in Büchern? versammelt sich das heilige Reich noch irgend anderswo als auf der Leipziger Messe? Indeß scheint eben darum die geheime Wahlverwandtschaft mit den Büchern der tiefste Zug unsres Nationalcharakters; wir wollen sie die Sinnigkeit nennen.

Schon in den ältesten Zeiten waren die Deutschen eine phantastische Nation, im Mittelalter wurden sie mystisch, jetzt leben sie ganz im Verstande. Zu allen Zeiten offenbarten sie eine überschwengliche

Kraft und Fülle des Geistes, die aus dem Innern hervorbrach und auf die Aeußerlichkeiten wenig achtete. Zu allen Zeiten waren die Deutschen im praktischen Leben unbehülflicher als andre Nationen, aber einheimischer in der innern Welt, und alle ihre nationellen Tugenden und Laster können auf diese Innerlichkeit, Sinnigkeit, Beschaulichkeit zurückgeführt werden. Sie ist es, die uns jetzt vorzugsweise zu einem literarischen Volk macht, und zugleich unsrer Literatur ein eigenthümliches Gepräge aufdrückt. Die Schriften andrer Nationen sind praktischer, weil ihr Leben praktischer ist, die unsrigen haben einen Anstrich von Uebernatürlichkeit oder Unnatürlichkeit, etwas Geistermäßiges, Fremdes, das nicht recht in die Welt passen will, weil wir immer nur die wunderliche Welt unsres Innern im Auge haben. Wir sind phantastischer als andre Völker, nicht nur weil unsre Phantasie ins Ungeheure von der Wirklichkeit ausschweift, sondern auch weil wir unsre Träume für wahr halten. Wie die Einbildungskraft schweift unser Gefühl aus von der albernen Familiensentimentalität bis zur Ueberschwenglichkeit pietistischer Sekten. Am weitesten aber schweift der Verstand hinaus ins Blaue und wir sind als Speculanten und Systemmacher überall verschrien. Indem wir aber unsre Theorien nirgends einigermaßen zu realisiren wissen, als in der Literatur, so geben wir der Welt der

Worte ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über das Leben selbst, und man nennt uns mit Recht Bücherwürmer, Pedanten.

Dies ist indeß nur die Schattenseite, über die wir uns allerdings nicht täuschen wollen. Ihr gegenüber behauptet unser sinniges literarisches Treiben auch eine lichte Seite, die von den Fremden weit weniger gewürdigt wird. Wir streben nach allseitiger Bildung des Geistes und bringen derselben nicht umsonst unsre Thatkraft und unsern Nationalstolz zum Opfer. Die Erkenntnisse, die wir gewinnen, dürften dem menschlichen Geschlecht leicht heilsamer seyn, als noch einige sogenannte große Thaten, und die Lust, von den Fremden zu lernen, dürfte uns mehr Ehre machen, als ein Sieg über dieselben. In unsrem Nationalcharakter liegt ein ganz eigener Zug zur Humanität. Wir wollen alle menschlichen Dinge recht im Mittelpunkt ergreifen und in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens das Räthsel der verborgnen Einheit lösen. Darum fassen wir das große Werk der Erkenntniß von allen Seiten an; die Natur verleiht uns Sinn für Alles und unser Geist sammelt aus der größten Weite die Gegenstände seiner Wißbegierde und dringt in die innerste Tiefe aller Mysterien der Natur, des Lebens, der Seele. Es gibt keine Nation von so universellem Geist als die deutsche, und was dem Individuum nicht gelingt,

wird in der Mannigfaltigkeit derselben erreicht. An die Masse sind die zahlreichen Organe vertheilt, durch welche die Erkenntniß allen vermittelt wird.

Die deutsche Sinnigkeit war immer mit einer großen Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Geistesblüthen gepaart. Der innere Reichthum schien sich nur in dem Maaß entfalten zu können, als er an keine Norm gebunden war. Mehr als in irgend einer andern Nation hat die Natur in der unsern die unerschöpfliche Fülle eigenthümlicher Geister aufgeschlossen. In keiner Nation gibt es so verschiedene Systeme, Gesinnungen, Neigungen und Talente, so verschiedene Manieren und Style zu denken und zu dichten, zu reden und zu schreiben. Man sieht, es mangelt diesen Geistern an aller Norm und Dressur, sie sind wild aufgewachsen hier und dort, verschieden von Natur und Bildung, und ihr Zusammenfluß in der Literatur gibt eine baroke Mischung. Sie reden in einer Sprache, wie sie unter einem Himmel leben, aber Jeder bringt einen eigenthümlichen Accent mit. Die Natur waltet vor, wie streng auch die Disciplin einzelner Schulen die sogenannte Barbarei ausrotten möchte. Der Deutsche besitzt wenig gesellige Geschmeidigkeit, doch um so stärker ist seine Individualität und sie will frei sich äußern bis zum Eigensinn und bis zur Karrikatur. Das Genie bricht durch alle Dämme und auch bei dem Gemeinen schlägt

der Mutterwitz vor. Wenn man die Literatur andrer Völker überschaut, so bemerkt man mehr oder weniger Normalität, oder französische Gartenkunst, nur die deutsche ist ein Wald, eine Wiese voll wilder Gewächse. Jeder Geist ist eine Blume, eigenthümlich an Gestalt, Farbe, Duft. Nur die niedrigsten kommen in ganzen Gattungen vor, und nur die höchsten vereinigen in sich die Bildungen vieler andern; in einigen wird ein großer Theil der Nation gleichsam personificirt, und in seltnen Genien scheint die Menschheit selbst ihr großes Auge aufzuschlagen, Genien, die auf der Höhe des Geschlechts stehn und das Gesetz offenbaren, das in den Massen schlummert.

Der Genius wird immer nur geboren, und die reichen Originalitäten in der deutschen Geisterwelt sind unmittelbare Wirkungen der Natur. Mittelbar mag die große Verschiedenheit der deutschen Stämme, Stände, Bildungsstufen, durch die Erziehung und das Leben auf die Schriftsteller wirken, aber diese Verschiedenheit ist selbst nur eine Folge der Volksnatur. Diese hat unter allen Verhältnissen die Normalität unmöglich gemacht. Unter allen Völkern bot das deutsche von jeher die reichste Mannigfaltigkeit, Gliederung und Abstufung dar, wie äußerlich, so geistig. Diese Mannigfaltigkeit ist durch die ewig junge Naturkraft von unten her aus dem Volk beständig genährt worden und hat sich nie einer von

oben der gebotenen Regelmäßigkeit gefügt. Mit ihr ist zugleich alles Herrliche, was den deutschen Geist auszeichnet, von unten frei und wild hervorgewachsen.

Nur eins ist der Masse unsrer Schriftsteller gemeinsam, die wenige Rücksicht auf das praktische Leben, das Ueberwiegen der innern Beschaulichkeit. Doch sind gerade dadurch die Ansichten um so mehr vervielfältigt worden. In den engen Schranken des praktischen Lebens hätten sich die Geister in wenige Parteien und für einfache Zwecke vereinigen müssen. In der unendlichen Welt der Phantasie und Speculation aber fand jeder eigenthümliche Geist den freiesten Spielraum. Der Deutsche sucht instinktartig dies freie Element. Kaum gehn wir einmal aus dem Traum heraus und erfassen das praktische Leben, so geschieht es nur, um es wieder in das Gebiet der Phantasie und der Theorien zu ziehn; während umgekehrt die Franzosen von der Speculation und Einbildungskraft nur die Hebel für das öffentliche Leben borgen. Der Franzose braucht eine naturphilosophische Idee, um sie auf die Medicin oder Fabrikation anzuwenden; der Deutsche braucht die physikalischen Erfahrungen am liebsten, um wundervolle Hypothesen darauf zu bauen. Der Franzose erfindet Tragödien, um auf den politischen Sinn der Nation zu wirken; dem Deutschen blieben von seinen Thaten und Erfahrungen eben nur Tragödien. Die Franzosen haben

eine arme Sprache, doch treffliche Redner. Wir könnten weit besser sprechen, doch wir schreiben nur. Jene reden, weil sie handeln; wir schreiben, weil wir nur denken.

Das originelle, physiognomische, aller Normalität widerstrebende Wesen in der deutschen Literatur ist noch immer wie in der Zeit der Chroniken wahre Naivetät, mehr, als mancher Autor, der Griechen, Römer, Engländer oder Franzosen im Auge gehabt, selbst wissen mag. Wenn sich nun aber auch diese Naivetät der deutschen Schriften streng nachweisen läßt, so darf man doch damit ja nicht die sogenannte deutsche Ehrlichkeit verwechseln. Allerdings herrscht noch eine große Gutmüthigkeit und Redlichkeit unter den Autoren, und sie ließe sich schon aus dem eisernen, wenn auch oft fruchtlosen Fleiße, und aus der Weitläuftigkeit, aus dem sichtbaren Bestreben nach deutlicher Belehrung erkennen, wenn man auch den vielen Versicherungen von Ehrlichkeit und Liebe mit Recht mißtrauen dürfte. Aber eben diese sentimentalen Schwüre zeigen nur zu deutlich, daß wir den Stand der Unschuld bereits verlassen haben.

Die deutsche Sprache ist der vollkommne Ausdruck des deutschen Charakters. Sie ist dem Geist in allen Tiefen und in dem weitesten Umfang gefolgt. Sie entspricht vollkommen der Mannigfaltigkeit der Geister und hat jedem den eigenthümlichen

Ton gewährt, der ihn schärfer auszeichnet, als irgend eine andre Sprache vermöchte. Die Sprache selbst gewinnt durch diese Mannigfaltigkeit des Gebrauchs. Das bunte Wesen und die Vielgestaltigkeit ist ihr eigen und steht ihr schön. Ein Blumenfeld ist edler als ein einfaches Grasfeld, und gerade die schönsten Länder haben den reichsten Wechsel von Gegenden und Temperaturen. Alle Versuche, den deutschen Schriftstellern einen Normalsprachgebrauch aufzudrängen, sind schmählich gescheitert, weil sie der Natur widerstrebten. Jeder Autor schreibt, wie er mag. Jeder kann von sich mit Göthe sagen: „ich singe, wie der Vogel singt, der auf den Zweigen lebet."

Es ist gewiß ein nationeller Zug, daß unsre Gelehrten und Dichter sogar noch keine durchgreifende Rechtschreibung haben, und daß uns dies so selten auffällt. Wie viele Wörter werden nicht bald so, bald anders geschrieben, wie viele Willkür herrscht in den zusammengesetzten Wörtern! und wer tadelt es, als hin und wieder die Grammatiker, von denen sich die Autoren so wenig belehren lassen, als die Künstler von den Aesthetikern.

Die grammatische Mannigfaltigkeit erscheint aber nur unbedeutend gegen die rhetorische und poetische, gegen den unendlichen Reichthum in Styl und Manier, worin uns kein Volk auf Erden gleich kommt. Es mag dahin gestellt seyn, ob keine andre Sprache

so viel Physiognomik zuläßt, gewiß aber ist, daß in keiner so viel Physiognomik wirklich ausgedrückt wird. Diese ungebundene Weise der Aeußerung ist uns mit so manchem andern Zug unsrer Natur aus den alten Wäldern angestammt, und auf ihr beruht die ganze freie Herrlichkeit unsrer Poesie. Je besser der Conversationston, desto elender die Dichter, wie in Frankreich. Je schlechter der Canzleistyl, desto origineller die Dichter, wie in Deutschland. Jeder neue Adelung wird vor einem neuen Göthe, Schiller, Tieck zu Spott werden. Titanen brauchen keine Fechtschule, weil sie doch jede Parade durchschlagen. Den großen Dichter und Denker hält sein Genie, den gemeinen seine angeborne Natur, alle der gänzliche Mangel einer Regel, eines gesetzgebenden Geschmacks und eines richtenden Publikums von dem Zwang einer attischen oder pariſischen Censur entfernt.

Im Ganzen hat die deutsche Sprache im Fortschritt der Zeit auf der einen Seite gewonnen, auf der andern verloren. Die Reinheit, eine Menge Stammwörter, einen bewunderungswürdigen Reichthum von feinen und wohllautenden Biegungen hat sie seit einem halben Jahrtausend verloren. Dagegen hat sie von dem, was ihr übrig geblieben, einen desto bessern Gebrauch gemacht. In der jetzt ärmern und klanglosern Sprache ist unendlich viel gedacht und gedichtet worden, das uns die verlornen Laute

vermissen läßt. Ausgezeichnete Meister haben abe
auch diese neue hochdeutsche Sprache durch Virtuos
tät des Gebrauchs zu einer eigenthümlichen Schön
heit zu bilden gewußt, und man hat angefangen, si
sogar aufs Neue aus dem Schatz der Vorzeit z
schmücken. Es gehört nicht zu den geringsten Ver
diensten der Romantiker, daß sie die deutsche Sprach
wieder auf den alten Ton gestimmt haben, so wei
es ihre gegenwärtige Instrumentation vertragen kann

Diese lebendige, organische Wiedergeburt der rei
nen alten Sprache, durch welche die fremden Schma
rozergewächse verdrängt werden, ist das schönste Zeug
niß von der angebornen Kraft unsrer Nationalität
im Gegensatz gegen die affectirte Kraft, womit wi
es den Fremden gleich zu thun gestrebt haben. Die
organische Entwicklung der deutschen Ursprache stell
zugleich die mechanischen Versuche der Puristе
gänzlich in den Schatten. Nichts ist kläglicher, al
jener Purismus eines Campe und Anderer, welch
die aus der Philosophie verschwundne Atomenlehr
noch einmal in der Grammatik aufzufrischen und di
atomistischen deutschen Sylben nach einer Cohären
die nicht im Organismus deutscher Sprachbildung
sondern nur in der Analogie des fremden Worte
lag, zusammenzuschmieden versuchten, die uns Wörte
aus Sylben machten, wie Voß aus Wörtern ein
Sprache machte, die weder deutsch, noch griechis

war, und die man erst wieder ins Griechische übersetzen mußte, um sie zu verstehen.

Der Purismus ist löblich, wenn er uns denselben Begriff, den ein fremdes Wort ausdrückt, eben so umfassend und verständlich durch ein deutsches ausdrücken lehrt, jederzeit aber zu verwerfen, wenn das fremde Wort umfassender oder verständlicher ist, oder wenn es einen unsrer Sprache gänzlich fremden Begriff bezeichnet: denn Mittheilung der Begriffe ist der erste Zweck der Sprache, Deutlichkeit der Wörter das Mittel dazu. Wenn wir nur unsre Begriffe durch einen fremden vermehren, so laßt uns immer das fremde Wort dazu nehmen. Das Denken soll nicht verarmen, damit die Sprache mit Reinheit prahlen könne.

Wenn der falsche Purismus zu verwerfen ist, so ist doch der wahre, wie ihn schon Luther kräftig gehandhabt, höchst verdienstlich. Allerdings gibt es unter den fremden Wörtern, die wir als das Kleid fremder und neuer Begriffe ehren müssen, noch eine Menge andrer, die sich statt eben so guter, und deßfalls für uns besserer, deutscher Wörter eingeschlichen haben, die ganz bekannte alte Begriffe ausdrücken, und nur aus einer lächerlichen Eitelkeit oder Neuerungssucht von uns gebraucht werden. Der Gelehrte will zeigen, daß er in alten Sprachen bewandert ist, der Reisende, daß er fremde Zungen gehört hat, das

übrige Volk, daß es mit weisen und erfahrnen Menschen oder Büchern bekannt ist, oder die Vornehmeren wollen ihre höheren Begriffe auch in einer fremden Sprache von der Denkungsart des Pöbels geschieden wissen, und der Pöbel thut vornehm, indem er ihnen die fremden Laute nachäfft. So ungefähr ist die deutsche Sprachmengerei entstanden, sofern sie nicht nothwendig mit fremden Begriffen auch fremde Wörter borgen mußte, und so ist sie durchaus verwerflich, ein Schandfleck der Nation und ihrer Literatur. Möchten die Puristen uns für immer davon befreien können. Jedes Jahrhundert befreit uns wenigstens von der Thorheit der vorhergehenden. Klopstock bemerkt sehr richtig: „Zu Karls V. Zeiten mischte man spanische Worte ein, vermuthlich aus Dankbarkeit für den schönen kaiserlichen Gedanken, daß die deutsche Sprache eine Pferdesprache sey, und damit ihm die Deutschen etwas sanfter wiehern möchten. Wie es diesen Worten ergangen ist, wissen wir und sehen daraus zugleich, wie es künftig allen heutigstägigen Einmischungen ergehen werde, so arg nämlich, daß dann einer kommen und erzählen muß, aus der oder der Sprache wäre damals, zu unsrer Zeit nämlich, auch wieder eingemischt worden; aber die Sprache die das nun einmal schlechterdings nicht vertragen könnte, hätte auch damals wieder Uebelkeiten bekommen."

Ist nun aber auch die deutsche Sprache siegreich aus den Kämpfen mit andern Sprachen hervorgegangen, so hat sie doch darüber manches an ihrer innern Ausbildung vernachläßigt. In dem Zeitalter zwischen Luther und Lessing, also gerade in der Periode jenes Kampfes, drückte die vorübergehende Langeweile der Zeit der deutschen Sprache einen bleibenden Ausdruck von Phlegma auf. Aus dieser Zeit stammt nämlich die heillose Phraseologie, die aufs umständlichste mit mehreren Wörtern sagt, was sie weit einfacher und kräftiger mit einem einzigen sagen würde, z. B. in Anspruch nehmen, anstatt ansprechen; in Untersuchung ziehen, anstatt untersuchen; in Versuchung führen, statt versuchen; in Anschlag bringen, statt anrechnen ꝛc.

Wenn man diese weitschweifigen Phrasen aufgiebt, den Gebrauch des „haben, seyn und werden" durch erlaubte Auslassung möglichst einschränkt und statt der mißtönigen Imperfecte und Participien z. B. fragte, biegte, wägte, gedingt, entsprießt ꝛc. die volltautenden „frug, bog, weg, gedungen, entsprossen ꝛc." gebraucht, so muß unsre heute einmal übliche Sprachweise um vieles verschönert werden.

Ein anderer Uebelstand, der aus derselben Zeit herrührt, ist die Uebertreibung der gelehrten Terminologie. Man lese ein philosophisches Werk von Hegel, und frage sich, ob es je in der Welt eine Nation

geben wird, die eine solche Sprache als die ihrige anerkennen würde.

Zwar hat sich die deutsche Sprache seit Lessing und Wieland und insbesondere im gegenwärtigen Jahrhundert sehr ausgebildet, hat je mehr und mehr dem alten langweiligen Phlegma und der gelehrten Pedanterei entsagt, ist elastisch und fließend worden und erfreut sich namentlich eines schnelleren Rhythmus; allein es scheint mir doch nicht, als ob sie auf der gegenwärtigen Stufe der Entwicklung werde stehen bleiben, und ich sehe im Geist den Leser lächeln, dem vielleicht nach fünfhundert Jahren einmal dieses Buch in die Hände und diese Stelle in die Augen fällt.

Der deutsche Genius und das deutsche Verdienst ist übrigens nicht von der Sprache abhängig. Mit Ausnahme der Poesie ist fast Alles, was die deutsche Literatur vor der Reformation in wissenschaftlicher Hinsicht Großes geleistet hat, lateinisch geschrieben, ohne darum weniger deutsch zu seyn. Zwar empfingen unsre Ahnen im Mittelalter wie die lateinische Sprache, so auch mit ihr die erste wissenschaftliche Anregung, aber sie bildeten dieselbe allmählig sehr eigenthümlich aus in dem naiven Styl der Chroniken, in den tiefsinnigen Systemen der Mystik, in den wunderbaren Naturansichten, in der gothischen Kunst und in der Legislatur und Jurisprudenz. Hier liegt im lateinischen Wort überall der deutsche Geist, und

ich möchte daher nicht wie Wachler und Andre die lateinisch geschriebenen Werke unsrer Vorfahren von der deutschen Nationalliteratur ausschließen, wenn ich hier überhaupt von unserer älteren Literatur handeln wollte.

Einfluſs der Schulgelehrsamkeit.

Wenden wir uns zu den historischen Bedingungen der heutigen Entwicklung unſrer Literatur, ſo muſs uns zuerſt auffallen, daſs alle literariſche Bildung urſprünglich an die Kirche geknüpft war. Dieſem Einfluſs hat ſich die Literatur auch bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig entzogen. Von der Prieſterkaſte kam die Literatur an die Gelehrtenzunft, und aller Schulzwang in unſern Schriften ſchreibt ſich daher. Das Intereſſe der Zunft und die Disciplin der Bildungsanſtalten haben das Gepräge der Vergangenheit immer noch jedem neuen Jahrhundert aufgedrückt, wiewohl es ſich allmählig immer mehr verwiſcht. Folgen davon ſind kaſtenmäſsige Ausſchlieſslichkeit, Vornehmigkeit, Unduldſamkeit, Pedanterei alter Gewöhnung, Stubenweisheit und Entfernung von der Natur. Doch hat es auch ſeine ſchöne und achtbare Seite. Indem alles literariſche Leben von der geiſtlichen, ſpäter gelehrten Kaſte ausging, nahm es alle Tugenden und Gebrechen des Zunftgeiſtes in ſich auf, und noch jetzt drängt ſich ein verknöchertes Standesintereſſe der Literatur auf;

noch jetzt beherrschen Priester die Theologie, bevogten Fakultäten zunftmäßig die weltlichen Wissenschaften. Der freie Sinn, die starke Natur der Deutschen hat sich zwar seit der Wiederauflebung der Wissenschaften unaufhörlich gegen den Kastengeist aufgelehnt, und wir bemerken einen beständigen Kampf origineller Köpfe gegen die Schulen, eine beständige Wiedergeburt der weltalten Fehde zwischen Priestern und Propheten. Auch haben die Letztern immer das Feld behauptet, die deutsche Natur hat ihre freie Aeußerung, ihre immer reichere und höhere Entfaltung gegen jedes Stabilitätsprincip durchgefochten, und jeder einseitigen Erstarrung ist, wie früher durch die Kirchentrennung, so später durch den mannigfaltigen Wissensstreit der Gelehrten und durch die Geschmacksfehden der Dichter immer vorgebeugt worden. Immer neue Parteien haben das von den andern verworfne Element bei sich gepflegt und ausgebildet, wodurch denn beinahe allen ihr Recht geworden. Indeß hat, wie in der Politik, so in der Literatur, der Geist der alten gewohnten Herrschaft, wo er besiegt worden, immer in den Siegern selbst fortgewirkt. Der negative Punkt hat sich sofort in einen positiven umgesetzt. Die Propheten sind wieder Priester geworden, haben das Princip der Autorität und Stabilität in sich aufgenommen und unter andern Glaubensformeln das alte Monopol angesprochen

und gegen alle Neuerungen wieder geltend zu mac
gesucht. Was gestern heterodox gewesen, ist h
wieder orthodox geworden. Was gestern als Ind
dualität eines großen Mannes aufgetreten, n
heute wieder zur despotischen Manier einer Sch
Der Grund dieser Erscheinung muß aber nicht all
in den Fortwirkungen des Mittelalters, sondern a
im Charakter des Volks selbst gesucht werden. D
Deutsche glüht für die Erkenntniß der Wahrh
und will sie anerkannt wissen. Es ist dieselbe B
geisterung, die ihn zum Beharren und zum Re
miren antreibt.

Unstreitig ist vieles Gute an den Zunftgeist
knüpft. Die Treue, mit welcher die Schätze
Tradition bewahrt werden; die Würde, die der A
torität gerettet wird; die Begeisterung und Pie
mit welcher man das Geheiligte, Erprobte oder G
glaubte verehrt; alle jene Tugenden, welche die A
hänglichkeit an das Alte zu begleiten pfleg
müssen in ihrem ganzen Werth anerkannt werd
wenn wir sie dem Leichtsinn vieler Neuerer gegenüb
stellen, der so oft alle moralische Autorität, alle
storische Tradition, und mit der alten Schule au
die alte Erfahrung über den Haufen wirft. D
Kranke jenes Zunftgeistes aber ist das Prinzip d
Stabilität, das Stillestehen, wo ewiger Fortschr
ist, die Verwirrheit, die Schranken statuirt, wo kei

sind. Hieraus fließt mit Nothwendigkeit einerseits ein hierarchisches System, Kastenzwang, Parteisucht, Proselytenmacherei, Ketzerriecherei und Nepotismus, andrerseits ein erstarrtes, beschränktes Wissen mit ewig in sich selbst rückkehrenden, endlos sich wiederholenden, in monströse Weitläuftigkeit entartenden Formen. Diesen Sünden des veralteten Zunftgeistes tritt dann mit voller Würde die lebendige Kraft der Neuerer gegenüber, welche das Wissen aus den engen Schranken der Schule, die Charaktere selbst aus dem uniformen Zwange der Kaste befreien, und eben darum auch alle jene steifen Formen von der lebenskräftigen, frisch sich regenden Natur abstreifen, gesetzt auch, sie verfielen nach dem Siege in die alten Fehler zurück.

Die Beziehung aller Wissenschaften auf die Religion brachte einen gewissen priesterlichen salbungsvollen Ton in die Gelehrsamkeit, der in den Fakultäten noch beibehalten wird, und selbst die Naturalisten ansteckt. Unsre Schriftsteller orakeln gar zu gern und suchen einen gewissen Nimbus um sich zu verbreiten, und den Leser zu mystificiren, wie der Geistliche den Laien, der Schulmeister seine Schüler. In England und Frankreich befindet sich der Autor gleichsam als Redner auf der Tribune, und gibt sein Votum ab, als in einer Gesellschaft gleicher und gebildeter Menschen. In Deutschland predigt er und schulmeistert.

Das zurückgezogene mönchische Leben der Gelehr
ten hat ohne Zweifel den Hang zu tiefsinnigen Be
trachtungen, gelehrten Grübeleien und ausschweifen
den Phantasien befördert, woraus denn auch de
Mangel an praktischem Sinn und Lebensfreude sic
erklären läßt. Noch jetzt leben die meisten Gelehr
ten und Schriftsteller wie Troglodyten in ihren Bü
cherhöhlen und verlieren mit dem Anblick der Natu
zugleich den Sinn für dieselbe, und die Kraft, sie zu
genießen. Das Leben wird ihnen ein Traum, und
nur der Traum ist ihr Leben. Ob der Schieferde
cker vom Dach, oder Napoleon vom Thron gefallen
sie sagen: so so, ei, ei! und stecken die Nase wieder
in die Bücher. Wie aber Früchte, die man in einen
feuchten Keller aufbewahrt, vom Schimmel verderbt
werden, so die Geistesfrüchte von der gelehrten Stu
benluft. Der Vater theilt seinen geistigen Kindern
nicht nur seine geistigen, sondern auch seine physischen
Krankheiten mit. Man kann den Büchern nicht nur
die Verstocktheit, Herzlosigkeit oder Hypochondrie,
sondern auch die Gicht, die Gelbsucht, ja die Häß-
lichkeit ihrer Verfasser ansehn.

Das schulgemäße Treiben hat zu gelehrter
Pedanterei geführt. Die gesunde unmittelbare
Anschauung hat einer hypochondrischen Reflexion Platz
gemacht. Man schreibt Bücher aus Büchern, statt
sie aus der Natur zu entlehnen. Man stellt die

Dinge nicht mehr einfach dar, sondern kramt dabei den Schatz seiner Kenntnisse aus. Man weicht von dem ursprünglichen Zwecke der Wissenschaften ab und macht nur die Mittel zum Zweck. Ueber den gelehrten Hülfsmitteln vergißt man die Resultate. Man sieht kaum einen Theologen oder Juristen, nur theologische, juridische Philologen. Alle historischen Wissenschaften werden durch die philologisch-critische Gelehrsamkeit ungenießbar gemacht. Man frägt nicht nach dem Inhalt, nur nach der Schale. Man untersucht die Richtigkeit, nicht die Wichtigkeit der Citate. Man freut sich kindisch, wenn man diplomatisch erwiesen hat, daß dieser oder jener Ausspruch wirklich gethan worden ist, ohne sich darum zu bekümmern, ob er auch innere Wahrheit hat und ob überhaupt etwas daran liegt. Man häuft mit unsäglichem Fleiße Nachrichten, unter denen man mit eben so vieler Mühe wieder das Wenige zusammensuchen muß, was der Erinnerung werth ist. Man verschwendet ein jahrelanges Studium, um die richtige Lesart eines alten Dichters ausfindig zu machen, der oft besser gänzlich stillgeschwiegen hätte. Selbst die neuere Poesie wird unter der Last der Gelehrsamkeit erdrückt. Die Sprache des natürlichen Gefühls und der lebendigen Anschauung wird nur zu oft verdrängt durch gelehrte Reflexionen, Anspielungen und Citate. Es gibt keinen Zweig der Literatur, auf welchen die

Stubengelehrsamkeit nicht einen nachtheiligen Einfluß übte.

In der eigentlichen Schulweisheit, namentlich in den sogenannten Brodwissenschaften, herrscht ein Mechanismus, vulgo Schlendrian, der in den alten Gleisen völlig seelenlos sich fortbewegt. Die Universitäten sind Fabrikanstalten für Bücher und Büchermacher geworden. Man weicht von gewissen Formeln der Schule nicht ab, und jede neue Generation macht ihre Exercitien darnach. Aber die ursprüngliche Wahrheit wird verdunkelt durch die unendlichen Commentare. Die Sache, auf die es eigentlich ankommt, verschwindet endlich unter der Last von Citaten, die sie beweisen sollen. Das Leben entflieht unter dem anatomischen Messer. Das Wichtigste wird langweilig, das Ehrwürdigste trivial. Der Geist läßt sich nicht auf die Compendien spannen, und die Natur greift mächtig durch die Paragraphen, die sie einzuschließen wagen.

Durch die Polemik wird der modernde gelehrte Sumpf aufgerührt, und es verbreiten sich die mephytischen Dämpfe. Nirgends zeigt sich die Unnatur der Stubengelehrten auffallender, als in ihren polemischen Schriften. Hier bewährt sich das gute alte Sprichwort: je gelehrter desto verkehrter. Auf der einen Seite sind sie so überschwenglich weise, daß es einem gesunden Verstande schwer wird, den

labyrinthiſchen Gängen ihrer Logik zu folgen. Auf der andern Seite ſind ſie in den gemeinſten Dingen ſo unwiſſend, daß ein Bauer ſie belehren könnte. Bald ſind ſie ſo zart, ſcherzen attiſch und machen Anſpielungen, die einem alexandriniſchen Bibliothekar zur Ehre gereichen würden, daß dem ehrlichen Deutſchen dumm dabei zu Muthe wird. Bald bedienen ſie ſich der abgefeimteſten Ränke oder der gröbſten Ausfälle, deren ſich ſelbſt der Pöbel ſchämen würde.

Auch was in der deutſchen Sprache verdorben wurde, kommt größtentheils auf Rechnung der Schulgelehrten. Daß ſie mit fremden Begriffen fremde Terminologien annahmen, war natürlich; in ihrer Vornehmigkeit affectirten ſie aber auch eine heilige Unverſtändlichkeit, um ſich den Laien deſto ehrwürdiger zu machen, oder ſie waren zu träg, und wurden zu wenig genöthigt, der Popularität ein Opfer zu bringen. Die Fakultätsmenſchen können ſich ſo deutſch ausdrücken, daß kein Ungeweihter ſie verſteht, und die Philoſophen verſtehen ſich oft ſelber nicht.

Die wahre Bildung iſt immer Sache des Volkes, die Schulgelehrſamkeit Sache eines Standes, einer Kaſte. Die Gelehrſamkeit bevogtet aber bei uns noch die Bildung, die Kaſte noch das Volk. Dieß iſt ein Mißverhältniß, das ſich mit Nothwendigkeit aufheben muß. Die gelehrte Vornehmigkeit

ist nur ein Bettelstolz, der zu Schanden werden wird. Soll unsre Weisheit wirksam werden, so muß sie zuerst allgemein faßlich seyn, und das kann sie nur, wenn sie aus dem Zwange der Schulgelehrsamkeit sich befreit. Man fürchtet sich gewöhnlich vor der Popularität, weil man sie mit Gemeinheit verwechselt. Es gibt aber auch in Bezug auf Literatur nur so lange einen Pöbel, als es eine bevorrechtete Kaste gibt. Ein wohlthätiger, gebildeter Mittelstand kann der Pedanterei und Anmaßung der letztern in dem Maaß entbehren, als er von der Gemeinheit des erstern sich entfernt.

Erinnert man sich an die Zeit der Völkerwanderung und der Anfänge des deutschen Reichs und erblickt darin mitten unter mordgierigen Barbaren eine Anzahl gebildeter und geistreicher Mönche, welche den Saamen der Wissenschaften und der Humanität ausstreuten, so muß man ihnen Dank und Bewunderung zollen. Erinnert man sich ferner an die Gräuel der Hierarchie und des Feudalismus zur Zeit ihres Triumphs über die kaiserliche Gewalt und die Volksrechte im 12ten und 13ten Jahrhundert, und erblickt man mitten unter Pfaffen und ritterlichen Räubern eine Anzahl im Geist des griechischen und römischen Alterthums gebildeter Gelehrten, welche Universitäten und Schulen gründen, so kann man auch ihnen, trotz dem, daß sie Anfangs im Solde

der Hierarchie und von einem antinationalen Geist beseelt waren, doch den Dank nicht versagen; denn sie legten wenigstens den Grund zur geistigen Ausbildung und dadurch zur geistigen Freiheit, und wenn sie ein Jahrhundert früher gegen Huß und die Reform eiferten, so waren doch eben sie es wieder, die ein Jahrhundert später, nachdem die Frucht der Bildung zu reifen anfing, Luthern mächtig unterstützten und der Reform den Sieg sicherten. Erinnert man sich endlich des siebzehnten und noch der Anfänge des achtzehnten Jahrhunderts, und erblickt darin mitten im finstersten Aberglauben und unter den Scheiterhaufen der Hexenprozesse eine zahlreiche Klasse steifer Zunftgelehrten, welche mühselig, aber unermüdlich auf dem weitesten Wege und mit der umständlichsten Verbreitung die einzelnen Theile der historischen und Erfahrungswissenschaften anbauen, so muß man auch ihnen, trotz ihrer Weitschweifigkeit, den gebührenden Dank zollen, denn erst ihrem Sammlerfleiß und ihren kritischen Untersuchungen verdankt man die ersten Resultate des von Vorurtheilen gereinigten geschichtlichen, politischen und naturkundlichen Wissens. Erst auf die breite Grundlage ihrer Vorstudien konnten die bessern Köpfe des achtzehnten und des gegenwärtigen Jahrhunderts ihre klaren Systeme bauen, und durch das concentrirte Licht der geschichtlichen und Naturerkenntniß die alte Nacht des Wahns verdrängen.

Also müssen wir die Schule hoch in Ehren h
ten. Ja diese oft lächerliche Schulpedanterei, hat
uns Deutsche nicht mit all ihrer Langweiligkeit
einem Nationalunglück bewahrt, an welchem wir
Spanier, Italiener und die Franzosen leiden seh
nämlich vor dem plötzlichen Uebergang aus d
Aberglauben in den Unglauben. Jene Nationen,
keine so gründliche und lange Schule durchmacht
waren auch nicht vorbereitet genug für das n
Wissen, dessen Resultat sie allzu plötzlich überrasch

Dies wäre die Lichtseite der Schulgelehrsamk
Aber kam das Licht aus der Schule, oder kam
nicht immer erst von außen in die Schule hinei
mußten nicht freigeborne Geister beständig von Neu
die Schule reinigen und von angehäuftem Schmutz, v
dicker Finsterniß säubern? Waren die großen Ver
ger ihrer Zeit, die Erfinder neuer Dinge, die Sc
pfer neuer Denkweisen, waren Abelard, waren Hu
Luther, Thomasius, Lessing schon Männer der Schu
oder kämpften sie nicht vielmehr gegen die Schul
War es nicht immer das der Schule anklebende U
bel, daß es den Geist wieder im Buchstaben tödte
Freiheit wieder in Knechtschaft, Licht wieder in Du
kel verwandelte, bis neue Lehrer von außen, aus de
Volke, mit großen Naturgaben ausgerüstet dem U
wesen auf kurze Zeit ein Ende machten, und ne
Schulen gründeten, die freilich wieder entarteten?

Und liegt diese Entartung nicht nothwendig im Wesen der Schule? Schon die Liebe der Schüler zum Meister übertreibt; man schwört in verba magistri. Das Wort, das im Munde des Meisters noch beweglich war, wird starr und unabänderlich im Munde des Schülers. Der Geist, der frei war im Meister, wird begrenzt im Schüler. Der Eifer, der edel war im Meister, wird Rechthaberei und Verfolgungssinn im Schüler.

Wo einmal eine Schule ist, bildet sie sich auch ihr äußeres Interesse, ihren weltlichen Vortheil, oder sie dient einem fremden. So diente die alte Scholastik den Päpsten, so dient die moderne Scholastik den Königen. Jede Schule wird in dem Maaß servil, in welchem ihre Anhänger zu weltlichen Vortheilen und Ehren berufen werden. Die Klugen schicken sich in die Zeit, ihre Sophistik bemäntelt die Wahrheit, und da die Macht für sie ist, darf ihnen Niemand widersprechen. Den Chorus aber bilden die Dummen, die gelehrten Handlanger, die der Lüge noch einen gewissen Enthusiasmus hinzufügen, weil sie wirklich für das begeistert sind, was ihnen Brod und sogar Würden bringt. Das ist der Fluch der Schulen, daß sie an wenigen Meistern nicht genug haben, sondern noch eine ganze Menge handwerksmäßig abgerichteter Subalternen brauchen, und deren Zahl in der Regel noch unnütz vermehren. Diese Leute, die

vordem Pfaffen (Sklaven der Hierarchie) wurden; und jetzt Gelehrte (Staatsdiener, Sklaven des Staats) werden, diese sind es eigentlich, deren Mehrzahl einen Kastengeist hervorbringt, dessen ihre Meister und Lenker selten nicht mehr mächtig werden, und die Kirche und Staat verderben.

Dieß wiederholt sich zu allen Zeiten unter allen Formen; die Schulgelehrsamkeit war früher ein Departement der Kirche, die Professoren hatten geistliche Titel; jetzt ist sie ein Departement des Staats, die Professoren haben Hoftitel. Deßhalb kann man auch prophezeihen, daß unsre politisch-servile Schulgelehrsamkeit stufenweise einer immer größern Entartung entgegengeht; ganz so wie einst die hierarchisch servile Gelehrsamkeit dieselbe rasche Bahn abwärts ging. Auf der einen Seite wird das politische Glaubensbekenntniß je mehr und mehr bei den akademischen Anstellungen entscheiden, auf der andern Seite wird das Brodstudium, die Herabwürdigung aller Wissenschaften zum bloßen Erwerbszweig immer krasser werden und es wird ein politischer Professor die Staatsdienstzöglinge so normalmäßig dressiren, wie einst die jesuitischen Professoren ihre schwarze Heerde. Dieß ist die Consequenz der Gewalt, so oft sie sich den Geist dienstbar macht.

Einfluſs der fremden Literatur.

Der bekannte Nachahmungstrieb der Deutſchen herrſcht auch vorzüglich in ihrer Literatur. Man ſchätzt ſich glücklich und wirft es ſich zugleich vor, den Fremden nachzuhinken und zu ſtottern. Man ſtreitet ſich ſeit mehr als tauſend Jahren über dies Phänomen in unſerm Nationalcharakter, wie über eine Neigung des Herzens, welche die Moral zu verbieten ſcheint. Schon in den Zeiten der Römer gab es zwei Parteien in Deutſchland, Nachahmer und Puriſter. Verächtlich ſind die Affen, die immer nur nach fremden rothen Lappen ſpringen, verächtlich die Karteten, die ſich ſchämen, Deutſche zu ſeyn. Das Vorurtheil, daß die deutſche Natur eine Art Bärenhaftigkeit und Ruſticität ſey, die ſchlechterdings eines fremden Tanzmeiſters bedürfe, hat ſich nur bei ſolchen erzeugen und erhalten können, die wirklich recht plebejiſch geartet waren. Lächerlich aber ſind die Thoren, die ein Urdeutſchthum von allen fremden Schlacken reinigen, und um die deutſchen Grenzen ein moraliſches Mauthſyſtem

einrichten, ja der Sonne selbst gebieten möchten, nu
über Deutschland zu leuchten.

Die Cultur ist so gemeinsam, wie das Licht
und ihr segensreicher Einfluß verbreitet sich unte
climatischen Modificationen doch allwärts auf den
Erdenrunde. Nirgends sind unübersteigliche Grenze
gezogen. Der Handel verbindet alle Länder und ver
breitet die materiellen Produkte derselben. Die Lite
ratur soll auf gleiche Weise die geistigen Schätze de
Völker ausstreuen. Jedes Land soll von dem ander
annehmen, was seine Natur verträgt und was ihn
Gedeihen bringt, und auch in den Geist eines Vol
kes darf verpflanzt werden, was er verträgt un
was ihn edler entwickelt.

Wenn es manches gibt, was nur eine Natio
besitzen kann, und wodurch sie eben eigenthümlic
wird, so gibt es viel höhere Güter, die keinem aus
schließlich zukommen, und Eigenthum des gesamm
ten menschlichen Geschlechts sind. Die Erscheinung
des Christenthums allein straft den Puristeneifer
Wir müßten eigentlich die ganze Geschichte zurück
schrauben, um uns von fremden Einflüssen zu reini
gen, da unsre ganze neuere Bildung auf der romani
schen des Mittelalters beruht. Wir müßten nackt in
die Wälder laufen, wenn wir uns von allem dem
entkleiden wollten, was wir von Fremden angenom
men. Abgesehn aber von dem nothwendigen, in de

Natur begründeten und in der Geschichte uralten, wechselseitigen Unterricht der Völker, zeichnet uns Deutsche vorzugsweise eine außerordentliche Vorliebe für das Fremde und ein seltnes Geschick der Nachahmung aus, die eben deßhalb auch zu Uebertreibungen und unnatürlichem Vergessen des eignen Werthes führen.

Die tiefste Quelle jener Neigung ist die Humanität des deutschen Charakters. Wir sind durchaus Cosmopoliten. Unsre Nationalität ist, keine haben zu wollen, sondern gegen die nationelle Besonderheit etwas allgemein gültiges Menschliches geltend zu machen. Wir haben ein beständiges Bedürfniß, in uns das Ideal eines philosophischen Normalvolks zu realisiren. Wir wollen die Bildung aller Nationen, alle Blüthen des menschlichen Geistes uns aneignen. Diese Neigung ist stärker, als unser Nationalstolz, so lange wir nicht eben in ihr unsern Nationalstolz suchen. Auch andre Völker wollen ein Normalvolk seyn, und ohne diesen Glauben gäb es gar keinen Nationalstolz, aber sie wollen keineswegs sich verläugnen, sondern nur allen andern ihr Gepräge aufdrücken. Auch andre Völker schätzen das Fremde, aber sie werfen sich selbst dagegen nicht weg. Doch hat auch die Entäußerung ihr Gutes und ihren natürlichen Grund. Der Liebe ist immer eine starke Selbstverläugnung eigenthümlich. Dem Interesse für

das Fremde, der Liebe, aus welcher alle Bildung entſpringt, ſchadet nichts mehr als der Egoismus, der Cultur nichts mehr als der Nationaldünkel. Eine gewiſſe Reſignation iſt nothwendig, wenn wir vollkommen für das Fremde empfänglich werden ſollen. Unterſuchen wir die Hinderniſſe, welche bei ſo vielen Völkern die Fortſchritte der Cultur aufgehalten haben, ſo werden wir ſie weniger in der Rohheit derſelben, als in der Selbſtzufriedenheit und in den Vorurtheilen ihres Nationalſtolzes finden. Immer aber ſind je die edelſten Völker zugleich die toleranteſten geweſen, und die niedrigſten immer die eitelſten.

Es iſt indeß nicht nur jene philoſophiſche Richtung unſers Charakters, die Bildungsfähigkeit und Wißbegier, der Entwicklungstrieb und das ideale Streben, ſondern auch eine poetiſche Richtung, ein romantiſcher Hang, der uns das Fremde lieben macht. Eine poetiſche Illuſion ſchwebt verſchönernd um alles Fremde und nimmt unſre Phantaſie gefangen. Was nur fremd iſt, erweckt eine romantiſche Stimmung in uns, ſelbſt wenn es ſchlechter iſt, als was wir längſt ſelber haben. Darum nehmen wir ſo vieles von Fremden an, was uns keineswegs in unſrer Entwicklung weiter bringt, und die Einbildung macht erſt eine Neigung verderblich, die der Verſtand billigen muß, indem er ſie ermäßigt. Wenn die Einbildung einmal übertreibt, ſo begehn wir im-

mer zwei Fehler zugleich, den der blinden, sklavischen Hingebung an das Fremde und den einer blinden Verkennung unsrer selbst. Wir besitzen die poetische Gabe, uns zu mystificiren, gleichsam in dramatische Personen zu verwandeln und einer fremden Illusion hinzugeben. Viele Gelehrte denken sich so ins Griechische, viele Romantiker so ins Mittelalter, viele Politiker so ins Französische, viele Theologen so in die Bibel hinein, daß sie von allem, was um sie vorgeht, nichts mehr zu wissen scheinen. Dieser Zustand hat einige Aehnlichkeit mit Wahnsinn und führt oft zu Wahnsinn. Den auf diese Weise Besessenen kommt die ungemeine Bildungsfähigkeit der deutschen Gesinnung und Sprache zu Hülfe. Sie wissen in der Literatur die fremde Sprache trefflich zu erkünsteln, und treiben den eigenthümlichen Geist der deutschen Sprache aus, um fremde Götzen einzuführen. Sie spotten über alle, die es ihnen nicht nachthun, und erzürnen sich, wenn irgend die Natur sich der Kunst nicht fügen will. Dergleichen Extreme reiben sich aber an einander selber auf. Gäb' es außer uns nur noch Ein Volk, so würden wir uns wahrscheinlich ganz in dasselbe hineinstudieren, bis nichts mehr von uns übrig bliebe. Da es aber viele gibt, die wir alle nach einander nachahmen, und da sie mit einander in Widerspruch stehn, so wird das Gleichgewicht immer wieder hergestellt. So hat die

superfeine Convenienz der Gallomanie an dem derb
Humor der Anglomanie, die regelrechte Gräkoman
an dem ausschweifenden Orientalismus, der flac
Rationalismus an der mystischen Romantik sich au
reiben müssen, und diese wieder an jenen. Die ve
schiednen Perioden unsrer Nachahmungswuth hänge
nicht allein von der äußern Erscheinung fremder Vo
trefflichkeiten, sondern auch von subjectiven Bestim
mungsgründen ab. Dieselben Muster stehn imme
während und zugleich vor unsern Augen, und do
interessiren wir uns abwechselnd nur für die eine
und sind für die andern blind. Dies hängt von de
innern Entwicklungsgang unsrer Natur und von de
äußern großen Gange der Geschichte ab. Wir i
teressiren uns immer für dasjenige Fremde, was g
rade mit unsrer Bildungsstufe und Stimmung a
meisten harmonirt. Als unser Verstand aus den e
gen Glaubensbanden frei zu werden begann, wurde
die verständigen, aufgeklärten Alten unsre Muste
Als das gänzlich vernachlässigte oder mißhandelte Ge
fühl gegen die Tyrannei einer seichten Verständigkei
eines flachen Rationalismus sich empörte, mußte da
Mittelalter wieder zum Muster dienen. Als de
Deutsche zum Gefühl seiner Plumpheit gelangte, ga
er sich dem leichtfüßigen Franzmann in die Lehre
Als er in seinem trägen politischen Schlafe Träum
bekam, drängten sich ihm die Bilder Englands un

Amerika's oder der alten Republiken auf. Als er die Unbequemlichkeit und Unnatur seiner altfränkischen Gewohnheiten endlich fühlte, mußte der Instinkt ihn zur griechischen Leichtigkeit, ja zur Nacktheit zurückführen. Als er durch Schicksal und Ungeschick in Armuth versunken war, mußte die materielle Wohlfahrt der Britten ihm ein Muster werden.

Gleich thörichten Kindern aber zerbrechen wir das Spielzeug oder werfen das Schulbuch in den Winkel, wenn wir es nicht mehr gern haben oder brauchen. Niemand ist so sklavisch ergeben und niemand so undankbar, als wir. Niemand weiß den eignen Werth so gründlich zu verkennen, und niemand die eigne Schuld so leichtsinnig andern zuzuschieben, als wir. Wir hielten vor fünfzig Jahren die Franzosen für eine Art von Halbgöttern, vor zwanzig Jahren für halbe Teufel. Wir waren brutal genug, vor ihnen zu kriechen, und noch brutaler, sie zu verachten. An die Stelle der Dummköpfe, welche den Säuglingen schon französische Ammen, ja den Müttern französische Einquartirung gaben, traten andre Dummköpfe, welche mit scythischer Dummdreistigkeit die edlen Blüthen französischer Geselligkeit niedertraten. Deutsche Politiker nahmen eine erbauliche Miene an und predigten gegen den gallischen Antichrist, und einer oder der andre einfältige Geschichtschreiber suchte sogar sich und Andre zu belügen,

daß die Franzosen von unedlen asiatischen Racen abstammten und die Ehre nicht verdienten, Europäer zu heißen. Mit gleicher Barbarei verwerfen die Parteien je die Abgötterei der andern. Die Classischen schimpfen gegen das Mittelalter und den Orient; die Romantiker kreuzigen sich noch zuweilen vor den alten Heiden.

Natürlich äußert sich die Vorliebe für fremde Literatur zunächst in Uebersetzungen. Bekanntlich wird in Deutschland ungeheuer viel, ja völlig fabrikmäßig übersetzt. Wenn je unter dreißig Werken des besten deutschen Autors eines im Auslande schlecht übersetzt wird, so werden dagegen die sämmtlichen Werke jedes nur irgend erheblichen englischen oder französischen Schriftstellers in Deutschland doppelt und dreifach übersetzt, ja man thut ihnen die Ehre an, noch eignes Fabrikat unter ihrem Namen drucken zu lassen, wie dem Walter Scott. Unstreitig sind Ruhm und Vortheil auf unsrer Seite. Sollten uns auch viele Tugenden der Fremden mangeln, so theilen wir mit ihnen doch auch nicht jene vornehme Bornirtheit, die das Fremde achselzuckend ignorirt. Es macht uns Ehre, von den großen Britten zu wissen; den Britten macht es keine Ehre, von den großen Deutschen nichts zu wissen.

Uebersetzungen sind gewiß besser als Nachahmungen, und wer uns einen fremden Dichter übersetzt,

hat sicher mehr gethan, als der ihn nur in eigenen Dichtungen copirt. Aus demselben Grunde taugen auch die freien Uebersetzungen weniger als die treuen. Man versteht aber unter der Treue so viel, daß es unmöglich ist, sie ganz zu erreichen. Eine Uebersetzung kann niemals in allen Stücken treu seyn; um es in dem Einen zu seyn, muß sie das Andere aufopfern. Daher theilen sich auch die Uebersetzer in zwei Klassen. Die einen opfern den Inhalt der Form oder den Gedanken dem Wort, den Sinn dem Klange, die Andern umgekehrt diesen jenem auf. Die Einen wollen die Schönheit und den Wohlklang des fremden Ausdrucks, die Andern nur die Klarheit und Verständlichkeit desselben wiedergeben. Die Erstern herrschen vor. Ein guter Klang, ein gefälliger Rhythmus und Reim besticht das Ohr und läßt über einen mangelhaften Sinn wegsehn. Die meisten metrischen Uebersetzungen opfern ungescheut den Inhalt auf, um den Wohlkang, das Versmaß, den Reim zu retten. Sinntreue, aber hartklingende Uebersetzungen kann man nicht gut leiden, und wenn man gar einen Dichter des treuen Verständnisses wegen in Prosa übersetzt, so mag ihn Niemand lesen. Man hat hierin aber wohl Unrecht. Allerdings liegt ein großer Theil des Zaubers, womit uns ein Dichter befängt, in seinen Rhythmen und Reimen, aber doch immer nur, sofern dieselben gewisse poetische Bilder und

Gedanken einkleiden, und hierin beruht der größte Zauber, jenes äußere Kleid des Wohlklanges dient nur diesen. Werden diese Bilder verwischt, diese Gedanken verdunkelt oder verfälscht, so verliert auch der Wohlklang seinen Zauber. Unsre metrischen Uebersetzer lassen dies nur zu häufig außer Acht. Bei antiken Originalen künstelu sie das Metrum, bei romantischen die Zahl und Verschlingung der Reime nach. Um dieses schwierige Unternehmen zu Stande zu bringen, opfern sie unbedenklich die Verständlichkeit, ja sogar die Wahrheit auf. Sie verrenken und verschrauben die Construction, lassen aus und flicken ein, und gebrauchen sogar oft ganz andere Bilder und Worte, weil die rechte Construction und das rechte Wort nicht ins Metrum oder zum Reime paßt. Der allgemeine Nothbehelf sind die Tautologien. Wenn das Flickwort nur einen ähnlichen Sinn hat, so meint der Uebersetzer, er habe genug gethan, sofern nur zugleich das Metrum und der Reim gut ins Ohr fallen. Aber Tautologien sind ihm durchaus nicht erlaubt. Er soll nicht ein ähnliches, sondern das einzig richtige Wort gebrauchen; verlangt es der Reim oder das Metrum anders, so ist es damit nicht entschuldigt, denn nicht der Reim, sondern der Sinn ist die Hauptsache. Von dem gerügten Uebelstande schreibt sich die ungemeine Verschiedenheit von Uebersetzungen ein und desselben Autors her, und

wieder die ungemeine Gleichheit der verschiedensten Autoren, wenn sie Einer übersetzt hat. Von Dante, Tasso, Petrarca, Camoens besitzen wir mehrere sehr verschiedene deutsche Uebersetzungen, wo fast jeder Vers anders construirt und gereimt ist; und umgekehrt sehn sich Homer, Hesiod, Theokrit, Aeschylos, Aristophanes, Virgil, Horaz, Ovid, Shakespeare ꝛc. in den Voßischen Uebersetzungen so ähnlich, wie ein Ei dem andern. In beiden Fällen wird der Charakter des Originals verfälscht, wenn auch der Wortklang noch so künstlich copirt ist.

Nachahmungen entstehen unvermeidlich aus der Anerkenntniß fremder Vortrefflichkeiten. Warum sollten wir das nicht nachahmen, was nützlich oder schön und edel ist? Wir begehn aber insgemein den Fehler, statt der Sachen nur Formen nachahmen zu wollen. Wir sollten für unsre Zeit und nach unsrer Weise eine so harmonische Bildung zu gewinnen suchen, als die Griechen zu ihrer Zeit auf ihre Weise sie gewonnen. Lächerlich aber machen wir uns, wenn wir die griechischen Formen nachkünsteln, ohne den Geist und das Leben, aus welchen sie hervorgingen. Wir sollten unsere geselligen Verhältnisse nach unsrer Eigenthümlichkeit so fein ausbilden, wie die Franzosen es nach der ihrigen thun. Affen aber sind wir, wenn wir französische Floskeln und Bücklinge nachtölpeln. Wir sollten frei und männlich zu denken

und zu handeln suchen, wie Engländer und Amerikaner, aber nicht von einer Nachäffung ihrer äußerlichen Formen das Heil erwarten. Wir sollten die Tüchtigkeit und den tiefen Geist des Mittelalters uns erneuern, aber nicht die alte Tracht und Sprache kümmerlich affectiren.

Die formellen Nachahmungen gleichen den Moden und haben dasselbe Schicksal. Eine kurze Zeit gelten sie ausschließlich und man heißt ein Sonderling, wenn man sie nicht mitmacht. Hinterher erscheinen sie alle lächerlich. Auch in Rom galt einst der griechische Geschmack. Wer aber wird anstehn, die Kraft und den Ernst der Römer in ihren eigenthümlichen Geisteswerken unendlich höher zu schätzen, als die Affectation attischer Feinheit in ihren griechischen Copien? Lange schon erscheinen uns die Franzosen in ihren antiken Tragödien nur komisch, aber wieviel wir uns darauf einbilden, geschickter zu kopiren, so sind doch die als musterhaft anerkannten Voßischen Copien nicht minder lächerlich. Wir haben längst dem wackern Cervantes Recht gegeben, doch liefern viele unsrer Romantiker hinreichenden Stoff zu einem neuen Don Quixotte, und Fouqué hat deren eine Menge geschrieben, ohne es selbst zu wissen.

Die Erfahrung so vieler wechselnden Moden, die sich immer selbst in Widerspruch setzen und vernich-

ten, scheint nicht ohne gute Folgen geblieben zu seyn. So viele Parteien noch herrschen, beginnt man doch, ihre Vermittlung zu versuchen. Nachdem wir der Reihe nach alle gebildete Nationen kennen gelernt, bewundert und nachgeahmt haben, Römer, Griechen, Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier, sind wir jetzt auf einen Augenblick wieder nach Hause zurückgekehrt und besinnen uns. Wir bemerken, daß wir immer von der ersten Bekanntschaft zu übertriebner Bewundrung einer fremden Nation, und zu völlig sklavischer Nachahmung derselben rasch fortgeschritten, dann aber des Extrems bald überdrüssig geworden sind, worauf eine neue ruhige Betrachtung uns diejenigen Vorzüge der Fremden hervorgehoben und uns angeeignet hat, die nachahmungswürdig sind und auch nachgeahmt werden können. Wir unterscheiden allmälich die herrliche Gabe, uns in den Geist andrer Nationen und Zeiten zu versetzen, die dichterische Fähigkeit, jede fremde Illusion anzunehmen, von der praktischen Nachäfferei. In jener finden alle Gegensätze neben einander Platz, in dieser heben sie einander auf. Die Phantasie mag uns in einem Augenblick nach Griechenland, im andern nach London versetzen, doch wir selber bleiben in Deutschland sitzen. Wir hatten im Ungestüm des Enthusiasmus den Fehler begangen, unsre Eigenthümlichkeit zu beseitigen, um mit Haut und Haar in die fremde hin-

überſpringen zu wollen. Wir bemerken jetzt, daß wir mit allem offnen Sinn für das Fremde doch zugleich eine eigenthümliche Auffaſſungsweiſe für daſſelbe mitbringen, meiſt eine innerliche, phantaſtiſche, tiefſinnige, und indem wir dieſe walten laſſen, verſchmilzt erſt ſie die Vorzüge der Fremden mit unſrer Nationalität.

Von dieſer ächt menſchlichen Verſchmelzung des an die einzelnen Zeiten und Völker vertheilten Guten, welches immer die höchſte Aufgabe der Bildung bleiben wird, iſt jedoch die formelle Verſchmelzung heterogener Manieren ſehr zu unterſcheiden. Seitdem man nicht mehr allein die antike klaſſiſche Bildung, ſeitdem man auch das Romantiſche und endlich auch das Orientaliſche in ihrem alten Werthe anerkannt hat, iſt nach dem mächtigen Beiſpiel Göthes, namentlich unter unſern jetzigen Dichtern, eine Sucht der Manierenmiſchung eingetreten, die ſtreng getadelt werden muß. Göthe gefiel ſich in der Spielerei mit fremden Manieren und ſuchte ſeine Virtuoſität nicht nur in der Vielſeitigkeit, ſondern auch in der baroken Miſchung derſelben. So brachte er das Weſt-Oeſtliche, das Antikromantiſche auf, das in ſeinem Sinn eigentlich nicht mehr war, als eine optiſche Farbenmiſchung, und ſich am beſten aus ſeiner Farbenlehre erklärt. Mag dieſe Spielerei als ſolche nun ihrem Erfinder zu verzeihen ſeyn, ſo iſt es doch geſchmacklos, ſie als Manier zu ſanktioniren und darin

fortzufahren, und eine ernste Sache daraus zu machen. Fouqué, Ernst Schulze, und noch viele andre epische Dichter haben die Töne Homers, Ossians, der Nibelungen, der Edda, Tassos, Ariosts ꝛc. bunt durcheinander gemengt, und noch mehr ist unsre lyrische Poesie nach allen möglichen Nationalinstrumenten der Welt gestimmt, und es macht einen sonderbaren Eindruck, den nämlichen Dichter bald orientalische Ghaselen, bald alcäische Hymnen, bald altdeutsche, bald altspanische Romanzen klimpern zu hören.

Da ich meine Meinung hierüber am schärfsten in einer Rezension der „Bilder des Orients" von Stieglitz ausgesprochen habe, füge ich dieselbe hier an:

„Die deutsche Literatur ist wie ein Tollhaus, worin einige hundert Narren Kostüm und Sitten, Sprache und Ideengang von hundert verschiedenen Völkern alter und neuer Zeit nachäffen. Gallomanen, Anglomanen, Italomanen, Hispanomanen, Normannomanen, Grăcomanen, Turkomanen, Persomanen, Indomanen, Chinesomanen, Irokesomanen, sitzen diese guten deutschen Philister einträchtig-hundertträchtig beisammen und spielen Weltgeschichte. Das Tolle ist, daß sie ganz ernsthaft dabei sind. Wären es noch Masken, es gäbe das lustigste Carneval, aber die Narren machen Ernst aus der Sache.

Mit Fug und Recht mögen wir uns die Poesie anderer Völker aneignen, denn alles Schöne

gehört Allen, die es erkennen. Dank also den Männern, die uns die Schätze der orientalischen Poesie eröffnet haben. Aber damit ist nicht gesagt, daß wir diese Poesie nachäffen sollen, daß sich der erste beste Geschwindschreiber hinsetzen und uns zumuthen soll, ihn für den zweiten Hafis zu halten. Wohl mögen wir uns an den Bildern des Orients erfreuen, die uns orientalische Maler selbst entworfen haben; wenn es nun aber dem ersten besten Flachmaler einfällt, diese glühenden lebensfrischen Bilder in seinen matten Wasserfarben blos nachzupinseln, ist das nicht eine baare Thorheit? Was kann erfreulicher seyn, als ein Volk in seiner eigenthümlich schönen Weise sich selbst darstellen zu sehn? und was kann widerlicher seyn, als die affectirte Nachäffung fremder nie zu erreichender Eigenthümlichkeit? Hafis und Stieglitz, Baki und Stieglitz, Montenabbi und Stieglitz, Firdusi und Stieglitz, Dschami und Stieglitz, Kalidasa und Stieglitz!

„Es gibt nur Einen Fall, in welchem die Nachahmung nicht mißfällt, wenn nämlich ein großer Dichter in die geborgte Form einen höhern Geist hineinzutragen weiß. Das hat aber Stieglitz nicht gethan. Alle Gedanken und alle Bilder, die wir bei ihm finden, sind geborgt, orientalischen Originalen matt nachcopirt. Es findet sich da nichts Neues, Tiefsinniges, Erhabenes, und überhaupt nichts Eigenes, als hin und wieder eine sentimentale Süßlich-

keit, die sehr wenig zum Gegenstande paßt. Erst führt er uns nach Arabien und läßt einige Horden in der Wüste miteinander kämpfen, wobei denn auch einige der wohlbekannten arabischen Sittenzüge angebracht werden. Allein wie unendlich verwässert, entfärbt und verwaschen sind diese Bilder im Vergleich mit den sieben hellstrahlenden Plejaden, den am alten Tempel von Mekka in Gold gegrabenen Moallakat? Wozu nun diese dünne, ärmliche Nachahmung, da wir das Original in Hartmanns lieblicher Uebersetzung besitzen? Dann führt uns Stieglitz nach Persien und zeigt uns die Scenen aus dem Harem, aus den duftenden Gärten, aus den Bazars u. s. w., die wir gleichfalls aus den Originalen weit besser kennen. Wo bleibt hier die Pracht des Zoroaster, die Phantasie des Firdusi, die Heiligkeit der Schirin, die süße Trunkenheit des Baki? Alles ist nur bloßes Nachbild.

„Zugegeben, daß sich auch in diesem Nachbilde noch immer die schönen Züge der Urbilder wiederfinden, so müssen wir dennoch diese ganze Kopiermanie und Manier verwerfen. Was sind selbst die Kopien eines Thomas Moore, Rückert und Platen, denen es doch wahrlich an Poesie nicht gebricht, im Vergleich mit den Originalen? Man kann sie neben denselben nicht aushalten. Um so mehr aber ist es eine Schande, daß man über den immer mehr um

sich greifenden Nachahmungen die Originale selbst zu vergessen scheint. Von Schirin, dem göttlichen Gedicht, über das nichts geht, als Homer und Shakespeare, besitzen wir nur die Uebersetzung von Hammer in einer einzigen Auflage, während die vergleichungsweise unbedeutende Nachahmung Lalla Roogh von Moore schon drei bis viermal übersetzt worden ist. Manches Treffliche ist noch gar nicht, oder nur zum Theil, oder nur schlecht übersetzt. Und wer bekümmert sich um die Originale, wer leitet die Aufmerksamkeit darauf? Wenn Göthes westöstlicher Divan dazu mitgewirkt hätte, wäre es sehr löblich; aber er hat unsern jungen Dichtern nur gezeigt, wie leicht es ist, durch Affektation der Orientalität einen Band Gedichte zusammenzublümeln, die als neue Mode Glück machen. Stieglitz hat sich nicht einmal gescheut, Göthe auch hierin nachahmend, mit seinen Bildern des Orients förmlich pretiös zu thun, als ob er die Welt mit Wunder welcher dankerheischenden Gabe beschenkt hätte. Er beschreibt uns mit ceremoniöser Ehrfurcht vor sich selbst den Gang, den sein Geist genommen habe, bis er die große Idee zu den Bildern des Orients gefunden. Und doch ist er so naiv, zu bekennen, daß die öftere Beschauung der Kupferwerke über den Orient auf der Berliner Bibliothek ihn vorzugsweise begeistert habe. Das bezeichnet am besten das phantastische und ge-

spenstische Wesen unsrer modernen Poesie. Fern von der Wirklichkeit, fern von Natur und Leben, studiren diese Poeten Alles nur aus Büchern, schöpfen sie alle Ideen und Bilder nur aus dem Papier, um sie wieder ins Papier einzusargen, haschen sie immer nur nach den Schatten, um ihn nochmals abzuschatten. So wird zuletzt jede schöne Wirklichkeit, jede Größe des Alterthums, jeder Reiz der ewig jungen Natur in der kranken Phantasie unsrer Dichter zu einer nochmals verfälschten Vorstellung einer falschen Vorstellung, die dem Urbild nur entfernt noch ähnlich ist. So entsteht jene Unnatur der in Büchern beschriebenen Natur, und jenes Zerrbild der in Büchern beschriebenen Völker und Zeiten, die, so weit das Papier reicht, die Welt in eine weite Lüge verstricken."

Der literarische Verkehr.

Denkt man an die Zeit zurück, da jedes Buch nur in wenigen Handschriften existirte, so begreift man, welch unermeßliches Uebergewicht die heutige Literatur durch die Maschinerie des Drucks und durch den Buchhandel gewonnen hat. Wenn daraus ein Segen für alle Zeiten erwachsen ist, wenn wir Deutsche uns der Erfindung ewig werden rühmen können, so soll uns dies doch auch gegen einigen Nachtheil nicht blind machen, die der erweiterte literarische Verkehr mit sich führt. Kaum nämlich ist durch einen wohlthätigen Mechanismus der Presse das natürliche Bedürfniß der literarischen Mittheilung und der Vervielfältigung guter Bücher befriedigt worden, so hat sich darüber hinaus das künstliche Bedürfniß des Buchhandels geltend gemacht. Die Bücherverfertigung ist ein einträgliches Gewerbe geworden, und Autoren und Buchhändler haben besonders in der neusten Zeit in diesem Gewerbe spekulirt und sich an alle Schwächen der menschlichen Natur und vorübergehenden Moden der Zeit adres-

sirt, um dem Publikum ihre literarischen Fabrikate aufzuschmeicheln. Nur einige Buchhändler haben sich in der Geschichte einen Namen und im Vaterlande warmen Dank erworben durch uneigennützige Beförderung des Wahren, Guten und Schönen, als es ihrer Unterstützung bedurfte. Der Verleger hat, wenn es ihm an Mitteln nicht gebricht, einen schönen Wirkungskreis. Er kann dem guten Schriftsteller in die Hände, dem schlechten entgegenarbeiten. Er kann durch die Wahl seiner Verlagsartikel die Bildung und den Geschmack gewissermaßen beherrschen, und auf das Publikum einen Einfluß üben, wie ihn im Kleinen jede Theaterdirektion durch ihr gutes oder schlechtes Repertorium übt. Er hat den edlen, seinen Stand hoch ehrenden Beruf, ein Mäcen zu seyn. Er kann durch seine Unterstützung manchem Genie einen freien Boden geben, um sich zu entwickeln er kann das Verborgene oder Verkannte an das Licht ziehn, und nicht selten verdanken wir ihm erst, was uns am Weisen, am Dichter erhebt und entzückt. Er kann endlich, vermöge seiner Stellung, die Literatur im Ganzen überblicken, und die Lücken bemerken, den Schriftstellern heilsame Winke geben, Wege bereiten, die mannigfaltigen Kräfte der gelehrten und schönen Geister unmerklich lenken. Aber um diesen ehrenvollen, großen Beruf zu erfüllen, bedarf der Buchhändler nicht nur eines klaren Kopfes, eines

edlen Willens, sondern auch der ökonomischen Mittel; diese Dinge finden sich sehr selten vereinigt. Bedenken wir ferner, daß auch der beste Buchhändler immer theils vom Publikum und seiner Modelust, theils von den Schriftstellern abhängig ist, so können wir von den Buchhändlern allein das Heil der Literatur freilich nicht erwarten.

Die Mehrzahl der Buchhändler sind nur Krämer, denen es größtentheils einerlei ist, ob sie mit Korn oder mit Wahrheit, mit Zucker oder mit Romanen, mit Pfeffer oder mit Satyren handeln, wenn sie nur Geld verdienen. Der Buchhändler ist entweder Fabrikant oder Spediteur oder beides zugleich. Die Bücher sind seine Waare. Sein Zweck ist Gewinn, das Mittel dazu nicht absolute, sondern relative Güte der Waare, und diese richtet sich nach dem Bedürfniß der Käufer. Was die meisten Käufer findet, ist für den Buchhändler gute Waare, wenn es auch ein Schandfleck der Literatur wäre. Was keinen Käufer findet, ist schlechte Waare, und wären es Offenbarungen aus allen sieben Himmeln. Soll ein Buch Käufer finden, so muß es dem bekannten Geschmack des Publikums angemessen seyn, oder seinen Neigungen und Schwächen schmeicheln und eine neue Mode erzeugen können. Deßwegen begünstigen die Verleger das Triviale und das Abentheuerliche. Soll das Publikum wissen, daß das Buch

seinem Geschmack entspricht, so muß der Titel es anlocken. Deßwegen ist dem Verleger ein guter Titel mehr werth, als ein gutes Buch, oder dieses nur durch jenen, und es entsteht ein Wetteifer unter den Buchhändlern, die schmeichelhaftesten Titel auszuhecken. Woher nimmt aber der Verleger solche Waare, die er für gut erkennt? Sie wächst nicht so häufig wild, als er dadurch reich werden könnte. Sie muß also durch Kunst erzeugt werden. Es wird also statt der seltnen Alpenweide die überall ausführbare Stallfütterung der Autoren eingeführt. Der Verleger unterhält sie, und sie liefern ihm Milch, Butter, Käse, Haut und Knochen. Und ist wohl je ein Verleger verlegen um solche Leibeigene? Es drängen sich ihm mehr zu seinem Gnadentisch, als er verlangt. Je mehr fabricirt wird, desto schlechter, je schlechter, desto leichter, je leichter, desto mehr Leute werden geschickt dazu. Besonders seitdem der Zudrang zu den Studien so groß geworden ist, wimmelt es in Deutschland von Leuten, die in Ermanglung eines Amtes, das was sie gelernt haben, gleich im Buchhandel auf Zinsen legen, und so die Welt mit einer ungeheuern Menge unreifer schülerhafter Arbeiten überschwemmen.

Einer der industriösesten Büchermacher ist Bäuerle in Wien, der alle Augenblicke eine neue Sammlung von Lobschriften auf das kaiserliche Haus

herausgibt und die Staatsdiener zwingt, wenn sie nicht für schlechte Unterthanen gehalten seyn wollen, seine Sammelfurien für theures Geld zu kaufen.

Aber auch ausgezeichnete ältere, berühmte Schriftsteller wetteifern nicht selten mit dem spekulativen Buchhändler, um den Kredit ihres Namens zu mißbrauchen und dem Publikum, dem einmal eines ihrer Werke gefallen hat, weil es gut war, nunmehr zehn und zwanzig schlechte Werke in den Kauf zu geben. Da wird jedes alte Papier aufgestöbert und als eine Kostbarkeit ausgeboten, und Erinnerungen, Nachlässe, Briefwechsel enthalten in langen Reihen kostbarer Bände die gemeinsten Alltäglichkeiten, die das Publikum gutmüthig genug ist, aus purem Respekt vor dem Namen des Autors zu bezahlen.

Die größte Schmach für den deutschen Buchhandel ist der noch immer fortbestehende Nachdruck, der seine Geschäfte vorzüglich in Oesterreich ins Große trieb. Auch in Würtemberg, wo ich lebe, wimmelt es von solchen privilegirten Dieben, die mit einer bewundernswürdigen Schamlosigkeit in öffentlichen Blättern ihre Waaren anpreisen, sich des Raubes rühmen und die rechtmäßigen Verleger aushöhnen. Es ist nicht zu läugnen, daß einige vornehme oder geringe Buchhändler ihre Waaren um unbillig hohe Preise ansetzen, und daß dieser Uebertheurung durch den Nachdruck auf eine für das Lese-

publikum wohlthätige Weise gesteuert wird. Dieser zufällige Vortheil rechtfertigt aber den Diebstahl nicht. Crispin, der das Leder stahl, um armen Leuten Schuhe daraus zu machen, war nichts desto weniger ein Schelm. Der Nachdruck ist, wenn nicht so schädlich, doch rechtlich eben so verwerflich, als die Falschmünzerei.

Der Nachdruck wird jedoch bald vom deutschen Boden verschwinden, die Fabrikation schlechter Bücher wird bleiben. Gegen sie wollen wir also kämpfen, gegen den literarischen Pöbel wollen wir so unbarmherzig seyn, wie gegen die literarischen Aristokraten.

Wer einmal für das Geld schreibt, hat schon alle Scham aufgegeben, der Eine, weil er muß, aus Verzweiflung; der Andre mit Bedacht, wie ein Possenreißer, um desto mehr Zuschauer anzulocken. Die gewöhnlichen Sünden dieser Büchermacher sind: Ehrlosigkeit, die kein Mittel scheut, um Aufsehen zu erregen, oder wenigstens Absatz zu bekommen; brutaler Hohn gegen die redlichen Autoren, denen sie in's Handwerk pfuschen; Schmeichelei der bösen und verborgnen Neigungen, und Beschönigungen des Lasters, theils um ein ergiebiges Feld zu bearbeiten, das die bessern Autoren ihnen übrig gelassen, theils um ihre Leser zu ihren Mitschuldigen zu machen; Heuchelei, wenn es gilt, der Frömmigkeit oder Ehrlichkeit einen

Blutpfennig abzudringen; schamlose Dieberei und Flickerei aus bessern Werken, wenn dieselben Glück gemacht haben; endlich die Alles umfassende, Alles durchdringende Trivialität, die abgeschmackte Brühe in der Alles gekocht wird.

Schon bald nach Erfindung des Drucks überschwemmte die Polemik der Confessionen Deutschland mit theologischen Schriften. Als man endlich wieder etwas lustiger wurde, kam die Belletristik in Flor. Da man die zahlreichen Vortheile, welche die Schriftstellerei dem Eigennutz und dem Ehrgeiz gewährt, gewan erkannt hatte, drängte sich Alles zur Autorschaft, und selbst, die geschwiegen haben würden, sahen sich durch Freunde, Schüler, Angriffe und schlechte Bücher zur Abfassung ihrer eignen gedrungen. Endlich erkannten die Buchhändler, welchen Gewinn sie vom Publikum ziehen könnten, wenn sie demselben alles Interessante aus dem bisher von der Zunft verschloßnen Reiche des Wissens mittheilten, das Heilige profanirten, das Gute der Fremden nationalisirten, und alsbald legten sie Fabriken an und besoldeten ihre Büchermacher für alle Stände, Geschlechter und Alter, für das Volk, die Jugend, die Damen, und vorzugsweise für Alle, die an Masse die zahlreichsten, die Bücher auch in Masse bezahlen konnten.

Der Einfluß dieses Verhältnisses auf den Ge-

halt der Literatur ist verschiedenartig und hat wieder seine gute und böse Seite. Es ist allerdings ein schönes Zeichen der Zeit, daß die geistige Cultur allgemein befördert, daß jedem alles Wissen zugänglich gemacht wird. Indeß ist eben so gewiß, daß das ursprüngliche Licht der Aufklärung in so mannichfach graduirten Farben gebrochen sich verdunkelt, daß, was für die Masse gewonnen wird, vom Gehalt abgeht. Der Himmel streut die Gaben des Genius nicht allzu verschwenderisch aus. Viele sind berufen, aber wenige nur sind auserwählt, von hundert deutschen Schriftstellern kaum einer. Was nun die Geistlosen schreiben, ist wie sie selbst, und kein Werk verläugnet seinen Schöpfer. Die guten Bücher werden von den schlechten nur allzu leicht verdrängt, und da die Masse die Anstrengung scheut, so vergißt sie bei dem seichten Autor, den sie versteht, gern den tiefen, der ihr schwierig erscheint. Sie hegt eine gewisse Ehrfurcht vor dem Gedruckten, und sieht sie nur ihre Gemeinplätze gedruckt, so erkennt sie den bessern Büchern den höhern Rang nicht mehr zu. Daß in Deutschland so viel Erbärmliches geschrieben wird, hat einen gewissermaßen physischen Grund. Die Genies wachsen bekanntlich nicht wälderweise, sondern einzeln und selten. Die vielen tausend deutschen Bücher werden nicht von lauter Genies, sondern vom Haufen geschrieben. Ich will indeß die Ehre einer

so ansehnlichen Menge deutscher Männer nicht herabsetzen. Man kann der beste, ja der weiseste Mensch seyn, und doch kein gutes Buch zu Stande bringen. Mancher vortreffliche Mann erscheint uns erst ein wenig einfältig, wenn er für den Druck schreibt, wie umgekehrt mancher erst dann beseelt zu werden scheint, wenn er die Feder in die Hand nimmt.

Wir haben viele schlechte Bücher, wie in Revolutionen viele schlechte Menschen an die Spitze kommen. Sie sind für einen Augenblick allmächtig, im nächsten fallen sie in ihr Nichts zurück. Seufzt der Fromme, der Pöbel lacht. Zürnt ein Prophet, der Haufe wagt es, ihn zu verachten. Alle Bemühungen, die Wahrheit, die Gerechtigkeit und den guten Geschmack zu vertheidigen, scheitern an der Unverschämtheit der Modeschriftsteller. Wo recht viele Schlechte zusammen kommen, entsteht ein esprit de corps, der so heroisch ist, als gälte es das Heiligste. Man kann darüber reden, aber man soll sich nicht einbilden, es ändern zu können. Man kann nur wie Tacitus die schlechte Gegenwart schildern, ohne sich anzumaßen, sie bessern zu wollen. Man darf nur die Zeit abwarten. Schlechte Bücher haben ihre Jahreszeit, wie das Ungeziefer. Sie kommen in Schwärmen, und sind vernichtet, ehe man es denkt. Wo ist die theologische Polemik des siebzehnten Jahrhunderts geblieben? wo ist der Geschmack des acht-

zehnten, wo ist Gottsched hingekommen? Wie viele tausend schlechte Bücher sind den Weg alles Papiers gegangen, oder modern in Bibliotheken! Die unsrigen halten nicht einmal so lange wieder, weil das Papier selber schlecht ist, wie der Inhalt. Die Moden wechseln zwar nur, und Thorheit und Gemeinheit wissen sich unter neuer Gestalt immer wieder geltend zu machen; doch die alten Sünder bekommen sicher ihren Lohn. Die Gegenwart duldet keinen Richter, aber die Vergangenheit findet immer den gerechtesten. Selbst unsre Thoren kennen und verachten die alten, ohne zu ahnen, daß es ihnen nicht besser gehen wird. Vermöge eines glücklichen Instinkts der menschlichen Natur nehmen wir uns aus dem literarischen Erbe der Vergangenheit immer nur das Beste, oder wenigstens das Wichtigste heraus. Unter drei guten Schriftstellern erhält wenigstens einer erst in der Zukunft seine Apotheose, und unter hundert schlechten, die in der Gegenwart glänzen, bringt immer nur einer sein böses Beispiel auf die Nachwelt.

Es gibt schlechte Principien, die sich in der Literatur aussprechen, und jede Partei hält die entgegengesetzte für schlecht. Aber jede hat die Befugniß, sich auszusprechen, und das schlechteste Princip kann noch auf geniale Weise und zum Glanze der Literatur vertheidigt werden. Ein ganzer Teufel ist noch

immer intereſſanter, als ein halber, matter, trivialer Engel. Nicht ſchlechte Principien, ſondern ſchlechte Kräfte ſind Schuld am Verderben der Literatur wie des Lebens. Die Mittelmäßigkeit, die Geiſtloſigkeit, die Schwäche, die Furcht vor dem Genie, der Haß gegen die Größe, die Unverſchämtheit und die Anmaßung des literariſchen Pöbels und die ſtillſchweigende oder prahleriſche Demagogie gegen die edlern und höheren Geiſter, kurz die Gemeinheit der Schriftſteller iſt die Erbſünde der Literatur. Unbemerkt haben die Menſchen die Grundſätze erſetzt und an ihre Stelle ſich geſchoben, wie in der franzöſiſchen Revolution. Statt der feindſeligen Principien verſchiedner Parteien kämpfen die Edlen und Schlechten von allen Parteien. Es gibt wenig gute Bücher, aber von jeder Partei, und unzählige ſchlechte wieder von jeder. Während die Maſſen um ihre Grundſätze und Meinungen zanken, erheben ſich die wenigen wahrhaft Gebildeten immer nur gegen die Gemeinheit der Maſſen. Sie ehren jede Kraft, ſelbſt die feindliche; nur die Halbheit, Falſchheit, Unmacht iſt ihr unverſöhnlicher Feind.

Die Umſtände tragen Vieles bei, daß eine ſo große Menge unberufener Autoren auftritt. Die Kunſt iſt profanirt worden. Man glaubt keiner Meiſterſchaft mehr zu bedürfen. Jeder achtet ſich für eben ſo befugt zu ſchreiben, als zu reden. Die Gelehr-

samkeit der Kaste ist so in's Absurde gerathen, daß die gesunde Vernunft der Laien eine Revolution dagegen erheben und einen leichten Sieg davontragen konnte. Plötzlich brachen aus der Hefe des Laienvolks Publicisten und Romanschreiber, als andere Marseiller und Septembriseurs, unter die alten gelehrten Perüken, und auch die Poissarden fehlten nicht. Wie hätten die Weiber, bei denen der gesunde Menschenverstand immer wie an der Wurzel hält, ihre Sentimens und natürlichen Erfahrungen nicht geltend machen sollen, wie hätten sie nicht mit ihren Talenten glänzen wollen, da die Bahn des Ruhms ihnen offen stund. So sehen wir jetzt eine närrische Armee von Weibern und Kindern das Ballhaus zur literarischen Nationalversammlung machen, und dem deutschen Publikum Gesetze geben.

Der Gelehrte schreibt, weil er weiser zu seyn glaubt, als andere, und weil er die Schriftstellerei zu seinen Rechten und Pflichten zählt. Die Profanen schreiben, weil sie sich für gescheiter und gesünder achten, als die Gelehrten, und weil sie, indem sie uns zur Natur zurückführen wollen, zunächst ihre eigene für die rechte halten. Endlich ist es ein immer wiederkehrender Wahn der Einfältigen, der Eitlen und der Jugend, daß, was für sie selbst neu ist, auch für die ganze Welt neu seyn müsse. Es entstehen täglich neue wissenschaftliche Bücher, worin

auch nicht ein neuer Gedanke für die Welt iſt, ſo neu auch alle dem Autor geweſen ſeyn mögen. Vor den Gedichten aber iſt faſt keine Rettung mehr. Wenn ein Jüngling liebt, meint er, die ganze Welt liebe zum erſtenmal. Er macht Verſe und wähnt, niemand habe dergleichen noch gehört.

Die Schreibwuth der Naturaliſten hat diejenige der Gelehrten keineswegs verdrängt, ſondern nur noch lebhafter angefacht. Die Univerſitäten machen es ſich zur Pflicht, zu ſchreiben, was die Preſſe vermag, und gelehrte Bücher bilden die Stufen, auf welchen der Candidat in höhere Aemter ſchreitet. Wie kümmerlich friſtet ſich manches gelehrte Journal, aber es gilt die Ehre der Univerſität, und das ganze akademiſche Volk wird beſteuert. Wie ſauer wird es manchem Neuling, ein Buch zuſammen zu ſchreiben, aber es gilt die Ehre und das Amt, und Noth bricht auch den eiſernen Schädel. Die Arbeiten ſind aber auch darnach, und man ſieht ihnen alle die Mühe an, deren ſie nicht werth ſind.

Man beſchäftigt ſich je mehr und mehr, populär zu ſchreiben, der größern Maſſe des Publikums alles Nützliche und Belehrende mitzutheilen, was von Fremden oder durch die Gelehrſamkeit gewonnen wird. Selbſt die ſtrengſten Wiſſenſchaften werden ſo zubereitet, daß auch der Ungebildete einen Geſchmack davon bekommt. Es erſcheinen: Mythologien für Da-

men, populäre Vorlesungen über die Astronomie, Hausapotheken und Selbstärzte, Weltgeschichten für die Jugend, die Weltweisheit in einer Nuß, und die Theologie in acht Bänden oder Stunden der Andacht und dergleichen. Wie zu des Heilands Geburt hält man einen allgemeinen Kindermarkt, und alle Buchhändlerbuden hängen voll Schriften für die (elegante) Welt, das Volk, die (gebildeten) Stände, die Damen, die (deutschen) Frauen, das (reifere) Alter, die (zartere, liebe) Jugend, Söhne und Töchter edler Herkunft, Bürger und Landmann, für Jedermann, für allerlei Leser, kurz für so viele, als der Buchhändler zusammentrommeln kann.

An und für sich ist das Bestreben, faßlich zu schreiben und die ungebildete Mitwelt zu belehren, eben so lobenswürdig, als die gelehrte Vornehmigkeit, die mit ihrer Hieroglyphensprache prahlt, und stolz darauf ist, daß der große Haufe sie nicht versteht, verworfen werden muß. Auch die wenige Strenge, mit welcher wissenschaftliche Gegenstände im populären Vortrag abgehandelt zu werden pflegen und der fade Ton, der sich dabei einschleicht, läßt sich zum Theil durch das Publikum entschuldigen, nach dessen Fassungskräften der Autor sich richten muß, wenn er gehört und verstanden werden will. Indeß läßt sich nicht verkennen, daß es doch nur wieder die vielen unberufenen Autoren sind, die auch

hier das meiſte verderben. Auch der ſeichteſte Kopf maßt ſich an, für's Volk zu ſchreiben, während er ſich ſchämen würde, für die Gelehrten zu ſchreiben. Das Volk hält jeder für gut genug, ein Auditorium abzugeben, und für ſchlecht genug, um ihm auch das Albernſte vorzutragen. Nichts erſcheint ſo leicht, als für das Volk zu ſchreiben, denn je weniger man Kunſt anwendet, deſto eher wird man verſtanden; je mehr man ſich gehen läßt, je gemeiner und alltäglicher man ſchreibt, deſto mehr harmonirt man mit der Maſſe der Leſer. Je tiefer man zu der Beſchränktheit, Brutalität, den Vorurtheilen und den unwürdigen Neigungen der Menge hinabſteigt, deſto mehr ſchmeichelt man ihr, und wird von ihr geſchmeichelt. Für das Volk ſchlecht zu ſchreiben, iſt daher den ſchlechten Schriftſtellern leicht und erſprießlich, daher es auch bis zum Frevel getrieben wird. Für das Volk aber gut zu ſchreiben, iſt ſicher etwas ſehr Schwieriges und darum geſchieht es ſo ſelten. Will man die Maſſe beſſern und veredeln, ſo läuft man Gefahr, ihr zu mißfallen. Will man ſie über höhere Dinge belehren, ſo iſt es höchſt ſchwierig, den rechten Ton zu treffen. Man hat entweder zu einſeitig den Gegenſtand vor Augen, und ſpricht darüber zu gelehrt und unverſtändlich, oder man berückſichtigt eben ſo einſeitig die Menge und entweiht den Gegenſtand durch einen allzutrivialen, oft burlesken

Vortrag. Die Schriftsteller fehlen hierin so oft, als die Prediger.

Indeß fängt sich an aus dem Chaos der bloß aus Spekulation gedruckten Bücher manches Gute zu entwickeln. Indem man überall Bedürfnisse aufstöbert oder künstlich erzeugt, um denselben mit neuen Büchern entgegen zu kommen, muß man endlich natürlicherweise die wahren Bedürfnisse entdecken, und deren Befriedigung muß auch unter allen Umständen für die Büchermacher die lukratifste seyn. Dahin gehören nun zunächst die beispiellos wohlfeilen Ausgaben der ausgezeichnetsten Literaturwerke, die zugleich dem Publikum den Vortheil gewähren, sich mit wenig Kosten das Trefflichste der Literatur anzueignen, und dem Verleger, sich trotz der Wohlfeilheit seiner Preise, durch den ungeheuern Zudrang der Käufer zu bereichern.

Dahin gehören ferner die Encyclopädien, Conversationslexicons, Taschenbibliotheken, Resumés. Wenn sie auch größtentheils noch an Oberflächlichkeit leiden, so bereiten sie doch bessern Werken derselben Gattung den Weg, und wer möchte leugnen, daß durch solche wohlfeile Sammelwerke mannigfaltiges Wissen in allen Ständen verbreitet wird. Das Conversationslexikon von Brockhaus z. B. läßt manches zu wünschen übrig, und ist bald da zu kurz, bald da zu lang, allein indem es in Aller Händen ist,

ſtreut es eine unendliche Menge von Kenntniſſen in den Mittelklaſſen aus.

Vor allem aber iſt es die periodiſche Literatur, die dem Bedürfniß ſchneller Ueberſicht entgegenkommt. Ohne ſie würde die Büchermeſſe nur einer ungeheuern Stadt gleichen, die voll Häuſer aber ohne Straßen und freie Plätze wäre. Man kann nun leicht bemerken, daß den Deutſchen je länger je enger in ihren Häuſern wird, daß ſie häufiger als ſonſt den Markt beſuchen, daß die Privatbibliotheken ab, die Leſezirkel, Muſeen- und Kaffeehausleſer aber zunehmen. Indeß ſind wir Deutſche noch weit entfernt von dem großartigen Umtrieb der engliſchen und franzöſiſchen Zeitungen. Unſere politiſche Zerſtückelung, die vielen kleinen Staaten und Städte mit ihren Lokalintereſſen und Lokalblättern würden dieſen großen Verkehr auch dann noch verkleinern, wenn nicht die einzige Einheit, die wir haben, die des Preßzwangs, ihn überall abſchnitte, wo ihm etwa die Flügel wachſen ſollten. Unſere politiſchen Zeitungen leben, wenn ſie ſervil ſind, einen ewigen Tod, und ſterben, wenn ſie liberal ſind, ein ewiges Leben. Die übrigen in allen Zirkeln Deutſchlands zerſtreuten Journale theilen ſich in akademiſche bemooste Literaturzeitungen einzelner Univerſitäten und in belletriſtiſche Blätter, die größtentheils nur auf weibliche Le-

ser berechnet sind. Wir reden davon bei den einzelnen Fächern.

Wie überhaupt der politische Druck in Deutschland die banausische Versessenheit, die Schlafmützenweisheit, und bei sonstiger Thatenlosigkeit das handwerksmäßige Büchermachen begünstigt hat, so ist aus dem nämlichen Grunde durch die Censur der Geist der Literatur verdorben, das Gute ist unterdrückt, das Schlechte befördert worden. Im Schatten bleibt manche Blume verschlossen, aber die Pilze schießen üppig auf. Indeß erstreckt sich der Preßzwang doch nur auf gewisse Zweige der Literatur, und in andern, die kein Censor beschneidet, wird nicht weniger gesündigt. Man kann nur sagen, daß der Preßzwang den Geist der Nation überhaupt verdumpft, indem er einzelne Aeußerungen desselben unterdrückt, wie der ganze Körper krank wird, wenn ein Glied gelähmt ist.

Die Gewalt, welche die Schrift über die Meinungen übt, und der Einfluß der Meinung auf die Handlungen machen die Literatur zu einem wichtigen Gegenstande der Politik. Sofern jeder Staat ein Recht seiner Existenz ausspricht und somit nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht der Selbsterhaltung sich zuerkennt, muß er nothwendig dafür sorgen, daß die Literatur keine Meinungen verbreite, welche jener Existenz gefährlich werden können, und dieß sucht er vermittelst der Censur zu erreichen.

Ob aber jener Zweck, den das Staatsrecht heiligt, dem allgemeinen Menschenrechte nicht widerspreche, ob er deßhalb erreicht werden könne, und ob jenes Mittel, die Censur, das rechte Mittel sey, das sind andere Fragen.

Der Mensch hat ein ursprüngliches Recht der Mittheilung. Aus der Mittheilung entspringt alle Cultur, und die Cultur ist der höchste Zweck der Menschheit. Verbietet ein Staat die Mittheilung, so hemmt er die Cultur. Hätte der erste Staat ursprünglich zugleich das Recht und die Kraft gehabt, Mittheilungen seiner Bürger zu verbieten, so würde alle Cultur unmöglich gewesen seyn und wir würden noch auf der ersten Stufe stehen. Wir haben aber schon eine Menge Stufen zurückgelegt, und wodurch? Entweder dadurch, daß der Staat jene Mittheilungen nicht gehemmt hat, oder dadurch, daß das Menschenrecht über das Staatsrecht gesiegt, und in Revolutionen die strengen Staaten vertilgt und freiere neugeschaffen hat.

Man soll das Recht nicht aus der Macht, sondern die Macht aus dem Recht herleiten. Die Macht hat aber so wenig das Recht zur Baumschänderei und zum Kindermord, als zur Censur. Ist es wohl möglich, eine der Preßfreiheit vorbeugende Censur, überhaupt eine polizeiliche Maßregel, durch welche man künftigen Uebeln vorbeugt, mit der Freiheit und

dem Wohl Aller so in Einklang zu bringen, als die gerichtlichen Maßregeln, durch welche man begangene Uebelthaten bestraft? Ist die Gesellschaft schon auf die richterliche Gewalt eifersüchtig, wie viel mehr muß sie es nicht auf jene vorbeugende Gewalt seyn, die furchtbarer noch als ein Fehmgericht, nicht nur im Verborgenen, sondern sogar noch vor der That richten soll? Es ist bekannt, daß die einzige Garantie einer gerechten Rechtspflege deren Oeffentlichkeit ist. Die Censur bedarf einer wenigstens eben so sichern Garantie, aber Oeffentlichkeit ist mit ihrer Natur unvereinbar. Sie soll ja gerade das Oeffentlichwerden gewisser Gedanken verhindern. Wie soll nun censirt werden, ohne daß sich Willkühr und Ungerechtigkeit einschleichen? Bei der ungeheuren Mannigfaltigkeit möglicher Gedanken- und Ausdrucksweisen läßt sich eine feste Norm für deren Billigung oder Mißbilligung nicht finden; man kann den Censoren keinen bestimmten Maßstab in die Hände geben, man muß das Urtheil ihnen selbst überlassen, wie vor Gericht den Geschwornen. Aber über die Geschwornen führt das Volk die Controlle. Wer führt sie über die im Dunkeln verdammenden Censoren?

Ein strenges Preßgesetz, das jeden schon vollbrachten Preßfrevel bestraft, scheint vollkommen zur Sicherung des öffentlichen Wohles hinzureichen, so lange die Macht überhaupt dem Recht untergeordnet

ist. Sobald aber einmal eine überwiegende Macht das Recht sich unterordnet, so wird sie auch immer censiren. Das liegt in der Natur der Dinge. So wechselte in Frankreich die demokratische Censur nur mit der monarchischen, so kehrte die Censur immer mit der Gewalt, und zwar mit jeder zurück.

Der Hauptgewinn, der aus der völligen Preßfreiheit hervorgeht, ist die Entwaffnung der Preßfrechheit. Diese Frechheit ist nur in dem Maaß mächtig und gefährlich, in dem sie ungewöhnlich kühn und gewagt erscheint. Sie verliert alle Wichtigkeit, sobald sie gemein wird. Dieß beweist England seit langer Zeit. Dort sieht man die giftigsten Ausfälle der Presse für nichts mehr an, als für das, was sie sind, für unmächtige Versuche der geschlagenen Minorität. Man wundert sich nicht mehr darüber, das ist das Geheimniß der Preßfreiheit. Eine alltägliche Kühnheit ist nichts Kühnes mehr, sondern nur noch etwas Alltägliches. Die Preßlizenz muß verboten seyn, wenn sie den Reiz des Verbotenen haben soll. Ein erlaubter Frevel ist kein Frevel mehr. Gegen Pitt wurden viele hundert Schmähschriften und Karrikaturen ausgegeben, ohne daß sein großer Ruf nur im mindesten dadurch gelitten hätte. Bei uns wird man sich wahrscheinlich noch hundert Jahre lang wundern über Kotzebues Barth mit der eisernen Stirne, während solche Schandschriften in Paris und

London schon übermorgen vergessen sind. Bei uns wurde einer, den Kotzebue in jener Schrift verspottete, darüber wahnsinnig; in Paris und London würde er darüber nur gelächelt haben. Der Unterschied liegt bloß in der Angewöhnung. Gewiß aber gibt es kein besseres Mittel, die Verläumdung, den Haß, den Neid zu überwinden, als wenn man ihm vergönnt, sich öffentlich zu prostituiren, sich auszuschreien. Die Preßfreiheit ist die Sonne, die dem Gift, das ihren Strahlen ausgesetzt wird, seine Kraft allmählig entzieht, während es im Dunkeln dieselbe beibehält, um sie gelegentlich zu äußern. Die Preßfreiheit ist freie Luft, worin der Dampf verfliegt, während er in einen engen Raum gepreßt, eine zerstörende Gewalt erhält. Das französische Ministerium hat gewiß unklug gehandelt, die Presse, die sich durch ihre Frechheit so verächtlich zu machen und abzunutzen anfing, auf's neue zur Martyrerin zu machen.

Was die Censur uns raubt, ist weniger zu bedauern, als was sie uns bringt. Daß sie die Wahrheit zuweilen unterdrückt, ist schlimm, aber noch schlimmer, daß sie Unwahrheit und Halbheit hervorruft. Sie hat ohne Zweifel einigen Antheil an der öden Phantasterei, die das praktische Leben flieht, und noch mehr an den schielenden Urtheilen, die namentlich in der politischen Literatur überall vernommen werden. Das Schwärmen ist uns erlaubt, vor-

züglich in einer unverständlichen philosophischen Sprache, aber auf die praktische Anwendung unserer Theorien dürfen wir nicht denken, auch wenn wir wollten. Mancher, der die Wahrheit sagen will, hüllt sie absichtlich in Nebel ein, durch die ein gewöhnlicher Censor, aber auch das gewöhnliche Publikum nicht hindurchsieht. Auf der andern Seite befleißigen sich die Praktiker des nüchternsten empirischen Schlendrians, und hüten sich wohl, auf die bessere Theorie Rücksicht zu nehmen, und die Faulheit wird durch eine politische Rücksicht beschönigt. Endlich gibt es eine Menge Schriftsteller, die dicht unter der politischen Schneelinie nur zu einem krüppelhaften Wachsthum kommen, die, ohne perfid zu seyn, doch auch nicht ehrlich sind, ohne zu lügen doch auch die Wahrheit nicht zu verkündigen wagen und in einer erbärmlichen Halbheit es zugleich dem Zeitgeist und der Censur recht machen wollen. Ihr Element ist überhaupt die Halbheit, und sie fühlen sich in einer Zeit, wie die unsrige, so recht zu Hause. So sehr sie sich auch in Tiraden gegen die Censur erschöpfen, ist sie ihnen doch so bequem, als den Ultras. Sie setzen sich altklug auf den Stuhl und geben ihr Orakel von sich, mit den Fingern auf der Nase ein geheimnißvolles Silentium gebietend, wenn es an eine Wahrheit kommt, jedes Etwas als zu viel abweisend, und jedes Nichts als wenigstens Et-

was beschönigend. Leute, die in einer bewegten Zeit nicht den Mund aufthun würden, plaudern sich jetzt satt. Jetzt erholen sie sich von ihrem langen Schweigen. Sie verhehlen freilich auch nicht, daß sie ein wenig seicht schreiben, aber sie flüstern uns pfiffig zu, das geschehe mit Absicht, man müsse leise auftreten, nur wenig zu verstehen geben, im Hintergrund, da stecke noch viel.

Neben dieser faden Halbheit derer, die überhaupt noch von großen und ernsten Dingen zu sprechen unternehmen, macht sich aber eine noch weit schlimmere Behaglichkeit der ganz gemeinen literarischen Philister breit, denn die Begriffe Vaterland, Ehre, denen alles Große fremd geworden ist, die sich die Schlafmütze der Familien-Sentimentalität bis tief über die Ohren ziehen und außer dem Hause nichts kennen, als das Theater und die das Personal desselben betreffenden Klatschereien. Beinahe unsere ganze Unterhaltungsliteratur ist auf diese glücklichen Phäaken berechnet, die da essen, trinken, schlafen und einen kleinen Roman spielen, schlechterdings aber vom großen Staatsleben, von der Weltgeschichte, von der Völker Schande und Ehre keine Notiz nehmen. Kann aber eine Nation tiefer sinken, als wenn sich in ihr ein so ansehnliches Publikum findet, das durchaus weibisch und kindisch ist, und sich fürchtet, oder gar nicht

einmal darauf fällt, von etwas zu reden, was die Seele des Mannes erhebt?

In diesem Sinne glaube ich vollkommen, daß die Preßfreiheit zu unsrer geistigen Emancipation schlechterdings unentbehrlich ist. Nur sie kann, indem sie männlicheren Geistern sich auszusprechen erlaubt, jene Weiber und Kinder und Hämmlinge schweigen machen und die deutsche Literatur aus dem Sumpfe ziehen, in den sie jetzt versunken ist.

Uebrigens lassen sich nicht alle Geister entmannen. Die Censur, selbst wenn sie mit der größten Tyrannei gepaart ist, kann doch den tiefen Athemzug des Lebens, die geistige Respiration nicht hemmen. Wenn man einem Vogel auch den Schnabel fest zubindet und die Flügel bricht, so kann er noch durch die offnen Knochen athmen und leben.

Die Wahrheit kommt nicht abhanden, wenn man auch nicht auf jeder Straße drüber fallen kann. Sie wurzelt desto fester im Gemüthe, je weniger man sie von sich geben und sich an ihr heißer schreien kann. Eine Nation, der man den Preßzwang auferlegt, ist gewöhnlich gebildet genug, um denken zu können, was sie nicht sagen darf. Es ist gewiß, daß neue Verschärfungen des Preßzwangs, neue geistige Interdikte, wenn sie ja eintreten, so wenig fruchten werden, als die bisherigen. Es gibt nur eine Zauberformel, welche die Geister bindet. Sie heißt: Freiheit

und Recht! Wer diese Formel vergißt, mag die Geister mit Stricken und Eisen binden, er wird sie doch nicht binden; er mag sie lebendig begraben und Kalk über sie schütten Jahre lang, plötzlich wandeln die Geister wieder frei über dem Grabe und spotten seiner. Oft aber geschieht es, daß statt der guten Geister, die man ausgetrieben hat, uneingeladen die bösen kommen. Wer mit den guten Geistern nicht hat Frieden schließen wollen, der muß oft wider seinen Willen Krieg führen mit den bösen, die zorngrimmig den Exorcisten verderben. Die reine temperirte Luft der Freiheit ist allen gesund, und das wahre Element der Ruhe und Ordnung; nur die drückende Schwüle des Geisterzwangs erzeugt jene Völkergewitter, die mit zermalmenden Donnern dahenfahren. Oft marktet man mit mäßiggesinnten Doktrinären um ein Körnchen, wo nachher die Anarchisten mit Scheffeln messen. Geredet muß werden Man sehe wohl zu, wer rede, daß nicht, wenn die Einen verstummen, Andere beginnen, deren Rede ist wie des Löwen Brüllen und des Meeres Brandung. Warum ließ Tarquinius die ersten sechs Bücher der Sybille verbrennen? Es war Glück darin verkündet. Ihm blieben nur die drei letzten, die nichts als Unglück weissagten.

Daß die deutsche Nation trotz der Censur zu denken wisse, hat sie bewährt. Eine Zeitlang schien es,

daß sie, was sie denke, auch sagen wolle. Im Jahr 1831 machte sich ein lebhafter Aufschwung der Presse bemerklich.

Sogar ohne Preßfreiheit, sogar in den beengenden Fesseln der Censur hat der öffentliche Geist in der gegenwärtigen europäischen Krise schon wohlthätig auf unsere Literatur eingewirkt. Man lese mit unpartheiischem Auge die zahlreichen, immer neu entstandenen politischen Journale, und man muß gestehen, daß sie theils durch die Gegenstände, die darin besprochen werden, theils durch den Geist, womit diese Gegenstände behandelt sind, sich ungemein vortheilhaft vor den Journalen der früheren Jahre auszeichnen. Vergleicht man den Geist der heutigen politischen Journalistik Deutschlands mit dem Geist, der von 1813 bis 1819 herrschte, so muß man bekennen, daß wir von den damaligen Träumereien und Ausschweifungen zurückgekehrt sind, und daß es sich jetzt nicht mehr um leere Theorien und romantische Phantasien handelt, sondern um Erfahrungssätze und positive Rechte, um bestimmte lokale Bedürfnisse. Ueberblickt man die große Zahl sachkundig und geistreich geschriebener Aufsätze, die täglich in den verschiedenen deutschen Blättern erscheinen, so kann man sich nicht verhehlen, daß die politische Bildung schon tief in die Massen eingedrungen ist, und daß sie nicht mehr bei einzelnen Koryphäen der

Literatur wohnt, deren Mancher sich vielmehr vor dem öffentlichen Geist der Massen beschämt zurückziehen muß.

Wir haben in unsern Uebersichten der Literatur regelmäßig den Weg der Geister verfolgt, und so oft wir den außerordentlichen Fleiß und die glücklichen Fortschritte der historischen und naturwissenschaftlichen Studien controlirt und gepriesen haben, eben so oft haben wir uns auch über den Mißbrauch und die Entwürdigung der Philosophie, Theologie, Staats- und Rechtswissenschaft und Poesie, kurz aller der Literaturzweige beklagen müssen, bei welchen die Willkühr des Verstandes und der Phantasie weniger eingeschränkt ist. Auf diese Literaturzweige hat der Censurzwang, hat der geistige Druck der Zeit lähmend und negativ eingewirkt, und es ist eine Thatsache, daß keine frühere Periode unserer deutschen Literatur je so viel Schlechtes, des menschlichen Geistes Unwürdiges hervorgebracht hat, als die letzte Periode seit den Karlsbader Beschlüssen. Wohl Jedem ist diese oder jene lügenhafte Theorie aufgestoßen, da aber der Bücher gar zu viele sind und nicht Jeder sie controlirt, so können wohl nur die Wenigen, die gleich uns die Literatur immer in der Uebersicht behalten haben, den ganzen Umfang von Schlechtigkeit ermessen, der aus dem Censurzwang hervorgegangen ist. Es wäre vielleicht zu verschmerzen, daß manches

gute Buch unter solchen Auspicien nicht erschienen ist, aber das ist kaum zu verschmerzen, daß so viele schlechte statt der guten erschienen sind. Wer noch zweifelt, der gehe nur die Werke der letzten 17 Jahre durch, oder werfe einen Blick rückwärts und vergleiche. Wie oft mußten wir bemerken, wie die früher stets unabhängige, ja fast immer liberale deutsche Philosophie in den zuletzt herrschend gewordenen Systemen mit der politischen Macht stark geliebängelt hat. Wie oft mußten wir sehen, wie die Theologen, sonst ihres höhern Berufes mehr sich bewußt, in neuerer Zeit auf beiden Seiten der Gewalt dienstbar geworden, die Rationalisten und Freidenker, indem sie die Kirche ganz in die Hand der Staatsgewalt gegeben, die Pietisten, indem sie den Sinn für das Weltliche und für die weltliche Freiheit insbesondere bekämpft, und die Mystiker, indem sie sich in die Finsternisse der alten Hierarchie und des Jesuitismus verschanzt haben. Wie oft mußten wir sehen, wie die Staats- und Rechtslehrer mit den servilen Philosophen im Bunde die empörendsten Lehren gepredigt, wie Haller, Hugo, Schmalz, Jarke ꝛc. jede Vernunft und Menschlichkeit aus dem Recht verbannt haben, und die hohnlächelnden Vertheidiger des Despotismus, der Monopole, der Privilegien, der Sclaverei und Leibeigenschaft gewesen sind. Wie oft mußten wir sogar bei den sonst so

unschuldigen Dichtern die Hinneigung zur servilsten Gesinnung rügen. Es gibt keine Art von servilem Fanatismus und von serviler Sentimentalität, die nicht in den letzten zehn Jahren in Deutschlands Literatur sich breit gemacht hätte, und dieser Serviliemus hat nicht mehr den naiven Charakter früherer Zeiten, das Gepräge der alterthümlichen Gewohnheiten und Formen; er war vielmehr absichtlich lügenhaft, gegen die bessere Ueberzeugung ausgesprochen, und waffnete sich mit allen Künsten der Sophistik und der poetischen Beschönigung gegen den unterdrückten bessern Geist. Wir können in dieser Leichenrede der Restaurationsperiode nichts mildern.

Bis zu welchem Grade von Irthum, Lüge, Uebermuth und Selbstbefleckung würden unsre Schriftsteller gekommen seyn, wenn nicht das ewige Gefühl für Wahrheit und Recht von unten her im Volk sich geregt hätte. Diese Reaktion ist von einem frischen Lebenshauch begleitet, der die giftigen Miasmen der stehenden Literatur verjagt. Wir hoffen, sie werden nicht wiederkehren. Sollten aber, in Folge der europäischen Verwicklungen, kriegerische Stürme durch unser Vaterland toben und auf eine Zeit auch dem Gedeihen der unbefleckten Musen hinderlich werden, so hoffen wir doch auf die Wiederkehr des schönen Tages, der uns das Glück und die schönen

Künſte eines nicht mehr trügeriſch den heimlichen Krieg deckenden, ſondern eines wahren und aufrichtigen Friedens bringen wird, mit einem Wort, eines Friedens der Freiheit, nicht eines Friedens der Knechtſchaft.

Religion.

Der religiösen Literatur gebührt der alte geheiligte Vorrang. Die göttlichen Dinge werden billig über alle menschlichen gesetzt. Dem heiligen Gegenstande bleibt seine Würde, selbst wenn er unwürdiger behandelt erschiene, als der profane. Sollten wir mehr Geist für die weltlichen Wissenschaften und Künste aufwenden, als für die Religion, so bliebe die letztere nichtsdestoweniger der höchste Gegenstand geistiger Bestrebungen.

Religion ist der den Menschen eingepflanzte Trieb, ein höchstes Wesen anzuerkennen. Die Idee des höchsten Wesens an sich ist die eine und gleiche in allen Menschen, himmlischen Ursprungs und unabhängig von irdischen Modificationen. Die Art und Weise jedoch, wie die Menschen diese Idee in sich erkennen, ausbilden und darstellen, ist so verschieden, wie die Menschen selbst, und fällt unter die Bedingung alles Irdischen, ist einem Gegensatz und einer Entwicklung unterworfen.

Man spricht fast nur von dem Einfluß, welchen die Religion auf die Menschen haben soll, und be-

denkt zu wenig den Einfluß, welchen umgekehrt die Menschen auf die Religion wirklich haben. Die Religion ist wie das Sonnenlicht etwas durchaus Einfaches, aber es werden mannigfache Religionen daraus, indem die Menschen sie sehr eigenthümlich und sehr verschieden auffassen, so wie das einfache Licht, von irdischen Gegenständen aufgesogen, sich in viele Farben bricht. Sehen wir nun einmal von der religiösen Sonne ab, und blicken rückwärts auf die Landschaft, die von ihr beleuchtet wird, auf das große Panorama der Völker, die den bunten Farbenschmuck ihrer Religionen vor uns ausbreiten, so kann dieß vielleicht dazu dienen, uns eine recht lebhafte Empfindung von allgemeiner Toleranz einzuflößen.

Wenn man die wechselseitige Verdammung der ältern Zeiten und die unlautere Duldung der unsern betrachtet, wenn man sieht, wie offen oder heimlich jede Religionspartei die andere verwünscht und sich allein für die einzig rechte hält, so darf man sich allerdings nicht darüber beschweren, daß die Religionsspötter diesen Widerspruch lächerlich machen. Die religiöse Ausschließlichkeit ist immer lächerlich, wenn nicht noch etwas schlimmeres. Wozu anders kann sie führen, als entweder zu einem endlosen Religionskriege, oder zu dem Siege einer Parthei, und der letztere wäre noch weit mehr zu beklagen,

als der erstere, weil die Einseitigkeit ihre Herrschaft immer nur auf Gewalt und Unnatur gründet. Welche Religion ist so vollkommen, daß sie jedem Himmelsstrich, jeder Nation, jeder Culturstufe, jedem Temperament anpaßte? Man hält zwar mit Recht die christliche Religion für dieses Ideal, aber die Versuche, dieses Ideal zu verwirklichen, widersprechen sich bekanntlich auf so mannigfache Weise, als es verschiedene christliche Sekten gibt, und diese verdammen sich unter einander mehr als je ältere Religionsparteien gethan, und treiben den Grundsatz der Ausschließlichkeit bis zur äußersten, früher unbekannten Strenge. Was wäre nun wohl mehr zu beklagen, wenn der Kampf dieser christlichen Sekten endlos fortwüthete, oder wenn eine dieser Sekten den Sieg davontrüge?

Es bleibt aber noch ein dritter Ausweg übrig, die **Versöhnung**, und unter dieser versteh ich mit nichten die prahlhafte Duldung unsrer Zeit, sondern die innige und rückhaltlose Anerkennung alles Guten aller Religionen, den Einklang aller ächten religiösen Töne. Da die Menschen von Natur aus verschieden sind und diese ursprünglichen climatischen, nationellen und physio-psychologischen Unterschiede immer bleiben werden, so läßt sich zwar nicht erwarten, daß die ganze Menschheit, oder ein Volk jemals jene vollkommene Harmonie des Religiösen in sich her-

vorrufen werde; indeß iſt nicht abzuſehen, warum die Menſchen nicht wenigſtens endlich zu einer klaren Erkenntniß ihrer Einſeitigkeit kommen, und demzufolge die Ausſchließlichkeit aufgeben und ſich, jeglicher mit ſeiner Stimme, der allgemeinen Harmonie dienend unterordnen ſollten? Es iſt gewiß, daß ſich die Religioſität des einen Volkes oder Individuums immer mehr auf eine ſinnliche oder phantaſtiſche Weiſe in der äſthetiſchen Schöpfung religiöſer Symbole, Mythen und Ideale, die des andern mehr auf eine ſittliche Weiſe im Willen und in Handlungen, die noch eines andern mehr auf eine gemüthliche Weiſe in Gefühlen, Begeiſterungen und Entzückungen und die wieder eines andern mehr auf eine verſtändige Weiſe im Denken über das Göttliche und in religiöſen Syſtemen ausſprechen wird; warum aber ſollte jeder, der einſeitig der einen Richtung folgt, nothwendig die übrigen Richtungen leugnen oder verdammen müſſen? warum ſollte es nicht endlich dahin kommen, daß einer die Religioſität des andern nicht bloß duldete, ſondern mit Ueberzeugung anerkennte, ſo wie einſt auf einer andern Stufe religiöſer Bildung, im unchriſtlichen Alterthum, jeder zwar einer Lieblingsgottheit huldigte, aber deßhalb doch die andern Gottheiten nicht verläugnete? Wer durch vorherrſchende Denkkraft angetrieben wird, das Göttliche in den Tiefen des Verſtandes zu ergrübeln

sollte zugleich anerkennen, daß in der menschlichen Seele noch andere Neigungen und Kräfte schlummern, die nicht weniger fähig sind, sich dem Göttlichen zu nähern, wenn auch auf andern Wegen, und er sollte nicht mehr so hochmüthig auf die herabsehen, die von der Willenskraft oder von dem ästhetischen Sinne, oder von dem übermächtigen Gefühl getrieben sich weniger durch religiöse Gedanken als durch religiöse Handlungen, Vorstellungen und Entzückungen auszeichnen. Und so umgekehrt. Der sinnliche Italiener, der die erhabensten religiösen Ideale in seiner bildenden Kunst und Kirchenmusik auf dem ästhetischen Wege erreicht hat, sollte nicht den denkenden Theosophen, nicht den strengen Moralisten, nicht den schwärmerischen Pietisten verachten. Der Moralist hinwiederum sollte neben seiner überwiegenden Willensstärke auch die Rechte des freien Denkens, des ästhetischen Sinnes und des frommen Gefühles anerkennen, und der Schwärmer endlich sollte allen seinen religiösen Entzückungen sich überlassen dürfen, ohne deßhalb die Gedanken und den Willen abtödten und alles Aeußere und Sinnliche als weltlichen Tand verdammen zu wollen.

Es ist gewiß der größte Irrthum aller Religionsparteien, daß sie die Ausschließlichkeit gleichsam als ein nothwendiges Postulat der Vernunft annehmen, und nicht im mindesten zweifeln, es könne nur eine

Religion die wahre, und diese einzige könne nur die ihrige seyn. Die Wahrheit ist im Gegentheil, daß keine religiöse Ansicht die andere ausschließt, sondern umgekehrt sie selbst voraussetzt und erfordert, weil jede für sich von einem richtigen, aber nur einseitigen Standpunkt ausgeht. Man muß sie alle vereinigen, was der einen fehlt, durch die andere ergänzen, was die eine übertreibt, durch die andere mäßigen, was die eine läugnet, durch die andere beweisen, und sie alle wie verschiedene musikalische Töne durch den Einklang reinigen und verstärken, indem ihre Monotonie wie ihr Mißlaut aufgehoben wird. Es kann nicht die Absicht Gottes seyn, nur eine dieser Stimmen eintönig vorwalten und die andere verstummen, noch weniger, sie alle eine fortwährende Dissonanz aushalten zu lassen; vielmehr sollen sie alle in einer unermeßlichen Fuge, im Hymnus der ganzen Menschheit, sich harmonisch in einander schließen.

Ich bin durch die Betrachtung der Geschichte sowohl, als durch die Prüfung der allen historischen Erscheinungen ursprünglich zu Grunde liegenden Seelenkräfte des Menschen zu der innigen und unerschütterlichen Ueberzeugung gelangt, daß es im religiösen Sinne keine absolute Einheit, sondern nur gleichsam eine Conföderation, oder um in dem hier so genau passenden und richtigen musikalischen Bilde zu bleiben, nur einen harmonischen Einklang ver-

Univ. Bibl. München

schiedener Stimmen geben kann; und daß der Entwicklungsweg der Menschheit wirklich auf diese und auf keine andere Einheit hinzielt. Die Farben treten nur nach einander hervor, um endlich im Regenbogen ihren schönen Bund zu schließen.

Die Geschichte faltet aus einander, was in des Menschen Seele wie im Keime schlummert. Es ist einerlei, ob man von der historischen Erscheinung zurückblickt auf die psychologische Ursache, oder umgekehrt. Man muß auf beiden Wegen immer zu denselben Resultaten gelangen, denn Geschichte und Psychologie bestätigen sich wechselseitig, und es gibt kein psychologisches Phänomen, das nicht der Grund eines geschichtlichen, kein geschichtliches, das nicht die Folge eines psychologischen wäre.

Die Seele ist das innere Paradies, aus dem die vier heiligen Ströme fließen in die Welt. Der erste Quellbrunn ist in den Sinnen aufgethan, im Willen der zweite, im Gefühl der dritte, und der vierte im Gedanken. Aus dem ersten fließen alle ästhetischen, aus dem zweiten alle ethischen, aus dem dritten alle pathetischen, aus dem vierten alle intellectuellen Erscheinungen des Lebens her, und das Religiöse theilen alle mit einander. Im Religiösen nehmen sie ihren gemeinschaftlichen Ursprung, zum Religiösen streben sie nieder hin auf allen Wegen. Das Göttliche offenbart sich dem Sinn, wie dem

Willen, dem Gemüthe, wie dem Verstande, es erscheint im sichtbaren Bilde, wie in den Handlungen, in den Gefühlen, wie in den Gedanken. Es sind die vier Elemente der menschlichen Seele, in deren Färbung der göttliche Lichtstrahl gebrochen wird. Wie es kein Licht gibt, außer in einer Farbe, so gibt es nichts Religiöses außer in sinnlichen Anschauungen, in sittlichen Handlungen, in Gefühlen des Herzens und Gedanken des Verstandes.

Des Menschen Seele ist aber so beschaffen, daß darin immer nur eins jener Elemente über das andere vorherrscht, und die Ausgleichung wird nur in der Harmonie aller dieser einseitig beschaffenen Seelen gefunden. Man nennt diese einseitige Beschaffenheit der Seele das Temperament, und es gibt mithin vier Temperamente, je nachdem eines jener vier Urelemente in der Seele vorherrscht. Im sanguinischen Temperament herrscht der Sinn vor, im cholerischen der Willen, im melancholischen das Gefühl, im phlegmatischen der Verstand. Diese Temperamente sind an die Individuen vertheilt und bilden nach Geschlecht, Alter, Volksstamm und Klima ganze Gattungen. Sie sind ein Erbe, das der Mensch von der Natur empfängt und das er nie veräußern kann. Das Temperament bestimmt unabänderlich den Charakter und alle Aeußerungen des Menschen. In ihm ergießt sich vorherrschend einer jener vier oben ge-

nannten Lebensströme. Alle Lebensäußerungen des Menschen zeugen daher auch von diesem Urquell und in allen Erscheinungen der Geschichte prägen die Temperamente sich aus, jegliches sich nach seiner Art. Wie dies insbesondere bei allen religiösen Erscheinungen der Fall ist, wollen wir jetzt näher betrachten.

Das sanguinische Temperament hat eine vorherrschende Richtung zum Sinnlichen, und zwar mehr passiv im Genuß sinnlicher Eindrücke, oder mehr activ in der Schöpfung der Phantasie. Daher sucht es auch Gott überall im sinnlichen Bild oder Ton; es will Gott leibhaftig schauen oder doch seines Geistes Wehen und seines Schreckens Donner vernehmen, und wenn eine mehr geistige Religion ihm die Naturgötter raubt, so strebt es dennoch wieder, auch das Geistigste in Symbolen und Kunstidealen zu versinnlichen, oder wenigstens durch Baukunst und Kirchenmusik vermittelst der Sinne auf das religiöse Gefühl zu wirken.

Im cholerischen Temperament herrscht der Wille vor und zwar ebenfalls entweder mehr passiv in der Bestimmbarkeit, in der Fügung unter das Gesetz, oder mehr activ in kühnem Aufschwung und heldenmüthigen Thaten. Daher sucht es Gott in einem sittlichen Gesetz, es will Gottes unbekannten Willen im prophetischen Heldenthum offenbaren, oder den

durch das Gesetz schon offenbarten Willen desselben vollstrecken; es will für Gott leben, handeln, streiten, sterben.

Das melancholische Temperament zeichnet sich durch die Herrschaft der Gefühle aus, indem es sich entweder mehr passiv den innern Entzückungen und Qualen, oder mehr activ den nach außen stürmenden Leidenschaften überläßt. Daher sucht es Gott in der Liebe, in der wollustvollen Ausgießung eines heiligen Geistes, der die ganze Welt mit Wonne durchströmt. Unendliche Sehnsucht nach unendlicher Entzückung, die Qual der mangelnden Befriedigung, und die Schwelgerei im innern Genuß, wenn diese Befriedigung erfolgt, dies sind die Symptome der Gefühlsreligion.

Im phlegmatischen Temperament, in welchem die Sinnlichkeit, der Wille und das Gefühl vollkommen beruhigt und abgestumpft erscheinen, tritt dagegen der kalte, ruhig beobachtende und überlegende Verstand hervor, und zwar entweder mehr passiv im Auffassen und in der Combination, oder mehr activ im Eindringen und in der philosophischen Speculation. Daher sucht es Gott in einem Begriff, es denkt Gott und strebt vor allen, sich von dem Daseyn, und dann von der Beschaffenheit des göttlichen Wesens zu unterrichten.

Fragen wir nun, auf welche Weise diese Tem-

peramente unter den Menschen vertheilt sind, so ergibt sich zunächst, daß im Bezug auf den Geschlechtsunterschied beim männlichen Geschlecht mehr Willen und Verstand, beim weiblichen mehr Gefühl und Sinn vorwalten. Was den Unterschied des Alters betrifft, so scheint sich immer zuerst der Sinn, später der Wille, dann das Gefühl, zuletzt der Verstand zu entwickeln. Der Mann ist mehr geneigt, für Gott zu handeln oder Gott zu denken, das Weib versenkt sich mehr in religiöse Gefühle oder in die sinnliche Anschauung. Auf das zarte Alter macht ebenfalls die sinnliche Pracht und Erhabenheit des Gottesdienstes den meisten Eindruck, im Jünglingsalter will der frische Muth sich in Thaten aussprechen, erst in reifen Jahren erstarkt und reinigt sich das Gefühl, und im Alter ist man am meisten geneigt, dem Ewigen nachzudenken.

In Bezug auf die klimatischen und geographischen Unterschiede scheint es, daß im Süden die Sinnlichkeit, im Norden der Wille, im Osten das Gefühl, im Westen der Verstand einheimisch sey. Dabei bemerken wir nicht undeutlich eine gewisse religiöse Diagonale, die von Südwesten nach Nordosten läuft. Die Völker des Südens und Ostens bilden einen allgemeinen Gegensatz gegen die des Nordens und Westens, und dieser Gegensatz stimmt mit dem der Geschlechter überein. Die südöstlichen Völker,

bei denen Sinn und Gefühl vorherrschen, haben eine mehr weibliche, die nordwestlichen, bei denen Willen und Verstand vorherrschen, eine mehr männliche Religiosität.

Der geschichtliche Unterschied stimmt dagegen mit dem der Lebensalter überein. Der Entwicklungsgang der ganzen Menschheit bietet kein andres Schauspiel dar, als was in dem Leben des Einzelnen sich zeigt. Die ältesten mythischen Religionen waren mehr sinnlich, und erhoben sich im Judenthum zur Sittlichkeit. Mit dem Christenthum begann die Religion des Gefühls und sie ist jetzt in die des Verstandes übergegangen.

Die Menschen sind indeß nicht nach so starren Linien gesondert, daß sich bei ihnen die bezeichneten vier Hauptrichtungen nicht auf mannigfache Weise parallelisiren oder durchkreuzen sollten. In jeder Religion findet man daher wenigstens etwas von den andern, wie in jedem Temperament wenigstens eine leise Schattirung von den übrigen. Jede Religion hat ein Gesetz und eine Kunst, eine Liebe und ein System, in jeder sind Helden, Künstler, Schwärmer und Denker geweckt worden; aber eines hat immer vorgewaltet, und dieses Vorwalten einer einseitigen Richtung, die alle andern zurückdrängte, bezeichnet den verschiednen Charakter der vielen Religionen, welche die Menschen von jeher sich getheilt haben.

Es gibt gewisse, gleichsam chemische, Verwandtschaftsgesetze, nach denen die, psychischen Elemente, sich verbinden, wie die physischen, und nach diesen allein können auch die Verwandtschaften der verschiednen religiösen Richtungen bestimmt werden.

Willen und Sinn, Gefühl und Verstand bilden die grellsten Dissonanzen, sind am entschiedensten sich entgegengesetzt, wie Nord und Süd, Ost und West. Daher findet sich in einer sittlichen Religion am wenigsten Sinnlichkeit, und in einer sinnlichen am wenigsten Sittlichkeit; deßgleichen in einer Gefühlsreligion am wenigsten Verstand, und in einer Verstandesreligion am wenigsten Gefühl.

Dagegen verbindet sich mit dem Willen am leichtesten der Verstand, wie bei den nord-westlichen Völkern, und das Gefühl am leichtesten mit dem Sinn, wie bei den süd-östlichen Völkern.

In entfernterer Verwandtschaft steht der Wille mit dem Gefühl, der Sinn mit dem Verstande.

Hieraus ergibt sich, daß eine sittliche Religion mehr Verstand, weniger Gefühl, am wenigsten Sinnliches in sich aufnimmt; eine sinnliche mehr Gefühl, weniger Verstand und am wenigsten Sittliches; eine Gefühlsreligion mehr Sinn, weniger Willen, am wenigsten Verstand; endlich eine verständige mehr Willen, weniger Sinn, am wenigsten Gefühl.

Dies sind die anthropologischen Dissonanzen und

Consonanzen, über welche man sich verständigen muß, wenn man den unendlichen Wirrwarr der religiösen Töne sich entwickeln will. Sie haben eine geometrische Evidenz, und sind Naturgesetze, gegen die wir nicht streiten können und nicht streiten sollen.

Es gibt indeß außer diesem Standpunkt, der die religiösen Erscheinungen von unten her aus der Natur heraus beurtheilen läßt, auch einen höhern, der uns von oben hineinblicken läßt. Die große Masse der Menschen bewegt sich freilich sorglos in dem bunten Farbenspiel auf der Oberfläche des religiösen Lebens, allein Einzelne werden von innerem Drange bis in eine Tiefe des Schauens getrieben, da sich ihnen das göttliche Mysterium näher aufschließt. Zwar ist auch noch die Mystik an den Unterschied der vier religiösen Elemente gebunden, jedoch unterscheidet sich das Schauen in mystischen Symbolen von der gemeinen sinnlichen Abgötterei, die mystische Liebe von der pietistischen Empfindsamkeit und Wollust, die magische Kraft der mystischen Helden und Propheten von dem Fanatismus und der gemeinen Ascetik, und endlich auch der durchdringende Gedanke des mystischen Theosophen von der gewöhnlichen theologischen Dialektik. Ueberall aber kommt in diesen höhern Kräften und Gaben der Mystiker ein fremdes Wesen zur Erscheinung. Die innerliche Erleuchtung, die selbst als die Frucht langer Vorbereitung dennoch

eine unwillkührliche bleibt, ist eine Thatsache, auf die man zwar keine falschen Systeme, noch vernunftwidrige Ansprüche gründen soll, mit der man keinerlei Mißbrauch treiben soll, die aber auch eben so wenig wegraisonnirt werden kann.

Das Christenthum hat eine mystische Tiefe, wohin alle tiefeindringenden Geister streben, nicht blos eine bunte Oberfläche, auf welcher die leichten Geister sich unter dem Natureinfluß gleichsam klimatisch in Sekten scheiden. Auch hat diese bunte Landschaft überhaupt nur Bedeutung, sofern sie sich auf die Sonne bezieht, deren Licht sie auffängt. Wie das innerste Wesen, so war der Anfang des Christenthums mystisch, aber in seiner Weiterentwicklung fiel es unter die naturmäßigen Gegensätze. Der Katholicismus wollte ursprünglich universell seyn und hat die Idee einer Offenbarung des Göttlichen an alle dafür empfängliche Organe der Menschen lange bewahrt. Er nahm die religiöse Thatkraft, die sich freudig opfert oder für den Himmel muthvoll streitet, die innige Gottesminne, die süße Andacht, das tiefste Gefühlsleben, er nahm die Darstellung des Göttlichen im Raume, die Kunst, eine heilige Sinnlichkeit und endlich auch die Philosophie, ein gründliches Erforschen des Göttlichen in sich auf. Er öffnete dem Menschen jeden Weg, der aus dem Irdischen ins Ewige hinüberführt.

That, Bild, Gedanke, Gefühl durchdrangen sich überall, und waren doch im Ganzen nur Eins. Und das war es eigentlich, was dem Katholicismus so große Gewalt über die Menschen verlieh, und was noch jetzt als in ihm fortlebende Idee nicht verfehlt, selbst seinen Gegnern Ehrfurcht einzuflößen.

Aber die Wirklichkeit entfernte sich sehr bald von der Idee. Unfähig, in der schönen Harmonie aller Kräfte zu bleiben, trennte man sich in die Extreme, und diese bekämpften sich, ohne ein Recht dazu zu haben, denn ihre Vorwürfe wiegen sich wechselseitig auf. Bis zum Ende des Mittelalters traten die äußern Seiten mehr hervor, der gottergebene Wille, die christliche That in den Märtyrern und Helden der ersten Kirche, nachher die gottbegeisterte Phantasie und gottgeheiligte Sinnlichkeit in der christlichen Kunst. Die Reformation brachte dagegen mehr die innern Seiten zum Vorschein, das in Gott versunkene Gefühl im Pietismus, den über das Göttliche reflektirenden Verstand in Philosophie und Rationalismus.

Jede der beiden Zeiten hat in ihrer Einseitigkeit Vorzüge, aber auch Mängel, die der andern fremd sind. Vor der Reformation herrschte beim Mangel des Gefühls eine in der Hierarchie, ihrem Zwang und ihren Verfolgungen nur zu grausam hervorgetretene Herzensverhärtung und Rohheit, und beim

Mangel des Denkens ein kraſſer Bilderdienſt und Aberglaube vor, um welche wir allerdings das feinere Gefühl und die Aufklärung der neuen Zeit nicht vertauſchen wollen. Allein unſre Zeit entbehrt auch beim Mangel religiöſer Thatkraft und gottergebenen Heldenthums und beim Mangel eines die Natur heiligenden und verſchönernden Kunſtſinns ſo manches Große und Herrliche der Vergangenheit.

Welcher Katholik, welcher dichteriſche Geiſt auch eine ſinnliche Offenbarung des Göttlichen zu glauben ſich gedrungen fühlt, wird doch nicht läugnen, daß die Religion des Mittelalters in eine allzugrobe Sinnlichkeit ausgeartet, daß die göttliche Idee unter der Laſt ſinnlicher Bilder und Zeichen gleichſam erdrückt und verſchüttet, daß das Wunder gemein gemacht worden iſt, und daß die Sinnlichkeit eine Herrſchaft ſich angemaßt, unter welcher der denkende Verſtand und das innige Gefühl einen Zwang erlitten, gegen den ſie nothwendig ſich empören mußten. Die herrſchende Kirche mißtraute dem Verſtande und die inhumanen Mittel ſind bekannt, durch welche ſie denſelben zu tödten bemüht war. Sie mißtraute dem Gefühl und ſuchte daſſelbe durch äußere Werke zu übertäuben. Wer die Gebete zählen mußte, konnte nicht mehr beten. Was Wunder alſo, daß der Verſtand mit ſeinem alles durchdringenden Blitz endlich den ſtolzen Bau jener Kirche zerriß. Als er aber

einmal zur Herrschaft gekommen, war es eben so natürlich, daß er seinerseits in einseitige Uebertreibung verfiel. Er mißtraute jener Sinnlichkeit, der er einst erlegen war, und verdammte mit den äußern Zeichen auch die Offenbarung Gottes in der Schönheit, ja viele seiner Verfechter wählten die Häßlichkeit mit Vorliebe, um nur jenem Einfluß der Schönheit zu begegnen. Das Gefühl aber konnte nicht aufkommen gegen die kriegerische Besonnenheit jener Verständigen, die in ihm zwar keinen Feind, doch einen zweideutigen Nachbar erkannten, bei welchem der Feind leicht Posto fassen könnte, die ihm daher die Fesseln des Wortes anlegten, wie der Katholicismus ihm einst die der Werkthätigkeit aufgedrungen.

Da flüchtete das mißhandelte Herz, die Gottestrunkenheit andächtiger Seelen in die verfolgten Sekten des Pietismus. Aber auch sie sind in einer schroffen Einseitigkeit befangen, worin sie besonders die Verfolgung fortwährend erhält. Sie sind gleichsam ertrunken und aufgelöst in Gefühlen und können weder die Wirklichkeit des Göttlichen, wie die Katholiken, noch das Gesetz des Göttlichen, wie die Protestanten, erfassen. Sie schwimmen im Nebelhaften und Formlosen. Sie mißtrauen der Sinnlichkeit, weil sie dieselbe für eine Fessel halten, weil sie vom festen Boden der Erde in ein unsichtbares Reich der Seligkeit verzückt zu werden streben. Sie mißtrauen

dem Verstande, weil er überall Schranken erkennt, und das Ueberschwengliche schlechterdings nicht duldet.

Dies ist das große Schisma der Gemeinden in unsrer Zeit. So hat die Idee sich wieder in Vorstellung, Begriff und Gefühl zersetzt, die nun in höherer Entwicklung ihre Vereinigung suchen müssen.

Im gegenwärtigen Augenblicke stehn die Parteien auf dem Friedensfuß. Wenn auf der einen Seite die Polemik der gelehrten Theologen, ohne große Theilnahme des Volkes, fortwüthet, geschehen auf der andern Annäherungen und Uebergänge. Der friedliche Zustand rührt zum Theil noch von der Ermattung der frühern Kämpfe her, zum Theil von dem Vorwalten weltlicher Neigungen und Bestrebungen, bei denen die Religion vernachlässigt wird. Im vorigen Jahrhundert zogen uns die Wissenschaften und Künste, in diesem zieht die Politik uns von der Betrachtung des Religionsstreites ab. Ist seit zwanzig Jahren wieder mehr von dem letztern die Rede gewesen, so ist doch der Zeitgeist keineswegs vorzugsweise für diese Angelegenheit gestimmt. Erst spätere Zeiten werden die Räthsel lösen, die in unsern religiösen Verwickelungen liegen.

Nirgends zeigt sich der Einfluß früherer Verhältnisse auf unsern heutigen Zustand so auffallend, als in unsrem Kirchenwesen. Alles, was wir davon erblicken, trägt das Gepräge der Vergangenheit, und

welcher Vergangenheit? eines Kriegszuſtandes, der damit endete, daß beide Parteien in ſchlachtfertiger Stellung verſteinerten. Wir ſehen an den gewaltigen Rieſen hinauf, die immerfort mitten auf unſerm belebten Markte ſtehen, und ſchauern ein wenig über die Größe, oder über die Wuth, oder über das Todte der mächtigen Geſtalten. Es iſt in der That eine ganz einzige Lage, in der wir uns in kirchlicher Hinſicht befinden. Möchte ein verſchiedner Glaube immerhin an getrennte Stämme oder wenigſtens Stände ſich vertheilen, möchte der Haufen auf rohere, die Gebildeten auf feinere Weiſe glauben und beten, ſo wäre das nichts beſondres, aber daß ein und dieſelbe Nation mit gleicher Naturanlage, gleichen Schickſalen, gleicher Bildung und auf demſelben engen Boden zuſammengedrängt, ſich in ſo durchaus verſchiedne Kirchen, ohne Rückſicht auf Stand und Bildung, ich will nicht ſagen getrennt hat, ſondern nur getrennt erhält, iſt wahrlich, ſo ſehr wir uns daran gewöhnt haben, doch immer außerordentlich. Die Urſache dieſer Erſcheinungen aber, daß ſich dieſer Zuſtand erhält und uns nicht durchaus mißbehagt, liegt eben in jener Gewohnheit, die ſich allmählich einfinden mußte, nachdem beide Parteien weder ſiegen, noch fallen, noch länger fechten konnten. Sie liegt aber ferner in dem Umſtande, daß die kirchlichen Fragen von wiſſenſchaftlichen, ökonomiſchen und politiſchen

ein wenig beseitigt worden sind, und man sich nicht ausschließlich mehr für die Kirchensache interessiren mag. Mitten im Frieden aber zeigt man sich von Zeit zu Zeit die Waffen und macht drohende Bewegungen, die immer wieder von wichtigen politischen Bewegungen verschlungen werden. Man darf behaupten, unsre Zeit sey so sehr von politischem Interesse beherrscht, daß die religiösen Bewegungen, die sich zeigen, nur aus den politischen gefolgert werden können, daß sie sogar künstlich durch diese erzeugt werden. Die einzige unabhängige, rein religiöse Bewegung, die durch den Druck politischer Verhältnisse zwar genährt, aber auf keine Weise von der Politik organisirt wird, ist die pietistische, und auch aus diesem Grunde muß man dem Pietismus mehr reelle Kraft zuschreiben, als den verbrauchten Maschinerien andrer Parteien.

Während fast alle Nationen um uns her sich ausschließlich mehr zu der einen oder andern einseitigen religiösen Richtung bekennen, stellen wir Deutschen sie insgesammt in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und in ihrem fortwährenden Kampf dar. Dies liegt in unsrem Nationalcharakter, in dem großen Reichthum geistiger Capacität, den ich oben schon als uns eigenthümlich bezeichnet habe. Wir haben etwas Mystisches in uns, das, wenn seine Harmonie in die äußere Dissonanz tritt, eben den ganzen Umfang

geiſtiger Töne entfaltet, und eben darum waren wir es auch, von denen früher die vollendet chriſtliche Kunſt, dann die Reformation und endlich die jetzt vorherrſchende kritiſche Durchbildung aller religiöſen Seiten ausging. Welches Volk hat mehr für die Entwicklung des Chriſtenthums gethan, welches vermochte mehr zu thun?

Der gegenwärtige religiöſe Zuſtand Deutſchlands bietet in ſeinem ſcheinbaren Chaos ein höchſt lehrreiches Gemälde dar.

Die ganze Geſchichte des Chriſtenthums, ja ſogar des Heidenthums, und vielleicht auch des künftigen Chriſtenthums hat in Deutſchland und in der Literatur ihre Repräſentanten. In der katholiſchen Kirche ſtehen ſich noch immer die biſchöfliche und papiſtiſche Partei gegenüber, und von Zeit zu Zeit kommen noch bald Myſtiker, bald Dominikaner, bald Reformatoren zum Vorſchein. Die Proteſtanten repräſentiren theils die ältern Chriſten, theils die künftigen, und bei ihnen erblicken wir nicht nur alle Waffen, die jemals zu den verſchiedenſten Zeiten und von den verſchiedenſten Seiten her gegen den Katholicismus ſich gerichtet, ſondern, ſofern ihre Lehren poſitiv ſind, enthalten ſie auch die Keime künftiger Entwickelungen. Die nun auf die Zukunft ſehn, finden im gegenwärtigen Proteſtantismus noch mannigfache Gebrechen und ſomit herrſchen in dieſer Partei ſehr

entgegengesetzte Meinungen. Endlich hat sich das Heidenthum wie in den Ueberlieferungen der katholischen Kirche, so im Libertinismus einiger Protestanten ebenfalls eine Stimme erhalten. Darf man sich also über die ungeheure Mannigfaltigkeit von Meinungen und Urtheilen, die über Religion obwalten, noch verwundern? Die Stimmen vergangner Jahrtausende mischen sich immerfort mit den heutigen, und will man sie alle verstehen, muß man sich in allen Zeiten umsehen. Kein Zeitalter war so roh, daß es nicht in dem unsern einen Repräsentanten aufzuweisen hätte, und man darf wohl auch sagen, keines wird so edel seyn, dem nicht wenigstens eine erhabne Ahnung des heutigen entspräche. Den Fuß im Abgrund und Sumpf ragt dies Geschlecht mit dem Haupt in ferne Sonnenhöhen.

Wir reden zuerst vom Katholicismus. Bei allem, was man für und wider ihn sagt, kommt es vorzüglich darauf an, wie man sich das Wesen desselben eigentlich denkt. Die meisten sehn darin einen todten Buchstaben, nur die wenigsten eine lebendige Seele. Seine Vertheidiger selbst legen dem System von Satzungen und Vorschriften die Kraft bei, die ihn trägt und erhält, und seine Gegner zielen auf nichts andres, wenn sie mit Buchstaben gegen den Buchstaben anziehn, und eine Satzung durch die andre, eine Auslegung durch

die andre zu vernichten trachten. Das Wesen des Katholicismus ist aber in keinem Buche zu suchen. Er ist auf keinen Buchstaben, sondern auf die Menschen gebaut; verbrennt alle seine Bücher, und es wird Katholiken geben nach wie vor. Diese Bücher thun so wenig als der Name zur Sache. Namen ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth. Zwar entspricht der Katholicismus auch jetzt noch vorzugsweise der sinnlichen Richtung, allein es liegt doch in ihm noch die Ahnung jener Mystik des Mittelalters, und sie ist es, die ihm die Herzen des Volks erhält. Noch liegt in ihm die Richtung nach organischer, den ganzen Menschen umfassender Erkenntniß und Anbetung Gottes. Noch haben die Sinne, das Gemüth, der Verstand und das thätige Leben gleichen Antheil an der Religion des Katholiken. Nur in diesem Sinne ist die katholische eine allgemeine Kirche, denn nur jene organische Erkenntniß bietet gleich der Erde dem himmlischen Licht alle Seiten dar und ist deßfalls die einzige, die auf Allgemeinheit Anspruch machen kann. Was hier als Idee ausgesprochen ist, liegt wenigstens als dunkel geahnetes Bedürfniß in der Seele des ungebildeten Katholiken und er findet es auch auf rohe Weise in seiner Kirche befriedigt. Er sieht seinen Gott, er fühlt sich von seinem Daseyn mit andächtiger Leidenschaft ergriffen, er denkt ihn und er handelt für ihn. Darum genügt dem rohen Men-

schen die katholische Religion, wie keine andre, und auch der gebildetste würde sich damit begnügen, er würde keine andre mehr kennen, wenn bei ihm nicht einseitig ein Organ vorherrschte oder mit Hintansetzung des andern ausgebildet wäre, wenn die Zeit so weit vorgerückt wäre, um so viel umfassen zu können, als der vollendete Katholicismus an Bildung verlangt. Die Idee, Gott mit allen Organen zu vernehmen und anzubeten, im Gegensatz gegen alle andern Religionen, in denen nur das eine Organ vorwaltet, ist äußerst einfach, aber die Realisirung einer ihr entsprechenden Kirche übersteigt das Vermögen der Geschlechter, die bis jetzt gelebt haben und leben. Ich wiederhole also, nur die Befriedigung jenes Bedürfnisses, wie sie der gemeine Katholik auf rohe Weise in seiner Kirche findet, ist die erhaltende Kraft, ist das Wesen des Katholicismus, und die Bücher, die das Volk nicht einmal kennt, sind nur einseitige Ausflüsse jener Kraft für die Gelehrten und gegen die Gegner, und allen Gebrechen der Wissenschaft unterworfen. Wer sie angreift, hat leichte Mühe, trifft aber den wahren Katholicismus nicht darin an. Alle Mißgriffe, ja all. Schändlichkeiten derer, welche die Volksstimme als ächte Gottesstimme Pfaffen nennt, haben der erhabenen Idee nichts von ihrer Würde rauben können, wenn man es nur versteht, die Sache von den Menschen zu unterscheiden.

Der Katholicismus ist mächtiger außer, als in der Literatur. Er verschmäht die Untersuchung, es genügt ihm an der Tradition, und er muß sich sogar der Sündfluth von Schriften entgegensetzen, welche diese Tradition in den Schatten stellen könnten. Von jeher war Tradition und Schrift im Widerspruch. Als Omar Alexandrien eroberte, ließ er die ungeheure Bibliothek dieser Stadt, darin alle Schätze des Wissens jener Zeit aufbewahrt lagen, verbrennen, und gab den Grund dafür an: steht in diesen Büchern, was im Koran steht, so bedürfen wir ihrer nicht, denn wir haben den Koran schon, steht aber etwas andres darin, so müssen sie vertilgt werden, denn Gott ist Gott, und Muhamed ist sein Prophet, und der Koran ist sein Wort, was darüber ist, das ist vom Uebel. In ähnlicher Weise dachten jene Mönche, welche die Buchdruckerkunst als die schwarze Kunst bezeichneten, und in der That ist ein Omarfeuer wirksamer und consequenter als ein catalogus librorum prohibitorum, während der Grundsatz beider nur ein und derselbe ist.

Wenn nun der Katholicismus nach der Reformation, trotz der neuen Philosophie und der weltlichen Richtung des ganzen Zeitalters noch immer diese alte Macht behauptet, so trägt die katholische Literatur wahrlich wenig oder gar nichts dazu bei. Diese Literatur war schon in den Händen der Scho-

lastiker und nachher in denen der Jesuiten ausgeartet, eine bloße sophistische Klopffechterei für die irdische Gewalt des Papstes, durchaus fern der Unschuld und frommen Gesinnung der Laien, eine wahre Teufelskapelle neben der alten Kirche. Alle edlen Geister flohen sie und flüchteten früher in die der papistischen Scholastik entgegenstehende Mystik, später zur Reformation. Nur verhältnißmäßig sehr wenige Jesuiten offenbarten in kindlicher Unschuld den altkatholischen Geist, wie Angelus Silesius; ihre besten Köpfe, sofern sie nicht dem Lügengeist dienten, warfen sich auf weltliche, insbesondre mathematische Wissenschaften und gingen insofern für die katholische Theologie verloren, deren jesuitischer Geist nach der Reformation auch vor dem nachsichtigsten, selbst partheiischen Auge keine Entschuldigung findet. Hier war alles schwarz, schwarz wie die Hölle, und wenn die reine Teufelei, das ganze auf Verdummung und Verschlechterung des Menschengeschlechts hinzielende Lügensystem, der katholischen Kirche nicht mehr geschadet hat, als es wirklich der Fall war, so ist dies nur dem oben schon erwähnten Umstande zuzuschreiben, daß das eigentliche innere Leben dieser Kirche der Bücherwelt fremd ist.

Jene alte jesuitische Literatur, die bis tief in das vorige Jahrhundert reicht, wurde endlich, wenigstens in Deutschland total zu Schanden. Sie hatte der

protestantischen Literatur widerstanden, so lange diese selbst vom finstern Zelotengeist besessen war, sie mußte aber, wie diese, dem Genius der humanen Bildung weichen, der im vorigen Jahrhundert die alten Nachtgeburten verjagte.

Seitdem trat nun an die Stelle der giftigen jesuitischen Lüge, die fromme Täuschung der Jansenisten und Illuminaten. Die gebildeten Katholiken sahen die Verruchtheit des Jesuitismus ein und kreuzigten sich davor, und suchten nun das Heil, wie immer, zunächst im gerade Entgegengesetzten, nämlich in einer Annäherung an den Protestantismus. Sie bildeten die gemäßigte Parthei oder das Juste milieu im Katholicismus. Viele unter ihnen wären Protestanten geworden, wenn sie nicht gehofft hätten, innerhalb der katholischen Kirche besser auf deren Umbildung einwirken zu können als außerhalb. Andere erkannten die Einseitigkeit und Entartung auch im Protestantismus und wollten eine neue Reformation ohne die Auswüchse der ältern. Die meisten aber begnügten sich damit, nur die Moral zu retten, an die Stelle der alten Kirchenlügen und Kirchenunzucht wieder edle Sitteneinfalt zu setzen, und dies konnten sie, ohne den poetischen Zauber ihres alten Dogmas aufzugeben, ohne in die nüchterne Prosa der Protestanten zu fallen. Es wäre in der That sonderbar, wenn die strengere protestantische Sittlichkeit

nicht zu gewinnen wäre ohne die protestantische Pedanterei und platte Holländerei.

Die Anregung ging von Frankreich aus, theils vom Voltairianismus, der der Verdummung, dem Aberglauben und den kirchlichen Lastern juvenalische Satyre entgegensetzte, theils vom Jansenismus, der ohne Nachtheil für das Dogma nur eine moralische Reformation wollte, und dessen Patriarch Fenelon war, das Ideal seiner zahlreichen Anhänger auch in Deutschland. Außer diesem franzdsischen Beispiele für die deutsche Kirche übte besonders die nähere Bekanntschaft mit der von Protestanten gepflegten Philosophie und Poesie den mächtigsten Einfluß auf die katholische Neuerung, und endlich war ihnen das Zeitalter der allgemeinen Aufklärung, das Zeitalter Friedrichs II. und Josephs II. günstig.

Schon 1763 unternahm Hontheim unter dem Namen Justinus Febronius eine scharfe Critik des Papismus, eben so Isenbühl 1778, aber beide unterlagen der noch in Baiern, Salzburg und den Rheinlanden unerschütterten geistlichen Gewalt. Nur in Oesterreich trieb Joseph II. nicht nur 1773 das schwarze Ungeziefer der Jesuiten aus, das die Ferdinande und Leopolde so lange plagte, sondern beschränkte auch die Papstgewalt in seinen Staaten, leerte die Klöster als Nester der Dummheit und Unzucht aus, befdrderte den Unterricht, jede Toleranz und jede Art hu-

maner Bildung und Aufklärung. Aber er ging fast zu weit, denn er duldete, daß zwei höchst seichte Köpfe Blumauer den Voltaire, Alxinger den Wieland in Oesterreich spielen, und zu der alten Unzucht, die sie nur fortsetzten, noch den frivolsten und geistlosesten Unglauben beifügen durften, Schriftsteller, die äußerst populär wurden, und nicht wenig zur Verflachung und Rohheit der halbgebildeten Classen beitrugen. Nicht viel geistreicher war der Philosoph Pezzl, der den bekannten Faustin, Briefe über den Katholicismus und ein Leben Josephs II. schrieb.

Während so die Aufklärung in Oesterreich Triumphe feierte, befand sie sich dagegen in Baiern noch völlig unter dem Scheffel. Die Jesuiten wirkten hier fort, die Aufklärer mußten ihr Wesen im Geheimen treiben und ihre unter dem Namen der Illuminaten bekannte Verbindung wurde 1786 durch jesuitischen Einfluß zersprengt und hart verfolgt. Inzwischen war doch der warme Sonnenstrahl selbst durch die eiskalten Klostermauern eingedrungen. Der berühmte Klosterroman Siegwart von Miller, und die Selbstbiographie der entflohenen Mönche Schad und Brenner sind interessante literarhistorische Denkmale jener Zeit und zeigen uns recht deutlich, welchen unwiderstehlichen Zauber die geheime Lektüre neuer protestantischer Bücher, insbesondere der neuen Dichter auf die in lateinischen Kirchen jesuitisch er-

zogene Jugend machte, und wie wenig es möglich war, den Reizen des neuen Lichts und Lebens durch die alte Dummheit zu widerstehen.

Seit dem Anfang der französischen Revolution trat ein umgekehrtes Verhältniß ein. Das durch Joseph II. aufgeklärte Oesterreich sank in die Verdunkelung zurück und das kurz vorher noch ultrajesuitische Baiern, so wie die vorder-österreichischen Lande wurden tolerant und bildeten jenen gemäßigten Jansenismus aus, den Joseph II. schon früher hätte Oesterreich einflößen sollen und der dort besser am Platz gewesen wäre, als die Voltairiaden. Von nun an trat die katholische Theologie mit der protestantischen in die Schranken, und bemühte sich in edlem Wetteifer vorzüglich um eine reine Moral und um eine vorsichtige, nichts übereilende, nichts roh antastende Kritik.

Großen Einfluß erwarb sich die im Stillen der Aufklärung entgegengereifte Schule zu Freising. Die Benedictiner daselbst, eingedenk der alten Zeit, da ihr Orden allein alle Gelehrsamkeit repräsentirte, und schon ihrer Stellung nach Rivalen der Jesuiten, nahmen das Princip der neuern Zeit in sich auf. In dieser merkwürdigen Schule bildete sich Werkmeister, der wieder zahlreiche Schüler nachzog. Sein Kampf gegen den Heiligendienst, gegen die Werkheiligkeit und Sinnlichkeit im Gottesdienst hatte den

Zweck, zu einer einfachen, mehr geistigen und moralischen Auffassung des Christenthums, wenn auch im Schooß des Katholicismus zurückzuführen. Er wollte dem Katholicismus die Vorzüge des Protestantismus aneignen, ohne dessen Mängel und ohne förmlich zu convertiren. Insbesondere aber drang er auf eine deutsche Liturgie, auf Verbannung des Romanismus.

Der eigentliche Koryphäe dieser Tendenz wurde der ehrwürdige Bischof Sailer in Regensburg. Glücklicher als jeder andere verband er mit echtkatholischer Verehrung des Mysteriums eine heitere Lebensweisheit, einen der modernen Aufklärung angemessenen gesunden Menschenverstand und eine sehr populäre Sprache. Seine „Vernunftlehre" und „christliche Moral," seine „Weisheit auf der Gasse," seine Andachtsbücher, die in Jedermanns Hände kamen, wurden der Maßstab der katholischen Aufklärung in Deutschland. Wie er hauptsächlich auf den Verstand wirkte, so der ehrwürdige Coadjutor des Bisthums Constanz, Freiherr v. Wessenberg, auf das Gemüth. Die moralischen und poetischen Schriften dieses vielseitig gebildeten Mannes bezwecken weniger dogmatische Aufklärung, als Veredlung der Gesinnung. In einem seiner Gedichte hat er sein Ideal Fenelon verherrlicht, zum Beweis, wie sehr dieser sanfte französische Lehrer der gemäßigten katholischen Parthei zum Vorbilde dient. Noch merkwürdiger aber ist Wessen-

berg durch seinen Streit mit Rom, und durch seine Vertheidigung der deutsch-katholischen Kirche gegenüber dem Ultramontanismus geworden.

An diese Heroen des aufgeklärten Katholicismus haben sich viele interessante Männer angereiht, mehr oder weniger bis zu gewissen Extremen abweichend. Gleichzeitig mit Werkmeister erklärte Reyberger, die Kirchengebote seien erst von der Bibel und Vernunft zu prüfen, ehe man sie annehme. Als Dogmatiker und Exegeten durch vernunft- oder bibelgemäße Erklärungen wirkten in diesem Sinne Klüpfel, Jahn, Hug, Dereser, Batz. An die vielgelesenen Zeitschriften dieser Männer schloß sich ein anderes Journal der Linzer, die Tübinger Quartalschrift und zuletzt die so geistreiche, als unumwundene Zeitschrift von Pflanz in Rotweil, dem kühnsten Gegner des Cölibats. In neuester Zeit geschehen aber auch wieder Uebergänge aus der Sailerschen Schule in die ultramontane.

Auch äußerlich wurde im Sinne Wessenbergs von mehreren für die deutsche Kirche geschrieben. Wie Werkmeister drangen Praker, Kapler, Felder, Brenner ꝛc. auf eine deutsche Liturgie. Schon 1808 verlangte Schwarzel die Herstellung der Concilien, was freilich ein unpraktischer, aber immerhin charakteristischer Vorschlag war. Daß sich auch politische Köpfe unter dieser Parthei fanden, welche sich der

weltlichen Macht gegen die päpstliche bedienen zu können hofften, war wohl sehr natürlich und ich möchte sagen, verzeihlich, denn die Katholischen haben deßfalls noch nicht so viel warnende Erfahrungen gemacht, wie die Protestanten. So kämpfte Gregel und vorzüglich der ausgezeichnete Kirchenrechtslehrer Michl in der Napoleonischen Periode für das fürstliche Aufsichtsrecht über die Kirche gegen den heiligen Stuhl, und gingen bereits so weit, wie die servilsten Protestanten, indem sie dem weltlichen Herrn alle geistliche Gewalt in die Hände legten.

Auch die Philosophie übte Einfluß auf diese Parthei und wurde zum Theil von ihr benützt, so weit es möglich war, die moderne Philosophie, und noch dazu die der protestantischen Hochschulen, im katholischen Gebiet in Anwendung zu bringen. So war Zimmer ein eifriger Anhänger Kant's; der originelle Cajetan Weiler kämpfte als Schüler Jakobi's mit einer seines sanften Meisters nicht würdigen Wuth gegen die Schellingianer, welche die Reaction unterstützten. Salat in Landshut übertraf diese Wuth noch, da er sich einbildete, bei jener Reaction ein Opfer der Aufklärung geworden zu seyn. Man hatte ihn in Landshut, als die Universität von da nach München verpflanzt wurde, zurückgelassen und das konnte er nicht verschmerzen.

An Sailer und Wessenberg reihte sich als D[illegible]

ralschriftsteller und Prediger Mutschelle in München, Riegler in Bamberg ꝛc. Als Aufklärer im katholischen Schulwesen erwarb Graser in Würzburg den größten Ruhm. Da man neben der Vernunft auch die Bibel zur Kritik der Kirchensatzungen herbeigezogen hatte und überhaupt in keiner Weise hinter den Protestanten zurückbleiben wollte, so wurde auch die Bibel fleißig übersetzt von Leander van Eß, D. Brentano, Babor, Dereser. Da diese Uebersetzer ihre katholischen Leser durch keine Erinnerung an Luther abschrecken wollten, so konnten sie auch Luthers kraftvolle und körnige Sprache nicht beibehalten und ihre Arbeiten erschienen daher zu modern und vergleichungsweise matt. Die Kirchengeschichte wurde ebenfalls mit einem neuen Eifer studiert und geschrieben, so von Michl, Tannenmayer, Rdyko. Großes Aufsehen machte schon früher Wolffs treffliche Geschichte der Jesuiten, die sehr viel zu der gänzlichen Depopularisirung dieser Sekte beitrug. Später frischte v. Bucher durch aktenmäßige Aufklärung über das Jesuitenwesen in Baiern diesen Haß wieder auf. Die neueste Zeit hat sich wieder auf die ultramontane Seite gewandt, so die Kirchenhistoriker Katerkamp und Stolberg. Rein antiquarisch sind die schätzbaren altkatholischen Denkwürdigkeiten, welche Binim herausgibt, und einen ganz eigenthümlichen [illegible]ndpunkt nimmt Carové mit seinen historisch-

dogmatiſchen Schriften ein, die alle modernen Erſcheinungen in der katholiſchen Welt und Literatur kritiſch verfolgen, und der treuſte Spiegel ihrer innern Zerrüttung ſind.

Ehe wir dieſe gemäßigte Parthei verlaſſen, müſſen wir noch im Allgemeinen einige Worte über ſie ſagen. Sie iſt die jüngere Schweſter der Reformation, hat aber nicht wie dieſe die alte Mutter verlaſſen, ſondern pflegt ſie mit kindlicher Schonung. Sie iſt nicht herausgetreten aus der regelmäßigen Succeſſion der katholiſchen Jahrhunderte, aber ſie iſt zurückgegangen bis in's 9te Jahrhundert, bis zu der Unabhängigkeit, welche die deutſche Kirche, und bis zu der Reinheit, welche das Dogma noch zur Zeit des Rhabanus Maurus beſaß. Dieſe Parthei will eine deutſche Nationalkirche im Gegenſatz gegen den Ultramontanismus, aber auch eine unabhängige Kirche gegenüber der weltlichen Macht; will einen verſtändlich deutſchen Kultus mit Weglaſſung der lateiniſchen Zauberformeln; ſie will Schulbildung, im Gegenſatz gegen die alte Dummheit, eine heitre Philoſophie im Gegenſatz gegen den düſtern Aberglauben, und Toleranz anſtatt der Verfolgung. Allein dieſe Parthei iſt ihres Berufs noch nicht vollkommen inne geworden. In die Mitte geſtellt zwiſchen den Rationalismus und den poetiſchen Ultramontanismus hat ſie noch nicht feſten Boden gewonnen und ſich

zu dem erstern, also auf die protestantische Seite hingezogen gefühlt. Daher die arge Prosa, die ihr beiwohnt; die trockene Moral und wässrige Empfindsamkeit; die nüchterne Bibelübersetzung; die Furcht vor aller Phantasie, und endlich die Hinneigung zum politischen Servilismus, jener in Kirchensachen prahlende Liberalismus, der gegen Rom donnernd gleichwohl vor dem kleinsten deutschen Residenzschlößchen höfelt und schweifwedelt. Diese Erscheinungen, die hin und wider in neuester Zeit vorgekommen sind und das Charakterbild einer der achtungswürdigsten Partheien entstellen, sind zum Glück nicht die vorherrschenden; vielmehr beurkundet die Masse dieser Parthei in einer gewissen Anspruchslosigkeit, welche erwartet, und in einer gewissen Sprödigkeit, welche sich nicht gleich vom ersten besten guten Rath herumholen läßt, sehr viel gesunden Sinn und Verstand. Zahlreiche Symptome deuten uns an, daß die Abschaffung des Cölibats das Losungswort für einen Kampf werden wird, der in nicht zu langer Zeit diese Parthei von der ultramontanen trennen und sie dem Protestantismus noch um eine Stufe näher bringen wird.

Es wäre merkwürdig genug, wenn Portugal und Spanien hierin vielleicht den Deutschen vorangingen.

Es schien im Anfang des Jahrhunderts, als ob es sich von selbst verstände, daß das ganze katholische Deutschland auf dem Wege der Aufklärung immer

weiter fortſchreiten werde. Allein es zeigte ſich das Gegentheil. Es erfolgte eine heftige jeſuitiſche und romaniſche Reaction. Dies erklärt ſich ſchon ganz einfach aus der wechſelſeitigen Hervorrufung der Extreme. Das von der Aufklärung zu ſehr verkannte poetiſche Element des Katholicismus rächte ſich auf eine ſiegreiche Weiſe, indem es ſelbſt den Proteſtantismus anſteckte. Die von der ſchwachen Verſtandesklügelei verkannte myſtiſche Idee rächte ſich, indem ſie mitten im Schooſe der proteſtantiſchen Philoſophie wiedergeboren wurde. Außerdem kamen noch andre Umſtände hinzu, welche die katholiſche und romantiſche Reaction begünſtigten. Die franzöſiſche Revolution hatte den Glauben, Napoleon hatte den Papſt ſelbſt geſtürzt; jetzt da ſich alles gegen Frankreich bewaffnete, trat auch der Katholicismus wieder in ſein altes Recht, wurde anfangs als Waffenbruder lächelnd anerkannt, dann näher beſehen, bewundert vergöttert. Wer hätte glauben ſollen, (ſo ſchien man nach der Reſtauration zu denken,) daß in dem alten Pfaffenunweſen ſo viel Schönes ſteckte? Und jeder nahm ſich davon, was ihm gefiel, der deutſche Patriot das gothiſche Geſchnörkel, der Poet die Legenden, Helden- und Minnelieder, der Staatsmann das hiſtoriſche Princip und den blinden Gehorſam.

Die Reaction fing übrigens ſehr beſcheiden mit den Verſuchen einiger Baiern an, die Schellingiſche

Philosophie auf die katholische Dogmatik zu übertragen. Von dieser Art waren Buchner und Thanner. Der Widersacher des Schellingianismus in Baiern war dagegen der derbe Cajetan Weiler. Dieser Theorienstreit hätte kein Aufsehen erregt, wenn nicht Poesie und Politik sich des Schellingianismus bemächtigt und auch von andern Seiten her die romantische Reaction befördert hätten. Friedrich Leopold Graf v. Stollberg, nebst Bürger einer unserer frühesten Romanzendichter, voll von ritterlichen Erinnerungen und Stolz der Ahnen, ergrimmte sich heftig gegen die französische Revolution, die alles Alte zerstörte und warf sich eben deßhalb in's entgegengesetzte Extrem, wurde katholisch und schrieb als der deutsche Chateaubriand mit schwärmerischer Liebe eine poetische Religionsgeschichte als Apotheose des so lange verkannten Katholicismus. Allein Gefühl und Phantasie waren fast ausschließlich bei ihm vorherrschend, und etwas Sanguinisches, eine gewisse Herzensschwäche hat er niemals verleugnen können. Tiefer Ernst und scharfer Verstand kam in diesen neuen Ultramontanismus erst, als einige geborne Katholiken die Schelling'sche Philosophie, die Wiedererweckung der altdeutschen Poesie und Kunst und die ältere Mystik mit ihm in Verbindung brachten.

Man machte die wunderbare Entdeckung, daß in den altkatholischen Landen, am sagenreichen Rhein

unter den noch erhaltnen Denkmalen und noch häufigern Ruinen des Mittelalters, wo noch keine protestantische Kultur je eingedrungen, und noch der ganze alte Zauber des kindlichen und abergläubigen Katholicismus waltete, auch noch echt mittelalterliche Herzen schlugen, und daß mitten in unser philosophisches Jahrhundert hinein noch Geister der Vorwelt ragten. Unstreitig hat es zu allen Zeiten Charaktere gegeben, die als Repräsentanten einer andern künftigen oder vergangenen Zeit betrachtet werden müssen. Wie im Mittelalter selbst Arnold von Brescia, Petrarca und andre Vorboten der neuen Zeit schon von protestantisch-republikanischem Geist durchdrungen gewesen, so hat unsre Zeit wieder ihre Repräsentanten des Mittelalters, die nicht auf eine äußere Weise durch Liebhaberei an jene Vergangenheit geknüpft, sondern innerlich von ihrem Wesen beseelt, organisch mit ihr verwachsen sind. Sie leben, denken und empfinden nur im Sinne des Mittelalters, alles tritt ihnen unter diesen Gesichtspunkt, und wenn sie zugleich die Bildung der neuern Zeit in sich aufgenommen, so huldigt dieselbe doch der mittelalterlichen Idee, und dient nur, das Licht derselben in einer neuen Welt von Bildern, Gedanken und Empfindungen auszustrahlen. So erscheint Joseph Görres von Coblenz, einer der größten und merkwürdigsten Geister dieser Zeit, durchaus originell in seiner mittel-

alterlichen Illusion. Ich kann den Ausdruck dieses Geistes nur mit dem eines Straßburger Münster oder Cölner Doms vergleichen. Wie man sagt, daß Winkelmann ein inwendiger Bildhauer, und Tieck ein inwendiger Schauspieler sey, so könnte man auch von Görres sagen, er sey ein inwendiger Baumeister. Wenigstens mahnen uns alle seine Schriften in ihrem logischen Aufriß und in ihrem reichen phantastischen Schmuck beständig an die Kunst Erwins. In allen seinen naturphilosophischen, mythologischen, politischen und historischen Werken zeigt sich der Tiefsinn des gothischen Freimaurers. Alle diese Werke sind ästhetisch nicht anders zu betrachten, denn als Kirchen, wundersam durchdachte, vom tiefsten Grunde bis zur pyramidalischen Spitze planvoll durchgeführte, unerschöpflich reiche Kunstwerke, die sich aber von andern Gebäuden des menschlichen Geistes durch den Ausdruck des Christlichen, Heiligen, Kirchlichen sehr scharf unterscheiden. Daher kommt es denn auch, daß Görres in unserer Zeit so wenig populär ist. Das Volk, das die Kunst zu verstehen und zu lieben vorgibt, versteht und liebt fast überall nur noch das Flache und ist zu kurzsichtig, um in die Tiefen eines Werkes von Görres einzudringen und die Pracht seiner geistigen Architektur in allen Theilen umfassend zu übersehen. Das Volk aber, das des Denkens sich befleißt, ist in den Propyläen zu profan geworden,

um ſich nicht durch den Geiſt, der aus Görres Schriften wie aus einem Allerheiligſten des Tempels weht, zurückſtoßen zu laſſen. Die Schöngeiſter begnügen ſich daher, ihn ſchwülſtig, und die Schulphiloſophen, ihn myſtiſch zu nennen, und ſo bleibt einer der reichſten und tiefſten Geiſter, der Nation nicht nur fremd, ſondern wird wohl gar von ihr verſchmäht. Görres hat über Natur (Organonomie und Expoſition der Phyſiologie) über den Geiſt (Vorrede zu Suſo, kleine Schriften ꝛc.) über Kunſt (Aphoriſmen und Aufſätze in den Heidelberger Jahrbüchern) über ältere Geſchichte (Mythengeſchichte) und über neuere (Europa und die Revolution, Deutſchland und die Revolution ꝛc.) geſchrieben und überall (einige jakobiniſche Jugendſchriften ausgenommen) iſt ſeine Anſicht die römiſch-katholiſche, und es iſt höchſt intereſſant, zu ſehen, wie die ganze moderne Weisheit unter dieſem Geſichtspunkt ſich ausnimmt. Wie die altkatholiſche Welt vom modernen Standpunkt ausſieht, das haben uns tauſend Schriftſteller geſagt, aber wie unſre moderne Welt von jenem altromantiſchen Standpunkt ausſieht, das ſagt uns nur Görres.. Als ein Schüler Schellings hat er die Verwandtſchaft der Schellingiſchen Philoſophie mit der altkatholiſchen Myſtik klar gemacht und im Gegenſatz gegen Oken, der nur von der Natur ausging und Hegels, der nur vom Geiſt ausging, iſt Görres von der Geſchichte ausgegan-

gen und hat die ganze Welt und Gottes Wirken in der Welt als ein lebendiges Werden, als ein schicksalvolles Ringen dargestellt, hierin nachahmend seinen großen Landsmann, Rupert v. Duiz, dessen Mystik dasselbe historische Prinzip im Gegensatz gegen die übrigen mehr auf den ruhenden Geist oder die Natur begründeten Systeme des Mittelalters hervorhob, wie ich dies seiner Zeit in einem andern Werke über die ältere deutsche Literatur zeigen werde. Görres bezeichnet im streng katholischen Sinn als die Grundkräfte alles historischen Lebens eine irdische, sondernde, zerstörende und in die niedere Natur hinabführende und eine göttliche, verneinende, erhaltende und einer höhern Natur entgegenführende Kraft und im Kampfe dieser beiden Kräfte, der mit dem Siege der letztern enden soll, sieht er die bald steigende, bald fallende und doch immer fortschreitende Bewegung der Weltgeschichte vorherbestimmt. Wie diese Kräfte gegeneinander stehn, jetzt die eine, jetzt die andere auf eine Zeit die Oberhand gewinnt, jetzt beide sich die Waage halten; wie sie erst in dem physischen Leben der Völker, dann im geistigen Leben sich bekämpfen, also folgen sich nach der Zwei- und Drei- und Vier- und Sechszahl die großen Perioden, die Werkeltage der Weltgeschichte, die endlich ein Sabbath, eine durch den Sieg der Gottheit geheiligte letzte Zeit, schließen soll — Denen, die sich mit solchen kabbalistischen

Zahlenverhältniſſen nicht vertraut machen können, müſſen wir wenigſtens zu Gemüthe führen, daß ſich die Welt nothwendig anders darſtellt, wenn man den Standpunkt der nächſten engbegränzten Gegenwart verläßt, um ſie in ihrem weiten Umfange als Ganzes, Vergangenheit und Zukunft in einen Ring verſchlingend, zu überblicken. Wenn bei der Betrachtung der jüngſten Tagesgeſchichte, bei der Einſicht in die einfachen und praktiſchen Zwecke der Völker und in die gemeinen Intriguen der Partheien, wobei alles ſo ganz natürlich zugeht, allerdings der Gedanke an die myſtiſche Vergangenheit, an die prophetiſche Ferne der Zukunft, an den heiligen Urſprung und an die heilige Beſtimmung des Menſchengeſchlechts in den Hintergrund tritt, ſo iſt doch Gott, die Vorſehung, der heilige Weltzweck jetzt wie immerdar der nämliche, und ein unabweisliches Gefühl ſagt uns, daß wir einſt jenem ehrwürdigen Hintergrund der Zeiten wieder näher kommen werden. Keine noch ſo frivole Gegenwart kann uns über den tiefen Ernſt der Weltgeſchichte täuſchen, und es iſt heilſam ſich zuweilen zu fragen: von wannen wir kommen und wo unſer Ziel iſt.

An Görres ſchließt ſich in ähnlicher Geſinnung Franz Baader an; der jedoch aus der hiſtoriſchen Evolution der Gottheit in deren myſtiſches Innere zurückkehrt. Inzwiſchen ſcheint Franz Baader noch

bei den Mittelgliedern zu verweilen,, die wie Jakob Böhme unsre Zeit mit jener Mystik der Kreuzzüge verbinden, und er ist noch nicht so ganz mittelalterlich wie Görres.

Zwei äußere Umstände trugen wesentlich zum Emporkommen des altkatholischen Wesens, zur romanischen Reaction gegen den Jansenismus bei, erstens die Wiedererweckung der altdeutschen Poesie und Kunst so wie der Triumph des romantischen Geschmackes in der modernen Belletristik und sodann die politische Restauration, die feudalistisch-legitime Reaction gegen den Liberalismus.

Sulpiz Boisserée entfaltete vor den Augen der erstaunten Kunstwelt die Zauber der gothischen Baukunst, Cornelius, Overbeck ꝛc. bewirkten eine Rückkehr vom verdorbenen französischen Geschmack in der Malerei zum altdeutschen und altitalienischen, vor allem aber führte Ludwig Tieck die deutsche Poesie in die romantische Wildniß des Mittelalters zurück, wo sie mit wehendem Helmbusch nach Abenteuern jagend, an der dämmernden Waldkapelle das schnaubende weiße Roß anhielt und betete. Drang auch Tieck, drangen die altdeutschen Studien nicht bis zum Volke durch, so übten sie dennoch einen großen Einfluß. Man denke nur daran, wie beliebt die ganz aus dieser Romanomanie hervorgegangenen Romane Fouque's waren.

Die Politik leiſtete indeß, obwohl auch nur eine Zeit lang, der altkatholiſchen Schule noch beſſern Vorſchub, als die Poeſie. Sie führte ihr in Genz, Friedrich Schlegel, Adam Müller, Haller, Jarcke, Pfeilſchifter ꝛc. Proſelyten zu, die in einem politiſchen Intereſſe, beſoldet oder mindeſtens belohnt von der Gewalt, vom Proteſtantismus zum Katholicismus übergingen und den ultramontanen Grundſätzen ihr Talent verkauften. Zwar iſt keiner dieſer Herren eigentlich Theolog. Friedrich Schlegel und Adam Müller unterſtützten die genannten Grundſätze im Gebiete der Kunſt und Philoſophie; Genz, Haller, Jarcke, Pfeilſchifter im Gebiet der Staatswiſſenſchaft und politiſchen Journaliſtik; allein ſie übten doch groſſen Einfluß auf die katholiſche Welt, und bildeten eine Schule in derſelben, die in Verbindung mit den neufranzöſiſchen Jeſuiten und mit Rom ſelbſt zu einer mächtigen Parthei anwuchs. Ligorianer (neue Jeſuiten) umſchatteten wieder gleich Dohlen die Wiener Hofburg, und in Baiern wurden Klöſter wiederhergeſtellt. Zeitſchriften, wie „der Katholik“ und „die Eos“ predigten laut und unverholen den alten Papismus, und Görres lieh ihnen ſein Genie, weil ihn alles freut, was ihm das Mittelalter — vorſpiegelt.

Ich fürchte ſehr, daß gerade dieſe Haſt, das Mittelalter herzuſtellen, und die ſchmutzige Vermiſchung der reinen und edlen Myſtik eines Görres

und Baader mit der Niederträchtigkeit der politischen Jesuiten, weit entfernt, die altkatholischen Ideen zu retten, vielmehr ihren Untergang nur beschleunigen wird. Der Jansenismus allein vermag das Schöne und Würdige in diesen alten Ideen zu erhalten, indem er beweist, daß es dem Freiheitssinn und Verstande unsres Zeitalters nicht widerspricht. Wenn sich aber eine durchaus schlechte Parthei hinter das Würdevolle dieser Ideen flüchtet, um ihr Gift in einem geweihten Kelch darzubieten, so wird wahrscheinlich das Gift den Becher sprengen, wie einst in Luthers Hand der Becher von demselben Gift zerbarst, das er eben unwissend zu trinken im Begriff war. Unsre Zeit verträgt, ja verlangt eine katholische Kirche, die äußerlich jansenistisch, innerlich mystisch ist, aber keine, die äußerlich papistisch und innerlich doch nur — ministeriell ist. Ueberhaupt wird auch für die katholische Kirche, wie für jede, aller Segen nur vom Volk, nur von unten ausgehen, nicht von oben.

Die Hierarchie ist unhaltbar, weil sie nur noch von oben gehalten wird und der Boden unter ihr weicht. Mag man sie, von einer Art poetischer Bezauberung verleitet, in ihrer ganzen alten Pracht, wie sie vor sechshundert Jahren war, herstellen wollen — oder mag man sie nur, durch geschicktes Schmiegen und Biegen unter die weltliche Gewalt und indem man derselben die Kirche als Polizeianstalt an-

bietet, wenigstens noch in ihrem gegenwärtigen baufälligen Zustande zu conserviren suchen, weder das eine noch das andere kann gelingen. Die Liebe zu der alten Kirche ist dahin, und eher nicht, bis sie die Liebe wiederfindet, kann die Kirche auferstehen.

Der Glaube ist das Schönste im Reich der Geister, wie das Weib das Schönste in der Natur. Beide verzerren sich in die äußerste Häßlichkeit, wenn sie statt Liebe Haß finden, und in ohnmächtigem Kampfe doch nicht enden können. Beide treibt die Verzweiflung eines unnatürlichen Verhältnisses auch zu eigner Unnatur, die ihnen zuletzt zur andern Natur wird. Die Süßigkeit, das Vertrauen und die stille Macht der Liebe werden Gift, Verrath, Gewaltthat.

Es ist in der That ein erhabenes und ächt tragisches Schauspiel, das uns die alte Kirche gewährt, bald Medea, bald Niobe, bald Entsetzen, bald Wehmuth erweckend. Unheilbar verwundet, kann sie doch nicht sterben. Von einer Fülle innerer Ideen geschwellt, findet sie nirgends Raum. An Herrschaft und Liebe gewöhnt, findet sie keine Arme und keine Herzen. Wie der alte König Lear ward sie verstoßen und mußte betteln von den kaiserlichen Schwiegersöhnen und ward mißhandelt, geplündert, gefangen, und sah die geliebte und verkannte Cordelia, des Herzens tiefen Glauben, grausam gemordet. Jetzt

hat man sie endlich wieder befreit und ehrt ihr Alter und läßt sie wieder regieren unter einer sanften Vormundschaft. Sie lebt nun auf, aber was soll aus ihr werden? Mit ihrem Anspruch auf die höchste Autorität tritt sie wieder in die Mitte so vieler andrer Ansprüche, die Gewalt und Besitz und das Zeitalter für sich haben. Mit Liebe soll sie regieren, und die Sklaven, die sich ihr zum Dienst aufdrängen, kennen nur List und Gewalt.

Der Ultramontanismus hat es seit der Reformation wohl gefühlt, daß er mit doppelter Zunge reden müsse, mit der göttlichen und menschlichen, mit der einen, um Befehle zu geben, mit der andern, um die Gemüther für den Gehorsam zu bearbeiten. Die zweite Stimme wurde den Jesuiten anvertraut. So lange das Zeitalter roh, ungeschlacht und unverschämt war, mußten die Jesuiten vorzüglich Feinheit gebrauchen, weil sie den Feind nur von hinten her anfallen konnten. Nun das Zeitalter in dieser Schule selber fein genug geworden ist, müssen sie es umgekehrt mit der Unverschämtheit versuchen, weil sie dem vorsichtigen Feind so geradezu von vorn unversehens kommen, und ihn aus der Fassung bringen. Dieser Kriegsmanier getreu, studieren selbst die Klugen unter ihnen auf Dummheit, und stellen sich so brutal als möglich, was auch zum Theil deßwegen nothwendig ist, weil sie es jetzt auf den Pöbel abge-

schn haben, während sie ehemals nur die höhern Stände zu überlisten trachteten. Zur Zeit der Reformation galt es ihnen, die Ansprüche des Volks durch die Fürsten, jetzt gilt es ihnen, die Ansprüche der Fürsten durch das Volk in Schranken zu halten. Daher die sonderbare Allianz zwischen Jesuiten und Republikanern, von der man in der deutschen Literatur schon Spuren hatte, bevor sie im politischen Parteikampf Frankreichs und Belgiens realisirt wurde.

Unsre deutschen Staaten sind zu gut bureaukratisch und polizeilich organisirt, als daß politische Jesuiten bei uns etwas ausrichten oder etwas andres seyn könnten als eigenthümlich maskirte Staatsdiener. Desto mehr haben wir poetische Schwärmer.

Die poetischen Katholiken werden von der schönen sinnlichen Seite des Katholicismus, von der Mystik seiner Ideen, und nicht minder von den Wundern ergriffen, die er in der Geschichte und in der Kunst hervorgebracht. Ihr reizbares Temperament liebt die erhabenen Eindrücke der Kirchenpracht, ihr Sinn für das Schöne vertieft sich in die Zauber der religiösen Kunst; ihr glühendes Gefühl schwelgt in Andacht und Begeisterung und gibt sich am heiligen Ort, in heiliger Stunde der schönen Ahnung einer nähern Gegenwart Gottes hin; ihre geschäftige Phantasie findet in der Mannigfaltigkeit der religiösen

Mythen, Bilder und Gebräuche alle Befriedigung, deren sie bedarf, ihre Neigung zum Uebersinnlichen, ihr Hang nach mystischen Räthseln, ihr Tiefsinn, der immer das am liebsten zum Gegenstande der Betrachtung wählt, was jenseits der Grenzen des Wissens liegt, und selbst die Verwegenheit ihres scharfen Verstandes, in immer tiefern Speculationen den Urgrund des Daseyns zu ergründeln, findet in den Mysterien des katholischen Glaubens eine reiche Nahrung; endlich die Vorliebe für das Alterthümliche, das den poetischen Gemüthern eigen zu seyn scheint, findet in den Erinnerungen des Katholicismus, in den gewaltigen und rührenden Bildern des Mittelalters wie die schönsten Gegenstände des Genusses, so die würdigsten Stoffe für den darstellenden Kunsttrieb. Wenn man das Daseyn vieler warmen, sinnlichen, poetischen Seelen nicht läugnen kann, so muß man auch zugeben, daß sie ganz vorzüglich vom Katholicismus ergriffen werden müssen, und ihre bedeutendsten Schriften beweisen hinlänglich, daß ihre Begeisterung reinästhetisch und auf keine Weise erheuchelt ist. Es gehört daher nur zu den Thorheiten ihrer überreizten Gegner, unter ihnen verkappte Jesuiten zu wittern, und alle ihre poetische Begeisterung nur für ein Blendwerk zu halten und auszugeben, hinter welchem sich nur boshaftes Raffinement hierarchischer Absichten verstecke. Namentlich hat Voß diese gehässige Meinung

ausgesprochen, ein Mann, der überall nur Schwarz und Weiß und keine Farbe gekannt zu haben scheint. Die poetischen Katholiken haben sich in andächtigen Herzensergießungen, in historischen und poetischen Schilderungen und zum Theil in polemischen Schriften geltend gemacht. Wie der schöne sinnliche Gottesdienst der Gegenstand ihrer Neigung ist, so ist der nüchterne, verständige ein Gegenstand ihrer Abneigung. Ueberdem ist es gewöhnlich der strenge Gegensatz ihrer angebornen Natur und ihres anerzognen Glaubens, der sie zu so eifrigen Vertheidigern des Katholicismus gemacht hat; es sind gewöhnlich ursprüngliche Protestanten, die in ihrer Kirche sich nicht befriedigt gefunden und Proselyten geworden sind. Geborne Katholiken werden von Jugend auf an ihre Kirche gewöhnt, Protestanten erscheint sie neu, wunderbar, und der Contrast, der sie zum Uebertritt veranlaßt, erweckt ihnen auch den Eifer, der alle Proselyten auszuzeichnen pflegt.

Man hat vorzüglich bemerkt, daß die meisten jener poetischen Gemüther in Rom bekehrt werden, daß der Anblick dieser Stadt den Eindruck auf sie macht, der sie zu einem, wie man nicht läugnen kann, so gewagten Entschluß bringt. Dies beweist aber gerade, von welcher Seite sie den Katholicismus betrachten. Es ist nicht sowohl der Glaube, der hier und dort derselbe ist, sondern die schlechte Dorf-

kirche, die sie hier kalt läßt, und das prachtvolle Rom, das sie dort mit den gewaltigen Eindrücken der Kunst bezaubert.

An die poetischen Katholiken hat sich eine Schaar armer Sünder angeschlossen, über welche die Protestanten ein gewaltiges Geschrei erhoben haben. Es gibt nämlich viele sinnliche und verstandesschwache Menschen, die eben so stark zur Sünde hingetrieben werden, als sie sich vor dem dunkeln Verhängniß fürchten, das sie strafen soll. Solche flüchten, besonders im Alter, in den Schooß einer Kirche, die ihnen Vergebung aller Sünden unbedingt gewähren kann, während ihnen der Protestantismus die schwere Bedingung der Besserung auflegt. Nachdem sie alle physischen und geistigen Wollüste durchgenossen, suchen sie jene alleinseligmachende Mutter auf und möchten gerne, von ihrer Liebe getragen, lebendig zum Himmel fahren. Doch gibt es auch wieder andre, die zwar ziemlich moralisch leben, aber eine ganz erbärmliche Furcht vor dem alten Adam, vor der Erbsünde und vor allen den Fehlern haben, die sie unbewußt begehen, und die sie um die Seligkeit zu bringen drohen. Um also auf alle Fälle sicher zu seyn, ergeben sie sich in die Gnade des Apostels, der das Amt der Schlüssel führt. Nach dem Maaß ihrer Sündhaftigkeit machen die erstern auch mehr, als die letztern, von der Gnade Geräusch und überlassen sich

ſelbſt und andre mit ihren Verſicherungen. So talentvoll aber auch einige dieſer gefallenen Engel den Katholicismus geprieſen haben, ſie laſſen doch immer einen Reſt zurück, der nicht aufgeht, ihr irdiſch Theil von Selbſtbetrug oder Schmutz, der dann mit dem Heiligen, das ſie verfechten, in den auffallendſten Contraſt tritt und mit Recht jeden ehrlichen Mann indignirt.

Jenen Politikern wie dieſen Poeten dürfte es nicht gegeben ſeyn, die alte Kirche würdig zu reſtauriren. Dies kann nur, wie ich oben ſchon ſagte, durch die gemäßigte und liberale Partei geſchehn, die im Geiſte des Jahrhunderts fortgeſchritten iſt. Es kann aber nur geſchehn, wenn dieſe Gemäßigten und Liberalen nicht in das entgegengeſetzte Extrem des nüchternſten Denkglaubens fallen, ſondern im Gegentheil, wenn ſie das myſtiſche Element, das in ihrem Glauben liegt, pflegen und ausbilden. Sie, die Reinen, die Freien ſollen ſich der Myſtik annehmen, nicht die Unreinen und Unfreien, die ſie nur mißbrauchen. Aus der Tiefe einer jugendlichen, warmen, klaren Begeiſterung muß der ſchönſte Glaube der Welt verjüngt werden, nicht durch den Wahnwitz, nicht durch Gewiſſensbiſſe verwilderter Genüſſe. Mit einem Wort, der Glaube muß wieder aus dem Volk kommen, nicht von den Höfen her, noch von den Gelehrten und Poeten.

Wenden wir uns zur protestantischen Literatur, so kann uns nicht entgehn, daß sie ungleich der katholischen eine höhere Bedeutung für die Confession und einen größern Einfluß auf die Confessionsverwandten hat. Die Katholiken pflanzen ihr System durch einfache Tradition und äußere Zeichen fort, sie verlangen blinden Glauben und Gehorsam ohne alle Reflexion. Die Protestanten dagegen wollen überzeugen und überzeugt seyn und verlangen eine stets erneute Prüfung des Systems. Darum sind das Wort und die Schrift die Fundamente, deren sie nicht entbehren können. Unterricht, Predigten und Bücher sind von der Lehre der Protestanten unzertrennlich. Dies verleiht natürlich der protestantischen Literatur an Masse und Erudition ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über die katholische, setzt sie aber auch allem Verderben der Vielschreiberei aus.

Alles bezieht sich im Protestantismus nicht auf eine Idee allein, sondern zugleich auf ein Buch, auf die Bibel. Das Studium der Bibel, die Reinigung des Grundtextes, die Erklärung desselben, die Vergleichung der darin enthaltenen Lehren mit den Lehren der Vernunft, die Verständigung zwischen Theologie und Philosophie, die Beschwichtigung nicht nur, sondern sogar die künstliche Aufsuchung jedes möglichen Zweifels, die Polemik gegen alle möglichen Irrthümer, und daher eine gründliche Erforschung

der Kirchengeschichte, dies alles ist die Aufgabe des protestantischen Theologen. Daher werden unsre jungen Geistlichen von Kind auf an die Bücher angeschmiedet, und lernen Gott und ihren Beruf nur Schwarz auf Weiß kennen. Ihre Weihe zu dem Amt eines Seelsorgers, eines Menschenkenners und Menschenfreundes, wie jeder ächte Priester seyn soll, beruht auf einem quälenden pedantischen Schulexamen, und der wird am würdigsten geachtet, der sich die Wangen am hohlsten und bleichsten studiert und von der Welt nichts ersehen hat, als was seine Studierlampe beschein.

Was so oft den in Klöstern erzogenen Priestern der Katholiken vorgeworfen worden ist, daß sie an mechanische äußere Werke gewöhnt, ohne Kenntniß des Lebens und der Menschen, nicht würdig zur Sorge für die Seelen vorbereitet werden, kann man mit gleichem Recht auch auf viele protestantische Prediger anwenden, die in ihre Gemeinden treten und nur Bücher, nicht die Menschen kennen. In der Literatur aber wird unstreitig der überwiegende Einfluß der Philologie und Dialektik dem Glauben selber nachtheilig. Unter der erdrückenden Last von Citaten wird das Herz leicht beengt, die Kritik macht kalt und die Schranken der Bibel wie der symbolischen Bücher bedingen einen Mechanismus der Formen, der mit stereotypischen Redensarten und todtem Buchstaben-

kram den Geist oft eben so austreibt, wie ihn die äußere Werkthätigkeit der Katholiken ausgetrieben.

Diese unter Büchern auferzogene theologische Kaste setzt nun auch später ihre Gewohnheit fort und gibt der Welt statt neuer Heiliger immer nur neue Bücher. Wenn man sieht, daß jetzt jährlich tausend und mehr theologische Werke in Deutschland gedruckt werden und daß wenigstens neunhundert darunter Ansprüche machen, wozu einst die Apostel berechtigt waren, so muß man lachen oder sich ärgern über die Thorheit oder den Lügengeist dieser Welt. Wahrlich es ist ein Wahnwitz, von so viel tausend Büchern irgend ein neues Heil zu erwarten, schon deßwegen, weil es ihrer so viele sind. Das Schlimmste aber ist, daß diese protestantische Bücherwuth durch den Wucher benutzt wird, und daß man die Religion und Moral mißbraucht, um für Andachts- und Erbauungsbücher ordentliche Fabriken anzulegen. Doch ich behalte mir vor, darüber im Detail zu sprechen.

Abgesehen von diesen Mißbräuchen der Schrift, wer wollte nicht erkennen, daß der gewaltige Umschwung des Denkvermögens und der Sprache, der die Höhe der literarischen Bildung, auf welcher wir jetzt glänzen, herbeigeführt hat, unmittelbar an die Anfänge des Protestantismus geknüpft ist. Wie jener titanenhafte Held, der die Blitze des Capitols in gewaltiger Hand aufgefangen, und auf die alten

Götter zurückgeſchleudert, zugleich des Wortes und der Schrift vor allen mächtig war, und in ſeiner deutſchen Bibel den Felſen gegründet, auf dem die neue Kirche ſich erbaut, ſo hat der Geiſt, deſſen Verkünder er geſendet war, fort und fort mit der Freiheit des Denkens die Bildung deſſelben gepflegt, und von proteſtantiſchen Schulen und Univerſitäten iſt zunächſt alle Erudition der Wiſſenſchaft, Sprache und Literatur ausgegangen.

Indeß hat dieſer neue Geiſt auch in der proteſtantiſchen Kirche ſich von den Banden der Autorität, die jeder Kirche den Haltpunkt gibt, nicht zu löſen gewußt, und unwillig über die läſtigen Feſſeln, die Theologie ihrem Mechanismus überlaſſen, und ſich mit allen organiſchen Kräften auf die weltlichen Wiſſenſchaften und Künſte geworfen. Unter dem äußern Schutz, den die proteſtantiſche Kirche gewährte, gewann die Philoſophie, die Naturwiſſenſchaft, Jurisprudenz, Geſchichte, Philologie alle die Freiheit, ohne welche ſie zu der hohen Ausbildung, worin wir jetzt ſie finden, nie hätten gelangen können, und ſomit war die Theologie mittelbar eine Trägerin der ſchönſten Blüthen der Cultur, unmittelbar ſelbſt aber verbaute ſie ſich in ein Syſtem von Rückſichten und Beſchränkungen, die ſich ihr als Nothwendigkeit aufdrängten, und mitten im Negiren und Proteſtiren, mußte ſie doch etwas Poſitives feſthalten, und ſie

konnte das Princip der Autorität, Legitimität und Stabilität, wiewohl sie es am Katholicismus verworfen hatte, doch selber nicht entbehren, und nahm es nur unter ganz andern Formeln wieder auf.

Die Schattenseite, der Quell aller Schäden, Schwächen und Fehler im Protestantismus ist die kirchliche Halbheit. Dies gilt sowohl vom äussern Kirchenrecht, als vom innern Dogma. Der Protestantismus ist auf halbem Wege stehn geblieben, er ist das Justemilieu, das nach der Reformation in kirchlichen Dingen eingetreten ist, wie wir auch in politischen Dingen nach der Revolution ein solches Justemilieu erlebt haben. Er hat die Fesseln der alten Kirche abgeworfen und doch keine ganze Freiheit errungen. Luther, der den Geist aus der Gefangenschaft der Kirche erlöste, setzte ihm schon wieder Grenzen, und liess ihn eigentlich nur bis in den Vorhof, aber nicht über die Mauer. Der Erstarrung muss die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Seyn ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine grosse welthistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höhrer Entwicklung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Naturgesetz zu dem seinigen gemacht und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten also, welche selbst wieder in eine

andre Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfs aufgegeben. Sie sind stehn geblieben, und dürfen von Rechts wegen sich nicht beklagen, daß die Katholiken auch stehn geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt, oder gar nicht gewinnen. Wo man stehn bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehn bleibt. Sie ist da, damit sie geht.

Die Orthodoxen haben gegen das Papstthum nur dieselben Seiten herauskehren können, welche dieses gegen sie gerichtet hat. Dort sahen wir Stillstand und hier wieder, dort Infallibilität und hier, dort Fanatismus und hier, dort eine Priesterschaft und hier, dort viele Ceremonien und wenig Worte, hier viele Worte und wenig Ceremonien.

Die Rationalisten, die den Starrsinn der Buchstabengläubigen bekämpfen, sind ins andre Extrem gefallen und ihr Widerwille gegen das ewige Anpreisen des Glaubens im Gegensatz gegen das Denken und die allerdings oft geschmacklosen und mißbräuchlichen Uebertreibungen in dem ewigen Gesalbader vom Herrn hat sich bis zu einem entschiedenen Unglauben und bis zu einem oft mit jüdischen Leidenschaften verschwisterten Haß gegen die Person Christi gesteigert. Wenn nun dieses Extrem immer offen hervorgetreten wäre, so hätte es sich in seiner Unnatur bald abgenutzt oder wäre entschiedener bekämpft worden;

aber in den meisten Fällen hat der Unglaube und die Christverspottung geheuchelt, eine theologische Maske vorgenommen, das Unchristenthum für das wahre Christenthum ausgegeben und es gelehrt beweisen wollen. Dadurch ist die Theologie demoralisirt worden.

Auch hier hat wieder die Halbheit gesiegt. Ein wahrer Unglaube wäre leichter zu überwinden, als ein geheuchelter Glaube.

Die innern Gebrechen der Theologie waren zum Theil Folgen des gedrückten äußern Zustandes der protestantischen Kirchen. Dieser mußte nothwendig demoralisirend wirken.

Bekanntlich wurde die protestantische Kirche schon in ihrem ersten Entstehen ein Werkzeug der weltlichen Politik und blieb von der weltlichen Macht abhängig. Je höher sich die römische Kirche über die Fürsten gestellt hatte, desto tiefer gerieth die lutherische unter sie. Anfangs, da noch ein religiöser Enthusiasmus und Fanatismus glühte, spielten natürlich auch die protestantischen Geistlichen als fürstliche Seelsorger, Oberhofprediger und Diplomaten eine große Rolle. Aber das hörte mit dem Zeitalter Ludwigs XIV. auf. Die Schwarzröcke wurden verdrängt durch Grünröcke. An die Stelle der feisten Beichtväter traten lustige Jagdgenossen und Maitressen.

Die protestantische Geistlichkeit trat in die Kategorie der niedern Beamten zurück.

Es ist noch nicht lange her, daß die Landpfarreien von lüderlichen und groben Krautjunkern „unter der Schürze" vergeben wurden, d. h. unter der Bedingung, daß der arme Candidatus Theologiä das abgedankte Kammermädchen, die nicht mehr brauchbare Maitresse heirathe. Rabner hat in seinen Briefen und Thümmel in seiner Wilhelmine diesen schändlichen Gebrauch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts satyrisch gegeißelt; am ausführlichsten aber hat Nicolai in dem Roman Sebaldus Nothanker den kläglichen Zustand der protestantischen Kirche damaliger Zeit geschildert. Wenn sich damals ein armer Prediger unterstand, im geringsten den Launen eines kleinen Fürstlein und Gräflein im deutschen Reich oder seiner Dirne, oder seinem Hofmarschall zu mißfallen, oder einem brutalen Oberhofprediger und Superintendenten zu widersprechen, der wurde mir nichts dir nichts von Amt und Brod gejagt und fand nirgends Schutz.

Dergleichen kommt jetzt freilich nicht mehr vor. Der größere Anstand, dessen sich die Höfe und Bureaukratie befleißigen, hat wohlthätig auch auf die Kirche zurückgewirkt. Wenn allerdings noch Kirchenstellen vermittelst der Schürze vergeben werden, so gut wie Professuren, so gilt es doch nur die ehrbaren

Tochter derer, welche die Stellen zu vergeben haben, oder ihre Vettern, und alles geht anständig zu.

Aber mit dem Anstand ist nicht zugleich die Würde zurückgekehrt. Jede Würde besteht in der Freiheit, und unsre protestantische Kirche ist noch jetzt, wie ehemals, unfrei.

Als vor hundert Jahren die Jesuiten in Dillingen den Satz zu beweisen versuchten, der katholische Glauben sey der absoluten Monarchie nützlicher als der protestantische, schlug sie der Prälat Pfaff in Tübingen mit dem Gegenbeweise, daß keine Kirche serviler sey als die lutherische, siegreich aus dem Felde. Als ein Hofpfaffe zu Copenhagen, Dr. Masius, öffentlich zu schreiben wagte, die Fürsten müßten nicht sowohl aus Gottesfurcht, als vielmehr um ihres weltlichen Vortheils willen lutherisch werden, weil nur der lutherische Glauben unmittelbar einen göttlichen Ursprung der Fürstengewalt, ohne Dazwischenkunft einer noch höhern geistlichen Gewalt, behaupte und weil nur bei den Lutheranern der weltliche Monarch zugleich der Bischof, mithin Kaiser und Papst zugleich sey — als Masius dies behauptete und der ritterliche Kämpfer für die Wahrheit und das Recht, der nie genug zu preisende Thomasius, unter allen Zeitgenossen allein Muth genug hatte, eine so gottlose Schrift zu tadeln, fiel Alles über diesen Ehrenmann her, man nannte seine Mei-

nung, daß die Religion zu etwas anders nütze sey, als zur Befestigung der absoluten Monarchie, ein Majestätsverbrechen, er mußte aus Leipzig, wo man alle seine Sachen confiscirte, flüchten, um dem Kerker, vielleicht dem Tode zu entgehen, und in Copenhagen wurde seine Gegenschrift feierlich durch den Henker verbrannt.

So damals. In der Hauptsache hat sich aber seitdem nichts geändert. Die bischöfliche Würde ist noch immer von den weltlichen Monarchen unzertrennlich, und die Kirche wird durch Cabinetsordres regiert. Die Consistorien scheinen zwar eine gewisse aristokratische Gewalt zu haben, aber sie scheinen nur, sie sind in der Wirklichkeit nur das Organ des Ministeriums. Aus dem Cabinet empfangen sie die Liturgie, die priesterliche Kleidung, die Texte ihrer Predigten und die Vorschriften, wie sie Gottes Wort auf die Zeitumstände anwenden sollen. Die subalterne Geistlichkeit wird exercirt, wie das übrige Beamtenheer. Mit einem Wort, es gibt keine Priester mehr, sondern nur noch Staatsdiener in schwarzer Uniform.

Die schwachen Versuche, eine Presbyterialverfassung in der protestantischen Kirche einzuführen, sind allezeit mit Mißfallen vernommen und mit einer Leichtigkeit beseitigt worden, welche beweist, daß es unmöglich ist, zwischen dem völlig servilen Klerus

und den ihren eignen Weg gehenden Dissenters eine Mittelpartei zu bilden. Der Hof wird nie zugeben, daß ein demokratisches Element in die Kirchenverwaltung komme, und derjenige Theil des Volks, der sich ernstlicher mit Religion beschäftigt, wird den Priestern niemals trauen. Also fallen unsre in der Regel wohlmeinenden Presbyterianer immer zwischen zwei Stühlen durch.

Noch lange wird der Staat diese Gewalt über die Kirche üben, denn die Zahl der selbstständigen Dissenters ist noch klein. Die Mehrheit des Volks hat sich in den frühern Jahrhunderten, was die religiösen Streitigkeiten betrifft, gleichsam erschöpft, es hat kein Interesse mehr für diese Sache, es beschäftigt sich mit andern Dingen, und so kommt ihm der Servilismus seiner Geistlichen und das jeder Neuerung, jeder geistigen Erhebung feindselige Fortschleudern derselben im gewohnten Geleise, gerade zu Statten. Es wird durch die Geistlichen nicht mehr haranguirt, nicht mehr aufgereizt, und das ist ihm recht. Es kann glauben, was es will, es kann in die Kirche gehen oder nicht, ohne daß es darum von den Geistlichen verklagt oder gequält würde, und das ist ihm auf der Stufe seiner gegenwärtigen Bildung gerade recht.

Daher das charakteristische Kennzeichen der pro-

testantischen Welt — der religiöse Indifferentismus.

Hierzu scheinen vorzüglich auch zwei Umstände beizutragen, denen man zu wenig Aufmerksamkeit schenkt. Einmal hängt im protestantischen Gottesdienst alles von der Person des jeweiligen Geistlichen ab. Für den Katholiken sind alle seine Kirchen gleich, und er verrichtet darin seine Andacht auch ohne den Geistlichen, oder es ist wenig Unterschied, welcher Geistliche dabei thätig ist. Darum herrscht auch, wenn ich so sagen darf, ein ungestörter Gleichmuth der Andacht überall unter den Katholiken. Bei den Protestanten aber kommt alles auf die Persönlichkeit des Predigers an; nur seinetwegen und nur, wenn er da ist, kommt man in die Kirche, nur auf ihn sieht man, nur mit ihm beschäftigt man sich, weil sonst nichts in der protestantischen Kirche die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Absichtlich wird Sinn und Geist der Anwesenden von allem andern ab und auf den Prediger hingelenkt. Dieser hat es nun in seiner Gewalt, die Andacht und den religiösen Sinn zu erheben oder herabzustimmen. Ist er selber fromm, begeistert und besitzt er ein großes Talent der Beredsamkeit, so wird er vielleicht eine weit größere Wirkung hervorzubringen wissen, als ein katholischer Priester, der in seiner Kirche mehr Sache als Person ist, es zu thun vermag. Ist der Prediger aber ohne

wahre Frömmigkeit, ohne Gaben und Talente, von der schläfrigen Gattung der Gewohnheitsmenschen, oder gar ein eitles Weltkind im Priesterrock, so wird er auch den religiösen Sinn sicher weit weniger zu nähren wissen, als es ein katholischer Priester vermag, den so vieles andere unterstützt. Der protestantische Pfarrer macht alles oder nichts aus seiner Gemeinde; er allein kann die Kirche zum liebsten Aufenthaltsort der Gemeinde machen, er allein sie aber auch allen verleiden. Es gibt nun leider sehr viele unbegabte Prediger, ohne alle höhere Weihe. Diese sind es, welche die Gebildeten aus den Kirchen verscheuchen und nur die Heerde der Geistesarmen noch darin festhalten, aber ihre Andacht zu einem werthlosen Werk sonntäglicher Gewohnheit herabwürdigen, die nicht besser ist, als die Kirchenscheu der andern. Beides wird Indifferentismus. Die Einen lassen sich die schlechte wässerige Predigt gefallen, weil es einmal Mode ist, im Sonntagsputz den Kirchenstuhl zu drücken. Die Andern werden kühl gegen die Religion, weil sie unmöglich so elende Predigten anhören können. — Der zweite Umstand, der den Indifferentismus befördert, ist der katechetische Unterricht. Der ehrliche alte Meister sagt in seiner kleinen Schrift über die Einbildungskraft sehr richtig: „Der Cornelius Nepos und der Katechismus sind uns, blos weil wir sie einmal unter der Ruthe gelesen, Zeitlebens

zum Eckel.“ Er drückt sich vielleicht etwas zu stark aus, aber in der Hauptsache ist die Bemerkung sehr treffend und wahr. Eine große Menge Menschen kann die Unterrichtsbücher, die ihnen in der Schule so viel Thränen und lange Weile gekostet, auch im Alter und selbst bei der Ueberzeugung, daß sie ihr nothwendig gewesen seyen, nicht ohne einen geheimen Widerwillen ansehn. Dieses Spiel der Phantasie, das mit den heiligsten und werthvollsten Gegenständen die Nebenbegriffe des Zuchtmeisters mit der Ruthe verbinden muß, hat den Indifferentismus mehr als man denken sollte, befördert. Das handwerksmäßige, ja zuchtmäßige Abrichten in der unreifen Jugend ertödtet oft den Sinn, den es wecken und bilden will.

Man hat in den neuesten Zeiten das Schädliche und den Katholiken gegenüber besonders auch das Schimpfliche des Indifferentismus bei den Protestanten wohl gefühlt und es sich angelegen seyn lassen, demselben aus allen Kräften entgegen zu arbeiten. Demnach ist die religiöse Controverse nicht nur freigelassen, sondern sogar begünstigt worden, und dieselbe Censur, die in politischen Dingen wie ein Argus wacht, hat alle ihre hundert Augen für die religiösen zugeschlossen. Da indeß der Eifer der religiösen Doctrinairs die indifferente Masse des Publikums nicht zu erhitzen vermocht hat, da die innern Reiz-

mittel nichts verschlagen haben, so ist man zu äußern übergegangen, und hat das verhallende Wort durch consistentere Werke zu stützen gesucht. Diese neuen äußeren Werke sind theils die Union zwischen den getrennten protestantischen Confessionen, theils die Einführung einer neuen Liturgie, sämmtlich Mittel für eine festere äußere Consistirung des Protestantismus, durch welche wieder die innere Seele desselben erfrischt und belebt werden soll, wie auch in physischen Krankheiten durch äußere mechanische Stärkungen innere Erschlaffung gehoben wird. Man will die Muskeln des corpus Evangelicorum stärken, und hofft dadurch, auch die überreizten und längst abgestumpften Nerven wieder in eine gesunde Verfassung zu setzen.

Verkennen wir nicht, daß diese Neuerungen größtentheils zweckmäßig und vortrefflich sind, daß sie aber eine Opposition finden, weil sie etwas von oben her Gebotenes sind, was nicht unmittelbar durch ein lebendiges Bedürfniß von unten her ersehnt wurde.

Die Tracht der protestantischen Geistlichkeit, besonders die Perücken, waren entsetzlich abgeschmackt, aber die neue schöne Tracht glaubte man nicht aus der Garderobe eines Theaters erhalten zu dürfen, auf dem Werners „Weihe der Kraft" zum erstenmal gegeben wurde.

Die Liturgie der lutherischen Kirche hatte dem

poetiſchen und ſentimentalen Geiſt der neuen Zeit längſt nicht mehr gefallen; eine weit ſchönere wurde dargeboten; ein Concilium, eine allgemeine Presbyterialſynode hätte ſchwerlich etwas, oder etwas beſſers zu Stande gebracht, und doch glaubte man, Prieſterſtand und Volk ſey nicht genug zu Rathe gezogen worden.

Die Union der lutheriſchen und reformirten Kirche war der ſehnlichſte Wunſch aller Vernünftigen ſchon vor drei Jahrhunderten. Sie kommt endlich zu Stande, aber kaum erregt ſie Aufſehen und findet wohl gar Abneigung, weil ſie von der weltlichen Behörde ausging.

Pietiſten, Schwärmer, armes Volk, was im Winkel einer Provinz Gott den Herrn auf ſeine eigne Weiſe anbeten wollte, und kleine Conventikel hielt mit Knien, Beten, Singen, wurde zu gleicher Zeit von Gensd'armen auseinander getrieben und eingekerkert. Warum ſollten gerade ſie an der ſo ſehr ausgedehnten Toleranz keinen Antheil haben? Warum ſollte der religiöſe Eifer, den man den Beamten von oben her doch ſehr eindringlich empfohlen, niemals da gelten, wo er ſich von ſelber unten im Volk erzeugte?

So wurde die Religion durchaus als Sache der Loyalität behandelt. Man nahm für alle religiöſe Aeuerungen das Unterthanenpflichtgefühl in Anſpruch,

und indem man nicht eigentlich befahl, sondern nur empfahl, setzte man um so mehr eine entgegenkommende Höflichkeit überall voraus und so bildete sich im Schooße des Protestantismus jene wunderliche religiöse Höflichkeit aus, die so recht unser Zeitalter charakterisirt.

Wirft somit der Protestantismus auf seiner äußern Seite viele und starke Schatten, so hat er doch sehr viel innres Licht, und wir sollen über seinen Mängeln nie vergessen, was Großes er geleistet hat und welche noch größere Verheißung in ihm liegt. Wurde jener Riesenkampf Luthers und seiner ruhmgekrönten Waffenbrüder nicht um die theuersten Interessen der Menschheit gekämpft? Und wenn sie nicht Alles thaten, kann man sie darum anklagen? Ist es nicht vielmehr an uns, das noch fehlende zu thun? Die bisherigen Leistungen des Protestantismus folgten sehr natürlich auf einander, jede einseitig aber alle zusammenhängend und weiterführend. Noch sind wir auf dem Wege, aber wir gehen doch, wir stehn nicht still, wenigstens nicht alle.

Luther reinigte den dick mit Schmutz überfüllten Brunnen der Kirche und führte einfach zur reinen Quelle der Schrift zurück. Daß seine nächsten Nachfolger am Buchstaben hingen, war natürlich. Daß die Trockenheit des Buchstabens den Gefühlsglauben, den Arndt-Spenerschen Pietismus hervorrief, war

wieder ganz natürlich. Daß im Gegensatz gegen beide wieder der Verstand sich geltend machte, darf eben so wenig wundernehmen, als daß er, wie immer ein Extrem das andere hervorruft, bis zur krassesten Zweifelsucht und Freigeisterei ausartete. Endlich war es abermals natürlich, daß sich ein vergleichendes historisches Verfahren jenen einseitigen, allein vom Buchstaben, Gefühl oder Begriff ausgehenden Theorien entgegensetzte, und daß damit zugleich die oben schon unter dem Katholicismus erwähnte romantische und mystische Reaction in Verbindung trat.

Betrachten wir die protestantische Orthodoxie noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, so müssen wir die Pietisten segnen, die uns zuerst von diesem todten Buchstabenglauben, und giftigen Gezänk zu befreien anfingen. Diese Orthodoxie des 17ten Jahrhunderts lag wie ein Alp auf ganz Norddeutschland. Man entsetzt sich, wenn man in diese Periode unsrer Geschichte zurückblickt, die Streitigkeit über den Cryptocalvinismus ꝛc. die Hexenprozesse und jene zahllosen pöbelhaften Scharteken liest, in denen sich die Geistlichen von damals anschimpften, anschrien, angifteten. Da der Buchstabenglaube der herrschende war und sich durch die servile Gesinnung seiner Anhänger mit Hülfe der Fürstengunst auf Universitäten und in den ersten Kirchenstellen eben so fortpflanzte, wie früher

bei den Katholiken die Scholastik und der Jesuitismus, so hielten diese alten Blöcke lange wieder.

Das fromme Gefühl empörte sich zuerst gegen den todten Buchstaben, erst später der klare Verstand. Der sehr ehrwürdige Spener, eine der liebenswerthesten Erscheinungen des Protestantismus, kämpfte schon ein Jahrhundert früher mit dem geschwollenen Giftmolch Karpzow, ehe Lessing mit dem dummen Hauptpastor Götze in Hamburg kämpfte. Doch beidemale siegte das gute Herz über das Böse und der gute Kopf über den schlechten.

Ohne mich in's Detail der ältern deutschen Kirchengeschichte einzulassen, will ich nur bemerken, daß der von Spener beförderte Gefühlsglaube, nachdem er sich Popularität verschafft hatte, alsbald sich in der von dem Grafen Zinzendorf zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gestifteten Herrenhutersekte isolirte, und insofern für einige Zeit aufhörte, innerhalb der protestantischen Kirche weiter zu wirken. Die herrschenden Pfaffen waren schlau genug, diejenigen Elemente, die ihnen zuwider waren, auszuscheiden und lieber die räudigen Schaafe in eine kleine Hürde sperren, als in der allgemeinen großen fort und fort Ansteckung verbreiten zu lassen. Waren erst die Pietisten isolirt, so konnte man sie wie die Juden als Fremde mißhandeln, brauchte sie nicht mehr als Brüder zu berücksichtigen.

Diese Ausscheidung der Pietisten trug nicht wenig dazu bei, gerade das entgegengesetzte Element, den Zweifel und Unglauben, in der protestantischen Kirche zu begünstigen. Wenigstens würde die deutsche Theologie dem von Frankreich eindringenden Geist Voltaire's kräftiger gewehrt haben, wenn etwas mehr deutsches Gemüth in ihr gewesen wäre, wenn sie nicht das Gefühl banniſirt und an die pietistischen Dissenters abgegeben hätte. Mit den französischen Schmutzschriften, die in grobem Druck auf schlechtem Papier damals ziemlich häufig übersetzt wurden, drang auch die Freigeisterei als neue Mode nach Deutschland. Man vergleiche die höchst interessanten Memoiren des preußischen Freiherrn v. Pöllnitz und die frivolen Gedichte Hoffmannswaldaus, um klar zu erkennen, wie die französische Unsitte und Gewissenlosigkeit auf deutschen Höfen, unter dem deutschen Adel und in den deutschen Städten allmählig einnistete. Der jetzt vergessene, aber äußerst geistreiche Schummel, schrieb unter der Regierung Friedrichs II. ein Buch, dem er den Titel „der kleine Voltaire" gab, worin er nachwies, wie weit der französische Unglaube bereits in Deutschland verbreitet sey. Er erwähnt darin vieler absurder Schriften, worin eine genial seyn sollende Gotteslästerung gepredigt wurde, und erzählt uns von den damaligen atheistischen Orden auf deutschen Universitäten ꝛc.

betrafen diese Uebel nur die höhern Classen, die mit Frankreich im lebhaftesten Verkehr der Mode und Lektüre standen, so trat bald auch ein Mann auf, der dem gemeinen Volk Verachtung des Christenthums und dagegen eine moralische Vernunftreligion im Geschmack Rousseau's und der französischen Philosophie predigte. Dies war der berüchtigte Generalsuperintendent und nachherige Gastwirth Karl Friedrich Bahrdt. Seine Schriften (vom Zweck Jesu, Moral für alle Stände, Bibel im Volkstone ꝛc.) erregten so großes Aufsehen, daß sich das höchste Reichsgericht genöthigt sah, ihn 1778 seiner geistlichen Würden zu entsetzen und zu banniſiren. Er war ein grober und etwas platter Gesell, aber doch ein Märtyrer der von ihm erkannten Wahrheit und insofern ungleich würdiger als die heutigen Schleicher und Heuchler von Rationalisten, die dasselbe glauben wie Bahrdt, aber es nicht mehr laut sagen, sondern nur sub rosa zu verstehen geben. Noch platter als Bahrdt und ohne dessen Feuer schrieb Mauvillon ein „einzig wahres System der christlichen Religion," worin er eben diese Religion angriff. Im Jahr 1783 erschien Horus, ein von Wünsch verfaßtes antichristliches Buch, das viel Aufsehen erregte. Am beißendsten und giftigsten waren aber die Schriften Paalzows (Hierokles. Porphyrius. Geschichte des Aberglaubens. Geschichte der religiösen Grausamkeit ꝛc.), der

mit der Wuth eines Sanskulotten über alles, was nur mit dem Christenthum zusammenhing, herfiel, und den Gott der Christen ein blutgieriges Ungeheuer nannte. Auch erschien am Ende des vorigen Jahrhunderts eine „natürliche Geschichte des großen Propheten" worin Christus als ein ziemlich alberner Romanheld auftritt.

Den wissenschaftlichen Mittelpunkt dieser Literatur bilden die berühmten Wolfenbüttelschen Fragmente, die von Lessing herausgegeben wurden, und worin wirklich mit dem ausgezeichnetsten Scharfsinn die scheinbarsten Zweifel gegen das Christenthum erhoben wurden. Dieses Buch hat für alle irreligiösen und unmoralischen Kothschriften von jener Zeit an bis auf Gutzkow herab als Autorität dienen müssen. Ein Beweis, wie gefährlich es ist, wenn edlere Geister sich nicht bewahren und dann den unsaubern Geistern zu einem erwünschten Vorwande dienen.

Später ist der Atheismus im Indifferentismus, wie Feuer im Rauch aufgegangen.

Die gebildeten Stände beschäftigten sich weit mehr mit Philosophie und Poesie als mit Theologie und fingen sogar bald an, sich wieder zum Supranaturalismus und selbst zum Katholicismus zu neigen. Nur in den niedern Classen der Gesellschaft pflanzte sich der Atheismus fort, besonders seitdem

die französischen Einquartirungen so viel Frechheit verbreitet hatten. Dem Pöbel ist es eigen, die abgetragenen Kleider der Vornehmen anzuziehen und damit auch seiner Weise zu prahlen.

Erst in ganz jüngster Zeit hat der Atheismus sein Haupt auch wieder in der schönen Literatur erhoben. Ohne Zweifel hat die Heuchelei in der Theologie und die Prüderie in der Poesie diesen neuen Gegensatz der offnen Frechheit hervorgerufen. Außerdem aber hat das schlechte Beispiel der neuesten französischen Romantik, die unsre deutsche Romantik an Zartheit nicht erreichen kann, daher durch die ruchloseste Ausbeutung aller erdenklichen Laster uns wenigstens an einer relativen Energie zu übertreffen sucht, und die krankhafte Nachahmungssucht, die den Deutschen antreibt, auch die größten Gemeinheiten und Abgeschmacktheiten unsrer Nachbarn zu copiren, einige sittenlose Jünglinge dahin gebracht, das alte ruchlose Treiben, wie es im oben genannten „kleinen Voltaire" geschildert ist, als etwas Neues wieder auf's Tapet zu bringen. Atheismus und Unzucht, diese uralten Geschwister, werden uns von jungen Menschen, die noch nicht das Mannesalter erreicht haben, mit einer, den Franzosen abgeborgten Dreistigkeit als die höchsten Leitsterne des Lebens empfohlen. Sie nennen sich die jeune Allemagne, und bilden die Propaganda einer so nichtswürdigen Tendenz, daß man

ihnen zwar nicht früh und stark genug entgegentreten kann, doch aber nicht eigentlich besorgen darf, sie werden Einfluß genug gewinnen, um mit ihrer moralischen Pest großes Verderben unter der deutschen Jugend anzurichten. Sie gereichen der deutschen Literatur in der jetzigen, zu so vielem Guten vorgeschrittnen Zeit, zu großer Schande, aber die Gefahr, die Verpestung, mit der sie uns drohen, wird ohne Zweifel durch die gesunde, sittlich-kräftige Natur des Volkes abgewendet werden.

Der Voltairianismus hatte schon viel tiefer Wurzel in Deutschland gefaßt und wurde dennoch als ein fremdes Uebel glücklich ausgeworfen. Die atheistische Literatur wurde schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch einige edle Theologen verdrängt, welche das in unserm Volk immer wache moralische Gefühl gegen die den Franzosen entlehnte, mit dem Unglauben gepaarte Frechheit waffneten. Diese Theologen sahen aber zugleich ein, daß der alte todte Buchstabenglaube eben so wenig helfen könne, daß im Gegentheil gerade diese starre alte Theologie jene Ausschweifungen hervorgerufen hätte. Sie richteten daher ihre Neuerung, wegen welcher man sie Neologen nannte, sowohl gegen den Buchstabenglauben als gegen den Atheismus. Sie wollten weder die Schrift trotz der Vernunft, noch die Vernunft trotz der Schrift, sondern Schrift und Vernunft zu-

gleich und im Einklang haben. Dahin arbeiteten zunächst die drei Patriarchen der neuen deutschen Theologie, Michaelis in Göttingen, Semler in Halle, Ernesti in Leipzig von dem Standpunkt der kritischen Bibelforschung aus, und Mosheim, Gellert vom Standpunkt der Moral aus. Sie, die noch der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angehören, hatten zahlreiche Schüler. Den oben erwähnten Schriften der Freigeister trat der ehrwürdige Spalding 1770 mit seinen vertrauten Briefen „über Religion" und seinem (in der Schrift „die Religion, eine Angelegenheit der Menschen" niedergelegten) Beweise entgegen, daß das Christenthum die humanste Religion sey. Eben so schrieb Seiler in Erlangen „über den vernünftigen Glauben an die Wahrheit der christlichen Religion." J. G. Rosenmüller lieferte sogar historische Beweise für die Echtheit des Christenthums, und gegen den fanatischen Christenfeind Paalzow schrieben Lüderwald und Kleuker, gegen Mauvillon Bartels, gegen Bahrdt der berühmte Kanzelredner Reinhard ꝛc. Die sittlich reine, wenn auch nicht gerade biblische Philosophie von Reimarus, Mendelssohn, Kant, die fromme und wirklich christliche Philosophie Jakobi's und Herders und überhaupt der Ernst und die Würde, mit der sich auch die weltlichen Wissenschaften und die Poesie umkleideten, drängten die schwachen Versuche

der Freigeiſter gänzlich in den Hintergrund und die Theologie gewann freie Bahn. Die Klippen, die ihr zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gedroht hatten, lagen hinter ihr.

Zwar behielt ſowohl der alte Buchſtabenglauben, als der Pietismus und die Freigeiſterei noch ihre Repräſentanten in der proteſtantiſchen Theologie, jedoch trug die größere Toleranz des philoſophiſchen Jahrhunderts, die geſellige und äſthetiſche Ausbildung und in der Theologie ſelbſt das hiſtoriſche Verfahren, der wiſſenſchaftliche Geiſt ſehr viel zur Dämpfung des Haſſes und zur völligen Unterdrückung der alten pöbelhaften Polemik bei.

Unter den jüngern Koryphäen des Buchſtabenglaubens zeichnete ſich hauptſächlich der letzte Carpzow in Helmſtädt, Seiler in Erlangen, Zeller in Berlin und beſonders die berühmten Tübinger Storr, Flatt, Steudel aus, um ſo mehr, als ſie kämpfen und durch Wetteifer in der Gelehrſamkeit den Neologen die Waage halten mußten. So ziemlich in der Mitte hielten ſich Morus, Döderlein, Ammon, Ständlin, Bretſchneider. Weniger durch Dogmatik und Theorie, als durch kritiſche Bibelforſchung, ſchloſſen ſich an die Rationaliſten an, der Herſteller des Bibeltextes Griesbach in Jena, der berühmte Orientaliſt J. K. Roſenmüller, J. G. Eichhorn, Wetſtein, Mat-

thäi, Heß, Vater, Geſenius ꝛc. und die zahlreichen Bearbeiter der Kirchengeſchichte, unter denen Spittler, durch pragmatiſche Ueberſicht und Unpartheilichkeit, Plank durch Entwicklung der Dogmen namentlich des Proteſtantismus ſelbſt, Schröckh durch äußerſt fleißige Sammlung des hiſtoriſchen Materials, Neander durch ſtreng wiſſenſchaftliche Kritik der älteren Kirchenlehre ſich den größten Ruhm, außer dieſen aber Walch, Henke, Baumgarten, Ständlin, Schmidt, Marheinecke, Auguſti, Tittmann, Münter, Gieſeler, Münſcher, Füßli, Hoßbach ꝛc. ſich mannigfache Verdienſte erwarben.

Der wiſſenſchaftliche Geiſt hatte ſich der ganzen Theologie bemeiſtert, daß alle Partheien der kritiſchen und hiſtoriſchen Forſchung gleich ſehr bedurften, die Altgläubigen, um zu zeigen, daß ihr Buchſtabe auch Geiſt habe, die Rationaliſten um zu zeigen, daß ihre Vernunft auch in der Schrift gegründet ſey, und die Pietiſten, um zu zeigen, daß auch ihre Religion des Gefühls und der Liebe ſchriftmäßig und die echt bibliſche ſey. Daher wurden alle Partheihäupter große Gelehrte und Kritik und Geſchichte die gemeinſchaftliche Waffe.

Im Weſentlichen halten die Supranaturaliſten oder buchſtabengläubigen Altlutheraner mit den gefühlgläubigen Pietiſten und proteſtantiſchen Myſtikern zuſammen ge-

gen die vernunft- oder denkgläubigen Rationalisten, obgleich jene erstern wieder unter einander sehr gesondert sind.

Die Rationalisten, deren Hauptstütze innerhalb der Theologie die vorhin schon erwähnten biblischen Philologen, Orientalisten, Kritiker und Historiker sind, stützen sich außerdem auf die weltliche Philosophie, und zwar, wie natürlich, zunächst auf Kant, dessen aristotelische, kritische, von jeder Schwärmerei entfernte Methode, ihnen am meisten zusagen mußte. Sie konnten nicht besser das ihnen verhaßte Mystische in der Religion beseitigen, als indem sie mit Kant die absolute Wahrheit dahingestellt seyn ließen und nur eine relative annahmen. Sie sagten, man könne das Geheimniß der Gottheit auf keine Weise enträthseln, es sey also besser, dasselbe auf sich beruhen zu lassen, als durch falsche Erklärungen den Sinn der Menschen zu bethören, und Aberglauben und hierarchischen Trug zu befördern; und es sey, bei der Unerklärlichkeit der göttlichen Dinge, des Menschen allein würdig, Gott durch Sittlichkeit und durch Gebrauch des, Täuschung und Lüge entlarvenden Verstandes zu ehren. Es ist nicht zu leugnen, daß diese theologischen Kantianer, ja selbst die reinen Zweifler, wie der Wolfenbüttelsche Fragmentist, als eine Opposition, wenn sie nur nicht einseitig mit ihren Extremen siegen, ein wohlthätiger Sauerteig im

Protestantismus sind. Die Kritiker, die Helden des Verstandes, sind die Engel, die mit dem scharfen blitzenden Flammenschwert der Denkkraft in das Paradies der Kirche gesendet sind, um die unwürdigen Bewohner auszutreiben. Einer Masse gegenüber, die in roher Sinnlichkeit, in dumpfem Gefühl oder in blindem Autoritätsglauben entartet ist, einer Geschichte gegenüber, die auf jedem aufgeschlagenen Blatte nur beweist, wie weit wir noch zurück sind, welchen unendlichen Weg der Geist noch voraussieht, haben diese Männer eine Arbeit übernommen, die des menschlichen Geistes eben so auf die höchste Weise würdig ist, als er die schwerste Aufgabe für denselben seyn muß. Die Sinnlichkeit und die Gewalt der Phantasie, das Gemüth und alle angeborne Schwächen der Menschen sind die Mächte, gegen deren Entartung und Verderbniß sie ankämpfen und der Verstand, das kleine Richtmaß, ist das einzige Werkzeug, mit dem sie die Höhen und Tiefen des alten Felsen bewältigen wollen. Wenn die Art, wie die Denkkraft angewendet wird, auch selbst der Verderbniß unterworfen ist, so ist schon die bloße Freiheit ihrer Anwendung für das menschliche Geschlecht von unermeßlichem Vortheil, denn nur im Bilden reinigt sich die Kraft. Zu dieser Freiheit gehört unmittelbar die Mittheilung, die Oeffentlichkeit, oder vielmehr sie besteht nur im öffentlichen Denken oder Reden,

denn ein Gedanke an sich, im Innern verschlossen, kann so wenig frei genannt werden, als es möglich ist, ihn zu unterdrücken. Daß nun jene Kritiker alle religiösen Gegenstände zur Sprache bringen, ist an sich ein unsterbliches Verdienst, wenn sie es auch noch nicht auf die vollkommenste Weise thäten. Sie behaupten das ewige Recht der Gedankenmittheilung und machen dieses allgemeine Recht zu ihrer Pflicht, und hüten als sehr ehrenwerthe Wächter den einzigen Weg, auf dem die Meinungen sich austauschen, die Ueberzeugungen sich läutern können. Sie zeigen jeden offenen Frevel, der sich hinter den Schild der Religion flüchten will, achtsam an, und ziehen die verborgenen an das Licht. Sie zwingen den Gegner Rede zu stehn und strafen die Dummheit, die ohne Beruf herrschen will, und die Arglist, die eine schlechte Sache verheimlicht, um sie nicht vertheidigen zu müssen. Wer erkennt nicht den Segen religiöser Mittheilung, gegenüber jener asiatischen Abgeschlossenheit, da kein Volk weiß, was über den Bergen geglaubt wird.

Es liegt etwas schlechterdings Nothwendiges in dieser Prüfung des Verstandes. Jeder Mensch findet in sich den Verstand als ein intellectuelles Gewissen und er vermag die Stimme desselben durch Täuschungen des Sinnes oder Gefühls zwar lange, doch nicht für immer zu übertäuben. Dies Gewissen regt sich

aber auch im Ganzen des Völkerlebens und vernichtet in jenen Täuschungen die Wurzeln des Unrechts und des Elends. Es ist die reine Mathematik und Logik des Verstandes, die uns verliehen ist, um die Harmonie aller in uns liegenden Kräfte zu erkennen und zu bewahren. Sie kann die blühende Sinnlichkeit nicht hinwegdenken, aber sie mäßigt das Ueberwallen der sinnlichen Kraft; sie kann das tiefe Gefühl nicht aus den Herzen klügeln, aber sie führt die wahnsinnige Leidenschaft in die Grenzen der gesunden Natur zurück. Wenn daher die Sinnlichkeit uns zu seelenlosem Götzendienst verführt, das Gefühl ertödtet und den Verstand gefangen nimmt, wenn das überspannte Gefühl den Leib abtödtet und den Verstand in stumpfsinnigem Hinbrüten ersticken will, so wird eben dieser Verstand das gestörte Gleichgewicht erkennen und durch die Erkenntniß wieder herstellen. Demnoch kann der Verstand selbst in eine ganz ähnliche Tyrannei entarten, sofern er ausschließlich herrschen will, und dieses Extrem tritt in der Regel ein, sobald der Verstand siegreich ein Extrem der Sinnlichkeit oder der Leidenschaft überwunden hat. Der Verstand, der über die nächtliche Welt, darin sinnliche Triebe und monströse Leidenschaften durcheinander wühlen, ein überraschendes Licht verbreitet, woran das Ungeheure sich verzehrt, wie Traumbilder, wenn das Auge den Tag sieht, wird eben so bald zur fres-

senden Feuerflamme und will nichts dulden als sich. Kaum hat er den Götzen entlarvt und gestürzt, so bannt er das schöne Geheimniß des Göttlichen ganz aus der sinnlichen Natur, kaum hat er die Raserei der Leidenschaften bewältigt, so läugnet er die Offenbarungen des Herzens. Kaum hat er die Aristokratie der Priesterkaste besiegt, so errichtet er selbst wieder den Wohlfahrtsausschuß, der jeden für kopflos erklärt, der Gott nicht blos im Kopfe hat. Zuletzt, und dies ist die Krisis seines Fanatismus, constituirt die Denkkraft sich als das Absolute, allem Seyn zu Grunde Liegende, und dekretirt von ihrem Ich herab das Daseyn Gottes oder der Vernunft, oder wie ihr das Ding nennen wollt. An der Hand der Philosophie haben deutsche Theologen alle Stadien dieses Verstandesfiebers eben so consequent und gleichzeitig, nur mehr versteckt, durchgemacht, wie die Politiker praktisch und öffentlich in der französischen Revolution.

Man gab das todte Wort wieder auf, um ein lebendiges Denken an seine Stelle treten zu lassen, aber auch dieser Fortschritt geschah noch in der einseitigen Richtung, welche die Reformation vorgezeichnet hatte, ja er hat zum Extrem der Lehre geführt. Erst mit der Alleinherrschaft des Begriffs über das Wort, selbst das heilige, erreichte jene Lehre den Culminationspunkt, die bestimmt schien, den Sinnen-

glauben zu zerstören, und den Gefühlsglauben hervorzurufen. Man ließ einseitig nur das Denken Gottes gelten und verschmähte jede Vorstellung, jedes Gefühl des Göttlichen als Täuschung, ja das Wort selbst wurde mit Recht nur als ein Bild betrachtet, das an sich nichts und etwas nur durch den lebendigen Begriff sey, und das den freien Begriff nie fesseln dürfe. Die Unterordnung des Wortes unter den Begriff war unstreitig ein groſser Fortschritt, aber die Ausschlieſslichkeit eines Denkglaubens, die Verwerfung der Vorstellung und des Gefühls war nur wieder die alte Einseitigkeit. Man glaubte nur, was man beweisen konnte, wie das Ein mal Eins, und da man den Glauben aus dem Beweise ableiten wollte, der selbst nur aus dem Glauben geführt werden konnte, so muſste man in die seltsamsten Widersprüche und Trugschlüsse gerathen. Wenn nichts so segensreich gewirkt hat, als die verständige Erkenntniſs des frühern kirchlichen Verderbens, wenn auch das Denken Gottes, die Reflexion über die ewige Harmonie der Dinge der wahren Andacht niemals fehlen sollte, wenn auch gerade sie es ist, die uns die Bilder und Gefühle von Gott nicht vertilgt, aber reinigt, so ist doch auch kaum ein roher Götzendienst, kaum ein dumpfes Andachtsgefühl, kaum ein sklavisches Wortebeten so plump und arm gewesen, als jene logischen Beweise von den Eigenschaften Gottes, die das höchste

Wesen zu analysiren streben, wie der Mineralog ein Fossil, und deren letzter Satz: ich glaube, weil ich denke! doch nie eines ersten: ich denke, weil ich glaube! entbehren konnte.

Während sich eine Menge Ungläubiger, Atheisten, Deisten, Materialisten, seit Voltaire und Hume, oder seit den Wolfenbüttelschen Fragmenten und Friedrich dem Einzigen dreist von der Kirche lossagten, sie anfeindeten oder sie wenigstens gleichgültig auf sich beruhen ließen, bildete sich dagegen innerhalb der Kirche eine eigenthümliche Gattung von Mineurs, die unter der Maske der Kirchlichkeit und Rechtgläubigkeit doch ganz desselben Unglaubens lebten. Lächelnd lehren die Herren ihre liebe theologische Jugend, der Unglauben sey eben der wahre apostolische, urchristliche, durch Vernunft und Schrift erwiesene Glaube. Christus selbst, — sie verleugnen ihn nicht — er ist ihnen ein gar lieber Mann, aber sie legen ihm alle ihre Plattitüden in den Mund und er wird durch exegetische Taschenspielereien bald zu einem Kantianer, bald zu einem Hegelianer, bald zu einem andern — auer gemacht, wie es dem Herrn Professor beliebt. Es kommt ja doch alles in unsrem gelehrten Zeitalter nur auf die Auslegungskunst an, und man könnte sogar ein Bonze seyn und auf die symbolischen Bücher des Fo schwören und doch vermittelst einer geschickten Exegese den dummen Büchern

einen so vernünftigen Sinn unterstellen, als man nur immer Lust hätte. Das Wort läßt man stehn, man schwört sogar darauf, aber man denkt dabei etwas Andres. Sollte die reservatio mentalis etwas seyn, was die katholische Geistlichkeit allein in Erbpacht genommen hätte? Sollte es allein unter den Katholiken schlaue Jesuiten geben dürfen? Sind wir nicht auch pfiffige Leute? Doch ich will nicht ungerecht seyn. Etwas Unlauteres ist in der Sache, aber es liegt vielleicht nicht im Zweck, nur im Mittel. Die Leute wollen nicht heucheln, sie glauben es nur thun zu müssen, in guter Absicht, um durch dieses fromme Mittel das wahre Wohl der Menschheit zu befördern. Sie wollen auf diese normale, legitime, kirchliche Weise allmählig und unmerklich, blos durch eine Uebersetzungskunst, die alte Dummheit des Glaubens in die neue Weisheit des Denkens umwandeln. Es liegt sogar, wenn man will, etwas Rührendes in der lebenslänglichen Mühe, den ungeheuern, in den tiefsten Wurzeln ruhenden, himmelanstrebenden, mit tausend Schlingpflanzen, Ranken und üppigen Blumen durchflochtenen Urwald der Bibel durch exegetisches Ausrotten, Ausjäten und Beschneiden endlich in das kahlmäusige, mit ein Paar nach französischer Gartenkunst mathematisch zugeschnittenen Taxushecken durchkreuzte, und von einem kleinen philosophischen Springbrünnlein mäßig belebte Vernunft-

ſyſtem eines Halbkantianers oder Halbhegelianers umzuarbeiten. Tragiſch iſt es wenigſtens, wenn dann die Arbeit nach fünfzig Jahren vollendet iſt und der wackere Arbeitsmann ſich ſeines Werkes freuen will, ſiehe da kommen andre Leute, die ſehn den Urwald noch ſtehn, den alten heiligen Wald, an den nimmer eine Axt rührt, und alles was der Arbeitsmann gethan, war Trug, er hatte den Wald nur in ſeiner Einbildung umgehauen, das kahle Tarusgärtlein exiſtirte nur in ſeinem denkgläubigen Kopfe.

Die Lächerlichkeit, ihre Vernunft aus der Bibel herauskünſteln zu wollen, wäre vielleicht unerklärlich, wenn die Herren nicht gerade auf dieſe Herleitung aus der Bibel einen groſſen praktiſchen Werth legten. Die Bibel und ihre Vernunft ſind unvereinbar, warum laſſen ſie ſie nun nicht getrennt von einander? Warum wollen ſie mit aller Gewalt zuſammenreimen, was nun und nimmer zuſammenreimt? Antwort: wenn ſie auch von der Untrüglichkeit ihrer Vernunft überzeugt ſind, ſo ſagt ihnen doch ein gewiſſer Inſtinkt, daß dieſer Vernunft etwas fehlt, um ſie eindringlich zu machen; ſie verſchmähen alſo nicht, die von ihnen ſelbſt verachtete, die ihnen ſo ſehr im Wege liegende, oft ſogar verhaßte, aber doch vom Volk heilig geachtete Bibel durch die gehörige Zuſtutzung und Auslegung zu einer Urkundsperſon ihrer Vernunft zu machen. Die Bibel iſt einmal im un-

bestrittenen Besitz der Autorität; sie wissen, wie viel der Besitz werth ist, und suchen daher, sich in diesen Besitz zu setzen. Wenn die Bibel nicht durch ihren Geist und Buchstaben in der Gemeinde herrschte, würde sich um dieses lästige Buch gewiß kein Rationalist bekümmern.

Die Art, wie man die Bibel nun malträtirt, um die moderne Vernunft der Rationalisten aus ihr herauszutorquiren, ist so erbaulich als mannigfaltig. Die Einen, an deren Spitze Paulus in Heidelberg steht, sagen, man müsse die Erzählungen der Bibel anerkennen als Berichte von wahren Thatsachen, diese Thatsachen aber, die nur scheinbare Wunder seyen, ließen sich allemal natürlich erklären. Daß Christus bei der Hochzeit war, sey richtig, daß statt des Wassers Wein zum Vorschein gekommen sey, das sey eben so gewiß; aber Christus habe das Wasser nicht durch ein Wunder, sondern durch ein klein wenig Taschenspielerei verwandelt. Lazarus sey nicht vom Tode, wohl aber vom Scheintode aufgeweckt worden, denn Christus sey kein Wunderthäter, wohl aber ein Arzt gewesen ꝛc. Die Andern verwerfen die Wahrheit der Thatsachen und erklären die biblischen Erzählungen für Mythen und Gleichnisse, hinter denen Philosophien und Mythen der frühern Zeit versteckt seyen. In diesem Sinne hat noch jüngsthin Strauß ein scharfsinniges Werk geschrieben. Sehr

witzig hat Steffens auf den Widerspruch in dieser doppelten rationalistischen Exegese aufmerksam gemacht, und gefragt: „ob man denn Wunder in einem Gedicht aus der Physik erklären wolle?“

Beide Erklärungsweisen reichen jedoch nicht hin, die Ehrfurcht vor Christi Person zu erschüttern. Trotz aller natürlichen Auslegegungen sieht man in ihm das hohe Ideal der sittlichen Welt und das bleibt ein ewiges Wunder. Trotz aller mythischen Auslegungen sieht man in ihm den Zerstörer des alten Heidenthums, den Begründer einer neuen, ganz andern Zeit, den neuen Adam, den ersten im göttlichen Geist Wiedergebornen, den Vater einer neuen geistigen Menschheit.

Die Kritiker verderben nicht so viel als die Schwätzer. Jüngere Rationalisten fallen zuweilen auf poetische Citate, um die Löcher ihrer Vernunft damit zu flicken. So hat Einer Göthes König in Thule und das „trank nie einen Tropfen mehr“ mit dem Leiden und Sterben Jesu in Verbindung gebracht, und der Bibel noch eine Ehre anzuthun geglaubt, wenn er sie mit Göthe vergleicht. Es wird vielleicht noch ärger kommen. Die ästhetische und philosophische Verbildung bemächtigen sich allmählig aller Gebiete der Literatur, und in den Köpfen junger naseweiser Dozenten liegt wie in einem Räucherpulververglase alles durcheinander.

Zu geschweigen der ältern Rationalisten Nitzsch, Greiling, Theiß, Kindervater, Bartels ꝛc., unter denen wohl der berühmte Canzelredner Reinhard in Dresden der populärste ist, glänzen neben Paulus hauptsächlich sein Freund Johann Heinrich Voß, von dem später unter den Dichtern mehr die Rede seyn wird, Tzschirner, der nicht so listig wie Paulus, sondern frei und kriegerisch auftrat, der Leipziger Krug, der noch trivialere Gedanken als Paulus in einem gefälligeren Style vortrug, daher den Haufen mehr gewann, der rüstige Kirchenzeitungsschreiber Zimmermann in Darmstadt, der gleichwohl auch gegen den Zeitgeist schrieb, Röhr in Weimar, die Preußen Gesenius und Wegscheider, die jüngst mit den Supranaturalisten in so heftigen Kampf geriethen ꝛc. Es wären viele hundert Namen anzugeben, aber ich würde mich wohl hüten, sie alle zu nennen, auch wenn ich sie alle kennte, denn sie vermehren sich in solchem Grade, daß in zehn Jahren schon wieder ganz andre Namen unter ihnen vorleuchten werden. Es genügt, das eine Princip zu bezeichnen, dem diese Vielen alle huldigen.

Den Rationalisten verwandt, doch keine ihrer Beschönigungen theilend, steht der liebenswürdige, hypochondrische, unlängst verstorbene Jochmann, der über Theologie schrieb, ohne Priester zu seyn und

seinen Namen, so lange er lebte, nie genannt wissen wollte, in seiner Art einzig da. In den anonymen, bei Winter in Heidelberg erschienenen „Betrachtungen über den Protestantismus“ deckt er alle Mängel der protestantischen, hauptsächlich der deutschen und englischen Theologie und Kirche schonungslos, aber mit tiefem Gefühl für Recht und Wahrheit auf. Steffens geistreiche Klagen über die falsche Theologie enthalten ebenfalls sehr viel Wahres.

Die Supranaturalisten, die das Uebernatürliche im Christenthum schlechthin anerkennen, ohne es bekritteln, oder erklären, ja nur über das Unerklärliche sich wie Schleiermacher beruhigen zu wollen, sondern die gerade ihre Freude am Geheimniß als solchem haben, theilten sich von Anfang an in Buchstabengläubige und Gefühlsgläubige, Orthodoxe und Pietisten. Von der ersten, der Storr'schen Schule in Tübingen ꝛc. haben wir schon geschrieben. Wir gehen zu den Gefühlsgläubigen über, müssen aber auch unter diesen wieder die mehr kirchlichen Sentimentalen von den eigentlichen Pietisten und Sektirern gerade so unterscheiden, wie wir die mehr kirchlichen Rationalisten von den eigentlichen Freigeistern unterschieden haben. Denn die Gefühlsgläubigen sind am Ende so klug gewesen, wie die Denkgläubigen und haben das kirchliche Terrain zu behaupten und zu beherrschen versucht, wogegen sie früher entweder von

den Buchstabengläubigen excommunicirt wurden oder sich freiwillig isolirten.

Wie Kant auf die Denkgläubigen, so übten Herder und Jakobi auf die Gefühlsgläubigen den größten Einfluß. Im vorigen Jahrhundert herrschte aber noch zu sehr der Rationalismus und der Buchstabenglaube vor, als daß die Gefühlstheologen innerhalb der Kirche große Fortschritte gemacht hätten. Lavater sowohl als Jung Stilling erscheinen nur als Dilettanten, hatten ihren Wirkungskreis unter den Laien, und galten als halbe Sektirer. Sie waren die ersten, die, seitdem Thomasius den Hexenprozessen ein Ende gemacht hatte, den auf die Schrift und Vernunft allein angewiesenen Glauben von neuem auf Thatsachen einer in die unsre unmittelbar hineinragenden Geisterwelt begründeten. Lavater predigte nicht nur den Gefühlsglauben, sondern mischte auch so viel Phantasie hinzu, daß man ihn schon vor mehr als fünfzig Jahren des Katholicismus verdächtigte, wie er denn wirklich auf die Glaubensänderung des Grafen Stollberg einwirkte; überdies aber huldigte er dem Geisterglauben, den, nach dem Vorgange der Gaßnerschen Beschwörungen, hauptsächlich Jung Stilling in seiner „Theorie der Geisterkunde" predigte, und an die Geisterseherei die triviale Nutzanwendung knüpfte, man solle fromm und gläubig seyn, damit man nicht einst als Gespenst umherwandeln

müſſe. Stilling war ein guter lieber ſchwacher deutſcher Mann, wie es deren ſo viele gibt, aber alle ſeine Schriften haben eine Phyſiognomie der bornirten Angſt, die ſie mir von jeher unerträglich gemacht haben. Es iſt noch derſelbe kraſſe Aberglaube der Hexenprozeſſe, den er predigt, aber in jener ältern Zeit war doch dieſer Aberglaube noch kräftig, man wagte noch ein Bündniß mit dem Teufel, und ließ es ſich in der Walpurgisnacht bei Spiel und Tanz gefallen. Aber nun, die verruchte, nie genug mit Hohn zu brandmarkende, Schwächlichkeit der modernen deutſchen Bildung, hat auch von dieſem alten Aberglauben, wie von allem Alten, das Dumme behalten und nur das Kräftige weggelaſſen. An die Stelle des Uebermuths mit dem die Alten der Hölle entgegenzogen, iſt jetzt Furcht, an die Stelle des Kampfs, Flucht getreten. Statt des Fauſtiſchen Höllenzwangs, der den Teufel ſelbſt zum Knecht des Menſchen bändigte, ſieht man jetzt nur in blinder Knabenangſt betende und flennende Männer mit Geberdungen, als ob es Weiber wären.

Weit bedeutender tritt Eckartshauſen auf, der zwar den Viſionen nicht allein Aufmerkſamkeit ſchenkte, und nicht blos in den frommen Schauern ſchwelgte, welche dieſelben erwecken, ſondern der zugleich tiefer Denker war, und uns in dem „Salzbund Gottes“ ein ſehr intereſſantes, aus den Ideen Jakob

Böhme's und der Rosenkreuzer geschöpftes System hinterlassen hat. Noch origineller, wenn auch nicht durch ein System, doch durch einzelne blitzende Gedanken und eine kernige, sonderbare Sprache ausgezeichnet, erscheint Hamann, dem erst in neuerer Zeit der verdiente Ruhm geworden ist. Noch etwas früher in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts predigte Edelmann die Alleinherrschaft der Liebe, der wirklichen Bruderliebe der Menschen unter einander, im Gegensatz gegen die etwas abgeschmackte Liebe der Herrenhuter zu Christo, mit dem sie in der That wie Mädchen mit einer Puppe ein kindisches Spiel trieben. Ich erwähne diesen Edelmann um so mehr, als er in mehreren Handbüchern noch immer unter der Firma eines gottlosen Atheisten neben den Voltairianern mitläuft, was er wahrlich nicht verdient.

Eine eigenthümliche Bahn schlugen Daub und Schwarz in Heidelberg ein, indem sie die Theologie mit der Schelling'schen Philosophie in Verbindung brachten. Später ging Daub zu Hegel über. Clodius huldigte dagegen unter den Protestanten am meisten Jakobi. Krummacher suchte in Herders poetischem Sinne durch Parabeln zu wirken, die ihm großen Ruhm erwarben.

In neuerer Zeit bildete sich aus der alten Buchstabentheologie, die überall noch Anhänger behielt.

z. B. Harms, Scheibel in Breslau, (als dessen Schüler sich Steffens noch unlängst zur verstricktesten Observanz des Lutherthums bekannte) eine neue Schule des auf die Schrift sich gründenden, kritischen und wissenschaftlichen Gefühlsglaubens. An ihrer Spitze steht Tholuk, ihr eifrigster Vorkämpfer ist Hengstenberg, verwandt mit ihr Guericke, Tmesten. Tholuk hat sich ein unsterbliches Verdienst um die Geschichte der orientalischen Mystik erworben, deren edelste Blüthen er in ein Bouquet gewunden hat. Hengstenberg ist im Gefühl der theologischen Verirrungen von Zorn ergriffen worden, und wahrlich ich ehre diesen Zorn, denn ich theile ihn sattsam, aber Hengstenberg ist unduldsam, schüttet das Kind mit dem Bade aus, eifert ohne Gerechtigkeit, und ist darum selbst schuld, wenn er nichts ausrichtet. Man muß die Hühner aus dem Garten jagen können, ohne selbst deshalb die Beete zu zertreten.

Neben der Kirche sind Dilettanten und Sektirer in jüngster Zeit nicht unthätig gewesen, Steine zu einem neuen Gebäude zusammenzutragen, und man ist dabei auf verschiednen Wegen der Forschung wieder zu dem Punkte gelangt, wo Jung Stilling stehen geblieben war. Die Geisterlehre bildet den Zauberkreis, in dem der Altar der neuen Kirche aufgerichtet wird. Schon Horst warf in seiner „Zauberbibliothek“ und „Dämonologie“ gleichsam verliebte

Blicke in die Geisterwelt, schämte sich aber an sie zu glauben und sammelte nur mit historischer Treue, was dahin einschlug. J. F. v. Meyer bekannte sich nicht nur mit Freimuth, sondern sogar mit Stolz zu dem Geisterglauben und unterstützte ihn durch eben so viel philosophischen Tiefsinn als exegetische Gelehrsamkeit. Seine „Bibelerklärungen," sein „Hades," seine „Blätter für höhere Wahrheit" und die von ihm herausgegebenen „Wahrnehmungen einer Seherin" nehmen in der mystischen Literatur der neuesten Zeit den ersten Rang ein. Zwar ist darin ein gewisses andächtiges Geschwätz, das blos subjective Empfindungen ausdrückt, mit den tiefsten und reichsten Gedanken gepaart, inzwischen darf man es nur wie Wasser vom Goldsand ablaufen lassen. Auch sein Stolz ist bisweilen beleidigend für Andersdenkende, allein kann man diesen Stolz einem Geiste verdenken, der von den Flachköpfen des Tages mißkannt und gerade um des Edelsten willen, das ihm eigen ist, für einen aberwitzigen Schwärmer gehalten wird? und ist der Stolz nicht besser, als erheuchelte Demuth? Die Wahrnehmungen einer Seherin sind eine Frucht des Magnetismus, und wohl in geistiger Beziehung die reifste, die von diesem neuen Baume des Erkenntnisses gepflückt worden. Sie enthalten ein System, das in der Mitte steht zwischen dem von Jakob Böhme und Swedenborg, und überhaupt, zur Vermitt-

lung aller einander innerlich so nahe verwandten mystischen Systeme dient, indem es einem von Wasserwolken vielfach durchbrochenen, aber eben deshalb sie verbindenden, Regenbogen gleicht. G. H. Schubert, ein Schüler Schellings und ausgezeichneter Naturphilosoph, hat in seiner „Geschichte der Seele," „Symbolik des Traumes," so wie in fast allen seinen naturwissenschaftlichen Werken die Beziehungen des Magnetismus auf eine höhre Welt nachzuweisen gesucht und dabei einen eben so frommen, als tiefpoetischen Sinn und nicht weniger Gelehrsamkeit als praktische Naturkenntniß bewährt. Auch die von den Basler Pietisten herausgegebnen Reden von Hellsehenden, die noch wenig bekannt scheinen, bilden einen sehr interessanten Bestandtheil dieser Literatur. Endlich haben Justinus Kerner, der Dichter, und Eschenmayer, der Philosoph, durch ihre Schriften über die Seherin von Prevorst in den letzten Jahren allgemeines Aufsehen erregt, und dadurch auch Görres und Franz Baader veranlaßt, Verwandtes über ältere und neuere Visionärs mitzutheilen. Schade nur, daß die Gesichte der Seherin von Prevorst uns nicht nur in Bezug auf das Object, sondern auch in Bezug auf die subjective Art der Auffassung zu Jung Stilling zurückgeführt haben, nämlich zu gemeinen Spuckgeschichten und zu der gemeinen Gespensterfurcht. Das ist eine armselige,

grobe Geisterwelt, an die sich die zarten und erhabenen Ahnungen, die sonst im Magnetismus, in den Visionen andrer Seherinnen und Seher und in den Divinationen der Mystiker liegen, nicht leicht anknüpfen lassen, und die dem Mißbrauch der Gläubigen, dem Spott der Ungläubigen allzuviele Seiten blos gibt.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der neuen theologischen Literatur ist die Verbreitung der Lehre Swedenborgs, durch Uebersetzung seiner Schriften von Tafel und Hofaker in Tübingen. Diese Lehre hängt zwar durch ein innerliches Band mit der alten orientalischen und romantischen Mystik zusammen, aus dem südlichen Saamen ist aber in der nordischen Heimath eine ganz eigenthümliche Pflanze aufgesproßt. Man kann ihn den protestantischen Muhamed des Nordens nennen, sofern er nicht nur eine neue Lehre, sondern auch eine neue Kirche verkündet, und nicht nur wie Luther auf die Schrift die alte Offenbarung und die Vernunft, sondern auch eine neue, ihm selbst als dem Propheten gewordne Offenbarung auf unmittelbare himmlische Eingebung gründet. Wie aber im Charakter der heißen Zone Muhameds Lehre die der Knechtschaft ist, so ist im Charakter des Nordens Swedenborgs Lehre die der Freiheit, die kühnste, die es geben kann. Sie sagt daher den poetischen Rationalisten (wie Göthe, der ihr huldigte) nicht weniger zu, als den Anhän-

gern des Magnetismus, und es wäre nicht unmöglich, daß sie noch eine große Verbreitung finden und später einmal einen mächtigen Gegensatz gegen die romanische Mystik, welcher der Süden immer treu bleiben wird, bilden könnte. Das Charakteristische dieser Lehre ist der consequenteste Protestantismus, die Opposition einer absoluten Freiheit und Selbstbestimmung gegen die göttliche Bestimmung des Menschen. Alles was der Mensch diesseits und jenseits des Todes werden kann, wird er nur durch sich selbst, durch die Richtung, die er sich selbst gibt, und wenn er nicht in die höheren Regionen eingeht, so ist es sein eigner Wille, so thut er es blos deswegen nicht, weil ihm nicht wohl darin ist, weil er gemeinere Umgebungen vorzieht. In dieser Lehre ist alles heiter, klar, wohnlich, man ist darin wie zu Hause, und das Wunderbare, was wir jenseits ahnen, und die Schrecken davon fallen weg. Es gibt in der That keine Lehre, die dem Weltverstande der heutigen Zeit mehr zusagte. Sie ist, hinsichtlich der Selbstbestimmung dem Fichtianismus und dadurch allen Freiheitsideen der modernen Wissenschaft auf's innigste verwandt. Selbst der Umgang mit der Geisterwelt erscheint darin als etwas sehr Natürliches. Swedenberg gehört dem Norden an, der selbst in seinen Bewohnern von der magnetischen Kraft durchdrungen ist, wie die Visionen und somnambulen Zustände aller hohen Nordländer,

der Hebridenbewohner, der Grönländer, der Schamane ꝛc. beweiſen. Der animaliſche Magnetismus iſt dort ſo natürlich wie der phyſiſche, das innere Licht ſo gewöhnlich wie das Nordlicht und wie dieſes eine Selbſterleuchtung der Erde, eine Ueberſetzung des Planeten in die Sonne iſt, ſo das innere Licht des Magnetiſirten eine Selbſtapotheoſe des Menſchen, eine Ueberſetzung des ſterblichen Individuums in die unſterbliche Geiſterwelt, wenn auch Beides in ſehr beſchränktem Maaße; und nicht ohne eine Täuſchung, die nothwendig in der Umkehr der Verhältniſſe liegt. Der nordiſche Seher und das Nordlicht erhellen uns nur die Nacht, ſind aber weit entfernt vom Tage, und dem, der in ſeiner Lehre wandelte und einſt den wahren Himmel tagen ſieht, dem wird ſeyn, wie einem, der nur das Nordlicht geſehen, es für die Sonne hielt und plötzlich dieſe ſelbſt ſieht.

Ich glaube mithin, die Lehre Swedenborgs wird, ſo ſehr ſie auch von einer Seite her zur Aufklärung über die religiöſen Dinge beitragen muß und ſo erhaben ſie auch rückſichtlich ihrer, auf Freiheit gegründeten Moral iſt, doch immer einen Gegenſatz bilden gegen die ältere und romantiſche Lehre von der, von oben her begnadigenden Liebe. Gewiß aber, wenn die erbärmliche Trivialität und Ideenloſigkeit der Theologie allmählig mehr und mehr der tiefern Forſchung

weicht, wird Swedenborgs Lehre nicht ohne großen Einfluß bleiben.

So weit die Literatur. Inzwischen gibt es in Deutschland eine große Menge von eigentlich sogenannten Pietisten oder Stillen im Lande, die außer der Bibel und einigen Traktätlein fast keine Literatur haben, oder sich an ältere Mystiker, an Böhme, Gichtel, Gutmann, Arndt, Tersteegen, Bengel ꝛc. halten, und mehr für sich in stillem Conventikel beten, als sich auf dem literarischen Forum herumtreiben. Unscheinbar und geräuschlos schlägt dieser Pietismus seine Wurzeln in die Tiefe, und findet mannigfache Nahrung, wenn auch keineswegs oder nur selten in neuern Büchern, doch desto mehr in neuern Empfindungen, in der Mißstimmung der Zeit.

Da wo der gemeine Mann, den schreienden Mißklang zwischen dem was ist und dem, was seyn sollte, ahndend, sich in tiefer Andacht zu Gott flüchtet, sehe ich den Anfangspunkt großer Dinge. Nur im Pietismus geht der Mensch rückwärts bis zu jener innersten und tiefsten Quelle geistiger Verjüngung, aus der ein neuer Strom des Lebens bricht, wenn der alte versiegt ist. Alle anderen Richtungen unsrer Zeit bewegen sich mehr nur auf der Oberfläche wider und durch einander.

Wie der Protestantismus den Uebergang vom Sinnlichen zum Verstande, so bezeichnet der Pietis-

mus den Uebergang vom Verstande zum Gemüth. Ist aber dieser Kreislauf vollendet, hat Vorstellung, Begriff und Gefühl, jedes in einseitiger Herrschaft sich durchgebildet, so werden sie in harmonischer Durchdringung von Neuem die Idee gebären. Der Pietismus wird einst den Uebergang zu einer neuen, die ganze gebildete Welt beherrschenden, Mystik bilden.

Der Pietismus muß nothwendig drei Crisen erleben, und wir befinden uns noch in der ersten. Er muß anfangs noch an den Protestantismus gebunden, noch von dessen Einfluß beherrscht erscheinen, weil er von kleinem Anfang beginnend nur mühsam sein Daseyn unter Beibehaltung der alten Formen fristet. Zugleich ist diese Periode die politische und weltliche, und der Pietismus wird nicht nur durch die herrschenden Kirchen, sondern auch durch den Zeitgeist niedergedrückt. In einer zweiten Crisis aber wird er über beide herrschend werden, und in das Extrem der Einseitigkeit fallen. In der dritten endlich wird er mit dem Protestantismus und Katholicismus sich versöhnen und eine neue Kirche begründen.

So widersinnig diese Prophezeihung, in unserer, den religiösen Interessen fast abgestorbenen, indifferenten, weltlichen Zeit dem großen Haufen derer erscheinen möchte, welche gar nicht an die Zukunft denken, oder sie nur mit Idealen weltlicher Staaten erfüllen, so wird doch eine kleine Minderzahl mit

mir übereinſtimmen. Die Wenigen, die in dieſer Zeit von Gott erfüllt ſind, werden nicht zweifeln, daß wieder eine Zeit, wenn auch ſpät kommen werde, da das religiöſe Intereſſe jedes andere beherrſchen wird, und daß der Pietismus der Weg dazu ſey, daß in ihm die neue Verjüngung des verachteten Glaubens und die Verſöhnung der bisher getrennten Religionsparteien vorbereitet werde.

Denen, welche die Macht einer religiöſen Geſellſchaft bezweifeln, wenn ſie nicht in eine ſtarke äußere Kirche conſolidirt iſt, muß bemerkt werden, daß die Pietiſten, theils in der gegenwärtigen Zeit wirklich noch zu vereinzelt, ſchwach und vom Einfluß der bisherigen Syſteme noch beherrſcht zu uneinig und oft zu verderbt ſind, um eine mächtige Kirche herzuſtellen; daß es theils aber auch gar nicht im Weſen des Pietismus liegt, ſich äußerlich geltend zu machen und mit weltlicher Macht zu umkleiden. Der Pietiſt lebt im Gemüth und wendet ſich von allen Aeußerlichkeiten ab. Der Strom der Gefühle conſolidirt ſich ſchwer, und wo nur immer innerlich empfunden wird, iſt nicht einmal ein Lehrſyſtem, geſchweige denn die ſtarre Form einer ſichtbaren Kirche leicht gegründet. Dennoch iſt die Macht des Gefühls ohne alle äußern Hülfsmittel und Schutzwehren ſtark genug, ſich zu verbreiten, und die äußern Schranken fremder Kirchen eben ſo zu überſchreiten,

als ſich ſelbſt äußern Verfolgungen zu entziehn. Dieſe Macht beſteht unſichtbar und unantaſtbar, und täuſcht jede Berechnung ihrer Gegner. Niemand kann verhindern, ſie dereinſt zur herrſchenden zu machen, und iſt ſie dies geworden, ſo werden wir Erſcheinungen ſehn, die niemand erwartet hätte.

Die erſten Anfänge des Pietismus zeigen noch den ganzen Einfluß des Proteſtantismus, aus dem ſie hervorgegangen. Die erſten Pietiſten wollten nur den reinen Proteſtantismus darſtellen, in derſelben Weiſe, wie die Jeſuiten den reinen Katholicismus. Daher ſind ſie auch ein vollkommenes Gegenbild der Jeſuiten. Die innige Gemeinſchaft mit Jeſus, der durchgebildete Roman der Seelenliebſchaft, die Bußfertigkeit, die Zerknirſchung, die Entzückung und die Viſionen, endlich die aufopfernde Dienſtfertigkeit, die Bekehrung der Heiden, die Miſſionen nach fremden Welttheilen ſind beiden gemein, nur daß die Jeſuiten damit heuchelten, und nur die Zwecke der Hierarchie verfolgten, während die Pietiſten das nach ihrer Meinung Gute um ſein ſelbſt willen thaten. Die Pietiſten wollten anfangs nur einen geläuterten Proteſtantismus und ſich keineswegs von der proteſtantiſchen Kirche trennen. Wo dies geſchah, war es doch immer nur im Namen des reinen Proteſtantismus, und ſchon daß es geſchah, zeigt noch von dem Einfluß des alten Syſtems. Indem ſie eine äußere

Kirche gründeten, huldigten sie noch gleich den übrigen Protestanten nicht sowohl dem Gefühlsglauben allein, sondern auch einem Wortglauben, einer bestimmten Lehre. Daher sind auch ihre kleinen Kirchen ganz nach dem Typus der protestantischen gebildet. Wie die Protestanten sich in Lutheraner und Reformirte trennten, so die Pietisten in Herrnhuter und Methodisten. Wie die Lutheraner sich im nördlichen Deutschland in einer festen und einigen Kirche consolidirten, und Luther gleichsam als ihren Monarchen anerkannten, so thaten die Herrnhuter in demselben Lande dasselbe, und ihr Monarch war Zinzendorf. Wie die Reformirten dagegen in der Schweiz hier Zwingli, dort Calvin anhiengen, so folgten die Methodisten in England hier Wesley, dort Whitefield.

Diese kleinen Kirchen gehören einer Uebergangsperiode an, und können keine große Ausdehnung und keinen festen Bestand haben. Weit wichtiger als diese ordinirten Pietisten sind die zahllosen andern, die überall zerstreut sind, und die beim Mangel eines äußern Bandes, ein desto stärkeres innerliches vereinigt. Sie sind die Masse, die noch keine Gestalt angenommen hat, worin die Bildungen noch wechseln, die erst auf die Zukunft wartet, um sich zu reinigen, zu erweitern, definitiv zu gestalten.

In diesem Chaos zeigen sich eine Menge unreife und verderbte, traurige und abschreckende Erscheinungen. Die Gemüthskraft weiß sich noch nicht von den Einflüssen der Sinnlichkeit und einseitigen Verstandesrichtungen zu befreien. Diese fremden und widersprechenden Einflüsse richten daher große Verirrungen und Zerrüttungen in den Gemüthern an, und treiben zu Unnatur und Wahnsinn. Nicht das Gemüth ist Schuld daran, sondern nur die Sinnlichkeit und eine falsche Verstandesbildung, welche sich der im Gemüth liegenden ungeheuren Kräfte bedienen und sie mißbrauchen. Selbst Betrug mischt sich ein, Scheinheiligkeit, Eitelkeit, Eigennutz. Daher finden wir unter den Pietisten sinnliche verderbte Menschen, die mit den Gegenständen ihrer glühenden Andacht eine wahre Unzucht treiben; arme Sünder, die sich aus denselben Ursachen in die Arme der pietistischen Gnade und Wiedergeburt flüchten, aus welchen einige andere ihres Gleichen katholisch werden; halbgebildete Schwärmer, die mit Auslegung der Schrift und Prophezeihen die Köpfe verrücken, ohne die Herzen zu erwärmen; Fanatiker, die sich im eigenen Blut baden und selbstmörderisch opfern, um, wie sie sagen, für Christus zu sterben, gleich wie Christus für uns gestorben ist; endlich Heuchler aller Art, besonders in den niedern Klassen, Kaufleute und Gastwirthe, die sich auf dem religiösen Wege Käufer und Gäste

verſchaffen, arme Abenteurer, die auf eine bequeme Weiſe Krippenreiterei treiben und kokette Weiber, die unter dem Namen einer büßenden Magdalena nur die ſündige ſpielen wollen. Alle dieſe Mißbräuche ſind indeß nicht dem Pietismus an ſich, ſondern der Stellung zuzuſchreiben, in welcher er ſich jetzt noch befindet. Der Weltgeiſt, dem der Pietismus noch erliegt, treibt auf ſolche Weiſe Hohn und Spott mit ihm.

Eine große Zahl von Pietiſten ſucht dieſem Weltgeiſt dadurch zu entfliehn, daß ſie ſich von allem irdiſchen ſo weit als möglich zurückziehn und nicht einmal mehr denken wollen. Dies iſt der Quietismus im Pietismus, ſein Extrem, die einſeitigſte Verirrung, deren er fähig iſt. Zu dieſem Quietismus ſind die niedern Klaſſen am geneigteſten, weil der Stolz und Hochmuth der Unwiſſenheit denen am leichteſten wird, die wirklich am unwiſſendſten ſind. Auch die ganz abgeſchwächten Vornehmen ſuchen den Quietismus, um ſelbſt in der äußerſten Impotenz noch eine Wolluſt zu finden.

Am ſchlimmſten ſind die blutigen Pietiſten, deren Phantaſie durch die Bilder von den Wunden des Lammes total verdorben iſt. Eine Fleiſcherbank iſt in der That kein Altar. Dieſe Bluthader ſind der reine Gegenſatz der Rationaliſten, aber beide ſind gleich geſchmacklos.

Die Menschen sollen allerdings gleich seyn vor Gott, wie vor dem Gesetz, aber so wie der einzelne Bürger, wie ihn Talent und Glück begünstigen, sich ein größeres Vermögen erwerben kann, als ein Anderer, also auch kann er in religiösen Dingen, wenn er mit Geist und Gaben versehn ist, sich etwas zulegen, seine Idee von der Gottheit etwas reichlicher ausstatten, ihr ein etwas saubereres Kleid anziehn, und ihr in seinem Geist einen etwas schönern Tempel erbauen. Es wäre wenigstens der krasseste Terrorismus der Gleichheit, wenn wir Andern verdammt seyn sollten, uns unsern Gott so homöopathisch zu verdünnen, wie die Deisten, und der ganzen kerngesunden Menschheit die religiöse Hektik der Denkgläubigkeit anzukränkeln. Dennoch wäre dieses Auspumpen alles religiösen Lebens noch nicht so abscheulich als die kannibalische Lust, womit unsre Pietisten, die das den Rationalisten abgeschröpfte Blut eingesogen zu haben scheinen, sich selbst und alles, was sie nur berühren, mit Blut beschmieren, und immer nur in Blut und Blutgedanken baden. Jene ökonomischen Denkgläubigen, denen selbst die Kirchenmäuse noch zu fett sind, führen nur das lawsche Blutsaugersystem in die Theologie ein, während diese bluttrunkenen Pietisten wahre Sebtembriseurs sind und um das Kreuz tanzen wie um die Guilletine, glücklich, wenn sie nur Blut sehn und

in Blut baden können. Sie unterscheiden sich von den Sanskulotten in der That nur dadurch, daß sie das Blut um des Opfers willen interessirt, während jene das Opfer nur um des Blutes willen interessirte. Beides läuft aber im barbarischen Resultat auf eins hinaus. Also, wenn es seyn muß, lieber verdurstet, als im Blut erstickt.

Alle diese Verirrungen hindern indeß nicht, daß sich der Pietismus immer mehr ausbreitet und in der Achtung selbst der Gebildeten immer mehr steigt. Als Religion des Gemüthes ist er ein unentbehrliches Bedürfniß derer geworden, denen der Wort- und Denkglauben der Protestanten nicht mehr genügen konnte.

Der Pietismus findet am meisten Anhang unter den niedern Klassen der Gesellschaft, theils weil diese minder verdorben sind als die höhern, theils weil sie nicht so sehr in den Genüssen der Erde schwelgen, um den Himmel darüber zu vergessen. Da, wo das feine Gift der Unsittlichkeit und die hochmüthige Weltklugheit noch nicht so tief eingedrungen, ist das Gemüth noch frisch und stark, der höchsten und längsten Entzückung fähig. Und da, wo äußerlich Noth und Mangel, Verachtung und Unfreiheit herrschen, sucht der Mensch sich gern die innerliche Freiheit, das innerliche Glück. Es sucht den Himmel, wem die Erde nichts bietet. Und sollen wir die innere lebendige

Wärme, welche die groſsen Massen des Volks im Pietismus ergriffen und sie freundlich schirmt gegen den Frost des Lebens, sollen wir den blühenden Sinn für Liebe, der in die kleine Gesellschaft flüchtet, weil ihn die groſse zurückstöſst, sollen wir die innere Erhebung mißbilligen und verdammen, die den Frommen den letzten Rest von menschlicher Würde sichert, wenn Niedrigkeit, Armuth und Laster sich verbunden, sie niederzutreten. Es ist der niedrigste Stand, es sind die Armen, welche die Massen der pietistischen Gesellschaften bilden. Ist es nicht ein schöner Zug dieses Volks, daſs es in der eignen Brust den Stern findet, der ihm in der Nacht des Lebens leuchtet? Ist diese verachtete Frömmigkeit nicht die einzige Schutzwehr gegen thierische Abstumpfung und Niederträchtigkeit, wie gegen frivole oder verzweifelte, zu Revolutionen führende Entschlieſsungen? Ein Umstand wird dem Pietismus besonders jetzt günstig, der Mangel an öffentlichem Leben und der Eigennutz, der das Privatleben zerrütter. Während der Engländer seine groſse Staatsthätigkeit, der Franzose seine geselligen Genüsse, der Italiäner seine Natur besitzt, findet der Deutsche den Himmel nur in sich selbst. Die Langweiligkeit des Staatslebens, die Perfidie der bürgerlichen Gesellschaft und oft zugleich die Einförmigkeit der Natur und des häuslichen Lebens machen ihm, wie die Wonne frommer Herzens-

ergießung, ſo die Geſellſchaft theuer und unentbehrlich, die mit ihm die gleiche Geſinnung theilt, und es verbindet ſich damit eine eigenthümliche Sehnſucht, welche die Deutſchen von allen Parteien immer ausgezeichnet hat, eine abgeſchloſſene Gemeinde der Heiligen, der Auserwählten, der Apoſtel einer Idee zu bilden. Dies war und iſt das ſtärkſte Band unter den Separatiſten.

Wir haben aber geſehen, wie ſich in neuerer Zeit theils im Schooße der Theologie ſelbſt, theils von Seiten der Philoſophie, Poeſie und Naturwiſſenſchaft her eine neue Myſtik gebildet und dieſem pietiſtiſchen Weſen in den niedern Claſſen der Geſellſchaft wenn noch nicht eng angeſchloſſen, doch genähert hat, um ſich künftig mit ihm zu durchdringen, und dadurch im Boden des Volks anzuwurzeln. Wenn ſich das tiefere religiöſe Bedürfniß im Volk und dieſe gebildeten Geiſter begegnen, ſo iſt allerdings zu hoffen, daß die Kirche nach und nach von ihrem innerſten geiſtigen Mittelpunkt und von ihren unterſten Keimen her eine Regeneration erleben werde. Wir ſehen, wie Katholiken und Proteſtanten auf gleiche Weiſe nach dieſer innern Mitte ſich neigen, und auch dieſes Schisma der Gemeinden kann nur von innen aufgehoben werden, und muß wie eine in zwei Hälften zerbrochene Schaale aus einander fallen, wenn erſt der innere ganze volle Keim gereift iſt.

Nicht mit Unrecht hat man die Myſtik die Nachtſeite des Lebens genannt. Die Nacht hat ihre Geſpenſter, aber auch ihre Sterne. Wenn es lichter Morgen iſt, und die lärmenden Geſchäfte uns in Anſpruch nehmen, denken wir nicht mehr daran, weder an die Geſpenſter noch an die Sterne. In der gegenwärtigen politiſchen Aufregung können myſtiſche Schriften nur wenig Aufmerkſamkeit erregen, ja es bedurfte dieſer Aufregung nicht erſt, auch vorher herrſchte in der Literatur ein ſo lauter Lärmen, daß die Werke der ſtillen und geheimnißvollen Nacht darüber faſt vergeſſen wurden.

Ueber Geſpenſter zu klagen, geht an; am beſten, man lacht darüber. Aber warum klagt man auch die ſtillen Sterne an, daß ſie über den Wolken und über der Sonne fortleuchten, auch wenn wir ſie nicht ſehen? Ehren wir die Geſchäfte des Tages, doch was haben uns die Augen des Himmels gethan, die unſichtbar über uns wachen, daß wir ſie ſchelten ſollten? Wohl kommt jedem die Stunde der Nacht, da er ſehnſuchtsvoll aufblickt zu den Sternen, und hineinblickt in den noch tiefern Sternenhimmel der eignen Seele.

Etwas Geſpenſtiſches, bösartig und lächerlich zugleich, iſt in dem myſtiſchen Treiben aller Zeiten geweſen und beſonders auch in der neueſten. Der boshafteſte unter allen politiſchen Teufeln hat von

jeder des frommen Eremiten Gewand angezogen. Dann hat wieder eben aus Verzweiflung an der äußern Welt, in der so sichtbar der Teufel hauste, manch frommer Geist ascetisch sich zurückgezogen in die innere Beschauung, und die Hypochondrie der Einsamkeit hat kranke Einbildungen in ihm erzeugt, die wieder der Welt zum Gespött werden mußten. Endlich hat die liebe Eitelkeit in dem, freilich nicht ächten, sondern nur zur Schau gestellten Mysticismus ein bequemes Mittel gefunden, wichtig und vornehm zu thun. Manche die es gerne mit Verstand und Witz versucht hätten, wenn sie welchen gehabt, stellten sich, als ob sie diesen Verstand und Witz verachteten, und gaben vor, in des Gemüthes Tiefen ganz andre Offenbarungen gefunden zu haben. Durch solche Mißbräuche ist allerdings die Klage über mystische Umtriebe gerechtfertigt.

Allein gerade das Edelste ist am meisten der Entweihung ausgesetzt, und nur die Brutalität eines bösen Willens oder die liebe Dummheit mag das Edle selbst mit seiner Entweihung verwechseln. Spottet nur der nächtlichen Gespenster, doch ehrt die heilige Nacht. Wenn die Sonne sinkt, treten die ewigen Sterne hervor; wenn das Alltägliche vollbracht ist, erwacht in uns das Bewußtseyn eines andern, eines ewigen Lebens. Von der Oberfläche blickt der Geist in die Tiefe, von den offenbaren Wirkungen

in die geheimnißvollen Ursachen und Folgen, von der Gegenwart in den Anfang und das Ende. Ja, es gibt eine unendliche Tiefe der Dinge, es gibt einen Gott, eine Ewigkeit und der Mensch ist selbst so tiefen Ursprungs und für mehr bestimmt als für die Alltäglichkeit. Darum sind die Bestrebungen des menschlichen Geistes, die an die Idee jener höhern und ewigen Ordnung geknüpft sind, in der unser kleines Daseyn sich verliert, mit nichten blos Phantastereien und Modeerscheinungen, die, gleich Ossians Wolkenbildern, am Berge vorüberjagen. Nein, inmitten dieser wilden Wolkenjagd steht der Fels des Glaubens unverrückt und ewig fest, und wenn die Nebel sich wieder senken, wird des Berges Haupt die Sonne grüßen.

Seit Schwedenborg in der sogenannten Aufklärungsperiode des philosophischen Jahrhunderts hörte man wenig mehr von Mystik. Die Eckarthausen, Jung Stilling, Lavater blieben untergeordnet. Erst in der neuern Zeit ist der mystische Tiefsinn wieder erwacht, wie überhaupt sich der Gemüther wieder eine religiöse Richtung bemeistert hat. Man mag sich darüber zu täuschen suchen, wie man will, einige neuere mystische Schriften haben selbst die Klügsten in unserer Zeit überrascht, und wodurch? Göthe sagt sehr richtig in Wilhelm Meisters Lehrbrief: „der Ernst überrascht uns.“ Das ist in drei Wor-

ten das Bekenntniß eines ganzen Zeitalters. Ja, e
iſt der Ernſt, der alle überraſcht, denen die Religion
nur ein Spiel der Gewohnheit oder des Witzes ge
worden war. Man hatte ſich in die allerbequemſt
Verfaſſung geſetzt, gleichſam vom Parterre aus di
Thaten der alten Glaubenshelden, den Liebreiz de
Legenden und die poetiſche Tiefe einiger Viſionär
äſthetiſch zu genießen, allein es fiel niemanden ein
zu glauben, daß derlei Poeſie wieder zur Wirklich
keit werden und leibhaftig in unſer Alltagsleben hin
eintreten könnte. Man ſtellte die Heiligen, Prophe
ten und Seher mit den alten Rittern in eine Linie
und glaubte, ein neuer Prophet könnte ſich zu den
alten nur ſo verhalten, wie Don Quirotte zu den
alten Rittern. In gewiſſem Sinne hatte man auch
Recht, denn es iſt keineswegs zu läugnen, daß die
Kirche ihre Don Quirottes gehabt, wie die Chiva
lerie. Allein die Religion iſt mit nichten etwas ſo
vorübergehendes, wie der Feudalgeiſt. In ihre Tiefe
reicht die Leiter aller Jahrhunderte nicht hinab. Sie
läßt ſich nicht erſchöpfen, nicht ausleben. Es iſt
immer nur eine optiſche Täuſchung, wenn ſie den
Menſchen in eine mythiſche Ferne zurückſchwindet.
Ihr Geiſt bleibt immer gegenwärtig, denn er iſt im
mer in uns.

Die höhere Bedeutung, die dem Myſticismus
und Pietismus zukommt, hat man in der jüngſten

Zeit nicht nur bei uns, sondern auch in Frankreich durch den politischen Mißbrauch anerkannt, den man davon zu machen versucht hat. In Deutschland sind die Pietisten im legitimen, in Frankreich sind sie im republikanischen Sinne bearbeitet worden. Hier rechnet man auf ihre Liebe zur Ruhe, auf ihre Demuth, auf ihren Gehorsam; dort rechnet man auf ihre Fähigkeit, sich zu enthusiasmiren, auf ihre wie im Krater glühende Seele. Doch bleibt der Einfluß der Pietisten auf die Politik spätern Zeiten vorbehalten; der Einfluß der Politik auf die Pietisten bildet erst die Vorbereitung dazu.

Kehren wir nun wieder in das eigentlich literarische Gebiet zurück. Daß der protestantischen Partei eine richtige Mitte nicht fehlen kann, ist begreiflich; daß sie sogar in einer Zeit der religiösen Indifferenz die erste Rolle spielen muß, ist natürlich.

In der Mitte zwischen den Rationalisten und den Suprarationalisten und zugleich über beiden steht Schleiermacher und seine weitverbreitete Schule. Er ließ dem Glauben sein Recht, aber auch der Vernunft. Er machte die Buchstabengläubigen mit der Vernunft vertrauter, indem er ihnen zeigte, daß sie im Buchstaben sey, und er belehrte die Denkgläubigen, sie brauchten nicht erst um Gotteswillen ihr bischen Vernunft in die dumme Bibel hineinzutragen, sondern es sey schon genug Vernunft in ihr, mehr

als sie begriffen. Er söhnte Vernunft und Glauben, Philosophie und Christenthum mit einander aus. In gleicher Weise aber ließ er auch dem Gefühlsglauben sein Recht widerfahren und wenn er, als Protestant und strenger Denker, die mit der Phantasie und den Leidenschaften verwandte Seite des Gefühls ausschloß, so machte er doch das moralische Gefühl zu einer Hauptquelle des religiösen Lebens. Somit schuf er eine Theologie, die nach drei Seiten hin mit den bisher herrschenden Parteien verwandt und geeignet war, einerseits die Gebildetsten, andrerseits die Schwachen und Friedliebenden von allen diesen Parteien in sich aufzunehmen und der Gegenwart wenigstens einen provisorischen Friedenszustand, eine Aristokratie der Mäßigung zu gewähren. Allein gerade das, wodurch Schleiermacher sich so große Verdienste um die Gegenwart erworben hat, sein Einfluß auf die gebildeten Klassen, hat ihn vom eigentlichen religiösen Tiefsinn ausgeschlossen. Er ist Lehrer nur der höhern Gesellschaft, nicht des Volks. Er ist ein geschickter Advokat Gottes, aber kein Prophet. Man kann ihn das größte theologische Talent nennen, wie Göthen das größte poetische; aber es ist mehr Form als Inhalt bei ihm, mehr das Zeigen oder Verhüllen der Sache, als die Sache selbst. Schleiermacher sagt das Beste über die göttlichen Dinge, was man sagen kann, aber dies ist nicht der Gott, nur sein

Kleid. Er hat die vollkommenste Religion, aber aus dem Indicativ in den Conjunctiv übersetzt. Er bezeichnet, wie die gerade Linie durch unendlich viele krumme, so das Unbedingte durch zahllose Bedingungen, und kommt zu der Erklärung: „es ist einmal so oder es soll einmal so seyn," durch gar zu viele wohlwollende und wissenschaftliche Umschweife, um uns ja zu nichts zu zwingen, wovon wir uns nicht erst hätten überzeugen lassen. Seine verständige Begeisterung entzündet durch eine wunderbare Zurüstung von logischen Formeln gleichsam optisch wie durch Brennspiegel von Eis das heilige Feuer der christlich-platonischen Liebe. Paulus sagt: denke, damit du nicht fühlst, nicht durch die dämmernde Gemüthswelt in den Irrthum geführt wirst. Schleiermacher sagt: denke, damit du fühlst. Aber es ist doch ein etwas kühles Gefühl, dieses gedachte Gefühl, eine todte Braut, alle rothen Rosen sind zu weißen geworden. Wahrlich in den altkatholischen Hymnen, in Paul Gerhardts gottmuthigem Liede, in der Einfalt selbst mancher alten Pastillen ist mehr Wärme, als in den Marmorhallen dieses antik-romantischen, westöstlichen Protestantismus. Und ist sie denn durchaus nothwendig, diese besondere Religion für Gebildete diese Rücksicht für das Vornehme, die, indem sie das Vornehme für die Religion gewinnt, ihm zugleich die alte Einfalt des Glaubens zum Opfer bringen

muß? Die Religion wird doch wohl noch so viel werth seyn, als Shakspeare, der bekanntlich den Gebildeten und Ungebildeten gleich sehr anspricht. Sollten die Gebildeten wirklich mehr für eine ihrer Capacität schmeichelnde Philosophie, als für eine ihre Eitelkeit niederbeugende Schreckenstheologie empfänglich seyn? Ich stimme für den Schrecken. Eine Wahrheit, die den vornehmen Geist nicht erschüttert, nicht packt mit Riesenfaust, ist ihm keine. Wirkt auf die Frömmigkeit Anderer, aber nicht durch geschmeidige Phrasen, sondern durch erschütternde Wahrheit, die immer einfach redet und den Mantel nicht in künstliche Falten legt; und sey es euch alsdann auch nicht blos um die Gebildeten, um die Vornehmen zu thun, bei denen ihr doch nichts ausrichtet, sondern wirkt auf das Volk, für das Volk. Wollt ihr den religiösen Sinn wieder erwecken, so macht auch die gefangene Kirche frei und gebt dem Volke sein altes Recht zurück, wehrt euch als ächte Rüstzeuge Gottes mit Geist und Gaben um die Freiheit der protestantischen Gemeinde — aber beugt nicht eure weisheitsstolzen Häupter vor jeder kleinen weltlichen Rücksicht.

Schleiermacher hat sich um die sittlichen und wissenschaftlichen Momente des Christenthums hoch verdient gemacht, und einen Geschmack in die Theologie gebracht, der eben so des erhabnen Gegenstandes,

als der Stufe unsrer Bildung angemessen ist. Dies erkenne ich bewundernd an. Sofern er aber eine große Schule gebildet hat, muß man beklagen, daß seine Theologie zu sehr eine gesellschaftliche Aristokratie voraussetzt, zu wenig herzlich, einfach, volksthümlich ist; und daß sie ferner zu contemplativ, in ihrer Temperatur zu kühl, gleichsam vornehm discret ist, und zu wenig anregt, zu wenig straft. Zwar ist der Herr größer, wenn er naht in Windes Säuseln, als wenn er dahrfährt mit Sturmgewalt; doch alles hat seine Zeit, sagt der weise Salomon; und der Herr säuselt nur zur rechten Zeit, wenn alles wohl bestellt ist, wenn er den Edeln und den Glücklichen sich näht; wenn er aber die Gewaltigen der Erde und ihre Hoffahrt sieht und der Völker Missethat und Schmach, dann kommt er, schrecklich im Ungewitter und läßt seine Donner vor sich her gehen. Ach, unser Clerus zürnt nicht mehr, das ist das Demüthigendste, was man von ihm sagen kann. Er läßt nicht nur sich, sondern auch der ihm anvertrauten Völkerheerde alles gefallen, er ist gar sanftmüthig, gar eingeschüchtert. Man kann nicht eigentlich sagen, er sey servil, denn dazu gehört noch eine Art von Hitze; er ist blos schwach, thut, was man von ihm haben will, mit süßer Miene, kehrt alles zum Besten, deckt auch über die größte Gewaltthat den Mantel der christlichen Liebe, weiß alles, wenn man es ihn

heißt, als eine göttliche Gnade oder mindestens Schickung zu beschönigen, findet für alles einen rechtfertigenden Bibeltext und predigt darüber mit der ernsthaftesten Andacht von der Welt, ja er würde Christum geißeln und kreuzigen, wenn es Herodes oder Pilatus befähle, und nicht einmal den Leidenden beschimpfen und verhöhnen, sondern mit loyaler Genugthuung und sich selbst liebkosendem Lächeln ganz ruhig, sanft, ja süß darein sehn.

Wenn die Schleiermacherſche Schule denselben Geist anwendete, volksthümlich zu werden, der sie bei der Behauptung ihrer wissenschaftlichen Stellung auszeichnet, so würde sie vielleicht eine lange dauernde Herrschaft gewinnen können. Ihre vorzüglichsten Anhänger sind gegenwärtig Dewette, Sack, Lücke, Giesseler, Umbreit, Ullmann. Die vier letzten haben als Herausgeber der „Theologischen Studien und Kritiken" die erste Stelle unter den theologischen Journalisten eingenommen, und walten darin mit eben so viel Gelehrsamkeit als Unparteilichkeit, aber mit zu wenig Feuer, und Feuer, Feuer braucht unsre naßkalte Theologie.

O könnte ich mich des theologischen Wassers erwehren! Ich halte unwillkührlich an, ich mag nicht tiefer hineingehen und doch darf ich von unsrer Erbauungsliteratur nicht schweigen.

Diese unermeßliche, durchaus unter Wasser ge-

ſetzte Literatur verdankt ihren Reichthum theils der allgemeinen Hinneigung des Proteſtantismus zum Wortemachen, theils aber auch und hauptſächlich der Induſtrie, die da Bücher auf den Kauf fabricirt, für alle Stände, Geſchlechter und Alter.

Im vorigen Jahrhundert machte ſich dieſe Red- und Schreibſeligkeit mehr in Predigten Luft, im jetzigen dagegen mehr in häuslichen Erbauungsbüchern, Vorbereitungsſchriften für Confirmanden, religiöſen Schul- und Unterhaltungsbüchern, einer theologiſchen Kinder- und Damenliteratur. In den Predigten herrſchte noch mehr der altproteſtantiſche Ernſt, der richtende und ſtrafende, obgleich er ganz entſetzlich breit und wäſſrig war und gleich einer zweiten Sündfluth die armen Seelen erſäufte. Unſre Predigten können über eine gewiſſe Monotonie nicht hinauskommen, weil ſie in ihrer ſonn- und feſttäglichen Wiederkehr und ariſtokratiſchen Beſchränkung auf den dafür einſtudirten und bezahlten Prediger bei weitem nicht die Begeiſterung athmen können, die den Predigten der älteſten Chriſten wie denen der Camiſarden, Methodiſten ꝛc. eigen waren; wozu noch die politiſche Cenſur, das höfliche und loyale Geſchwätz kommt, durch welches ſo häufig, jetzt faſt ausnahmslos unſre Tempel entweiht und zu polizeilichen Ermahnungsanſtalten erniedrigt werden. Ueberhaupt ſollte nie der Prieſter

predigen, sondern nur der Prophet, d. h. nie der besoldete Schwätzer ex officio, sondern der freiwillige begeisterte Redner. Die Predigten würden dann seltner seyn, aber um so besser. In diesem vorgeschriebnen, alltäglichen Wortemachen muß der Geist so sicher getödtet werden, als in den übertriebnen Ceremonien des katholischen Cultus. Großer Gott, wie viel Predigten sind in Deutschland, England und Holland schon gehalten worden, und was wird davon übrig bleiben, werth daß es auch die Nachwelt noch lese?

Die berühmtesten unter unsern Predigern waren seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Jerusalem, Ribbeck, Klefecker, Hacker, Cramer, Häseli, Reinhardt in Dresden, Schott, Hüffel, Dräsecke, Ammon, Veillodter, Marezoll, Goldmann, in jüngster Zeit der beredte Seubert ꝛc. ꝛc. ꝛc. Zur lutherischen Derbheit ist keiner zurückgekommen, zum geistvollen Scherz eines Abraham a Santa Klara darf sich die sauersehende protestantische Muse nicht herablassen, desto mehr ist in der breiten Manier des wohlredenden weiland römischen Bürgermeisters Cicero geeifert worden, die Schleiermacher wieder in die graziösere Sprache Platos zurückgeführt hat. Mäßigung, gütiger Ernst, gewinnende Suada sind der allgemeine Charakter unsrer Predigten, nur mit dem Unterschied,

daß der eine mehr, der andre weniger Waſſer hinzugießt; hin und wieder ſchleicht ſich noch ein ſcharfer Vorwurf ein, wie eine Binſe unter die Blumen, aber Propheten ſind all dieſe Prediger nicht, und die Kanzel wird ihnen nie zum feurigen Eliaswagen. Wo ſollten ſie auch den Geiſt dazu hernehmen? Es ſind ja keine Auserwählten des Volks, es ſind nur wohleingeſchulte Staatsdiener, es ſind Geheime-Kirchenräthe, Generalſuperintendenten, Oberconſiſtorialräthe, kurz ihre Aemter wie ihre Pflichten ſchreiben ſich aus der Antichambre und Canzleiſtube her, wie kann Einer da ein Prophet ſeyn wollen, es ſtritte gegen alle Subordination und Dienſtpragmatik.

Die geiſtlichen Erziehungs- und Erbauungsſchriften ſind der Auswurf nicht nur der theologiſchen, ſondern überhaupt der deutſchen Literatur. Ich kann nicht an ſie denken ohne Zorn, und ein ſo ſchlechtes Zeugniß der Zorn für die Kritik abzulegen ſcheint, ſo muß ich doch ſagen, wer über gewiſſe Bücher nicht in Zorn gerathen kann, der iſt unfähig und unwürdig, Kritik zu üben. Die leider zahlloſen Verfaſſer dieſer, wie Unkraut überall wuchernden, Literatur theilen ſich in gutmüthige Salbader, die da wirklich meinen, mit ihrem zudringlichen Ermahnen, Fingerzeiggeben, Handführen, Streicheln und Hofmeiſtern die arge Welt beſſern zu können, und in Specu-

lanten, die fromme Bücher machen, weil sie Absatz finden.

Unter den erstern glänzen sehr berühmte Namen. Die Leichtigkeit zu orakeln verführt in Deutschland beinahe jeden, der eine Pfarre und Quarre hat, der christlichen Mitwelt seinen weisen Rath aufzudringen. Da sitzen die Rathgeber in allen Städtchen und Dörfchen zu tausenden, mit aufgehobenem Zeigfinger, wie die Brahminen unter den Lianenbäumen, aber die Brahminen haben wenigstens die Tugend zu schweigen und sich ihr Theil blos zu denken, während das bei uns durch einander plappert als wenn zehntausend Windmühlen zugleich in Bewegung wären.

Ich will die grossen Verdienste nicht in Abrede stellen, welche sich viele Theologen, z. B. Zerrenner, Niemeyer, Schwarz in Heidelberg, Dinter, Niedhammer, Hoppenstedt ꝛc. um die Schule erworben haben; allein die Einmischung einer so großen Menge andrer Geistlichen in die Erziehungsliteratur hat nur die Religion herabwürdigen und die Erziehung verweichlichen können. Am ekelhaftesten aber ist die fromme Lektüre für Damen, die sich an die für Kinder anschloß, und worin geistliche Koketterie mit jeder Art von Fadheit und Pinselei gepaart erscheint, so daß ich mir schlechterdings, so gut bevölkert auch meine Phantasie ist, das

verächtlichste unter den männlichen Geschöpfen unter keinem andern Bilde zu denken vermag, als unter dem eines protestantischen, süßlächelnden, vor seinen Kindern und Damen orakelnden Salbaders.

Die Andachten Sturms gehören eigentlich noch zu denen des frommen Arndt, so wie die Lieder Gellerts noch zu den altprotestantischen. Der erste moderne Toilettenpfaff war Hermes, der schon zwischen der Andacht der Damen von Erziehung und der des übrigen Weiberpöbels einen Unterschied statuirte. Dann kam in den glückseligen achtziger Jahren Johann Sintenis, dessen „Vater Roderich" und „Hallos glücklicher Abend" die lange unabsehliche Reihe frommer, in Romanform versteckter, Salbadereien beginnen sollte. Ihm folgte Demme mit seinem „Pächter Martin und sein Vater." Im Jahr 1793 schrieb Stephani ein moralisches Schauspiel für die Jugend „Menschenhaß und kindliche Reue," wozu er den großen Moralisten Kotzebue benutzt hatte. Dann folgte Ewald mit seinem Erbauungsbuch für Frauenzimmer, mit seiner „Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Frau und eine gute Mutter zu werden," wie auch mit seiner „Kunst, ein guter Jüngling, guter Gatte und Vater zu werden" ꝛc. abgeschmackte Bücher, wozu Jury die Kupfer lieferte, und die in mehr als einer Hinsicht aufbewahrt zu werden verdienen, weil sie zeigen, bis zu welchem Grade die

deutsche Weichlichkeit, Familienhäuschelei, philiströse Sentimentalität und Loyalität gehen konnte. Besondern Ruhm errang sich Ehrenberg, der nicht genug für das vornehme Weibervolk schreiben konnte, als da sind „Reden an die Gebildeten des weiblichen Geschlechts, Euphraner, Seelengemälde, weiblicher Sinn, ländliche Stunden aus Agathens Leben ꝛc. ꝛc.“ Ditto der berühmte Wilmsen mit seinen zahllosen Kinderschriften, Herfilias Lebenswege, Euphrosine ꝛc. ꝛc. ꝛc. Girardet mit seinen Andachtsstunden, Briefen einer Mutter an ihre Tochter, Grumbach mit seiner Siona, Darstellungen aus der Gemüthswelt ꝛc. Spiecker, Friedrich, Gebauer, Serrius, ꝛc. ꝛc.

Unter den Dichtern erwarb sich Krummacher durch seine schönen Parabeln wahres Verdienst, auch Knapp und Spitta schrieben tief empfundene geistliche Gedichte. Nach Witschels Vergang waren besonders häufig die Morgen- und Abendopfer, poetische Gebete, Umschreibungen des Vaterunsers, ꝛc. Warum soll uns denn das alte Vaterunser und die ehrliche Bibelsprache nicht genug seyn, warum müssen wir sie in süßliche Verse verwässern? Abgehärtet gegen zahllose Abgeschmacktheiten der deutschen Literatur, kann ich doch nicht verhehlen, daß es mich allemal heiß überläuft, wenn ich solche Spielerei mit Gottes Wort treiben sehe. Und wenn es noch

Einer allein gethan hätte, wenn jener Witschel allein das warnende Beispiel religiöser Fadheit aufgestellt hätte, möchte es drum seyn; aber daß nun alle Jahre eine Menge solcher süßlichen, weichlichen, seufzenden, augenverdrehenden, koketten, pinselhaften, geschniegelten und gebiegelten Liedersammlungen herauskommen, ist doch zu stark. In der Regel sind ihre Verfasser Geistliche, die sich bei Mädchenerziehungsanstalten — ich kenne dergleichen mehrere — wichtig machen. Diese sentimentalen Leute meinen, weil sie junge Mädchen vor sich haben, gegen die man allewog galant und zart seyn müsse, müsse auch Gottes Wort ihnen verzärtelt, verdünnt und versüßt werden. Die Sprache der Bibel scheint ihnen viel zu rauh und unmanierlich, also zieht man wie von kräftigen Gebirgskräutern nur ein Tröpfchen Essenz davon ab, mischt es mit Zucker, packt es in feines Postpapier mit einer niedlichen Devise und gibt es als gottseliges Bonbon dem lieben Beichttöchterchen zu schlucken. Auf diese Weise wird der zarten Flora der Stadt, oder der Pension, oder des Hofes die ganze Religion glatt und zuckersüß beigebracht. Der Gott des Schreckens, der Donnerer vom Sinai darf die lieben Mädchen nicht erschrecken, darum faltet er seine Blitze zierlich zusammen und dämpft den Donner in leichthinschaukelndem Versmaß. Die Schauer des Grabes und die Qualen der Hölle dürfen die lieben Mädchen

nicht erschrecken, sie werden zugedeckt durch einen antiken Sarkophag mit Mathisson'schen Basreliefs und ein schöner Genius senkt mit graziöser Tournüre seine Fackel. Die Propheten reden wie der Kanonikus Tiedge und der Heiland wie der Prediger Witschel, anstatt daß diese allenfalls wie jene reden sollten. — Das Widerwärtigste in solchen Andachten ist die ewig wiederkehrende Reflexion der Unschuld über sich selbst, das ununterbrochene Sichselbstzurufen des Reinen: Bleibe rein! Ich meine, wenn irgend etwas im Stande ist, die reine unbefangene Jugend auf unrechte Gedanken zu bringen, es gerade diese dummen, gutgemeinten Fingerzeige sind. Man soll doch um Gotteswillen die Unschuld niemals darauf aufmerksam machen, daß sie Unschuld ist. Im allerseltsamsten Widerspruche damit steht aber vollends das ewige Sichselbstanklagen der Sündhaftigkeit. Denken wir uns ein junges unschuldiges Mädchen, dergleichen in der Regel zur Konfirmationszeit oder sonst bei feierlichen Anlässen solche Bücher zum Geschenk erhalten, denken wir uns nun ein solches, wenn sie auf der einen Seite beten muß: o Gott, ich danke Dir, daß ich so unschuldig bin, wie süß, wie hold, wie rein, wie gut, wie fromm, wie lieb ist Unschuld, laß mich doch immer unschuldig bleiben, und auf alles fein aufmerken, was den Spiegel meiner Unschuld trüben könnte ꝛc. — und wenn sie auf

der andern Seite liest: wir sind ja alle Sünder, auch ich bin eine Sünderin, und du, o Herr, hast mir meine Sündenlast abgenommen ꝛc. Was soll ein unschuldiges Mädchen mit dem Einen, was mit dem Andern anfangen? Zum Glück liest sie gemeiniglich über das Eine wie über das Andere hinweg, wie Erbauungsbücher gewöhnlich gelesen werden.

Uns ist bekannt, daß je mehr man vom Gefühl schwatzt, je weniger es da ist, und daß eine Empfindung, deren Ausdruck man gedruckt vor sich liest, eben deßhalb um so seltner in der Brust innen empfunden wird; und darum haben wir immer behauptet und werden immer behaupten, daß das Gefühlsgeschwätz in Büchern nichts als eine Eselsbrücke für das faule Gemüth, nichts als ein Ableiter wirklicher Empfindungen, und nichts als eine protestantische Wiederholung des Rosenkranzabbetens ist, denn so gewiß als ein junges Mädchen diesen gedankenlos herunter paternostert, eben so gefühllos liest es die sentimentalen Phrasen in den süßlichen protestantischen Andachtsbüchern herunter. Ja dieses gedruckte Vorempfinden im Buche hemmt die wirkliche Empfindung in der Brust noch weit mehr, als die bloße objektive Anregung zum Empfinden in einem Rosenkranz-Abkugeln, denn wenn der Mensch schon buchstäblich die subjektiven Empfindungen ausgedrückt findet, die er etwa zu empfinden sich die eigne Mühe nehmen

könnte, so nimmt er sich die Mühe gewiß nicht, und eine junge Katholikin, die etwas von der schmerzenreichen Mutter liest, kann noch darüber gerührt werden, nicht aber eine junge Protestantin, die schon im Buche lesen muß: „o wie rührend ist dieses, o was empfinde ich bei jenem, o wie bewegt ist mein Herz für dieses, o welche Wehmuth erweckt mir jenes ꝛc.“ Wer würde nicht wehmüthig, wenn er schlicht, einfach, objektiv vom Tode Jesu in der Bibel liest; aber wer, frage ich, wer ist jemals gerührt worden, wenn er lieset, wie der stets wie ein nasser Schwamm triefende Tiedge seine wässerige Wehmuth ausgießt und damit prahlt und feierlich also anhebt: dies Lied, dies wehmüthige Lied, sey, o Wehmuth, dir geweiht! Doch, was brauchen wir mehr zu wissen, als daß trotz aller der unzähligen, gefühlvollen Winseleien unsrer Andachts- und Jugendschriften, die Generation zusehends an Empfindsamkeit nachgelassen, trocken, ironisch, zum Theil eiskalt und hartherzig geworden ist, während frühere Zeiten, die nicht so viel vom Gemüth schwatzten, wirklich milder waren. Insbesondere mag dies von der Jugend gelten. Je mehr man ihr Herz abmelkt, um so trockner wird ihr Herz. Man predigt ihr tagtäglich Gefühl und immer wieder Gefühl, und was ist das Resultat? Trockene Altklugheit und nichts als Altklugheit.

Man hat in neuester Zeit versucht, dieses man-

gelnde Gefühl durch Gesang zu beleben. Und das ist ein guter Versuch! Das lebendige Singen ist, wie immer etwas Schönes und Herzerhebendes, so insbesondere ein guter Ableiter für das unlebendige Lesen fader Andachtsbücher. Nun waren aber alle protestantischen Gesangbücher voll geschmackloser und wässeriger Lieder, und die immer zunehmende Geistlosigkeit der Consistorien hatte dafür gesorgt, daß ja das Wenige, was sich darin von alter Kraft und altem Feuer erhalten hatte, sorgfältig ausgemerzt worden war. Man wagte nun, neue Kirchenlieder zu machen; aber um sie einigermaßen den bestehenden anzupassen, mußten sie matt und fade seyn. Man flüchtete zu den ältesten, die doch einmal Autorität gehabt hatten und Rambach und Langbecker erwarben sich besondere Verdienste um das Studium der Geschichte des Kirchenlieds; doch muß die völlige Emancipation des guten Geschmacks auch in dieser Hinsicht erst von einer kommenden Zeit erwartet werden. Am besten thun die, welche, wie der edle und thätige Kocher, die Privatsingvereine fördern, und denselben Choräle und Gesänge unterlegen, die sich zuletzt als gute Beispiele der Kirche aufdrängen und einverleiben müssen. Ueberhaupt kann alles Gute auch hier nur vom Volk selbst, von dessen Sinn und Gemüth ausgehen. Von den Schlafstätten alter Consistorialräthe ist das nicht mehr zu hoffen.

Unter den religiösen und zugleich pädagogischen Romanen haben sich besonders „Wahl und Führung“ von Wilhelmi und „Heinrich Melchthal,“ so wie „Theodor oder des Zweiflers Weihe“ von Dewette allgemeinen Beifalls erfreut, den ich übrigens zu theilen weit entfernt bin. Ich ehre den guten Willen der Verfasser, aber wozu sollen solche Bücher nützen, die eher die unsrer jüngern Generation gewonnene Kraft wieder abzuschwächen, als ihre Moral zu veredeln geneigt sind, wenn sie überhaupt Einfluß üben? Ich werde Gelegenheit nehmen später, wenn von den Damenromanen die Rede seyn wird, über die Unnatur der modernen Damenweisheit und Prüderie zu sprechen. Hier will ich nur in Bezug auf Religion bemerken, daß dieselbe etwas sehr Einfaches und sehr Kräftiges ist, auch für alle Menschen, jedes Standes und Geschlechts etwas Gleiches, und daß eine Religion für Gebildete, und wieder eine besondere für Damen, und eine Literatur, welche diese besondern Religionen lehrt, den Damen besonders dadurch zu helfen, oder zu schmeicheln hofft, nichts taugt, vom Uebel ist, dumm ist. Haltet nur die zehn Gebote und ihr werdet dieses prude, altkluge, pretiöse, gouvernantenmäßige Moralgeschwätz nicht erst anzuhören brauchen. Leset die Bibel und habt sonst das Herz auf dem rechten Fleck, und ihr werdet euch nicht erst durch des Zweiflers Weihe langweilig wie

unter einem stumpfen Rasirmesser für die Sonntagsfeier präpariren lassen dürfen. Alle diese Bücher, würdiger Seelsorger des kranken Ritters von la Mancha, sie alle würdest du verbrennen lassen? Alle, alle, und noch einige.

Das Hauptwerk, die eigentliche Bibel dieser modernen Erbauungs- und religiösen Unterhaltungsliteratur, sind die weltberühmten Stunden der Andacht. Sie wurden von allen wahren Frommen aller Confessionen verdammt als eine Bibel des Teufels, während sie von dem großen Haufen der Indifferenten und Halbgläubigen als die größte und bequemste Eselsbrücke, die je zum Himmel geschlagen worden, mit Freuden begrüßt wurden. Sie verdienen ihre Berühmtheit, ihre Feinde wie ihre Freunde. Sie sind wirklich ein wichtiges Buch, und wenn die Gemeinheit im Teufel ist, so sind sie in der That ein ächt und bündiges Werk des Teufels. Ihr Urheber ist der Allerweltsbüchermacher Zschokke. Man sagt der katholische Pfarrer Keller habe sie geschrieben, Zschokke sie nur revidirt. Gleichviel; Keller war nur ein Schüler und Champion Zschokke's, der als der erste Verbreiter des norddeutschen Rationalismus im Süden angesehen werden muß, und um den sich daher sowohl die Ueberbleibsel und Nachwüchse der baierischen Illuminaten, als die von Heidelberg und Leipzig ausgehenden jüngern Rationalisten anschlossen,

und ihm als dem Heiland der wahren Aufklärung Palmen ſtreuten. Ein ſo ſpeculativer Kopf als Zſchokke mußte erkennen, was der Zeit Noth thäte und welche Zinſen man von dem theologiſchen Juſtemilieu ziehen könne. Es ſcheint freilich ſehr chriſtlich, ein Chriſtenthum aufzuſtellen, das allen Secten-unterſchied vermeidet, das gleichſam den reinen Kern der chriſtlichen Geſinnung und Lehre aus den vielen zwiebelartig in einander gehäuteten Schalen der Confeſſionen und Parteien herausſchält. Allein die Stunden der Andacht ſind weit entfernt, ein ſo brennendes Scheidewaſſer zu ſeyn, daß es das reine Gold des Chriſtenthums von jedem Zuſatz läutern könnte. Alles iſt darin auf den Käufer berechnet, will nur jedem gefallen, es jedem Recht machen, und iſt nach dem Belieben der Leſer, nicht nach der Wahrheit eingerichtet. Und um den Zweck noch vollkommen zu erreichen, hat der allerweltsgläubige Verfaſſer ſogar aus dem einen Buch zwei Bücher gemacht, eins für Proteſtanten, das andere für Katholiken. In jenem erkennt er einige Vorurtheile der erſtern, in dieſem einige Vorurtheile der letztern an, die ſich beide widerſprechen. Wer hat nun Recht? das iſt ihm ganz einerlei. Vielleicht haben beide Unrecht? Vielleicht, aber das iſt ihm ganz einerlei. Ich gebe ihnen beiden Recht, ſagt er, dafür bezahlen ſie mich beide. Derſelbe Mann würde auch Stunden der Andacht

für die Chinesen und Tibetaner, schreiben, dort den Fo und hier den Dalai Lama loben. Alles einerlei, wenn das Buch nur abgeht.

Die Stunden der Andacht sind eine gemeine Buchhändlerspekulation, berechnet auf die halbgebildete Menge, die sich von suffisanten Aufklärern und Gefühlsschwätzern hat aufbürden lassen, die alte derbe Sprache der Bibel und Luthers sey indelikat, und die nun den religiösen Sinn in schönen modischen Redensarten breit getreten wissen will, und die endlich zu bequem geworden ist, um die Religion anders als eine Gewohnheitssache eben mitzumachen, der es mithin erwünscht seyn muß, eine Andachtsesselsbrücke immer bei der Hand zu haben, die in allen Fällen für sie denket und empfindet, eine Religionsmaschine, die man nur aufziehn darf, um alle beliebigen Rührungen darauf zu spielen, ein Buch, das man nur zu lesen braucht, um sich dann einzubilden, man habe selbst etwas gedacht oder gefühlt. Daß ein solches religiöses Hausmöbel allen Haushaltungen besonders angepaßt wird, versteht sich von selbst und haben die Herausgeber auch alsbald einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum ergebenst angezeigt, daß sie Katholiken und Lutheraner, Kalvinisten und Zwinglianer ꝛc. jeden mit besondern Rührungen aufs billigste zu bedienen im Stande seyen,

und ist somit zunächst eine Ausgabe für Katholiken veranstaltet worden, jetzt sogar eine für Juden.

Wie in einer Dampfschokolade-Fabrik reiner Cacao, Vanille, Doppelvanille, isländische Mooschokolade, Jagdschokolade zum beißen ꝛc. zu haben sind, so hier reine praktische Vernunft, Empfindsamkeit, Hoppelpoppel oder das Herz, Doppelhoppelpoppel zum Rühren mit dem Rührlöffel, und bittere Moral in Versüßung, überzuckerte Reue, und niedlich präparirte Gewissensbissen, trocken zu verspeisen. So hat die Religion auf die schönste Weise in die moderne Industrie eingegriffen, und die Glaubensartikel, schon verlegne Ladenhüter, sind durch diese neue Präparation wieder gangbare Waarenartikel geworden.

Welch ein Buch! wie wahr nennt es der Verleger ein längst gefühltes Bedürfniß, nicht nur das seinige! Wie schleicht dies matte, süßliche Gift einschläfernd in die Seelen und schmilzt Herzen und Nieren in einen weichen Brei. Eine gleißnerische Sprache fließt wie Honig von den Lippen; der Priester legt den Stolz, den ernsten Chorrock, ab und wird der liebe, freundliche Hausfreund, und drückt so warm die Hand; die eiserne Moral schmiegt sich biegsam wie ein Blankscheit an zarte Busen; die Andacht wird zum schwarzen Trauergewand, das so reizend den Teint hebt; die Begeisterung wird als Roth aufgelegt. Wie brauchbar scheint euch diese Schminke, diese elende

Flachmalerei einer verschmitzten Tugend und koketten Gottesfurcht, die es sagt, wie viel sie heimlich Gutes thut, und nicht aufs Knie fällt, ohne den Rock in die nettesten Falten zu legen. Wie höflich ist Religion, die alte Zuchtmeisterin, geworden, wie artig und ohne sich zu compromittiren, kann man jetzt das eckige, strenge, gothische Wesen verbannen und zu der kleinen wohlfeilen Hauskapelle flüchten; wie zeitgemäß, welch ein längst gefühltes Bedürfniß des gebildeten Jahrhunderts ist ein Buch, das für uns betet, für uns gute Vorsätze hat, für uns empfindet, und das wir blos zu lesen brauchen. Wird in dieser Weise fortgefahren, so scheint der Zeitpunkt nicht mehr fern, da das wahrhaft religiöse Leben, die fromme Andacht, die Begeisterung der Liebe, Ehre und Gerechtigkeit, der Sporn zur That aus dem Gerüst leerer, glatter Worte eben so entweichen, wie sie dereinst den todten äußern Werken des Katholicismus abhanden gekommen. Worte sind keine bessern Träger des Geistes, als äußre symbolische Handlungen. Ein System von geläufigen und schmiegsamen Begriffen kann eben so das wahre religiöse Leben heucheln, als jenes erstarrte System der äußern Werkthätigkeit. Die Reue, die guten Vorsätze können im Schwall der religiösen Lektüre so gut ersticken, als im Prunk der Opfer und Kirchenbußen. Man glaubt eben so leicht, gethan zu haben, was

man blos gelesen, als man sich mit dem Abbeten eines Rosenkranzes befriedigt. Die Tugend selbst wird zu einer bloßen Reflexion über Tugend, ja die Vernunft, von der so viel geredet wird, ist nur das leere Wort, und die meisten jener Mäkler, Krittler, Fingerzeiggeber, Hausfreunde, Warner und Raisonneurs bringen nur eine traurige Abstumpfung oder Sophisterei gegen das Heilige hervor, die im Munde des gemeinen Volks zur Brutalität wird.

Philosophie.

Außer den Indern besitzt kein Volk so großen Reichthum und eine solche Tiefe philosophischer Ideen, als das deutsche. Dies ist sogar von andern Völkern anerkannt, und man lobt uns wegen unsers vielen Denkens, da wir darüber das Handeln vergessen, auf das sich unsre Nachbarn desto besser verstehn. Insbesondere in den letzten fünfzig Jahren haben wir unbestritten den ersten Rang in der Philosophie behauptet.

Diese hohe Ausbildung verdanken wir dem Zusammentreffen zweier Umstände. Erstens emancipirte sich seit der Reformation die Philosophie von der Theologie, das Denken vom Glauben; auf das Jahrhundert der kirchlichen Zänkereien folgte das philosophische Jahrhundert, nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa. Zweitens aber, fiel dieses Jahrhundert gerade in die thatenloseste Periode der deutschen Geschichte, in die Periode der äußersten Erschöpfung nach den Religionskriegen, und der jämmerlichsten Zerrüttung des deutschen Reichs. Wir, ohnehin zum Denken von Natur geneigt, hatten dop-

relt Anlaß, unsre, von außen gehemmte Thätigkeit nach Innen zu kehren und zu meditiren. Unsre mannigfachen Geistesübungen mußten aber nach den höchsten philosophischen Principien tendiren, einmal, weil eine so eminente Geisteskraft, wie die deutsche, sich von selbst die schwierigsten Räthsel aufgiebt, und sodann, weil alle Wege der Erkenntniß, von welchem äußersten Zweige des Wissens sie auch ausgegangen seyn mögen, nach einer höchsten Erkenntniß, als ihrem letzten Ziel, tendiren. Ist einmal ein Volk dahin gekommen zu denken, so sucht es auch die Gesetze des Denkens; sammelt seine Wißbegier die mannigfaltigsten Thatsachen, so sucht es deren Motive; bildet es eine Wissenschaft nach der andern aus, so sucht es endlich den innern Zusammenhang in allen. Die Reflexion führt, welchen Gegenstand sie auch zuerst ergreifen mag, immer zuletzt zur Philosophie hin. Was in die Sphäre des Wissens fällt, sieht sich an einen Radius geknüpft und führt zum Centrum. Dies ist der Gang, den der Verstand in seinem Fortschritt immer nehmen muß. So unabänderlich aber dem Denker die vollendete Philosophie als perspectivisches Ziel vorgesteckt ist, so nothwendig er nichts andres erstreben kann, als eine vollkommne Wissenschaft von allen Dingen, gleichsam den Verstand Gottes zu erreichen, so ist doch eben die Erreichung des Zieles, die uns Gott gleich machen würde, unmöglich, und

nicht nur in der Art, wie wir philosophiren, sondern schon darin, daß wir philosophiren, liegt ein innrer Widerspruch, und nur das Streben selbst ist das Ziel. Es gibt viele Philosophien, weil es keine Philosophie, d. h. keine alleingültige geben kann, und diese Philosophien sind nur Methoden, zu philosophiren, weil sie nicht durch das Ziel, sondern durch den Weg dazu bedingt sind.

Der Mensch frägt und beantwortet die Fragen so lange wieder mit Fragen, bis er an eine letzte Frage kommt. Anfangs hielt man die Philosophie nur für eine Kunst zu antworten, jetzt hält man sie richtiger für eine Kunst, zu fragen. Um die erste Frage zu beantworten, mußte man die zweite thun, deren Antwort erst jene beantworten kann. Man frug: was ist? und sah sich genöthigt zu fragen; was denk ich, das sey? und wieder: wie komm ich zum denken, und auf welche Weise denk ich? So hat eine deutsche Philosophie sich über die andre gebaut. Man hat je von einer Wissenschaft, die gerade vorherrschte, den Weg in die Philosophie gesucht, und entweder die höchste Frage für eine Wissenschaft zur höchsten der Philosophie gemacht, oder doch von der Philosophie die Beantwortung jener ersten erwartet. So haben die Fragen sich zugleich vervielfältigt und dadurch wieder geschärft und vereinfacht.

In frühern Zeiten hegten die Deutschen noch nicht

diese Liebe zur Philosophie, oder sie verriethen den geheimen Hang dazu wenigstens nur in einem gewissen unwillkührlichen Systematisiren der Phantasie in ihrer gothischen Baukunst und in ihren großen allegorischen Heldengedichten. Der Geist, noch nicht gereift zur freien Behandlung des Gedankens, bediente sich des Bildes, um seine Tiefe und innre Harmonie ahnen zu lassen. Im Allgemeinen war bis zu den Zeiten der Kreuzzüge bei den Deutschen das Gemüth vorherrschend über den Verstand. Nur selten und schwach wurden Zweifel gegen den Glauben geäußert, der das Gemüth des Volks nicht nur in Gehorsam fesselte, sondern es auch befriedigte, ja zu inniger Liebesgluth, Entzückung und Thatendrang fortriß. Diese Schwärmerei des Gemüthes entlud ihre gehäufte, gleichsam elektrische Kraft in den Kreuzzügen, diese Entladung führte aber eine gleichsam chemische Scheidung der bisher im Gemüth gebundenen Kräfte herbei. Auf der einen Seite nämlich entzündete sich die gottgeweihte Liebe in immer heiligerer Gluth, indem sie im Orient reiche Nahrung dafür fand, und so bildete sich die Mystik aus; auf der andern Seite aber kühlte sich die Begeisterung ab und machte einem nüchternen Nachdenken Platz, welches ebenfalls vom Orient her durch den Geist der aristotelischen Philosophie genährt wurde, und so bildete sich die Scholastik aus. Beide, Mystik und Scholastik, voll-

endeten aber noch keineswegs die Scheidung des Denkens vom Glauben, das erst nach der Reformation eintrat, sondern bildeten ihren Gegensatz nur innerhalb der Kirche aus. Die Mystik entlehnte vom Denken die Form, indem sie sich Gott zu construiren suchte, und die Scholastik entlehnte vom Glauben ihren Gegenstand, indem sie noch nicht wagte, dem Denken ein von der Kirchensatzung unabhängiges Ziel zu stecken, und die Wissenschaft als solche zu emancipiren. In dieser seltsamen Verbindung mußten beide sogar ihre Pole verkehren. Die Mystik, obgleich ganz Theologie, riß sich doch von den engen, und immer enger sich abschließenden Kirchensatzungen los, und strebte nach Freiheit der Ideen, während umgekehrt die Scholastik, obgleich schon scheinbar unabhängige Philosophie, wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, fast nichts war, als Dialektik und Klopffechterei für die allerwillkührlichsten und absurdesten Behauptungen, welche die immer mehr entartete Kirche zu ihrem Vortheil aufstellte.

In dieser Unterscheidung liegt zugleich der Grund, warum die Deutschen, als eine tiefsinnige und freisinnige Nation, zuerst und hauptsächlich die Mystik ausbildeten, und lange gegen die Scholastik kämpften, bis ihnen diese mit den Universitäten (damals vollkommen papistische Anstalten und vor dem Aufkommen der Humanitätsstudien nichts besseres, als die

spätern Jesuitenkollegien) von Italien und Frankreich her durch den Sieg der undeutschen Guelfen über die ächtdeutschen Ghibellinen aufgezwungen wurde. Aber auch dann noch wurde diese unfruchtbare, nur der römischen und französischen Politik dienende Scholastik von den Deutschen degoutirt. Sie behauptete sich nur während des 15ten Jahrhunderts und der edle Huß fiel als ihr Opfer, aber von der einen Seite wurde sie durch die neueren deutschen Mystiker, an deren Spitze Tauler steht, von der andern durch die Humanisten, die Wiedererwecker der alten klassischen Literatur, und drittens durch die Pfleger der Naturwissenschaften seit Theophrastus Paracelsus untergraben und bald darauf durch Luther gestürzt, worauf sie zwar in der Jesuitendialektik eine Wiedergeburt erlebte, die aber immer eine verkrüppelte Pflanze blieb neben dem stolzen Baum der protestantischen Theo-Philosophie.

Mit den großen geographischen, astronomischen und physikalischen Entdeckungen des fünfzehnten Jahrhunderts kam eine neue Richtung in die Philosophie. Man bemühte sich, das Princip des geistigen Lebens, das man früher in der göttlichen Offenbarung gesucht, mit dem Princip der Natur zu vermitteln; man identificirte auf mystische Weise die Kräfte der Natur, die man in der Astronomie und Chymie entdeckte, mit den Kräften der menschlichen Seele;

man suchte einen Stein der Weisen, darin die Wurzel aller materiellen und geistigen Kräfte verborgen läge. Theophrastus Paracelsus bearbeitete die Physik, später der tiefsinnige Jakob Böhme die Psychologie nach naturphilosophischen Ideen. Sie sind unbillig verachtet worden. Insonderheit den letztern hat man mehr von der theologischen als naturphilosophischen Seite, und somit ganz schief, ins Auge gefaßt. Wenn ihnen die ungeheure physikalische Erfahrung des achtzehnten Jahrhunderts nicht zu Gebote stand, so hatten sie doch offenbar philosophischen Tiefsinn und das Schema eines durchgreifenden Systems. Diese Weise zu philosophiren, die erst die neuere Zeit wieder aufnahm, konnte damals nicht durchdringen. Der herrschende Hang nach Astrologie, Alchymie, Chiromantie und der Aberglauben aller Art zog die Naturphilosophie ins Absurde und und brachte sie nicht selten in die unwürdigsten Hände. Theophrastus Paracelsus bildet den Uebergang zur Empirie. Sein reiches Detail physikalischer Erfahrung, noch gemischt mit dem Wunderglauben der heidnischen Pharmacie und der sympathetischen Curen, bereitete doch ein genaueres und umfassenderes Forschen im Einzelnen vor, wobei nur die Philosophie in den Hintergrund trat. Inzwischen wurde, je mehr der physikalische Theil der Naturwissenschaften von der Philosophie sich entfernte, der mathematische desto enger mit ihr verbunden. Die

Mathematik ſagte dem immer mehr erkältenden Verſtande zu, und wenn ſie einerſeits den Gehalt der Philoſophie gleichſam austrocknete in einer dürren Atomenlehre, ſo war ſie andrerſeits doch äußerſt heilſam für den philoſophiſchen Formalismus.

Der im mathematiſch klaren und ſcharfen Denken übermüthig gewordene Verſtand und der Haß gegen den alten Aberglauben erzeugte einen ſyſtematiſchen Unglauben, der bald als todte mechaniſche Atomenlehre, bald als reiner Materialismus, als Vernunft- oder Naturreligion in Frankreich und England herrſchend wurde, im geraden Gegenſatz gegen die alte papiſtiſche Scholaſtik doch wieder nur eine Scholaſtik des Zweifels war. Die Deutſchen wurden zwar von dieſer wie von jener angeſteckt, vertrugen aber weder die eine noch die andre, und wie früher die deutſchen Myſtiker gegen die alte Scholaſtik vortraten, ſo auch jetzt die deutſchen Philoſophen gegen die neue Skepſis. Der große Leibnitz, der an der Grenze der alten aſtrologiſchen, magiſchen, ſympathetiſchen Zeit, und der neuern ſtrengen Wiſſenſchaftlichkeit ſtand, verband die Lebenswärme jener frühern dunkeln Tage mit dem klaren Licht der unſern. Er war noch durchdrungen von dem tiefen Gefühl des Glaubens und hatte doch ſchon die volle Macht des Gedankens. Der lebendige Glaube an Gott war noch ſein Fels, aber ſeine Weltharmonie

verrieth nichts mehr von der dunkelfarbigen Kirchendämmerung der alten Myſtiker, ſie war in klares weißes Licht getreten, wie ein Marmortempel auf Bergeshöh.

Unter ſeinen Nachfolgern ging Bilfinger grübelnd in die Tiefe des Myſteriums zurück, während Wolff die Ideen von Leibnitz in die Breite auslegte, wohl ausmaß und ſchulgerecht zuſchnitt. Der übrigen nicht zu gedenken. Leibnitz wurde bald ganz breit getreten, und ſeine geiſtloſen Schüler wußten dem Materialismus und der Scepſis nicht zu begegnen, die je mehr und mehr einriß. Allein die Empirie half auch hier, wie immer, der Spekulation wieder auf. Die Welt lernte damals erſtaunlich viel, und dies wirkte auf die Philoſophie zurück. Vielſeitiges Licht von außen concentrirte ſich gegen die damals matt leuchtende Sonne der Philoſophie.

Nachdem man, je weiter das Mittelalter zurücktrat, immer kühner geworden und den Weg der Offenbarung als eine letzte Feſſel gänzlich weggeworfen; nachdem man über die Natur ſich durch unermüdetes Studium immer vollkommner aufgeklärt; nachdem man die Mathematik mit Virtuoſität handhaben gelernt und ſie auf die Logik angewandt, und dieſe wieder auf die Moral, die durch den Proteſtantismus wie durch die römiſche Jurisprudenz wieder praktiſche Anwendung fand; nachdem die Kunſt in

neuen Flor gekommen und ästhetische Fragen überall angeregt worden; nachdem endlich mit der Blüthenzeit der Musik, mit der poetischen Sentimentalität und Herrnhuterei auch die Gefühle schärfer analysirt zu werden anfingen, so war eine Combination aller der verschiednen Organe, wodurch wir Natur und und Geist, das Zeitliche und Ewige vernehmen, eine Combination aller bisher eingeschlagnen Wege zu philosophiren und die Kritik derselben hinlänglich vorbereitet. Eine große Menge scharfsinnige Psychologen, Mendelssohn, Reimarus, Platner, Meister, Zimmermann, Abbt, Garve, Sulzer ꝛc. suchten die Thatsachen der Erfahrungsseelenlehre zu sammeln. Ihr gesammtes Wirken umfaßte und vollendete der Philosoph von Königsberg. Kant, eben so groß durch seinen Geist, als durch die erhabne Stellung auf der pyramidalischen Höhe aller frühern Denker, wurde der Stifter jener großen Epoche der deutschen Philosophie, von der das vorige Jahrhundert den Namen des philosophischen trägt. Kant baute sein System auf die Anthropologie. Er prüfte die Organe des Menschen, vermöge deren er alles vernimmt. Er zeigte, daß man nicht forschen könne, was die Welt an sich sey, sondern nur, wie wir sie vernehmen. Seine Philosophie war Kritik der Vernunft.

Von den ältern Empirikern hier nur wenige Worte. Der edle Jude Mendelssohn, Lessings Freund,

war einer der feinsten und weisesten Moralphiloso-phen und Erfahrungsseelenlehrer, würdig, das Vorbild zum Nathan gewesen zu seyn. Möchten sich ihn seine modernen Glaubensgenossen zum Muster nehmen. Auch er litt durch die Rohheit der Christen, aber er vertheidigte sich nur durch einen einzigen heitern Scherz. Als er zu Friedrich dem Großen gerufen wurde und der Kammerhusar ihn nicht einlassen wollte, da er ihn nicht für den berühmten Philosophen, sondern für einen gemeinen Juden hielt, sagte er: nun ja, ich komme, um zu schachern. Diese des Weisen würdige Mäßigung hat ihm eine allgemeine Ehrfurcht erweckt, wie sie unsre hitzigen Juden nicht erringen werden.

Reimarus ist bis auf den heutigen Tag als Beobachter der thierischen Natur, die für die Kenntniß der menschlichen wichtig genug ist, unübertroffen geblieben. Platners Aphorismen enthalten keine so geistreiche Auswahl von Gedanken wie die von Larochefaucauld, aber doch des Treffenden und noch heute Beherzigungswerthen sehr viel. Meister, der ehrliche alte Schweizer, war für mich immer eine erfreuliche Lektüre. Wie viel gesunden Verstand hatte dieser Mann mitten in der verbildeten Zeit, und wie reich ist er an interessanten Beispielen aus der Erfahrung! Des Schweizer Zimmermanns Werk über den Nationalstolz ist ein Meisterwerk für alle Zeiten.

In seinem Werk über die Einsamkeit ist er einseitiger, bittrer, und eifert zu sehr gegen das Mittelalter, dessen historischen Zusammenhang er nicht gehörig würdigte; doch auch dieses Buch ist reich an wissenswürdigen Dingen. Der dritte Schweizer Sulzer hat das Verdienst, durch sein Kunstlexikon den Geschmack für die Künste und die Kenntniß derselben verbreitet zu haben, doch war er ohne philosophischen Geist. Abbts akademische Schrift vom Verdienste verdankt ihre unverhältnißmäßige Berühmtheit zum Theil dem Umstande, daß er in allen Registern berühmter Deutschen dem Alphabet gemäß immer zuerst genannt wurde.

Eine besondre Erinnerung verdient Garve, der arme Märtyrer der Stubengelehrsamkeit, der seinen Beruf zum Philosophen weniger durch neue oder tiefe Gedanken als durch den edlen Muth bewährte, mit dem er seine körperliche Leiden ertrug. Er commentirte Cicero's Werk von den Pflichten und kam unter andern auch auf die Idee, den deutschen Bauer zu charakterisiren, wobei er freilich über dem Druck des Standes die verlorne Würde des Volkes vergaß. Neben diesem Garve mag auch Dalberg, mit seiner guten philosophischen Trostschrift für Leidende erwähnt werden.

Das mannigfache Wirken solcher Männer für Erforschung der innern menschlichen Zustände und für

humane Gesittung übertraf der alles Wissen und geistig-sittliche Streben seiner Zeit überschauende Kant. Doch blieb er dem Geist dieser Zeit getreu.

Im Grunde war das System Kants, obwohl ein Triumph der menschlichen Denkkraft, doch nur eine großartige Resignation, ein sokratisches: Ich weiß, daß ich nichts weiß. Dieses System war mithin auch nur die tiefste Begründung der lange vorher schon gehegten Zweifel, und dem ungläubigen Zeitalter ganz angemessen. Kant aber war weit entfernt, dem französischen Unglauben und dessen unsittlichen Folgerungen zu huldigen. Er wies den Menschen auf sich selbst an, auf das Sittengesetz in der eignen Brust, und ein frischer Lebenshauch alt-griechischen Menschenadels geht durch seine ganze lichtvolle Philosophie. Weil er aber in jener stolzen Resignation auf das Wissen um die ewigen Dinge verzichtete, und die Grenze des menschlichen Denkens feststellte, trat neben ihm Jakobi auf, und sagte, daß jenseits des Denkens im Gefühl noch eine zweite Quelle der göttlichen Erkenntniß in dem von Kant gering geschätzten Glauben läge. Auch Herder theilte diese Ansicht gegen Kant; allein diese Männer geriethen etwas ins Nebeln und Schwebeln, da ihnen die mystische Tiefe fehlte, in welcher Gedanke und Gefühl gemeinsam wurzeln, und da man mit dem Gefühl allein so wenig eine Phi-

losophie aufbauen kann, als mit bloßem Kalk allein ohne Steine ein Haus.

Kant überragte alle Denker seiner Zeit, indem er vollkommner als jeder andre den Geist seiner Zeit aussprach. Das philosophische Jahrhundert verlangte eine Erde ohne Himmel, einen Staat ohne Kirche, einen Menschen ohne Gott. Wie in dieser Beschränkung die Erde dennoch ein Paradies, der Staat ein sittlicher Verein, der Mensch ein edles Wesen seyn könne durch eigne Vernunft und geregelte Kraft, hat niemand so evident als Kant gezeigt. Er hätte den reinen Humanismus zur Religion erhoben, wenn eine so nüchterne Ueberzeugung je die wunderbare Wirkung einer Religion haben könnte. Kant war viel zu vernünftig. Die Welt will viel weniger als diese Vernunft, und etwas mehr.

Einen Augenblick schien es, als ob in Kants Kritik die letzte Grenzscheide der Philosophie gezogen wäre, und doch wurde sie bald wieder übersprungen. Man bemerkte, daß Kant eigentlich vom wahren Ziel der Philosophie abgewichen war, denn er verschmähte das absolute Wissen, und bewies, es gäbe nur ein bedingtes. Aber wozu philosophiren wir überhaupt, wenn wir nicht am Ende alles wissen wollen? Das eigentliche Ziel der Philosophie bleibt doch das absolute Wissen um den Urgrund, das Urwesen und die Urbestimmung aller Dinge. Diese Neugier, die einmal

in den Menschen unausrottbar ist, machte sich nun auch nach Kant wieder geltend, und obgleich man von seinem System, als dem letzten, ausgehn mußte, so führte man die Spekulation doch sogleich wieder auf entgegengesetzte Wege. Kant hatte ein subjectives Wissen von der objectiven Welt angenommen und beide mit einander dergestalt in Relation gesetzt, daß wir zwar ein Object vernehmen, aber nur nach subjectiven Gesetzen der in uns liegenden Vernunft, und daß das Object uns zwar nur unter den subjectiven Bedingungen erscheint, aber doch auch etwas an sich seyn kann. Man bemerkte, daß dies zu keinem absoluten Wissen führen könne, und die Absolutisten trennten sich. Die einen wurden absolute Subjectisten, die das Ansichseyn der objectiven Welt, das Kant dahin gestellt seyn lassen, geradezu läugneten; die andern wurden absolute Objectisten, welche das subjective Vernehmen vom Wesen des Gegenstandes abhängig machten; noch andre nahmen eine absolute Identität zwischen Geist und Natur, der subjectiven und objectiven Welt, des Vernehmens und seines Gegenstandes an. Endlich hatte Kant die verschiednen Organe der menschlichen Vernunft zusammengefaßt und jedem gleiches Recht angedeihen lassen. Er sah mehr auf das Ganze der Seelenthätigkeiten und brachte sie unter ein Gleichmaaß; in andern waren je besondre Organe vorzüglich entwickelt und wurden

wieder einſeitig in der höchſten Evidenz herausgeſtellt. Einer hatte mehr Sinn für die Natur, ein andrer mehr für die Moral, ein dritter mehr für die Logik und bildete demgemäß ſein ganzes Syſtem einſeitig aus. Das Wichtigſte in dieſer Parteiung iſt aber die Conſequenz, die Kant hineingebracht. Als Folge oder als Gegenſatz ſtehn alle Philoſophien nach der ſeinigen mit dieſer in Verbindung. Alle philoſophiſche Parteiung beruht auf den Gegenſätzen des bedingten und abſoluten Wiſſens, des ſubjectiven Ichs und der objectiven Welt, und je der einzelnen Organe des Ich und der ihnen entſprechenden Reihen in der objectiven Welt.

In Bezug auf den erſten Gegenſatz entſtand nach Kant's Kriticismus mit Nothwendigkeit ein dogmatiſcher Abſolutismus, der zwar wie Kant kritiſirte, aber nicht um die Schranken, ſondern um das Ziel des abſoluten Wiſſens zu finden. Hatte Kant das Ich von der Außenwelt getrennt und nur in eine Relation geſetzt, deren abſoluten Grund er unerklärt läßt, ſo war dies nur ein Sporn für ſpätere Philoſophen, den abſoluten Grund und in ihm zugleich die fehlende Einheit zu ſuchen. Während eine ziemlich ausgedehnte Schule Kant noch unmittelbar treu blieb und, durch Erweiterung der anthropologiſchen Forſchungen wie durch Verſchärfung der Kritik ſich mannigfaltiges Verdienſt erwarb, ſchritten andre kühne Geiſter

weiter. Sie versuchten das Absolute zu construiren, die Kantianer kritisirten das Relative. Ihre Lehre ist Dogmatismus, die Kantische Kriticismus. Sie beantworten apodiktisch die Frage: was ist? Die Kantianer fahren fort zu fragen: wie vernehmen wir? Ohne Zweifel wird die Wissenschaft durch alle beide befördert. Der Absolutismus ist eine ewige Evolution der Seelenkräfte durch das Genie; der Kriticismus sichert ihr Gleichmaaß. Wenn die Kritiker beweisen, bis zu welcher Gränze der menschliche G. ist vordringen kann, so ist es gut, daß die Absolutisten es thun. Wenn auch jeder Philosoph am Ziele seines Strebens mit Sokrates behaupten müßte: die größte Weisheit sey, zu wissen, daß man nichts wissen könne! so wird doch keiner ein Philosoph werden, der das glaubt.

Die Absolutisten unterschieden sich aber nach eben den Gegensätzen von Subject und Object, die Kant's Relationssystem festgestellt, und ihre Lehren sind in einer historischen Folge hervorgetreten, die den übrigen Richtungen der Zeit entsprochen hat. Da noch der Protestantismus und die französische Encyklopädie das Jahrhundert beherrschten, da Logik und Moral an der Tagesordnung waren, da der Geist in jedem Augenblick einen neuen Sieg über die Natur und ihre geheimnißvolle Kraft erfocht, so darf man sich nicht wundern, daß ein genialer Mann, wie

Fichte, enthusiastischen Beifall fand, als er die ganze Philosophie auf ein subjectives Moralgesetz zurückführte, die Kantische Relation aufhob, die objective Natur ins Nichts verwies, und nur ein absolutes Subject, ein geistiges Ich anerkannte. Eine solche Einseitigkeit bedurfte des äußersten logischen Scharfsinns, um nur consequent durchgeführt werden zu können, und dieser bereicherte wieder den Formalismus der Philosophie. Es war keine Kunst, das Fichtesche System zu läugnen, aber eine Kunst, es zu widerlegen, und jedes folgende System erbte seinen Scharfsinn, wie Spolien des Feindes. Ueberdem war Fichte's Einseitigkeit dem Moralsystem wenigstens so günstig, daß es kein erhabneres außer dem seinigen gibt. Indeß konnte man auf dem äußersten Extrem sich nicht lange halten. Natur und Kunst waffneten sich gegen Fichte. Der unermeßlichen Forschung öffnete sich die Natur als eine gleichsam plastisch erstarrte Philosophie. Die Gegenstände der Natur selbst ordneten sich in ein System. Die Entdeckungen in der Organologie verdrängten den Mechanismus, welcher als Gegensatz den Idealisten Vorschub gethan. Man konnte das geistige Princip der Natur nicht länger verkennen und der alte Pantheismus ward wieder aufgenommen. Zu gleicher Zeit war alles für die Kunst enthusiastisch geworden, und da das Schöne stets mittelbar oder unmittelbar an die materielle

Natur geknüpft iſt, ſo ward überall auf dieſe hingewieſen. Sanft ſenkte ſich der menſchliche Genius von unwirthbaren Höhen wieder zum grünen mütterlichen Boden hinab.

Unter dieſen Umſtänden ergriff der große Schelling wieder die von Fichte verlaßne Kantiſche Relation zwiſchen Subject und Object und erhob ſie zur abſoluten Identität. Man hätte denken ſollen, er werde wieder einſeitig nur das Object, die materielle Natur geltend machen, und von dieſer falſchen Folgerung verleitet, haben ihn auch viele unverſtändige Gegner nur als Naturphiloſophen verſchrien. Es war ihm aber nicht blos Fichtes Subject, ſondern auch deſſen Einſeitigkeit überhaupt entgegengeſetzt, und wenn er die Naturphiloſophie neu begründete, ſo war dieſelbe doch nur der eine Theil ſeiner dualiſtiſchen Identitätslehre. Geiſt und Natur ſind ihm zugleich nur Emanationen, Erſcheinungen, Aeußerungen der göttlichen Idee. Er paralleliſirt daher auch das Syſtem des Idealismus und Materialismus und neutraliſirt die Extreme. Dies iſt Spinozismus, aber in höherer Potenz. Nur nach Kant und Fichte konnte Spinozas Verſprechen erfüllt werden. Es bedurfte jedoch eines gleich großen Geiſtes, Schelling vor Kant oder Spinoza nach Kant zu ſeyn.

Ueberhaupt reicht dieſe nächſte Genealogie nicht aus, um die tiefe Bedeutung der Schelling'ſchen Phi-

loſophie zu erklären. Spinoza ſelbſt hatte nur eine weit ältere und tiefere Myſtik in die klaſſiſche Sprache der modernen Philoſophie überſetzt, und Schelling führte zu dieſer ältern Myſtik zurück, eröffnete wieder die Pforten der mittelalterlichen und altorientaliſchen Theoſophie. Dies war überhaupt der Uebergang aus der bisherigen einſeitig antiken Bildung in die romantiſche. Die uralt morgenländiſche Idee der myſtiſchen in Gott ruhenden Einheit der in der Welt abſolut getrennten Gegenſätze konnte aber erſt in der modernen Zeit die meiſten Früchte tragen, da der Kreis des menſchlichen Wiſſens ſich unermeßlich erweitert hatte und eine Mannigfaltigkeit heterogener Dinge, Illuſionen, Syſteme umfaßte, die nur durch eine ſolche höchſte philoſophiſche Idee in Ordnung und Ueberſicht zu bringen war. Schelling borgte von den frühern Jahrhunderten dieſe Idee, aber die Kunſt der Anwendung auf unſre reiche Zeit gebührt ihm und ſeinen geiſtreichen Schülern.

Es gibt nichts in der Welt, was in der Schelling'ſchen Philoſophie nicht ſeinen natürlichen Platz fände, ſofern es an den einen oder andern Gegenſatz gebunden iſt, und ſein Entſprechendes und Gegentheil hat; ja ſelbſt jede andre Philoſophie ordnet ſich dieſer unter, weil jede als eine einſeitige Meinung gegenüber der andern als natürlich und nothwendig erſcheint. Der Philoſoph gehe von ſich, vom Geiſt oder

von der äußern Materie und Natur aus, von dem Gemüth und Fühlen oder vom Verstande und Denken, und beschränke sich in selbstgesetzte Grenzen oder schweife aus, alle diese Richtungen sind ihm in der alles umfassenden, alles symmetrisch ordnenden, alle Töne contrapunktistisch gebrauchenden Philosophie Schellings vorgezeichnet. Der Eklektiker, der die Reihe der Systeme mustert, findet hier die Vermittlung der Extreme. Er bemerkt, daß jede Philosophie die andre ausschließt; hier findet er sie mit einander verbunden. Der Mathematiker, der die gesammte Philosophie als eine Sphäre betrachtet, findet in Schellings Princip den magnetischen Mittelpunkt, der die entgegengesetzten Pole der Subjects- und Objectslehre, der Geistes- und Naturphilosophie zugleich spannt und bindet. Diesen Vorzug theilt die Schelling'sche Philosophie mit der älteren Emanationslehre der Inder, mit der Zahlensymbolik der Chinesen, mit der jüdischen Kabbala, mit den mystischen Systemen des Mittelalters bis auf Jakob Böhme, der die Einheit in der Identität, und Valentin Weigel, der die Zweiheit in der Identität am stärksten hervorgehoben hat. Schelling übertrug nur ein uraltes Schema des Denkens auf die moderne Zeit, die es vergessen zu haben schien, obgleich sie des ordnenden Principes am meisten bedurfte.

Die Wichtigkeit desselben erhellt vielleicht am

meisten aus der Schwierigkeit, es anzuwenden und aus der Neigung der Menschen, von dem einenden Mittelpunkt aus immer wieder auf die Seite zu fallen. Es schien, als könne man nicht bei dieser Innigkeit und tiefsten Harmonie des Schellingschen Systems stehen bleiben. Indem seine Schüler, ausgehend von seinem Centralpunkt, sich der Mannigfaltigkeit der Welt zuwandten, vertieften sie sich in deren Fülle und Schönheit und vertauschten den einen oder andern Punkt dieses Umkreises, den Brennpunkt ihrer besondern Neigung, mit dem eigentlichen Centrum. Dieß gilt zunächst von den beiden Hauptfaktoren der Identität, Materie und Geist. Die Schule Schelling's ist nach den beiden in ihr liegenden Potenzen wieder in zwey einseitige Hauptsysteme zerfallen. Oken hat den materiellen Pol verwiegen lassen und die Identität des Geistes mit der Natur in den geistigen Charakter der Natur gesetzt. Die Materie ist ihm nur der zerfallene Geist, der Geist die combinirte Materie. Endlich hat Hegel den geistigen Pol verwiegen lassen und die Identität des Geistes mit der Natur in den materiellen Charakter des Geistes, in die objektive Wesenheit der Begriffe, in das ausschließliche und absolute Seyn der Denkbegriffe und ihres Gesetzes, der höhern Logik, in die Physik der Logik gesetzt. Oken's Wesen sind Begriffe, Hegel's Begriffe sind Wesen. Somit bietet die deutsche Phi-

losophie bis zum gegenwärtigen Augenblick ein consequentes System von Systemen dar und ist in einem gewissen Kreise abgerundet.

Die übrigen neuern Philosophen verbreiten sich als Zweige aus diesen Hauptästen in die verschiedenen Richtungen, wohin sie der Zug der Zeit forzog. Ob der Deutsche versuchte, sich das, was ihn aus andern Gründen und Veranlassungen gerade am lebhaftesten interessirte, zur Philosophie zu erheben, und ob er, ausgehend von der Philosophie, eine tiefgefühlte Idee überzutragen suchte in die Naturwissenschaft, Politik, Erziehung, Kunst und Poesie — beides ist gleichviel, beides geschah, in beiden bewährte sich sowohl der philosophische Geist des Deutschen, als sein Hang zur verschiedenartigsten geistigen Thätigkeit. Es ist eine schöne Eigenschaft des Deutschen, daß er, mit ganzer Kraft für Eins begeistert, auch das Einzelne, Einseitige zum Absoluten erheben und vergöttern kann aus Liebe, aus Illusion und Thatbegeisterung. Die kräftigste Entwicklung war immer die einseitigste.

Auch dient die einseitige Ausbildung eines Zweiges der menschlichen Erkenntniß der Philosophie vielleicht gerade da am meisten, wo sie sich von ihr zu entfernen scheint. Bei einseitiger Vertiefung in einen Gegenstand wird der Werth desselben gerne überschätzt, das Niedere wird als das Höchste, der Theil als das Ganze, das Zweite als das Erste oder Einzige be-

zeichnet; allein ohne dieſe leidenſchaftliche Ueberſchätzung würde man vielleicht auch nicht ſo tief in den Gegenſtand eindringen, und ihn ſo gründlich durcharbeiten, und ohne dieſe detaillirte Vorarbeit wäre auch dem überſchauenden Geiſt keine harmoniſche Verknüpfung der Theile zum Ganzen möglich.

Bei Kant lag die Einſeitigkeit mehr im Princip ſelbſt, als in deſſen Anordnung. Er war ſo vielſeitig als die Bildung des Jahrhunderts ihm Seiten darbot. Sein brillantirter Geiſt war der Stein der Weiſen damaliger Zeit. Er würdigte alle geiſtigen Richtungen und wirkte wohlthätig auf alle. Er befand ſich auf dem höchſten Gipfel jener proteſtantiſchen Aufklärung und Bildung, die ſeine ganze Zeit charakteriſirt. Nach ihm mußte man nothwendig theils in die Einſeitigkeit, theils in den Gegenſatz, in das romantiſch-katholiſche Element fallen. Er war noch reines Produkt der Reformation und umfaßte eben ſo im ſchönſten Sinne deren gute und edle Seite, als gleichzeitig die atheiſtiſch-materialiſtiſche Spötterſchule in Frankreich ganz in die Nachtſeite des Unglaubens und der genialen Unſittlichkeit gefallen war. Wie die ganze Bildung ſeit der Reformation auf Kritik und Empirie beruhte, ſo auch das Kantiſche Syſtem, das mithin auch wohlthätig auf die theologiſche Exegeſe, auf die Naturforſchung, auf die Unterſuchungen des Staats- und Erziehungsweſens zurückwirkte, und

ſelbſt mit der modernen, Leben und Natur nachahmenden Poeſie, wie ſie ſeit Leſſing, Wieland, Göthe aufgekommen war, in Wechſelwirkung ſtand. Die allgemeine Toleranz, die ſeit Friedrich dem Großen vorzüglich von Preußen ausging, das Streben nach allſeitiger Bildung, das Intereſſe für alles Fremde, die billige Prüfung aller Parteianſichten, die Vorliebe für das analytiſche Verfahren, die Bemühung um Urbanität, das Streben nach Nützlichkeit, Popularität und Geſelligkeit gewann hauptſächlich durch den edlen Königsberger Philoſophen die Ausbildung und Verbreitung, die das vorige Jahrhundert ausgezeichnet hat. Gleichzeitig war auch in Frankreich und England ein anthropologiſch-kritiſches Verfahren herrſchend geworden. Rouſſeau's Gemüth, Voltaire's Verſtand, Swift's Satyre, Sterne's Humor appellirten an die menſchliche Natur und ſtürzten die alten Vorurtheile. Sie und Diderot, Goldſmith und Fielding drangen in die deutſche Literatur und ihre Wirkungen ſtehn in genauer Beziehung zu Kant's Anthropologie. Man warf die ſteife Form von ſich und belauſchte das menſchliche Herz, das geſellige Leben, und gab Sittengemälde, pſychologiſche Romane, Idyllen, bürgerliche Schauſpiele, Satyren, humoriſtiſche Ausſchweifungen, worin überall der Grundton der Kantiſchen Philoſophie wiederklingt, Prüfung der Menſchenſeele, Humanität und zugleich Polemik gegen den

alten Wahn. Man könnte dieß die niederländische Schule der Philosophie nennen, im Gegensatz gegen die italienische Schule der frühern Mystik und des späteren Schellingianismus. Diese ruhige glückliche Zeit der achtziger Jahre ahndete noch nichts von dem Sturm der Begeisterung der französischen Revolution, von den Abenteuern des Kaiserthums und dem Kirchenstyl der Restauration. Nüchtern, bürgerlich, bequem, kleinstädtisch erlebte sie eine kurze weltgeschichtliche Idylle als ein Zwischenspiel, hinter dem ein großartiges Trauerspiel folgen sollte. Kant aber war der waltende Genius in diesem häuslichen Frieden der guten alten achtziger Zeit.

Obwohl in Bezug auf den Ausgangspunkt Kant entgegengesetzt, führte doch Jakobi zu demselben Resultat. Kant adressirte sich an die Verständigen, Jakobi an die Sentimentalen, Beide aber an die Gebildeten, an die Männer der Humanität und gesellschaftlichen Kultur des achtzehnten Jahrhunderts.

Beide haben Schüler hinterlassen, die aber schon deßwegen, weil sie nicht die Erfinder selbst waren, weniger Autorität erringen konnten, und die sich hauptsächlich auf Vertheidigung ihrer Meister gegen die neuen, oder auf Vermittlung derselben mit den neuen beschränkt sahen.

Die ersten Vermittler zwischen Kant und den

spätern Naturphilosophen waren der ältere Reinhold und Beck. Sie fühlten, daß Kant von seiner subjectiven Erkenntniß aus die Gewißheit der Dinge unentschieden gelassen habe und daß man schlechterdings zu einem Object kommen müsse. Reinhold versuchte daher die Realität der Objecte oder das Vorgestellte aus den Vorstellungen zu beweisen, ein mißlicher Versuch, den er nachher selbst widerrief, da Schellings Lehre von der Identität des Subjects und Objects viel evidenter war. Beck ging noch einen Schritt weiter schon über Schelling hinaus und deutete bereits die Produktion aller Dinge aus dem Verstande, die Realität der Begriffe an; aber auch er wurde durch die größere Evidenz der Hegel'schen Lehre verdunkelt.

Mit größerer Consequenz behaupteten sich Fries und Krug auf dem Kantischen Standpunkt, indem Beide sich weniger an die Speculation an sich, als an die praktische Anordnung hielten. Fries setzte Kants edle Humanität fort und suchte sie zuweilen nicht ohne poetischen Geist, immer aber voll sittlichen Adels der veränderten Bildung des Zeitalters, den romantischen und hauptsächlich auch den politischen Begriffen des neuen Jahrhunderts anzupassen. Sein „Julius und Evagoras," worin er begeistert wie ein Plato spricht, diente vorzüglich diesem Zweck. Reinheit und Schönheit für das sittliche Leben, Freiheit und Recht für das politische waren die Ideale, die

er, beinahe der einzige wahre Patriot unter unsern Philosophen, zu seinem ewigen Ruhm empfiehlt.

Krug setzte das Streben Kants nach allseitiger Popularität fort, aber so dankbar auch der Grundsatz war, die Philosophie unter die Leute zu bringen, so wurde Krug doch in der Ausführung allzu plebejisch. Er schmeichelte durch eine oberflächliche Vielseitigkeit, die dem encyclopädischen Geiste Kants nachgebildet war, aber nirgends die Tiefe desselben erreichte, den Halbgebildeten, die so gern gegen den Tiefsinn Anderer, den sie nicht begreifen, Chorus machen, wenn sich ein Führer findet; ja er hetzte zuweilen sogar gegen Andersdenkende auf und war in dem Bunde der Herren Paulus und Voß gegen die armen Romantiker und Mystiker sehr thätig. Als Orakel der Kleinstädter und subalternen Geister hat er nicht mehr allgemeine Humanität, Toleranz und Achtung für große Geister, sondern nur rationalistischen Partheistolz gepredigt. Endlich gab auch er seine Philosophie dem politischen Einfluß preis und war einer der ersten liberalen Schreier, so lange zu schreien gestattet war, und einer der furchtsamsten Leisetreter, so bald es nicht mehr gestattet war. Seine letzte Verhöhnung der edlen polnischen Sache hat endlich die Geringschätzung, die seine Tendenz schon längst bei den Bessern fand, auch populär gemacht.

In neuester Zeit hat Kalker die Kantischen

Kategorien und das Formelle der Lehre, Beneke aber den eigentlichen lebendigen und durch kein Schema eingeschränkten Quell der Kantischen Lehre, nämlich die empirische Psychologie weiter ausgebildet.

Jakobis Anhänger haben immer mehr auf die Verbindung der Philosophie mit der Religion, auf die Anerkennung einer Erkenntniß des Göttlichen in der Natur und Geschichte und im Gefühl neben der bloßen Erkenntniß durch die Verstandesabstraction hingewirkt. So Clodius, Chr. Weiße, Köppen, bis Krause diese Ansicht am vielseitigsten durch- und bis auf Leibniz zurückführte.

Alles, was noch mit Kant und Jakobi zusammenhängt, gehört noch wesentlich der Bildung des achtzehnten Jahrhunderts, der durch die classischen Studien gegründeten Bildung, und der durch den allgemeinen Frieden begünstigten Humanität an. Das neue Jahrhundert, in welchem die Ideen Fichte's und Schellings die des Jakobi und Kant zu verdrängen anfingen, war auch schon in Bewegung gesetzt von dem politischen Geist der Zeit und von der Wiederbelebung des alten romantischen und mystischen Geistes.

Den Uebergang zu den Romantikern bildet Fichte, als der Repräsentant der französischen Revolution, oder vielmehr ihres Echos in Deutschland. Er folgte unmittelbar auf Kant, wie die stürmischen neunziger

Jahre auf die ruhigen achtziger. Noch ist der Uebergang von der nicht minder reinen, aber gemäßigten und ich möchte sagen toleranten Moral Kants zu der imperatorischen, ja tyrannischen Moral Fichte's zu erkennen. Fichte's System erklärt sich eigentlich nur aus dem Revolutionsgeist seiner Zeit, und aus dem Umstand, daß das Ziel jener Revolution wenigstens in der Einbildung ihrer Urheber die Tugendrepublik seyn sollte. Eine wunderbare Schwärmerei bemächtigte sich der Menschen. Man träumte von einer höchsten moralischen Weltordnung, von einer allgemeinen Republik freier und gleicher, durchaus rechtlicher und sittlicher Bürger, und die Franzosen, gerade das unbeständigste, lüderlichste und in gewissem Sinn sogar sinnlichste Volk, maßte sich in einem genialen Rausch die Rolle an, diesen stoischen Tugendstaat ins Leben einzuführen. Fichte wollte dasselbe, nur dachte er nicht, solche Leute dazu zu gebrauchen. Daß er das moralische Princip der Revolution tiefer als jeder andere Philosoph ergründet hat, ist evident.

Fichte war ganz Moralist, und alle seine Werke beziehen sich auf das handelnde Leben, so wenig sie auch populär geschrieben sind, so daß man nicht einmal seine Reden an die deutsche Nation außer der Schule begreifen kann. Dieser tapfre Geist verlangte die Diktatur und den Terrorismus der Tugend. Er stellte die absolute Tugend selbst dem Himmel entge-

gen und verschmähte für dieselbe die Garantie der religiösen Autorität. Ein riesenstarker Wille in der eignen Brust sollte jede fremde Krücke dem neugebornen Geschlecht entbehrlich machen. Sein Grundsatz: „nur das sey, was der Mensch thue, und nur das verdiene zu seyn, wozu er sich durch die Kraft des Willens zwinge, und nur das könne der Mensch wollen, was seinem freien Ich gezieme, Ehre für sich, Gerechtigkeit für alle!“ blitzt wie das Flammenschwert eines Engels in das durch Mattigkeit, Sinnlichkeit und Lüge entwürdigte Paradies des Menschenlebens. Ist in Fichte's Princip ein philosophischer Irrthum, so ist die Anwendung doch die wahrste und beste. Der Irrthum liegt nur in der Ausschließlichkeit des Princips, nicht in dessen Folgerungen. Wie nur aus dem Fichteschen Princip der höchsten Willensfreiheit die würdigste Moral gefolgert werden kann, so wird jede beste Moral wieder bis zu Fichte's Princip aufsteigen müssen. Eine höhere Philosophie vermag aber das Princip der Willensfreiheit mit dem der Nothwendigkeit zu vermitteln. Dem edeln Fichteschen Irrthum hingen daher alle Freunde der französischen Revolution und jene Unzahl jugendlicher Enthusiasten an, die selbst dann noch von ihren Träumereien nicht lassen wollten, als die Franzosen bereits von der nachhinkenden Erfahrung unsanft waren aufgeweckt worden. Eine Menge Politiker, Kritiker und Pädagogen

folgten Fichte's Grundsätzen, und der Turnerstaat muß als der letzte einseitige Auswuchs des einseitigen Fichtianismus betrachtet werden. Im ethischen Enthusiasmus höchst achtbar, und oft bewunderungswürdig, ist diese Lehre in der Praxis fast immer nur zur Thorheit ausgelaufen. Sie findet ihre Anhänger auf natürliche Weise immer bei der Jugend und hat sie bei den Alten eine Zeit lang finden müssen, als dieselben wie in den letzten Zeiten der Noth und Befreiung Deutschlands, von einem jugendlichen Rausch ergriffen worden. Diese feurige, rasche Wirkung, wie eines Meteors, das wieder schwindet, ist aber gerade das, was wir an Fichte's Lehre höchst liebenswürdig finden müssen. Unter den Dichtern ist in der praktischen und ethischen Richtung Schiller ihm am meisten geistesverwandt. Beide griffen in die stolze Brust und riefen den männlichen Willen zum Kampf gegen die Sinnlichkeit und Schwäche des Zeitalters; beide fochten ritterlich für Freiheit, Ehre, Tugend, beide sind früh in dem Strom, gegen den sie anstrebten, untergegangen. Abgesehen von dieser ethischen Richtung aber, und rein in Bezug auf das Philosophem Fichte's ist kein Dichter ihm gefolgt, als Novalis, der daher auch eben so groß und einzig dasteht, und auch dieser Dichter büßte den allzukühnen Göttertraum mit einem frühen Tode. Fichte's höchster Satz, „das Ich ist Gott", wurde von Novalis in

jenem ungeheuern Anthropomorphismus der Welt ausgeführt, den wir in seinen hinterlassenen Werken bisher mehr angestaunt als begriffen haben. Er fügte noch den zweiten Satz hinzu, „Gott will nur Götter" und die Welt schien ihm nichts Geringeres als eine Republik von Göttern. Wir müssen wenigstens gestehn, daß Novalis im Sinn dieses Philosophems sich wirklich als ein, wenn auch nur poetischer, Gott und König des Weltalls betrachtet, und umfassender als je ein Dichter vor ihm die ganze Welt zur Scene und zum Gegenstand seines Gedichtes gemacht hat.

Fichte's Philosophie erlebte übrigens genau das nämliche Schicksal, wie die projektirte Tugendrepublik in Frankreich. Sie verschwand plötzlich vom Schauplatz und die Menschen sprachen nicht mehr gern davon, vielleicht aus Scham, sich so ungeheuer viel Tugend zugetraut zu haben.

Schon vor Schelling setzten zwei Männer die vom Kantischen Standpunkt aus mißlungenen Versuche Reinhold's, das fehlende Mittelglied zwischen dem Denken und dessen Gegenstand zu finden, von einem unabhängigen Standpunkt aus fort. Bouterweck suchte im Gegensatz gegen alle drei damals herrschenden Systeme, das von Kant, Jakobi und Fichte, ein viertes zu erzielen. Er nahm (gegen Kant) ein absolutes Seyn an, das vor allem Denken existire, das zugleich (gegen Fichte) ein objectives sey, und das

(gegen Jakobi) ein neues rein philosophisches Axiom und nicht etwa der alte bekannte Gott sey. Bardili suchte die Sache zu vereinfachen und brachte die Identitätslehre von Spinoza und Valentin Weigel wieder auf, d. h. die absolute Ureinheit des Denkens mit seinem Gegenstande. Aber seine Sprache war dunkel und in der historischen Anwendung der Lehre, worin ihr Hauptwerth liegt, ließ er noch Alles zu wünschen übrig. Es sollte sich bewähren, daß es nicht bloß auf die Ermittelung des einfachen Weltprincips, sondern auch auf die Nachweisung desselben in den Thatsachen der Natur, der Geschichte und des Geistes ankomme, und so blieb es Schelling vorbehalten, im Sinne der neuen ästhetischen und historischen Richtungen der Zeit die vollständige Wiedergeburt der alten Idee zu bewirken.

Schelling bezeichnet die Reaction des Mittelalters gegen die moderne, der altklassischen Bildung huldigende Zeit. Trotz der ausgezeichneten Geistesthätigkeit, die seit der Reformation im gebildeten und namentlich protestantischen Europa herrschte, hatte man sich doch in einer merkwürdigen Einseitigkeit verfangen. Man dachte und studirte sich gleichsam willkürlich aus der Weltgeschichte, aus dem allgemeinen Zusammenhange der irdischen Dinge hinaus, um eine ideale Traumwelt herzustellen, und wenn man ja ein Vorbild für dieselbe aus der Vergangenheit annahm,

war es das antike Leben der Griechen und Römer. Hier allein sah man einige Hellé, die ganze übrige Geschichte war Nacht und Wüste, trostlose Barbarei. Man verachtete die Vorzeit des eigenen Volkes, und selbst das Erhabene, Schöne, Bezaubernde der sogenannten barbarischen Zeiten (des ungriechischen Orients und des katholischen Mittelalters) wurde mißkannt und verhöhnt. Man war so gänzlich verblendet, daß selbst die Wunder der gothischen Baukunst auf die Herzen keinen Eindruck mehr machten, daß man sie, die täglich vor Augen stunden, als Werke schwülstiger, geschmackloser Barbarenphantasie beachselzuckte, und so durchgängig. Die ganze Weisheit und Poesie der Morgenländer wie der romantischen Zeiten war verworfen, und wer sie gepriesen hätte, würde für wahnsinnig gehalten worden seyn. Eine so gänzliche Abtödtung des historischen Gemeingefühls, eine Stockung des von Anbeginn durch die Weltgeschichte ununterbrochen pulsirenden Lebens, konnte nur eine vorübergehende Krankheit, einseitige und temporäre Erstarrung seyn. Das Blut mußte, durch einen hastigen Ruck bewegt, wieder zu fließen anfangen. Diesen Stoß bekam das europäische Leben durch die französische Revolution und seitdem erinnerte man sich wieder an die so lange mißkannte Vorzeit, die Schuppen fielen uns von den Augen und wir erkannten, daß wir für alle Wunder jener Vergangenheit stockblind

geweſen. Nun erfolgte freilich in Verbindung mit der politiſchen Contrerevolution oder Reſtauration, wie es in dieſer Welt der Extreme immer geht, gleich eine Ueberſchätzung des Mittelalters und des Orients im Gegenſatz gegen das claſſiſche Alterthum und den modernen Proteſtantismus, allein abgeſehen von dieſem romantiſchen Fanatismus war es ein unendlicher Gewinn für die bisherige einſeitige Bildung, daß ſie die gerechte Würdigung bisher unbekannter oder verkannter Zeiten und ihre überraſchend neuen Lehren in ihrem Bereich aufnahm und aus der Vergleichung des Klaſſiſchen mit dem Romantiſchen erſt das Kriterium ſchöpfte. Es ſpricht übrigens aufs Neue für die wunderbare Gabe der Deutſchen, Alles gleich zur Philoſophie zu erheben, daß kaum jene Reaction gegen die bisherige klaſſiſche Kleingläubigkeit eingetreten war, als auch ſchon in Schelling ein Philoſoph erſtand, der mit dem erſten Blick in die Enttäuſchung auch ſchon in einer einzigen ſonnenklaren Idee die tiefſte Begründung und Ueberſicht der neuen Bildung ausſprach.

Bei weitem das wichtigſte Ergebniß der Philoſophie Schelling's ſcheint die parteiloſe, epiſche Weltanſicht zu ſeyn, die ſie mit ſich bringt, und der die Laien ſelbſt immer mehr entgegen kommen, ſeit ſo viele Erfahrungen die Leidenſchaft abgekühlt und die endlos verwickelten Widerſprüche eine gewiſſe Dul-

dung und Indifferenz herbeigeführt haben. Im System Schelling's findet jede Partei gegenüber der andern ihren Platz, die Entzweiung wird als eine natürliche nachgewiesen, ihre Widersprüche werden auf einen ursprünglichen, nothwendigen Gegensatz zurückgeführt. Dieses System duldet durchaus nichts Ausschließliches, durchaus keine unbedingte Herrschaft einer Ansicht, keine unbedingte Verfolgung der andern. Es sucht in einer Physik des Geistes und der Geschichte jedem geistigen Wesen, sey es ein Charakter, oder eine Meinung, oder eine Begebenheit, dasselbe Recht zu sichern, wie in der gemeinen Physik jedem materiellen Wesen. Es betrachtet die historischen Perioden wie die Jahreszeiten, die Nationalitäten wie die Zonen, die Temperamente wie die Elemente, die Charaktere wie die Kreaturen, die Aeußerungen derselben in Gesinnungen und Handlungen als so nothwendig in der Natur gegründet, und als so verschieden wie die Instinkte. Nach diesem System herrscht ein Wachsthum und ein geheimnißvoller Zug, eine Mannigfaltigkeit und eine Ordnung in der geistigen Welt wie in der Natur. Diese neue epische Ansicht empfiehlt sich allen denen, die in einem weiteren Umkreis das Leben überblickt haben. In ihr allein findet der endlose Meinungsstreit seine Beruhigung, und jeder Widerspruch die einfachste natürlichste Lösung. Ohne mit Schelling und seiner Schule

vertraut zu seyn, sind viele einsichtsvolle Männer durch eine lange Erfahrung von selbst auf diesen Standpunkt der Betrachtung geführt worden. Nach einer weiten Lebensreise haben sie auf alles zurückgeblickt, was sie gesehn und übersehn, gestrebt und verlassen, gefunden und verloren, und von selbst hat das wilde Drama, in welchem sie als handelnde Personen einseitige Zwecke blind verfolgt, sich ihnen in ein ruhiges Epos verwandelt, und sie sind als Zuschauer dem Dichter zur Seite niedergesessen, um die lange Vergangenheit und sich selbst darin, wie von einem Berge herab in stiller Ferne zu überschauen. Die im religiösen Gebiet eingetretene Indifferenz und die großen, alle Parteien in gleicher Weise widerlegenden und rechtfertigenden Erfahrungen in Politik und Geschichte haben die epische, ruhige Würdigung des Weltkampfes unterstützt, und selbst in der Poesie ist ihr jetzt Alles durch die überwuchernde Romanenwelt in Walter Scott's Manier ein breites Feld gewonnen worden. Die historischen Romane huldigen der Idee nach der unparteilichsten Betrachtung aller Zeiten, Völker und Parteien, und werden es immer mehr thun müssen.

Der ganze politische Streit der neuern Zeit läßt sich in seinen letzten Principien zurückführen auf den Streit des Vernunftrechts mit dem historischen Recht. Das letztere, das Recht des Bestehen-

den, hat sich bisher mehr durch die ihm innewohnende Naturgewalt, eine Gewalt der Trägheit, als durch logische Beweisführung erhalten. Es ist sehr ungeschickt, sehr plump vertheidigt worden. Man leitete dieses Recht von Gott ab unmittelbar und machte Privilegien zu Gegenständen des Aberglaubens, oder man untersuchte gar nicht, sondern hielt sich einfach an den Besitzstand. Unter diesen Umständen mußte das Vernunftrecht um so viel mehr in der Theorie gewinnen, als es in Praxis verlor. Man kam stillschweigend überein, daß das Vernunftrecht allerdings die Aufgabe sey, daß die Menschen aber noch lange nicht reif dazu seyen. Man gönnte der Vernunft die Ehre, und behielt der bestehenden und anerkannten Unvernunft den Vortheil vor. Dieser Ansicht huldigten etwa nicht bloß die Freimaurer, die Illuminaten, die französischen Republikaner, die Ideologen, sondern auch Fürsten und Minister. Das Vernunftrecht wurde allgemein anerkannt, aber auch allgemein suspendirt. Selbst seine Feinde wußten keine bessern Gründe gegen dasselbe anzuführen, als seine praktische Unausführbarkeit, seinen das Interesse verletzenden Eingriff in den gegenwärtigen, durch das historische Recht begründeten Besitzstand, und seine vorgebliche Irreligiosität, sofern man diesen Besitzstand benedicirt hatte.

Erst Schelling's Philosophie führte zu einer weit

andern Ansicht von Vernunft und von historischem Recht, eine Ansicht, die weniger er selbst als seine Schüler ausgeführt haben, namentlich Görres, Friedrich Schlegel, Steffens, von denen diese Ansicht wieder in sehr viele besondre geschichtliche und politische Werke der neuesten Zeit übergegangen ist. — Schellings Philosophie mußte in strengster Consequenz eben so das Vernunftrecht, wie den Deismus verwerfen, und das historische Recht eben so zum alleingültigen erheben, wie sie Gott in der Geschichte lebend und waltend dachte. Sie stand nun ganz von dem Vernunftrecht ab, nach dem die Menschen ewig haschen sollten, ohne es je zu erreichen, und nahm, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, eine Seelenwanderung des Rechts durch alle Völker und Zeiten an. Wie nämlich das ganze menschliche Geschlecht zu keiner Uniformität bestimmt ist, und nach dem Unterschiede der Geschlechter und Racen, des Klima's und der Beschäftigung, der Temperamente und geistigen Fähigkeiten, endlich des Alters und der Schicksale, der Charakter der Völker und Zeiten sich mannigfach verschieden gestaltet in religiöser und sittlicher, ästhetischer und wissenschaftlicher Hinsicht, so auch in Hinsicht auf das Recht. Es scheint eine Thorheit, von den alten Indern oder Griechen, von den Rittern und Mönchen des Mittelalters oder von den Arabern, von den Chinesen oder Negern schon zu verlangen,

was das gebildete Europa erst in neuerer Zeit erstrebt hat, auch in rechtlicher Beziehung. Die Ansichten vom Staat, vom Königthum, von der politischen Freiheit, von der Unterordnung oder Nebenordnung der Stände haben sich erst ausbilden müssen, sind mannigfache, sehr einseitige Entwicklungsstufen durchgegangen, waren aber jedesmal ihrem Zeitalter und der anderweitigen Bildung, dem Glauben und den Bedürfnissen angemessen. Wie jedes Klima seine besondern Pflanzen und Thiere mit sich bringt, so waren auch die Völker und ihre Staaten, Religionen, Sitten und Künste allemal ihrer Zeit acclimatisirt; der ganze Entwicklungsgang der Menschen war ein natürlicher.

Auch ich bekenne mich zu der Ansicht, welche die historischen Vorkommnisse wie die Naturerscheinungen betrachtet, und die Staatseinrichtungen so wenig nach dem absoluten Vernunftrecht abzumessen wagt, als die Blumen eines Gartens nach einer fingirten Idealpflanze, oder die Mannigfaltigkeiten der Musik nach einem Urthema. Allein ich muß mich gegen das Stabilitätsprincip erklären, welches man ohne Grund mit jener organischen Geschichtsanschauung hat in Verbindung bringen wollen. Mehrere geistreiche Männer haben das Bestehende verewigen wollen, als ob sich in der Natur etwas verewigen ließe, außer die Natur selbst im Großen und Ganzen.

Das Leben der Natur ist ihr Wechsel, die ewige Verwandlung des Bestehenden. Das eben ist die Wahrheit in der Lehre Schellings. Aus demselben Grunde, aus welchem man das Vergangene rechtfertigt, muß man auch den Wechsel der Dinge rechtfertigen und die Bewegung, die ewige Revolution der Welt. Es heißt das Schelling'sche Princip völlig umkehren, wenn man die Rechtfertigung des Vergangenen zum Verdammungsgrunde des Zukünftigen machen will. Das Princip würde immer der Freiheit günstig bleiben, und wenn auch Görres, Friedrich Schlegel, Baader, ja wenn Schelling selbst es anders deuten wollten.

Wir haben aber oben schon gesehen, daß nach der Universalität und der Allseitigkeit Schelling's seine Schüler dennoch wieder in die Einseitigkeit fallen, je nachdem sie mehr von dieser oder jener Richtung des Zeitgeistes fortgezogen wurden. An den Dualismus seines Systems selbst, der sich in seine beiden Pole, Natur und Geist, hier in Oken und dort in Hegel zersetzt, reiht sich eine noch viel mannigfaltigere Zersplitterung in den Lehren seiner Schüler.

Die beginnende Reaction des Mittelalters ergriff die Geister, ihrer selber unbewußt, und die Gegensätze grau gewordener Jahrhunderte kehrten wieder, ohne daß man es ahnete. Jene Naturphilosophie, deren Heros Oken wurde, und an die sich bald

neben den neuen großen Entdeckungen des äußern Lebens in Astronomie, Physik und Chemie die Lehren des innern Lebens und des animalischen Magnetismus gesellten, entsprach vollkommen dem Paracelsismus und Rosenkreuzerthum des Mittelalters, und die rein im Denken des Denkens sich fortspinnende Geistesphilosophie Hegel's entsprach eben so der jener alten Naturlehre gegenüberstehenden Scholastik. Zwischen und über beiden kehrte endlich auch sogar die reine Mystik des Mittelalters wieder in Görres und Franz Baader.

Da aber das Mittelalter vorüber war, so mußten diese geistigen Richtungen, in welchen sich sein Leben wieder zu erkennen gab, sich an die Wirklichkeit unsers modernen Lebens anschließen und ihr dienen. Dieß geschah in der Wissenschaft und Poesie wie im politischen und kirchlichen Leben, und führte seltsame literarische Erscheinungen herbei. Schelling hatte viele ausgezeichnete Schüler, aber keiner sieht dem andern gleich.

Oken suchte die Idee Schelling's ausschließlich auf die Naturkunde zu übertragen, und das unermeßliche, täglich durch neue Entdeckungen vermehrte Gebiet derselben zu klarer Uebersicht, das innere Leben der Natur zur kristallklaren Durchsicht zu bringen. Von diesem großen Denker werden wir ausführlicher unter dem Kapitel der Naturwissenschaft reden, da

er weit mehr Naturforscher als Philosoph ist. Er hebt die materielle Seite der Welt hervor, ja er läßt den Geist eigentlich nur die Blüthe des materiellen Lebens seyn, er setzt das Hypomochlion oder Urcentrum der Welt nicht in die Mitte zwischen den materiellen und geistigen Pol, wie Schelling, sondern seitwärts in den materiellen Pol und gibt diesem das Uebergewicht; allein diese philosophische Einseitigkeit ist nur Folge eines naturwissenschaftlichen Enthusiasmus, ohne den es vielleicht nicht möglich gewesen wäre, ein so schönes System zu geben, wie es Oken gegeben hat. An diesem ausgezeichneten Gelehrten muß noch insbesondere die seltene Unabhängigkeit gerühmt werden, die er in den politischen Wirren der Zeit behauptet hat. Freiwillig gab er seine Professur in Jena auf und wählte ein sorgenvolles und unstätes Leben, weil man ihm als Professor nicht länger erlauben wollte, seine freisinnige Zeitschrift „Isis" fortzusetzen. Wie mag man nun krassen Materialismus einem Manne vorwerfen, in dem das geistige Princip der Ehre so sehr den Hang nach materiellen Vortheilen und Genüssen überwiegt! Wie so mancher Spiritualist setzt dagegen auf unsern Kathedern, dem jenes geistige Princip der Ehre durchaus fremd und der vergnügt ist, wenn er mit einem Orden behangen so recht weich im dicksten Materialismus des äußern Lebens sitzen kann.

Steffens, ebenfalls ursprünglich Naturforscher, und eifriger Schüler des berühmten Werner, beschäftigte sich hauptsächlich mit der „innern Geschichte der Erde“ und schwang sich vom geologischen Standpunkt zur Schelling'schen Philosophie auf. Diese Ausgangspunkte seiner Speculation sind noch in seinem philosophischen Hauptwerk „Anthropologie“ deutlich zu erkennen. Er hat, wie alle andern Schüler Schellings, von seinem Meister den real-idealen Gegensatz adoptirt, und seine brillante Phantasie nicht weniger, als seine reiche Naturkenntniß hat seiner Behandlung des Systems eine Originalität verliehen, die das Princip selbst nicht mehr hatte. Zuweilen hat ihn die Phantasie auch fortgerissen und oft zweifeln wir, ob Helios, ob Phaeton den feurigen Wagen seiner Beredtsamkeit lenkt. Er war aber nicht bloß Philosoph. Das deutsche Vaterland ist ihm, dem Norweger, als einem edeln Kampfgenossen im Kampf von 1813 verpflichtet. Steffens riß damals die studirende Jugend durch herrliche Freiheitsreden in die Schlachten fort. Später vermögen wir sein Charakterbild kaum mehr festzuhalten, denn es verschwindet unter der zeichnenden Hand. Wie viele andere gab auch Steffens schon in den ersten Jahren der Restauration seiner alten Begeisterung eine neue Auslegung, ereiferte sich gegen dieselbe Jugend, die er kurz vorher im Namen der Freiheit elektrisirt hatte,

machte gegen das Deutſchthum und Turnweſen äſthetiſche Gründe geltend, die mit der Karrikatur auch das Heilige ſelbſt zerſtörten, und ließ ſich von ſeiner neuen Stimmung wieder ſo hinreißen, daß er, das hiſtoriſche Princip vertheidigend, die unſterbliche Sottiſe ſchrieb: dem Bauer iſt ſeine Arbeit Genuß, dem Adel ſein Genuß Arbeit. Nachdem der patriotiſch-politiſche Streit auf eine Weiſe beigelegt war, die Steffens als einen Triumph für ſich betrachten durfte, trat Langeweile ein. Des Abends ſang die Sonntag, tanzte die Taglioni. Des Tages war es ſo ſtill, daß man auf der Gaſſe hören konnte, wie die Pfarrer in den Kirchen predigten. Aus Langeweile nahm man die theologiſchen Zänkereien wieder auf, als ein unſchuldiges Spielzeug, wohl wiſſend, daß man es wieder wegwerfen würde, wenn ſich etwas Amuſanteres darböte. Doch nein, es war nicht Spielerei allein. Viele, viele ſuchten wieder im Himmel, was ſie leider nicht auf Erden fanden, und ganz beſonders — das Vaterland. Genug, es kümmerten ſich Leute um die Theologie, die ſonſt nicht daran gedacht hätten. Steffens, ein durch und durch poetiſcher Philoſoph, ein poetiſcher Politiker, der entſchiedenſte Feind des trocknen und hölzernen Deutſch- und Turnerthums, wurde jetzt auf einmal nicht ein poetiſcher Katholik oder Pietiſt oder Myſtiker, ſondern trockner und hölzerner Orthodox des Lutherthums. Doch kaum hatte man aufgehört

zu erstaunen, so trat Steffens wieder aus dem schwarzen Ornat heraus und legte das farbige Kleid der Romantik an und schrieb historische Romane, in der durch Walter Scott aufgekommenen beliebten Manier. So ist er gleichsam als letzter Normann in der deutschen Literatur abentheuernd herumgeschweift, wie weiland seine Ahnen im großen Wasser.

Steffens ist ein reicher Geist und ein beredter Schriftsteller. Er hat die deutsche Sprache mehr in seiner Gewalt, als Mancher, der diesseits des Sundes geboren ist. Er jeanpaulisirt unwillkürlich, d. h. die Bilder drängen sich ihm auf, auch da, wo sie nicht gerade nöthig sind. Er ist mehr Dichter als Denker und daß er in seinen philosophischen Werken zu viel gedichtet hat, wurde dadurch nicht vergütet, daß er auch wieder in seinen Romanen zu viel philosophirte.

Von ihm, wenn ich nicht sehr irre, rührt das Lieblingswort der norddeutschen Literatoren: „ein vornehmer Geist" her. Er brauchte, so viel ich weiß, diesen fatalen Ausdruck zuerst, der die Spaltung unserer Literatur in eine anmaßende verdorbene und unpopuläre Aristokratie und in einen anarchisch gesinnten, zudringlichen und rohen Pöbel nicht nur bezeichnet, sondern auch erweitert. Solche Parteiwörter bringen immer Unheil.

Wurde das Princip Schellings durch Steffens

der in Norddeutschland und unter den Protestanten immer entschiedner hervortretenden innern Unstätigkeit und äußern Götheschen Vornehmthuerei vermittelt, so trat es dagegen durch Görres, indem es sich in den Tiefsinn eines echt romantischen Gemüthes versenkte, in Relation zu dem süddeutschen Katholicismus. So haben wir oben schon Görres kennen gelernt.

Da Görres vielen Leuten allzu katholisch blieb, schlug Franz Baader in der Adoption der Jakob Böhmeschen Lehre wieder eine Brücke aus der katholischen Romantik in die moderne protestantische Mystik hinüber. Auch die moderne protestantische Geisterseherei und Dämonologie wurde von Franz Baader unterstützt.

Friedrich Schlegel hat, wie Görres, weniger abstrakt philosophirt, als vielmehr das Princip Schellings eigenthümlich auf Geschichte, Politik und Kunst angewandt. Friedrich Schlegel, einer unserer tiefsten, obwohl unlautersten Denker, der mit der Fähigkeit, das Wahre zu erkennen, zugleich den frevelhaften Muth und die epikuräische Schwachheit verband, es zu verleugnen, dieser sehr merkwürdige Geist hat, von seinem mehr mit dem Buchstaben beschäftigten Bruder unterstützt, und in Verbindung einerseits mit Schelling und den Philosophen, andrerseits mit Tieck und den Dichtern, drittens mit Görres und den Ultramontanen, viertens mit Gentz und

den politiſchen Renegaten eine große Wirkſamkeit ausgeübt. Aber er hat die Verwirrung der Begriffe in Deutſchland nur vermehrt, anſtatt ſie mit der Klarheit ſeines Geiſtes und mit der Vielſeitigkeit ſeiner Bildung aufzuhellen. Er hat dieſen ſeinen Geiſt verkauft und beraubte ſich dadurch der letzten Waffe, die immer nur die Wahrheit iſt. Wenn die neuere Geſchichte einem Luſtſpiel von Beaumarchais gleicht, in welchem das kränkliche und mürriſche Alter die blühende Jugend vergeblich zu heilen unternimmt, ſo ſpielte Friedrich Schlegel die Rolle des Baſilio, der dem Alter ſeinen Rath verkauft. Er hat in der That von der herrlichen und ewig wahren Lehre Schelling's die Achtung für das hiſtoriſche nur entlehnt, um damit den andern Theil der Lehre, die Achtung für das Werdende, ſophiſtiſch zu beſtreiten. Er hat die alten Dome und Burgen des Mittelalters noch einmal abgebrochen, um ſie auf die neue Zeit zu ſchleudern und das neue Geſchlecht damit zu zermalmen. Das Jahrhundert vertheidigte ſich mit — Schüſſeln, unter deren delikaten Laſt der große Eßkünſtler einen ſehr modernen Tod fand.

Adam Müller, ſein Schatten, hat ihn im politiſchen und Kunſtgebiet nachgeahmt, wurde wie er Renegat und iſt ihm nachgeſtorben, da er von ihm ſeinen Geiſt ſog.

Aſt hatte den redlichen und uneigennützigen Ei-

ſer, ebenfalls jenes Schellingſche Princip auf Geſchichte und Kunſt anzuwenden, errang aber keinen bedeutenden Ruhm, da er es verſchmähte, die Lehre nach der Umſtände Gunſt zu modeln und perſönlichem Vortheil nachzujagen. Dieß muß ihn uns aber gerade ehrwürdig machen. Auch enthalten ſeine nicht ſehr geleſenen Schriften viele treffliche Ideen. Die Sucht, oder wenn man will, die philoſophiſche Nothwendigkeit, Conſequenzen zu ziehen, hat ihn freilich oft veranlaßt, geſchichtliche Thatſachen und Kunſterſcheinungen gewaltſam und nicht am rechten Ort in das bekannte Schema des real-idealen Gegenſatzes einzuzwängen; noch öfter aber hat ihn ein ſehr richtiger Takt völlig die richtige Stelle erkennen laſſen, und ſeine Geſchichte der Philoſophie, ſeine Aeſthetik und ſeine Weltgeſchichte wird jedem künftigen Denker, der eine Philoſophie der Geſchichte oder Kunſt zu ſchreiben unternimmt, ſchöne Winke geben.

Wagner in Würzburg hat auf dieſelbe Weiſe eifrig, uneigennützig, conſequent die Lehre vom ſymmetriſchen Gegenſatz als Philoſophie des Alls durchzuführen geſucht. Echt poetiſch beginnt er damit, das ganze All als eine urewige Hochzeit und Vermählung der beiden Weltprincipe anzuſehen, im Gegenſatz gegen diejenigen Schüler Schellings, die, wie Görres und Schlegel, mehr einen ewigen Kampf derſelben annahmen. Aber die Ausführung dieſer liebens-

würdigen Idee hat das Schicksal aller übertriebenen Consequenzen gehabt. Die Vierzahl übrigens, die einfach aus der Zweizahl hervorgeht, ist eben deshalb nicht das, was, wie es gewöhnlich geschieht, als das eigentlich Charakteristische dieses Systems bezeichnet zu werden verdient. Die Ehe, die Vermählung des Sauerstoffs und Wasserstoffs, die bis in das geistige Gebiet hinab verfolgt wird und in allen möglichen Verwandlungen und geistigen Verfeinerungen immer wiederkehrt, das ist das Charakteristische in Wagners Lehre.

Troxler huldigt ebenfalls noch dem Dualismus, dem Gegensatz der zwei Principe. Er ist eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in unserer Literatur, und drückt selbst einen großen real-idealen, praktisch-speculativen Gegensatz aus. In der politischen Umwälzung der Schweiz äußerst thätig, predigte er dort die Demokratie noch in der Demokratie und würde sie in der dritten Potenz predigen, wenn er sie in der zweiten durchgesetzt hätte. Seine philosophische Lehre aber schwebt in einer weiten und ruhigen Höhe über dem kleinen Getümmel der Basler und Luzerner, Berner und Argauer Revolutionen, und scheint nicht das Mindeste mit denselben gemein zu haben. Doch hat sich Troxler zu einer Modification seiner frühern Ansicht bekannt und in gewisser Beziehung dem freiheitsstolzen Fichtianismus genähert, ohne deshalb

die Lehre Schelling's vom Gegensatz aufzugeben. Er verlegt nur die Identität der Gegensätze wieder rückwärts in das Fichtesche Ich. Er nimmt eine innerste lebendige Einheit an, gleichsam ein Weltsamenkorn, das Alles in sich enthalte und aus sich hervortreibe, im Gegensatz gegen jene unlebendige ideale Einheit, die nur eine wechselseitige Aufhebung und Vernichtung der Pole ist. Wie der ganze Baum im Samenkorn, und das Samenkorn im Baum, so sey auch die ganze Welt trotz ihrer Mannigfaltigkeit beständig zugleich in der lebendigsten Einheit, und wie alle Kräfte und Erscheinungen der Welt aus jenem innersten Einheitskern hervorgegangen, so wiesen sie auch alle darauf hin und geben davon Zeugniß, keineswegs bloß die einseitige Denkkraft. Nun ist aber Troxlers tiefsinnige und kühne Lehre folgende: Die Einheit aller Dinge ist in der menschlichen Seele; in ihr liegt der Abgrund des Göttlichen, wie die ganze Natur. Alles kann der Mensch nur in sich und durch sich erkennen. Mit Gott ist er keineswegs blos auf eine historische Weise durch Christus verbunden, sondern unmittelbar und wesentlich. Mit der Natur ist er nicht nur äußerlich durch die Sinnlichkeit verbunden, sondern die ganze Natur ist schon unmittelbar in seiner Sinnlichkeit. In seiner Seele aber ist die Einheit von beidem, von allem. Die Seele ist das Ursprüngliche, alles Entfaltende, alles Umfassende.

Der innerste Kern der Seele aber ist das Gemüth, und ihr Gegenpunkt, darin sie sich reflektirt, die Sinnlichkeit. Um diese beiden Brennpunkte kreisen beständig in entgegengesetzter Richtung zwei Kräfte der Seele, zwei Psychen, die eine vom Gemüth hinabsteigende, übersinnliche, das Sinnliche vergeistigend, die andere von der Sinnlichkeit aufsteigende untersinnliche, das Geistige versinnlichend. An jene beiden ruhenden Brennpunkte nun und an diese beiden ewig beweglichen Kräfte vertheilt er alle Seelenvermögen und alle äußerlich gewordenen derselben entsprechenden Erscheinungen oder Dinge.

Auf ähnliche Weise haben noch mehrere Schüler Schelling's die beiden Gegensätze der höhern, sie verbindenden Einheit untergeordnet, jedoch nicht mit eben so viel Stolz zu Fichte's Ich zurückkehrend, wie Troxler, sondern im Gegentheil mit Beziehung auf christliche Mystik demuthsvoll das Urprincip der Dinge, die höchste Einheit in einem über uns hoch erhabenen Gott suchend.

So Eschenmayer. In seiner neuesten Ausgabe der „Psychologie" gesteht dieser fromme und ehrwürdige Veteran, daß er in seiner Ansicht über die Natur (das Reich, worin das Gesetz herrscht) immer Schelling und der von ihm gegründeten Schule treu geblieben ist, nicht aber in den Ansichten über das Reich, worin die Freiheit herrscht, nämlich über

das Göttliche. Er habe den Schöpfer immer vom Geschöpf getrennt, und Gott weder (wie Oken) nur in der Natur, noch (wie Hegel) nur im Geist gesucht, sondern über beiden. Wenn er ausdrücklich erklären zu müssen glaubt, daß Gott frei und an kein Gesetz gebunden sey, so müßte eine solche naive Erklärung dem unbefangenen Leser fast wunderlich scheinen, wenn sie nicht in der That nothwendig wäre, nachdem andere Philosophen oft genug behauptet haben, Gott sey nicht frei, sondern an ein Gesetz gebunden, ja das Gesetz, die starre Nothwendigkeit selbst.

Die Schöpfung preißt, nach Eschenmayer, ihren Schöpfer durchaus in reinen Dreiklängen. Diese sind Geist, Natur, Leben — im Geist Denken, Fühlen, Wollen — in der Natur Licht, Wärme, Schwere — im Leben Reproduktion, Irritabilität und Sensibilität — und als Norm der ganzen Schöpfung die drei Ideen Wahrheit, Schönheit, Tugend. Hierin erkennt er das Gesetz der irdischen Schöpfung, aber jenseits desselben läßt er die Freiheit walten, ja er geht so weit, zu behaupten, was noch kein Naturphilosoph wagte, daß nämlich Freiheit nicht bloß im Geistigen, sondern sogar in der Natur selbst walte. So nimmt er neben der irdisch bedingten Schwere und Finsterniß noch eine jenseitige unbedingte in der Hölle, und neben dem irdisch bedingten Licht noch ein jenseitiges unbedingtes im Himmel an.

Der eben so fromme und liebenswürdige G. H. Schubert (nicht zu verwechseln mit dem Petersburger Astronomen) ist ungefähr zu demselben Resultate gelangt. Als selbstständiger Forscher wie Oken die Natur erdnend, hat er auf eigenthümliche Weise und im Gegensatz gegen Oken nicht nur ein ewiges Aufsteigen der niedern Geschöpfe zu höhern, sondern auch einen Rückfall von den höhern in die niedern angenommen, und überhaupt hat er die Natur gerade da, wo sie ihre Geheimnisse verbirgt oder wo sie krankhaft und widrig erscheint und nicht gerne aufgesucht wird, mit frommem Fleiß belauscht, um selbst aus der Verwesung die lichte Blume einer schönen Lehre hervorscheinen zu lassen. Diese Neigung mußte ihn aber zuletzt zum Magnetismus und zu den Offenbarungen desselben hinführen, und seine letzten philosophischen Lehren von Gott und dem All beruhen wesentlich auf der bekannten Scheidung von Geist, Seele, Leib, die den Hellseherinnen gemein ist. Nur bemüht er sich, diese Lehre mehr aus der Naturerfahrung zu bestätigen, während sie Eschenmayer mehr speculativ erläutert.

Alle diese Schüler Schellings haben sich mehr auf die objektive, reale, positive Seite geneigt; sie haben sich wie Oken auf die derbe Natur, oder wie Görres, Schlegel, an die Geschichte, oder wie Eschenmayer, Schubert, Baader an die geoffenbarte Reli-

gien, kurz überall an etwas Positives gehalten. In der Consequenz des Gegensatzes aber lag es, daß nun auch der subjektive, ideale, negative Pol vom Schellingschen System einseitig hervorgehoben werden mußte, und dieselbe Consequenz verlangte, daß sich dieses Geschäfts der deutsche Norden annahm, während der in jeder Hinsicht positivere Süden auch ganz natürlich die positive Philosophie gepflogen hat.

Hegel, obgleich in Schwaben geboren, konnte doch nur in Berlin sein Glück machen. Er mußte Menschen vor sich haben, die nicht vom gewaltigen Eindruck einer schönen Gebirgsnatur bezaubert werden, sondern, nach Göthe, „auf dürrer Heide speculiren;" die eben so wenig vom Geist der Geschichte, von großen Denkmalen und Erinnerungen und von einem eigenthümlichen Volksleben hingerissen werden, sondern nur einen Staat, eine Staatsmaschine, Staatsdiener, Staatsangehörige kennen, und bei denen es überdieß längst klimatisch ist, alles andere zu negiren und nur sich zu poniren.

Hegel machte den subjectiven Pol wieder zum Centrum, wie Fichte, aber Fichte's Centrum war ein edles, thatkräftiges, nur das Gute wollendes Ich; Hegels Centrum war ein bloß denkendes, auf der Heide speculirendes, kleines, suffisantes, selbstgenügsames Ichtlein. Wohl wissend, was der Zeit besser zusagen müsse, führte er Fichte's schöne Aufwallung

zur kalten herzlosen Hoffahrt, seine schwärmerische Jugendfülle zur altklugen, vornehmen Leerheit zurück und wurde der Philosoph der Restauration, wie Fichte der Philosoph der Revolution gewesen war.

Alle andern Philosophen hatten in Gott, in der schöpferischen und erhaltenden Urkraft, die ewige Liebe anerkannt, oder den edelsten und weisesten sittlichen Willen, oder die ewige Schönheit, die alles einigende Harmonie, oder wenigstens die unerschöpfliche Thatkraft, die Fülle des Erzeugers — Hegel zuerst macht Gott zu einem bloßen, in der Oede seiner himmlischen Haide von einem bösen Geist herumgeführten Speculanten, der nichts thut als denken, und zwar nur das Denken denken.

Wohl ist in dieser Tollheit eine gewisse Naivität. Die alten Heldenvölker konnten sich Gott nicht anders denken, als selber in Streit und Kampf. Die alten Brahminen, die selbst unverrückt unter einem Baume saßen und auf einen Fleck sahen, dachten sich auch Gott so ruhig. Die Märtyrer, die selbst litten, hoben auch an Gott nur das Leiden hervor. Die zärtlichen Mönche und Nonnen, deren Liebesfülle keinen Gegenstand fand, trugen auch auf Gott diese schwärmerische Liebe über, und es entstanden jene Romane zwischen dem Liebenden diesseits und dem Geliebten jenseits, die uns die sel. Theresia und Angelus Silesius am schönsten ausgemalt. Sklaven sahen in

Gott den strengen Herrn, poetische Gemüther in seiner Schöpfung ein Kunstwerk, die poetischen Ideen eines ewigen Dichters. Architekten betrachten ihn sicher mehr als den Werkmeister des Weltbaues, Criminalisten mehr als den obersten Richter ꝛc. Es ist also auch natürlich, daß „ein Kerl, der speculirt, gleich wie ein Thier auf öder dürrer Haide von einem bösen Geist herumgeführt" sich Gott gleichfalls als einen bloßen Speculanten oder Denker des Denkens denkt.

Es ist eine Selbstvergötterung Hegels, denn er unterscheidet sich nicht einmal von Gott, er selbst giebt sich für Gott aus, denn er sagt ausdrücklich, Gott kenne sich selbst gar nicht, sey gar nicht vorhanden, sondern komme erst in den Menschen sich selber zum Bewußtseyn, zum dunkeln, blos in Vorstellungen vorbildlich sich ankündigenden Bewußtseyn in andern Menschen, z. B. in Christus, zum klaren Bewußtseyn aber, zur Fülle seines Daseyns erst im Philosophen, der die einzig richtige Philosophie hat, also in ihm selbst, in Hegel's Person.

So haben wir denn also einen banausischen, verbockten stubengelehrten Gott, einen hölzernen und schielenden Kathedermann, einen Mann der mühseligsten und schwülstigsten Scholastik, einen Mann des widerlichsten Neides, der gemeinsten collegialischen Polemik, mit einem Wort, einen deutschen Pedanten auf dem

Thron der Welt. Die Alten erhoben wohl den Herkules oder Alexander unter die Götter, aber keinen Thersites. Nur bei dem Volk der Mumien finden wir einen hundeköpfigen Anubis und einen kleinen verhockten Horus.

Gleichwohl ist die Sache natürlich. Es ist nicht die Eitelkeit Hegels allein, es ist eine Consequenz des ganzen Zeitalters, daß sich ein deutscher Pedant für Gott ausgiebt. In Zeiten der Helden waren Helden Götter, in Zeiten der Hierarchie wurde Gott ein zweiter Papst, in Zeiten der Gelehrsamkeit muß Gott nothwendig ein Gelehrter werden, und Deutschland, das Land der Gelehrten, muß ihn hervorbringen. Es wäre mir leid, wenn mein Panorama der deutschen Literatur diese Hauptfigur entbehrte. Hegel bezeichnet den äußersten Gipfel der gelehrten Verkehrtheit, dieser großen Kopfkrankheit der jetzigen deutschen Nation. In ihm culminirte das Uebel sowohl der Form als dem Geiste nach, denn seine Sprache ist in ihrem dunkeln Schwulst, in ihrer Langweiligkeit und Steifigkeit, eben so wie seine Lehre in ihrer dummdreisten, auf alles verächtlich herabsehenden und doch genußlosen, mürrischen und kränklichen Hoffahrt der vollkommenste Ausdruck der zum letzten Durchbruch gekommenen gelehrten Eiterbeule.

Hegels Philosophie würde gleichwohl wenig Aufsehen erregt haben, wenn sie sich nicht politische An-

hänger und Gönner verschafft hätte. Wie? Hat der Gott-Professor nicht vernehmt auf die Könige dieser Welt herabgeblickt? Ich weiß es nicht; aber gewiß ist, daß das Anhören Hegelscher Collegien sehr empfohlen, daß Hegelianer bei Anstellungen berücksichtigt wurden.

Die Hegelsche Lehre bot sich als eine politische Scholastik dar, ungefähr mit den nämlichen Mitteln ausgerüstet, wie die alte kirchliche Scholastik. Da man es nicht mit Thatsachen, nicht mit Ueberzeugungen, sondern nur mit Begriffen zu thun hatte, da man nichts aus der Religion oder Sittenlehre, sondern alles nur aus der Logik schöpfte, so konnte man auch mit den Begriffen und Sätzen spielen, wie man wollte, und Alles oder Nichts beweisen. Die Lehre wurde zur absoluten Dialektik ohne Inhalt, ohne Gegenstand; ein bloßes Mittel, jeden beliebigen Gegenstand beliebig zu deuten. In dieser Beziehung wurde der berüchtigte Satz Hegels: „Alles was ist, ist vernünftig.“ vorzüglich ausgebeutet, um zu beweisen, daß unsere gegenwärtigen Zustände die absolut vernünftigsten seyen, und daß es nicht nur revolutionär, sondern hauptsächlich auch dumm, unverständig, unphilosophisch sey, etwas daran auszusetzen.

Sogar auf den alten Unterschied der Laien und Geweihten kam diese neue Scholastik zurück. Die abstruse Sprache Hegels, die affektirte Dunkelheit, in

die er die einfachsten Sätze einhüllte, um sie zu tiefen Orakelsprüchen zu stempeln, sollte eine unübersteigliche Scheidewand zwischen den Wissenden und dem übrigen Pöbel ziehen.

Er hat daher die Dummheit derer, die ihrer eignen Eitelkeit zu fröhnen glaubten, und doch nur fremder Eitelkeit dienten, gehörig ausgebeutet. Kaum ist Einer in der Kunst, zu mystificiren, weiter gegangen. Noch jetzt nach seinem Tode streitet man sich, was er denn eigentlich mit diesen oder jenen seiner Orakelsprüche gemeint habe. Bei Schleiermacher, bei Göthe findet etwas Aehnliches Statt. Auch diese beliebten, sich häufig und gerade in den wichtigsten Fragen etwas unbestimmt auszudrücken, und die Berliner machten sich dann allezeit ein Geschäft daraus, mit den ernsthaftesten Mienen von der Welt gerade das am meisten zu bewundern, was sie am wenigsten verstanden, und wovon jeder glauben machte, er habe es verstanden, während er selber heimlich fürchtete, andre möchten es wirklich verstanden haben.

Die Hegelianer gingen in ihrem Blödsinn so weit, daß sie es als eine bloße Herablassung zu den niedern Fassungskräften der Menschen ansahen, wenn sie Hegel mit Christus verglichen und dem letztern die Ehre erzeigten, ihn einen Vorläufer und Verkündiger Hegels zu nennen, einen untergeordneten Boten,

der durch bloße Vorstellungen und Gemüthsanregungen den viel erhabeneren, erst künftig klar in der schärfsten Schärfe des Begriffs hervortretenden Hegel gleichsam symbolisch angedeutet und prophezeiht habe. Ja am Grabe Hegels sagte Friedrich Förster, dem man bei seinem historischen Forschergeist einen solchen Wahnsinn nicht zutrauen sollte, Hegel sey ohne allen Zweifel der heilige Geist, die dritte Person der Gottheit unmittelbar selbst gewesen. So weit kann die Eitelkeit einer Coterie gehen, aber vielleicht nur in Berlin.

Es charakterisirt die Zeit, daß die Hegelianer sich zu Christus nur gnädig und vornehm herablassen, zu Göthe aber wie zu etwas noch Höherem ehrfurchtsvoll aufblicken. So Hotho, der in seinen gar wunderlichen „Vorstudien für Leben und Kunst" bewies, daß es die höchste Aufgabe für den Menschen sey, sich in den Geist Hegels zu versenken, daß aber durch diesen ein Durchbruch zu den noch höhern Freuden des Himmels in Göthes Geist Statt finde. Ein sonst nicht unvernünftiger Franzose, Lerminier, der gerade in Berlin war, hat ihm nachgesprochen und den Franzosen verkündigt: Si Hegel a consommé la philosophie de son pays, Goethe en a consommé la litérature. En verité, on croiroit avec ces deux hommes avoir abouti à toutes les possibilités de la pensée.

Unter den neuesten Philosophen, die eine unabhängige Bahn einzuschlagen versucht haben, bemerken wir dennoch wieder den alten Gegensatz. Herbart steht auf der subjektiven, Krause auf der objektiven Seite. Herbart in Königsberg hat es unternommen, alle subjektiven Richtungen unserer Philosophie zusammenzufassen und harmonisch zu verbinden. Er verzweifelt sogar nicht, Kant und Hegel in einen Guß zu bringen. Er geht von der Erfahrungsseelenlehre aus, wie Kant, kommt aber durch eine mathematische Construktion der Begriffe wieder zu einer Objektivität des Denkens, wie Hegel.

Krause ging bis auf Leibnitz zurück und machte wieder wie dieser, den lebendigen und persönlichen Gott zum Princip der Welt, und leitete aus ihm erst alle die Urbegriffe her, welche andre Philosophen an und für sich, abgesehen von Gott, als das Absolute hinstellen. Zugleich bezog er die Philosophie beständig auf das Leben und wandte sie immer unmittelbar auf Natur, Geschichte, Sittlichkeit und Kunst an, ohne sie, wie die andern Philosophen, in abstrakter Höhe über dem Leben zu halten. Sein Ziel war ein „Menschheitbund," der alle schöne Hoffnungen seiner Philosophie erfüllen sollte. Aber er fand wenig Anklang, weil seine Sprache nicht so klar war, wie sein Geist, weil er äusserst weitschweifig und schwerfällig

schrieb, und weil seine Zunftgenossen ihn bis an sein Ende verfolgten und sich wohl hüteten, ihn durch Empfehlungen und Anpreisungen emporzubringen. Er hatte nämlich durch Veröffentlichung einiger alten, sehr unschuldigen Urkunden des Freimaurerordens die Geheimnißvollen empfindlich beleidigt.

Sehr achtbar ist der Fleiß mit dem man neuerdings die Geschichte der Philosophie betreibt, und in dieser eine neue Basis für die weitern Spekulationen sucht. Dieses nüchterne und in den Gränzen der Schule eingeschränkte Treiben ist dann freilich viel unscheinbarer, als die geniale Schwärmerei für neue Systeme, die vor dreißig Jahren so allgemein herrschte. Das Genie schläft, und bis es wieder erwacht, kann man nichts besseres thun, als es durch Fleiß ersetzen.

Unter den Werken über Geschichte der Philosophie hat das im kantischen Sinn geschriebne von Tennemann den meisten Ruf erhalten; das von Eberhard, worin dem Jakob Böhme noch das Schusterhandwerk vorgeworfen wird, war das oberflächlichste. Da aber auch Tennemann alle von Kant abweichenden Systeme einseitig beurtheilt, so ist die von ihm vernachläßigte Parthie desto gründlicher von Rixner und am übersichtlichsten von Ast in Schellings Sinn behandelt worden. Windischmanns großes Werk „die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte“ ist höchst

interessant, vertieft sich doch aber zu sehr in das mystische Grenzland, das erst da beginnt, wo die Philosophie aufhört. Auch ist er noch beim Orient. Durch die theologischen Untersuchungen Neanders, durch die Beschäftigungen unsrer Philologen mit den indischen und persischen Lehren ist überall viel Licht auf die Geschichte der ältern und mittlern Philosophie geworfen worden. In der neuesten Zeit haben Ritter und der jüngere Fichte, Sohn des Aeltern, sich durch unpartheiische Uebersichten der philosophischen Systeme aus einem rein historischen Gesichtspunkt auszuzeichnen angefangen. Der letztere, der wohlwollend überall das Gute anerkennt, und den kleinsten Theil achtet, wenn er nur zum Ganzen beiträgt, hat nicht die kriegerische Energie des Vaters, aber dieselbe edle Gesinnung. Der jüngere Reinhold hat eine Geschichte der Philosophie so kantisch einseitig, wie Tennemann und Eberhard geschrieben.

Obgleich für die deutsche Philosophie eine Zeit der Ebbe eingetreten ist (die Fluth schlägt jetzt an die französischen Küsten an), obgleich der Enthusiasmus bei uns sich gelegt hat und ruhige Ueberlegung, sogar Tadel zum Vorschein gekommen ist, so wird doch die Philosophie ihren hohen Rang neben der Religion und über allen andern Wissenschaften fort und fort behaupten. Das Zeitalter wird von der Wissenschaft, die Wissenschaft von der Philosophie regiert.

In der neuen Hierarchie des Verstandes ist der philosophische Stuhl der apostolische und die Philosophen sind die Kardinäle. Aus der ganzen Syhäre unsrer Geistesthätigkeiten sammeln sich die Resultate in die Philosophie, als in ein Centrum; alle Säfte sublimiren sich in ihre Blüthenkrone. Die Mannigfaltigkeit sucht immer ihre Einheit, und je gewisser es ist, daß die Deutschen für alle Arten von Erkenntnissen Sinn haben, um so natürlicher ist es auch, daß sie dieselben regeln und auf die einfachsten Resultate zurückführen. Ja es scheint, als ob der allgemeine Wissenstrieb nur die sekundäre, der philosophische Tiefsinn aber die primäre Aeusserung unsrer Natur sey, als ob wir eine Peripherie nur fänden, nachdem ein unsichtbares Centrum sie ausspannt. Unsre Philosophie beweist, daß Deutschland keine Polterkammer für allerlei Wissen seyn soll. Es kommt nicht das Kleinste in den Horizont unsrer Betrachtung, so findet es sich durch unsichtbare Fäden an den Mittelpunkt der philosophischen Erkenntniß geknüpft. Je reicher aber der Gegenstand jener Betrachtung ist, um so tiefer jener Mittelpunkt. Indem wir die breiteste Basis nehmen, dürfen wir die philosophische Operationslinie am kühnsten und weitesten ausdehnen, und unsre Helden dringend erobernd immer tiefer in das unbekannte Geisterreich.

Es gibt indeß auch eine ziemlich dunkle Schat-

tenſeite der deutſchen Philoſophie. Nicht alle Philoſophen waren geniale Geiſter; es gibt auch einen philoſophiſchen Pöbel, Affen und Karrikaturen der Genies, die zugleich immer den Gegenſatz der Philoſophie und des Zeitalters in einer gefälligen Halbheit zu vermitteln wußten. In ihnen hat die Philoſophie an der allgemeinen gelehrten Pedanterei Theil genommen, nicht nur in den ſprachlichen Formen, ſondern auch in den Anſichten. Auch ſie hat den Reifrock getragen. Statt tief zu ſeyn, war ſie lange nur ſpitzfindig; ſtatt natürlich zu ſeyn, aufgeſtutzt; ſtatt gerade auszugehen, ceremoniös, höflich, umſtändlich; ſtatt uns zu überzeugen, hat ſie lange nur mit uns converſirt, ja auch ſie hat wie die Poeſie geraume Zeit uns die Alten citirt, und den Kothurn an die Sohlen geſchraubt, ſtatt ſich ſelber zu heben. Dann iſt ſie wie die ganze übrige Literatur in das entgegengeſetzte Extrem gefallen. Sie iſt göttlich grob geworden, wie die Ritterromane, ſie iſt von der Sucht nach Natur und Originalität befallen worden, wie Damen und Studenten, wie die Dichter und Virtuoſen. Sie hat alle alte Autorität abgeworfen und friſch von vorn ſelbſt gedacht, aber ihre Gedanken waren oft nicht werth, gedacht zu werden. Endlich hat ſie Gefühl und Phantaſie zu Hülfe gerufen und mit girrendem Flötenton oder türkiſcher Muſik bachantiſche Tänze um den Altar der Wahrheit aufgeführt,

oder aus myſtiſchen Nebeln unbegreifliche Orakel geſtammelt. Der Schulſtube, dem bezopften Orbil entriſſen, iſt ſie alt genug geworden, in die Schule der Liebe zu gehen, ſich ſchwärmeriſch dem Geliebten in die Arme zu werfen. Doch unabhängig von dieſem Treiben der Menge, ſind große Genien mit männlichem Verſtand ihrer Zeit vorangeſchritten und haben lächelnd zugeſehen, wie man mit ihren Gedanken kindiſche Abgötterei getrieben.

Insbeſondere tadelt man an unſern Philoſophen mit Recht den ſchulmeiſterlichen Hochmuth, wiewohl ihn noch kein neuer Lucian ſcharf genug gegeißelt hat. Es iſt in der That lächerlich die Weiſen zu ſehen, wie ſie gleich erbosten Hähnen einander blutig hacken und dann auf dem nächſten Dachgiebel wieder mit ſtolzgehobenem Schopfe krähen und auf die kleine Welt herunterblicken.

Der Vorwurf der Unpopularität trifft unſre Philoſophen faſt ohne Ausnahme. Sie haben von den Griechen und Scholaſtikern eine fremde Terminologie entlehnt, anfangs ſelbſt noch lateiniſch geſchrieben und auch noch in der neueſten Zeit ſich darin gefallen, immer neue fremde Wörter zu ſchmieden. Dies hat ihnen zwar in den Augen des Volks ein ehrwürdiges Anſehen und ſelbſt den gewöhnlichſten Gemeinplätzen einen Anſtrich von tiefer Weisheit verliehen, das größere Publikum aber der Philoſophie

entfremdet, und diese zur reinen Schulsache gemacht. Oken, eben so patriotisch als gelehrt, hat gegen die fremde Terminologie geeifert, ohne jedoch etwas auszurichten, ja ohne selbst sie vermeiden zu können. Die Schwierigkeiten der philosophischen Sprache werden noch verwickelter durch den eigenthümlichen und willkührlichen Gebrauch, den jeder einzelne Philosoph davon macht. Schlagen wir die erste beste Seite in philosophischen Werken auf, was klingen uns für ganz verschiedne Namen in Leibnitz, Wolf, Kant, Fichte, Schelling, Hegel entgegen. Die fremden Wörter sind indeß in ihrer Verschiedenheit noch die deutlichsten; die deutschen werden bei ihrer Gleichheit durch den verschiednen Gebrauch, je gemeinverständlicher sie an sich sind, desto undeutlicher in der Philosophie. Man hat daher ganze Bücher geschrieben, um nur die wahre Bedeutung der Ausdrücke: Vernunft, Verstand, Geist, Herz, Gemüth, Gefühl u. s. w. auszumitteln. Doch ist deßfalls noch kein allgemeiner Sprachgebrauch angenommen. Die Schwierigkeiten der Sprache sind denen des Denkens gefolgt. Die Denkkraft arbeitete sich mit unendlicher Anstrengung, aber nur stufenweise, aus der alten Unklarheit heraus und mußte für jede neue Entdeckung auch eine neue Sprache schaffen. Eine mühsame, umständliche, weitläufige Darstellungsweise war unvermeidlich, weil erst durch sie der Weg zu immer einfachern

Begriffen führte. Nichts wird schwieriger errungen, als was sich nachher gleichsam von selbst versteht. Die meisten Philosophien, ja in gewisser Rücksicht alle frühern, sind nur Studien, Vorarbeiten. Der große Kepler mußte viele hundert Folioseiten voll Zahlen schreiben, bis jene einfachen allbekannten Gesetze, die nun jeder ohne Mühe begreift, das Resultat seines eisernen Fleißes waren. So verhält es sich mit vielen deutschen Philosophen, besonders vor Kant. Wenn wir auch nur mit einem ästhetischen Widerwillen die dürren und oft täuschenden Rechnungen des Verstandes verlassen, so müssen wir doch gestehn, daß sie nothwendig waren. Am meisten fällt uns bei fast allen unsern Philosophien die sogenannte wissenschaftliche Form auf, die in systemathischen Tabellen, Classen und Paragraphen sich gefällt. Wie weit sind wir von der Majestät orientalischer Dogmatik, von der Anmuth Platonischer Kritizismen entfernt. Doch muß uns auch wieder dieses dürre Systematisiren als nothwendig erscheinen, und gerade einige Versuche, namentlich der Kantianer, in der Form zu platonisiren, sind sehr unreife Produkte geblieben. Den würdigsten philosophischen Styl hat Görres; denn sein System hat die erhabenste Einheit, weil es ganz mystisch ist, und in der Mannigfaltigkeit wieder die größte Fülle von Schönheiten, weil die mystische Einheit in einer durchgreifenden Symbolik von Geist,

Natur und Geschichte enthüllt wird. Dieß gibt den Schriften von Görres die biblische Kraft und die orientalische Pracht. Wir glauben uns, wenn wir in ihn uns einstudiren, in einem unermeßlichen kühnen gothischen Dom, die hohen Bogen, Säulen, Wölbungen, wunderbar verschlungen und an einfache Punkte geknüpft, und eine ganze Welt in Steinbildern darin verbaut, und über dem Ganzen schwebend ein Ausdruck des Heiligen, die Majestät eines unsichtbaren Gottes, und im Tempel brausend ein Posaunenton, der sein Herold ist. Görres priesterliche Salbung und prophetische Donnerstimme sind dem Dogmatismus durchaus angemessen. Dieser soll immer seyn und ist bei Görres das Werk eines plastischen Naturtriebes, unwillkührliche, unverfälschte Offenbarung der eingebornen Idee und genau wie beim Dichter das freie Wachsthum einer eigenthümlichen Blume des Geistes, unter den verschiedensten Bedingungen der Cultur doch die übermächtige Naturkraft, die sich selbst den Charakter bestimmt. Der Dogmatiker ist in einer beständigen begeisterten Schöpfung begriffen und es ist kein gutes Zeichen, wenn er aus den prophetischen Visionen erwacht und sich selbst kritisirt. Nur der Kriticismus darf und soll dieser Begeisterung entbehren und den Gedanken als objektives Product von der subjectiven schöpferischen Gluth trennen. Die Dogmatiker haben aber den Kritikern

noch immer zuviel nachgegeben, und ihre blühenden Gärten in Festungen verwandelt und unter das Wasser kritischer Reflexionen gesetzt, um sie gegen Angriffe zu schützen. Görres hat seine Natur am freiesten und kühnsten walten lassen, und steht deßhalb eben so hoch als einsam unter den Philosophen. In Jakob Böhme wirkte die Natur eine ähnliche Erscheinung, doch diese wunderbare Blume blühte nur in der Nacht. In Novalis rang die angeborne Natur gegen die fremde Form, ohne sie ganz besiegen zu können. Sondern sich die Elemente mehr und mehr, so wird der Dogmatismus in der organischen Plastik eines Görres die freieste, schönste und nationellste Entwicklung finden, der Kriticismus aber allerdings die platonischen Formen ausbilden müssen, die seinem polemischen Charakter am meisten angemessen sind.

Gehn wir zu den Wirkungen über, welche die Philosophie in den untergeordneten Wissenschaften und im Leben hervorgebracht, so erscheinen dieselben durchaus natürlich und im Wesen der Philosophie begründet, weil diese jeder Erkenntniß, wie jedem Handeln das höchste Gesetz vorschreibt. Die Philosophie hat die gesammte Cultur unermeßlich befördert, indem sie überall centralisirt und vereinfacht hat. Sie hat auch in ihrer Einseitigkeit die einzelnen Seiten der Wissenschaft und des Lebens je in das glänzendste Licht gesetzt und für die verschiedenen Stim-

men des Zeitalters immer den Grundton angegeben. Sie hat zwar, weil sie nur gelehrt ist, das gesammte Volk nicht zu sich erhoben, doch mittelbar durch ihre Wirkungen auf die übrige Literatur große Ideen und wohlthätige Maximen verbreitet. Dagegen sind auch alle Mängel, Irrthümer und Widersprüche der Philosophie auf die Praxis übergegangen, je nachdem man einzelne Wissenschaften nach den Principen der verschiednen Philosophien behandelt hat. Noch öfter sind wahre Principe falsch oder mangelhaft angewandt worden, und um diese Fehler zu vermeiden, haben andre der Philosophie gänzlich entbehren zu können geglaubt und ein geistloses empirisches Verfahren der Windbeutelei vager Theorien vorgezogen. Auf der einen Seite sehn wir oberflächliche Gesellen den philosophischen Ton anstimmen, um ihren Mangel an soliden Kenntnissen zu verbergen, oder um mit der Unwissenheit wohl gar zu prahlen. Das Begreiflichste wird in vornehmen, die Sache verdunkelnden, meist geborgten Redensarten vorgetragen. Elende Fetzen dieser oder jener Philosophie, die der Student mit ins Philisterium gebracht, werden in theologischen, historischen, pädagogischen und eben so oft in poetischen Werken angebracht. Wer die nöthige Erfahrung, die nöthigen Detailkenntnisse nicht hat, hilft sich mit einem Surrogat von Philosophie und bildet sich ein, das Höchste geleistet zu haben,

wenn er in hohem Tone spricht. Mancher Dichter, der seinem Helden keine Natur zu geben weiß, stattet ihn mit philosophischen Phrasen aus. Selbst Schulmeister quälen hie und da die unmündige Jugend mit dem Wust einer unverdauten Philosophie. Auf der andern Seite finden wir einige an Erfahrung gereifte und hochgelehrte Männer, die von der Philosophie wenig oder nichts wissen wollen, die sie gelegentlich verachten und höhnen, weil sie die Widersprüche derselben nicht vereinigen können und oft sehr wohl wissen, auf welche schwankende Grundlagen manche Speculation ihre Luftschlösser baut. Diesen schließen sich sodann die Pedanten und Kleinkrämer an, die in der großen Rechenkunst des Lebens nur bis zum Addiren gekommen sind und nur je die einzelnen Thatsachen der Erfahrung zusammenhäufen. Sie sammeln und erzählen, bekümmern sich aber um keinen Grund und keine Folge. Sie nennen sich die Praktischen und üben eine große Herrschaft in Schulen und Staatsämtern. Auch viele geniale, poetische, fromme und lustige Naturen widerstreben der Philosophie, weil die Strenge derselben oder die systematische Form sie abschreckt. Endlich lebt die Orthodoxie aller Confessionen in einem beständigen kleinen Kriege mit den Philosophen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn man findet, daß die Philosophie so manche Verunglimpfung, so mancher Spott getroffen.

Witzige, gescheite Leute haben den Stoff dazu aus den Mängeln der Philosophie entlehnt, die Dummen und Bösen unbewußt aus ihren eignen Mängeln.

Göthe's Faust und anderwärts viele Ausprüche dieses Dichters haben der Philosophie in den Augen der Menge einen gewaltigen Stoß beigebracht. Sofern von der gelehrten Pedanterei die Rede ist, hat der Dichter immer Recht. Wenn der Philosoph, gleich jenem heroischen Archimedes, selbst durch die Todesgefahr, geschweige durch des Dichters Tadel, sich nimmer stören läßt im Forschen und Untersuchen, so mag der Dichter, der Liebling der Natur, an der Seite dieser Natur, ihre Unerforschlichkeit, den ewigen Talisman, womit sie uns bezaubert und beherrscht, vertheidigen. Er mag einem schalkhaften Amor gleich seine Venus vertheidigen und den zudringlichen Philosophen verblenden und verwirren. Der Streit der Philosophie und Poesie, der uralt ist, soll in keine Gehässigkeit ausarten, vielmehr das schöne Wechselspiel unsrer edelsten Kräfte bleiben, und wer aus der Menge sich mehr dem Denker, oder mehr dem Dichter verwandt fühlt, mag wählen nach Gefallen.

Im Besondern hat jede große philosophische Schule einer Richtung des Zeitalters entsprochen, in Wechselwirkung sie erzeugend und von ihr erzeugt. Man kann selten unterscheiden, wiefern ein Mann mehr auf seine Zeit, oder diese mehr auf ihn gewirkt.

Große Geister sind nur die Spiegel der Zeit, durch die sie eben geschliffen werden.

Wenn wir durch jeden, der auf isolirter Bahn etwas Großes geleistet, uns im Einzelnen belehren lassen müssen, so sollen wir doch immer den Blick nach den universellen Geistern, den Polarsternen des Himmels richten, um welche die größte Sphäre sich umwälzt. Zwar eine ewige Kluft ist festgestellt zwischen der Weisheit Gottes und der der Menschen; doch eine Stelle gibt es, wo auch der menschliche Geist am höchsten steht, und die freieste und reichste Aussicht zugleich gewinnt. Heil dem Genius, in welchem der Sinn für die Natur, die moralische Kraft, der Scharfsinn des Verstandes, die tiefe Innigkeit des Herzens in einer höchsten Einheit verbunden liegen, in dessen reingestimmter Seele die Accorde voll erklingen, in denen alles Lebens Harmonie gedeutet wird. Geister wie Kant, Schelling, Görres zeigen uns erst, was die Welt ist, indem sie sie in ihrem Geiste spiegeln, und was der Geist ist, indem sie ihn in der Welt spiegeln. Je weiter aber die Welt erschlossen wird, desto größer werden die Geister, je größer die Geister sind, desto größer schaffen sie die Welt. Der höchste Triumph des Philosophen ist, daß er von innen heraus die Welt durch die Erkenntniß neu schafft und bildet wie ein Kunstwerk, daß er immer freier wird, je mehr er sie begreift, daß die größte

Last des Wissens seinem Genius die leichtesten Schwingen leiht. Der höchste Triumph der Philosophie ist dagegen, daß sie niemals alleingültig wird, daß sie die Erkenntniß der Welt stets an die Eigenthümlichkeit geistiger Naturen knüpft, daß sie die Welt immer nur im Spiegel eines individuellen Geistes zeigt, daß folglich der größte Philosoph den größern nicht ausschließt. Man kann die Philosophie mit der Musik vergleichen. Die Philosophen spielen auf der Welt. Hier und dort vernehmen wir die wunderbarsten und herrlichsten Melodien. Wir bedauern die Schüler, die dem Instrumente nicht gewachsen sind, weil die tönereichste Flöte dem Ungeschickten doch nur ein Holz ist. Wer aber ist ein Meister der Gegenwart und glaubt, der Quell der Töne sey erschöpft und versiegt durch seine Kunst? Immer neue Meister erben das Instrument, das nie verwüstet wird. Es reihen sich Blumen an Blumen und Menschen an Menschen. Der Himmel ist gewölbt aus vielen Sternen und Gottes Tempel ruht auf vielen Säulen.

Was wir von der Philosophie in Zukunft ganz bestimmt nicht zu erwarten haben, ist 1) Vereinigung der reinen Verstandesansichten unter einander. Ich gebe nicht einmal zu, daß die philosophischen Abstraktionen sich verhalten, wie die mathematischen, und mithin in Uebereinstimmung zu bringen sind. Die Zahlen und Größen, womit die Mathematik zu

thun hat, sind da, aber die Philosophie muß ihren Gegenstand erst suchen. Jene hat es mit Formen, diese hat es mit der Sache selbst zu thun. Die Philosophie wird sich immer nur über die auf alles passenden logischen Formen vereinigen, aber niemals über die fehlende Sache. Es kann zuletzt nur eine Logik geben, aber es wird, so lange die Menschen denken können, niemals blos eine Metaphysik geben. Denn wo sucht der Verstand die Sache? der Verstand des Einen sucht sie hier, der des Andern dort, und am Ende ist es nur die bei jedem Menschen verschieden gestimmte Phantasie, die auf den bei jedem Menschen gleich organisirten Verstand unmerklich einwirkt, und dessen sich gleich bleibende Formen so oder anders handhabt. Kein Mensch hat eine andere Logik als der Andere, aber jeder hat eine andere Metaphysik, weil er eine andere Phantasie hat. 2) Noch viel weniger wird jemals eine vollkommene Vereinigung zwischen den Denksystemen und den Anforderungen des Gemüthes in Liebe, Sehnsucht und Andacht Statt finden. Der Verstand wird ewig alles aufklären wollen, das Gemüth wird ewig alles in ein Geheimniß und Wunder verwandeln, und so werden sie ewig neben einander wirken, ohne sich je zu durchkreuzen und in eins zusammen zu fallen. 3) Endlich wird die Philosophie am allerwenigsten jemals ihr Ziel erreichen. Wir werden, hier auf Er-

den wenigstens, niemals alles wissen, alles mit Gottes eignen Augen sehen, wie es ist und seyn muß. Ein heiliges Geheimniß, ein Wunder, ein nie zu lösendes Räthsel wird ewig übrig bleiben, wie viel weiter wir auch sonst noch kommen mögen, wie viel klarer wir noch mögen denken lernen, und wie viel mehr sich noch die Sehnsucht unsers Gemüthes läutern und veredeln mag.

Was wir aber gewiß von künftigen höhern Entwicklungen der Philosophie zu erwarten haben, ist folgendes: 1) Eine unvorausssichtliche Menge neuer Systeme, denn die erfindende Phantasie ist schlechterdings unerschöpflich, und die Denkformen lassen sich gerade, je weiter sie ausgebildet werden, desto bequemer von der Phantasie handhaben. Es ist wahrscheinlich, daß die Reaktion des Gemüths gegen den Verstand die Phantasie beflügeln wird, und daß der vorzugsweise logischen Epoche von Descartes bis Hegel eine vorzugsweise phantastische folgen wird, die denn auch in dem Uebergange der Naturphilosophie zur Mystik schon vorbereitet wird. Selbst die Vorliebe für die altorientalische Symbolik, die in neuerer Zeit herrschend geworden ist, hängt damit zusammen, so wie überhaupt die auffallende religiöse Richtung unsers Jahrhunderts. Hat die Philosophie oft genug gestrebt, die Religion verständiger zu machen, so wird die Religion auch gewiß die Philosophie gemüthlicher

und bildlicher machen wollen. Dies kann möglicherweise bis zum Extrem gehen, und wird dann wieder nüchternere Ansichten als ihr natürliches Gegengewicht hervorrufen. 2) Statt der gehofften Aufhebung der Gegensätze, werden wir immer schärfere Sonderung derselben erleben. Wir werden allerdings mehr mit uns selbst, und mit der Welt ins Reine kommen, aber dann werden wir eben immer deutlicher einsehn, erstens, daß wir keine Brücke in den Himmel zu schlagen im Stande sind, daß all unser Wissen und Thun beschränkt und endlich ist, und zweitens, daß der ganze Trieb und Reiz unsers geistigen Daseyns im Gegensatz, Wechselspiel und Kampf des Gemüthes und Verstandes besteht, und daß wir dieselben eben so wenig vereinigen können und sollen, als wir den reizenden Gegensatz der beiden Geschlechter aufheben, und aus Mann und Weib einen Hermaphrodyten oder ein geschlechtsloses Neutrum machen dürfen. Diese Einsicht wird dann die wohlthätige Folge haben, daß wir künftig nicht mehr eins um des andern willen verachten und verdammen, sondern uns an beiden zugleich erfreuen werden, an der kühnsten Freiheit des Denkens, wie an der liebevollsten Demuth des Gemüthes. 3) Indem wir einer neuen Epoche der Philosophie entgegengehn, sind wir auch an den Wendepunkt gelangt, von wo aus wir am besten zurückblicken und den bisherigen Gang

der Philosophie übersehn können. Es scheint also auch, als ob die Geschichte der Philosophie von nun an eine immer klarere und umfassendere Behandlung erwarten dürfe. Dies ist denn nun der Hauptgewinn der Philosophie, das, was von allen Wahrheiten und Irrthümern der Einzelnen am Ende übrig bleibt. Wenn kein einzelner Philosoph uns genügen kann (genügt er je sich selbst?), so ist doch ein grosses Gemälde aller menschlichen Philosophien neben den Gemälden, welche die Geschichte der Religionen, die Kunst und die politische Geschichte selbst uns darbieten, das interessanteste und belehrendste Schauspiel für den menschlichen Geist. Wir suchen die Sonne und sie blendet uns. Blicken wir aber rückwärts, so sehn wir die unermeßliche Landschaft, die von dieser Sonne beleuchtet ist. Jene in ihrem hellsten Glanz doch unsichtbare Sonne ist die Wahrheit, und diese schöne Landschaft ist die Geschichte der Philosophie, das wunderbare Panorama eigenthümlicher Geister, die kühner als gewöhnliche Künstler, der ganzen Welt ihr Gepräge ausdrücken und in unzähligen Bildern der Welt nur sich selbst darstellen.

Ende des ersten Theils.

Wolfgang Menzel's

deutsche Literatur.

II.

Die deutsche Literatur

von

Wolfgang Menzel.

Zweite vermehrte Auflage.

Zweiter Theil.

Mit Königl. Würtemb. Privilegium.

Stuttgart 1836.
Hallberger'sche Verlagshandlung.

Pädagogik.

Unser gegenwärtiges Erziehungswesen hat dreierlei Principe in sich, das Princip der Gewohnheit, das Princip der politischen Zweckmäßigkeit und das Princip des philosophischen Optimismus. Demnach sind auch seine Organe dreifach. Die alte Gewohnheit herrscht im Hause, in der Familie. Einem politischen, ehemals mehr kirchlichen Zwecke dienen die öffentlichen Schulen und Universitäten. Der Optimismus endlich hat sich Privat-Erziehungsanstalten erschaffen.

Jetzt macht Eines neben dem Andern sich geltend. Wie denn in unsrer Zeit alles chaotisch beisammen ist, wie hier alle religiösen Confessionen, alle philosophischen und politischen Meinungen, alle Geschmacksansichten im großen Lebermeer zusammenschwimmen, das die Alten prophetisch in unserm Norden voraus-

saben, so gähren auch in der Erziehung alle Elemente durcheinander. Der historische Gang war aber folgender. Anfangs lag die Erziehung ganz in der Hand der Familien, dann kam sie an die Kirche, später wurden alle Klosterschulen Staatsanstalten, und endlich sind wieder diesen conservativen Instituten, Privatschulen im reformistischen Sinne der neuen Zeit entgegengestellt worden.

Das Familienleben war uns Deutschen immer heilig. Von hier ging zu allen Zeiten der bessere Geist aus, der wieder gut machte, was durch größere gesellschaftliche, kirchliche, politische Institute oder Nachahmung der Ausländer verdorben worden war. Schon in grauer Vorzeit war das Familienleben der Hort germanischer Freiheit, gegenüber den zügellosen Gefolgen und der daraus hervorgehenden Dienstbarkeit. Sogar dem allmächtig gewordnen Papstthum gegenüber hat der Einfluß deutscher Häuslichkeit in Erziehung, Sitten und Neigungen sich erhalten. Nahm die katholische Kirche auch einen Theil der Bevölkerung, als ihre Diener ausschließlich in Anspruch, so ließ sie doch die übrigen gewähren. Erst nach der Reformation und durch die Reformation entstand jene Schulgelehrsamkeit, die sich auch über die Laien erstreckte, und die gesammte Jugend in ihr Kerker sperrte. Erst von dieser Zeit an, trat die Familie und mit ihr überhaupt die Erziehung des ganzen

Menschen in den Hintergrund und dagegen die Schule und mit ihr der bloße Unterricht, die einseitige Abrichtung des Geistes, wobei Herz und Körper vernachläßigt blieben, in den Vordergrund.

Alsbald entwickelte sich die ganze Consequenz dieser unnatürlichen Einseitigkeit, gegen welche zwar jetzt schon eine mächtige Reaktion eingetreten ist, die aber uns Lebenden allen noch ihre Martern hat fühlen lassen und sie vielleicht noch unsern Kindern und Kindeskindern nicht ersparen wird.

Im Gegensatz gegen die Scholastiker, die unwissend, geschmacklos und schamlos das einfache Christenthum ungefähr eben so verdrehten und in Zusätzen erstickten, wie die Juristen das Recht, hatten sich nicht lange vor der Reformation alle schönen und starken Geister dem Humanismus d. h. den humanen, allgemein menschlichen (nicht blos kirchlichen) Studien und hauptsächlich dem Studium der griechischen Sprache ergeben, in der doppelten Absicht, theils durch sprachliche Untersuchung des griechischen Evangelientextes die Einfachheit der christlichen Lehre wieder herzustellen und vom Wust der Scholastiker zu säubern, theils aus der altgriechischen Literatur die verlorne Kunde des hochgebildeten Alterthums und eine unzählige Menge nützlicher Kenntnisse zu schöpfen. Das war sehr preiswürdig.

Nun siegte aber die von den Humanisten ausge-

gangene Reformation. Die Humaniſten waren nicht mehr die Opponenten gegen die Kirche, ſie herrſchten jetzt in der Kirche. Sie nahmen daher etwas Pfäffiſches an.

Die proteſtantiſchen Schulen bekamen einen unverkennbar theologiſchen Anſtrich. Auf den Univerſitäten duldete die theologiſche Fakultät nur die juridiſche und mediciniſche neben ſich und die letztern theologiſirten zur Geſellſchaft nicht wenig; die philoſophiſche Fakultät emancipirte ſich erſt ſeit Thomaſius im achtzehnten Jahrhundert. Noch weit einflußreicher war aber die Theologie auf den niedern Schulen, und die Dorfſchulmeiſter prügelten der lieben Jugend ausſchließlich den lutheriſchen oder heidelberger Katechismus ein.

Der Einfluß der Theologie' beurkundet ſich aber hauptſächlich in der officiellen Achtserklärung, die den menſchlichen Körper von Seite der Schule und der Kirche traf. Man hielt den Leib für das Rüſthaus des Teufels, für eine Sammlung aller Gebrechen und Laſter, man nannte ihn mit Vorliebe nur den Madenſack oder das übertünchte Grab, und ſtellte ihn in unzähligen Predigten, Moralſchriften und bildlichen Allegorien, (die überhaupt im ſiebenzehnten Jahrhundert ſehr Mode waren) unter dem charakteriſtiſchen Bilde eines Eſels dar, der mit der himmliſchen Sapientia kämpft, und bald

breit an des Herrn üppiger Tafel sitzt, während die arme Sapientia hungrig an der Thüre steht, bald unter entsetzlichen Prügeln vom Tische vertrieben, dieser Dame weichen muß. Das war die allgemeine Vorstellung, die man vom Körper hatte, und sie hing sehr genau mit den Sitten der Zeit zusammen. Seit Erfindung des Pulvers war die ritterliche Körperkraft entbehrlich geworden; die Herrn, vormals in Turnieren sich tummelnd, legten sich jetzt auf alle faule Laster. Die Fürsten gingen mit ihrem schlechten Beispiel voran, und zwar vorzugsweise die protestantischen, denn da sie seit der Reformation vom Papst gänzlich und vom Kaiser beinahe unabhängig geworden waren, erkannten sie keinen Sittenrichter mehr über sich und überließen sich thierischen Begierden; sie soffen so entsetzlich, daß sie auf offnem Reichstag beschließen mußten, sich in dieser Beziehung etwas zu mäßigen, um der Welt kein zu großes Aergerniß zu geben. Sie erbauten Lusthäuser und bevölkerten sie mit Maitressen. Der alte kräftige Landadel wurde in ihrem Dienst ein weichlicher Hofadel. Auch die Bürger legten die Waffen ab und wurden Philister mit runden wohlgenährten Bäuchen. Die geknechteten Bauern kannten schon lange nichts mehr, als ihren Eulenspiegel. So kam es, daß man beim menschlichen Leibe an nichts mehr dachte, als an Fressen und Saufen. Unfläthereien in Worten und Werken war

allgemeine Tagesordnung, wie die ganze Literatur zweihundert Jahre abwärts von Luther bewies. Die Theologen hatten nun freies Spiel, den Körper für dessen Tugenden man keinen Sinn mehr hatte, wegen seiner Laster herabzuwürdigen. Hatten schon in der frühern weit kraftvollern Zeit die altdeutschen Maler, die bekannten nazarenischen Magerkeiten bleicht und das Fleischliche so viel als möglich verhäßlicht oder verschwinden gemacht, um das Geistige allein hervorleuchten zu lassen; so mußte in der spätern schon verdorbnen Zeit der wirklich durch Ueppigkeit und Laster herabgewürdigte Körper noch viel mehr von der ihm gebührenden Bedeutung verlieren und der Verdammung der Zeloten Preis gegeben seyn.

Die Folge davon war, daß die Schule nicht die mindeste Rücksicht auf die kirchliche Erziehung und Bildung nahm, vielmehr ausdrücklich darauf hinarbeitete, den Körper schon in der Jugend durch Stillsitzen und Hocken über den Büchern abzuschwächen, damit er nicht muthwillig werde. Sapientia sollte allein regieren, man schlug also unbarmherzig auf den Esel los und ließ ihn in einem finstern Winkel halb verhungern. An eine gleiche Berechtigung des Körpers und des Geistes, an eine harmonische Bildung beider dachte damals niemand. Der Körper war der verachtete Paria, der Geist dagegen der allein heilige Bra-

mine, und eine Gemeinschaft zwischen beiden würde für unglaublich gehalten worden seyn.

Das theologische Element herrschte also auf den protestantischen Schulen und Universitäten vor. So wie aber die Stürme der Reformation sich legten, so wie die weltlich gesinnten Höfe, der seinem Erwerb nachgehende Bürger, der wieder friedlich ackernde Landmann, wie überhaupt die Laien ihren Fanatismus abgelegt hatten und sich für die kirchlichen Zänkereien nicht mehr interessiren wollten, drehten die protestantischen Theologen ein wenig die Fahne nach dem veränderten Winde. Wie der Staat der Kirche, so gewann die Jurisprudenz der Theologie den Rang ab, und in die theologische Fakultät selbst kam ein Bestreben zu politisiren und zu judiciren. Sie stritt nicht mehr so häufig über die reinen kirchlichen Dogmen, aber desto eifriger über die Frage, welche der christlichen Confessionen das bessre Werkzeug, die zuverläßigere Magd der weltlichen Monarchie sey. Sodann mischte sie sich auch in die bürgerliche Gerichtsbarkeit durch Unterstützung des Hexenwesens und durch Anschürung der Hexenfeuer, die erst jetzt ungeheuer überhand nahmen.

Inzwischen war es der Kirche und Schule nicht beschieden, auf diesem politisch-juridischen Abwege ins Verderben zu stürzen, obgleich sie schon weit gekommen waren. Sie hatten die erste Probe des

Serviliſmus, der Denunciationen, des polizeilichen Dienſteifers, kurz der politiſchen Hundewuth überſtanden. An den meiſten damaligen Univerſitätsprofeſſoren und Schulinſpektoren hätte es nicht gelegen, wenn alles Heilige und alles Wiſſen in einer neuen proteſtantiſchen Scholaſtik untergegangen wäre, die in einem barbariſchen Latein wie die ältere Scholaſtik, ein noch weit gottloſeres Verfinſterungsſyſtem predigte.

Von ihr ſein Volk zu erretten, ſtand der noch immer nicht genug gekannte und geſchätzte Thomaſius auf, der größte Geiſt ſeiner Zeit, der ihre Gebrechen mit wunderbarer Klarheit durchſchaute. Nur ſein Sieg über den Aberglauben, und die durch ihn bewirkte Abſchaffung der Hexenprozeſſe hat ihn berühmt gemacht. Das was er ſonſt noch wollte, iſt zum großen Theil vergeſſen worden, weil er es in ſeinem gar zu erbärmlichen Zeitalter nicht durchſetzen konnte. Doch verdankte man ihm den Sieg der deutſchen Sprache über die lateiniſche in der gelehrten Literatur, den Aufſchwung der philoſophiſchen Fakultät über die theologiſche, juridiſche und mediciniſche, und damit zugleich den Sieg der Denk- und Studienfreiheit über den bereits eingeſchlichenen Serviliſmus, die unermeßliche Entfaltung aller noch im Keime ſchlummernden wiſſenſchaftlichen Ideen, die erſt jetzt üppig hervorbrechen konnten, nachdem die

alte dreifache Mauer der drei herrschenden Fakultäten von der philosophischen durchbrochen war. Thomasius wollte noch mehr, er wollte den Unterschied der Fakultäten überhaupt aufheben, er glaubte, daß es nur eine allgemeine menschliche Bildung geben dürfe; er wollte aus den verknöcherten Kirchen- und Staatssklaven wieder freie und natürliche Menschen gemacht wissen.

Da er es wagte, die damals unter den Protestanten vorherrschende Lehre, daß alles, was vom weltlichen Fürsten komme, unmittelbar von Gott komme, und daß eben deßhalb die Fürsten alle lutherisch werden sollten, mit gerechtem Zorne zu verwerfen, kam er in Gefahr des Lebens und der Freiheit. Vor dem Prälaten Pfaff in Tübingen war der größte Vertheidiger jener servilen Lehre der Oberhofprediger Masius in Coppenhagen. Gegen diesen schreibt Thomasius: „Ich bin der Meinung, daß es eine unanständige Sache sey, seine Religion hohen Potentaten wegen der zeitlichen Interessen zu rekommandiren. Ein anderes ist, wenn man der wahren Religion Schuld gibt, daß sie dem Interesse des gemeinen Wesens zuwider sey, ein anderes, wenn man behaupten will, daß sie den zeitlichen Nutzen großer Herren an und für sich selbst befördere. Jenes ist offenbar falsch, wannenhero auch die Väter erster Kirche der christlichen Religion, soviel diesen Punkt betrifft, öfters

das Wort geredet. Aber daraus folget das Andre nicht. Die wahre Religion zielet nur auf das ewige Wohl. Dieſes aber iſt nicht nothwendig mit dem zeitlichen verknüpft, zu geſchweigen, daß das zeitliche Intereſſe ſo ein wächſernes Wort iſt, daß ſich ſolches nach eines jeden ſeiner Meinung gar leichte drehen und formiren läßt." Aber das durfte man damals nicht ſagen. Mit genauer Noth entfloh Thomaſius aus Leipzig, wo man ihm Ketten bereitete und all das Seinige konfiscirte. Zu Coppenhagen wurde ſeine Schrift als majeſtätsverbrecheriſch verbrannt, denn niemand ſollte zweifeln dürfen, ob etwas, was vom König von Dänemark komme, auch von Gott komme. Und wodurch wurde Thomaſius gerettet? Auch nur durch eines Fürſten Intereſſe. Der erſte König von Preußen nämlich lebte in einer natürlichen Oppoſition gegen Oeſtreich und Sachſen, deren politiſchen Einfluß auf Deutſchland er durch jedes Mittel zu neutraliſiren ſuchte. Daher durfte Pufendorf über die Reichsverfaſſung ſpotten, darum wurde Thomaſius nach Halle berufen, um der ſächſiſchen Gelehrſamkeit, über welche damals noch nichts ging, eine neue preußiſche entgegenzuſtellen. Darum wurde ſogar der Pietiſt Franke, des Thomaſius treuer Freund, Mitkämpfer und Leidensgenoſſe, als neue preußiſche Celebrität den abgetackelten ſächſiſchen Kirchenheiligen entgegengeſtellt.

Unter dem Schutze dieses preußischen Interesses aber gedieh das Gute, was Thomasius wollte, und wenn sich auch keineswegs von da sein freier Geist weiter ausbreitete, so doch die deutsche Sprache, die er in die Wissenschaften wieder einführte, und die Belebung aller in die philosophische Fakultät gehörigen freien Studien des Geistes, der Geschichte, der Natur. Als er zum erstenmal eine deutsche Vorlesung hielt, standen allen Professoren in Deutschland die Haare zu Berge und man schrie Zeter über ihn. Umsonst hatte Luther sein schönes körniges Deutsch geschrieben, alle Theologen, Juristen, alle Gelehrte, selbst die gekrönten Poeten schrieben wieder lateinisch und nur den leichtfertigen Versemachern der damals herrschenden schlesischen Poetenschule verzieh man ihr armseliges Deutsch. Daher legte es die Universität Leipzig 1685 als ein „erschreckliches, und so lange die Universität gestanden habe, noch nie erhörtes crimen" aus, daß Thomasius deutsch las. Die Studenten liefen aus der ersten Vorlesung davon, weil er ihnen zu freisinnig war. Die armen Tropfen hatten keinen Begriff mehr von Wahrheit und Natürlichkeit, geschweige von dem, was ehemals der deutsche Freimuth hieß. So wollte man die Studenten haben und so wären sie geblieben, wenn der edle Geist des Thomasius nicht dennoch allmählig auf die Erbärmlichen gewirkt hätte.

Vom Haß der Collegen verfolgt, von der Seelenlosigkeit der jungen Leute nicht unterstützt, konnte Thomasius in Leipzig nichts ausrichten, ausser durch ein über ganz Deutschland verbreitetes, zum erstenmal in deutscher Sprache geschriebenes Journal, worin er dem ganzen gelehrten Unsinn seines Zeitalters den Krieg erklärte. Er kleidete alles in ein Gespräch ein, das zwischen einem praktischen Kaufmann, einem diplomatisirenden Cavalier, einem gründlichen Gelehrten und einem orthodoxen Dummkopf, dem Repräsentanten aller damaligen Buchstabengelehrsamkeit geführt wurde. Schon diese Einkleidung zeigte, daß er die Gelehrsamkeit zur Natur und zum praktischen Leben zurückführen und die Scheidewand zwischen den lateinischen Gelehrten und dem übrigen deutschen Volke zertrümmern wollte. Später in Halle suchte er sich ebenfalls ein größeres Publikum, auch ausser seinem Auditorium durch populäre Schriften zu erhalten, z. B. durch seine Philippika gegen die Hexenprozesse, durch eine Vernunftlehre, durch eine vortreffliche Schrift über den Staat, welche die dummen Begriffe davon besser aufklären sollte, durch eine leider damals noch nichts fruchtende Schrift gegen die Tortur ꝛc.

Hatte er nun ein Princip allgemeiner menschlicher und deutscher Bildung im Gegensatz gegen die fakultätsmäßige und lateinische geltend gemacht, das

wenigstens später durchdrang, so darf auch nicht übersehen werden, daß er als Freund und Rathgeber des berühmten Franke in demselben Halle wahrscheinlich auf dessen pädagogische Ideen großen Einfluß gehabt hat, und daraus mag es sich auch erklären, warum Franke zum erstenmal die s. g. Realien (Unterrichtsgegenstände zum Gebrauch im wirklichen Leben, deutscher und neuer Sprache, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte im Gegensatz gegen den nur die alten todten Sprachen pflegenden Humanismus) in seinem Hallescheu Waisenhause einführte, ein Beispiel, das freilich damals noch nicht von Andern nachgeahmt wurde. Nur die Jesuiten pflegten neben ihrer Scholastik auch so viele gründliche Realien, besonders Mathematik und Mechanik, als ihren politischen Zwecken gemäß war.

Es dauerte noch ein halbes Jahrhundert, ehe des Thomasius Ideen Eingang fanden, und auch dieses geschah nicht ohne mühselige Uebergänge. Man legte sich zwar auf allerlei s. g. philosophisches Wissen, neben dem Brodstudium der drei Fakultäten, aber die gelehrte Pedanterei ging von dieser nur auf die philosophische Fakultät über. Die Scholastik vertauschte abermals nur ihren Gegenstand. Die Silbenstecherei, die sich sonst mit Dogmen abgegeben, wurde jetzt auf die alten Autoren, auf die Grammatik, auf die Historie, auf fürstliche Stammtafeln, auf etymologische

Untersuchungen, auf eine Menge neuer gelehrter Spielereien angewendet. Der allgemeine Charakter dieser gelehrten Periode, die bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts reicht, war Polyhistorei, Vielwisserei, Gelehrsamkeit en detail ohne Kritik und ohne Überblick.

Indem die Schulen mit dieser Gelehrsamkeit überschwemmt wurden, litten sie zugleich unter der persönlichen Pedanterei der Lehrer. Die Wissenschaft fügte sich nicht dem Zwecke der Schule, wurde nicht den Fähigkeiten und Bedürfnissen der Jugend angepaßt und durch Männer, die dafür Gefühl hatten, faßlich und bündig vorgetragen; man machte bei allen Anstellungen ausser dem kirchlich-politischen Servilismus nur eine stupende sich immer mehr steigernde Gelehrsamkeit zur Bedingung und vertraute die Jugend Männern an, die, wenn sie auch die Gelehrsamkeit nicht blos wie ein Handwerk und mit Affektation trieben, sondern wirklich große Forscher waren, doch gerade wegen ihrer gelehrten Beschäftigungen und der dem Denker eigenen Liebe zur Einsamkeit nur selten zu Jugendlehrern taugten. Diesen Mißgriff machen die Regierungen noch jetzt. Immer noch stellt man eine Menge Gelehrte an, die nichts als Selbstdenker und Forscher sind, die nur zu einsamen Studien taugen, deren Charakter und Gewohnheiten, Methode und Organ schlechterdings nicht für die Jugend paßt, die

sich aus ihren für die Jugend allzu tiefen oder hohen, allzu verwickelten und unpraktischen Studien nicht herauswickeln können, um nur das Wenige in der Schule mitzutheilen, was dem jugendlichen Alter anpaßt; denen die Schule eine Marter ist und die auch wieder nur der Spott oder die Qual der Schüler sind.

Da in dieser unnatürlichen Verbindung der Gelehrsamkeit und der Jugendschulen die erste zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu überwiegen begann, so entfaltete sie sich auch in ihrer ganzen Consequenz, mit Beseitigung des pädagogischen Zweckes. Die Gelehrsamkeit als solche machte große Fortschritte und fing an, nachdem sie sich in der Polyhistorei erst über alle Gebiete des Wissens ausgebreitet hatte, sich durch Kritik von den menschlichen Irrthümern zu reinigen, vor denen sich bisher der bloße Sammlerfleiß nicht gehütet hatte. Nun hing sich aber die Kritik wieder zunächst nur an die Form, nicht an die Sache, nur an den Buchstaben, nicht an den Geist.

Die Philologie, als bloße Sprachwissenschaft, wurde das Ein und Alles der Schulen. Sie ist daher für den Unterricht zum Theil so verderblich geworden, wie die äussern Gebräuche für den Gottesdienst. Wie dort die wahre Andacht unter mechanischen Spielen untergegangen ist, so hier das wahre Denken, die ächte Bildung unter dem mechanischen

Auswendiglernen bloßer Formen. Ich verkenne nicht die Nothwendigkeit der Philologie, den großen Einfluß, den Sprachkenntniß auf das Denken übt; aber eine Gränze muß gezogen werden, jenseit welcher der Geist nicht mehr mit Formen, vielmehr mit Sachen genährt werden muß. Ist es aber nicht die Mehrzahl der Philologen, die bei der Erklärung der alten Classiker vorzugsweise nur auf die Grammatik sieht, und den Geist, die Schönheit, den historischen, philosophischen oder ästhetischen Inhalt jener Alten nur in elenden Noten nebenbei berührt? Man sehe ihre Ausgaben an. Haben jene hunderte und tausende, welche die griechischen Dichter edirt und mit Noten versehen, nur das zehnte Theil von dem erläutert, was der einzige Schlegel darüber ausgesprochen? Wiegen alle jene gelehrten Lasten die wenigen Bände eines Wieland, Lessing, Herder, Winkelmann auf? Und ist nicht noch jetzt so vieles Herrliche des Alterthums für das größere Publikum ungenießbar, so oft es auch die Philologen behandelt haben, weil noch zu wenig freie Denker und schöne Geister dafür sich interessirt haben? So unermeßlich das Feld der Philologie ist, so ist es doch verhältnißmäßig noch immer sehr unfruchtbar geblieben. Der Aufwand von Menschen und Anstalten für die Philologie, der andern Wissenschaften entzogen worden ist, hat keineswegs gewuchert, wie man erwarten sollte.

Die Philologie ist das Mittel für die Zwecke andrer Wissenschaften, aber das Mittel ist selbst zum Zwecke geworden. Man soll die alten Sprachen lernen, um den darin uns überlieferten Inhalt zu verstehen, aber die Philologen betrachten diesen Inhalt nur als ein nothwendiges Übel, ohne welches die Sprache nicht seyn kann, und behandeln die alten Classiker so, als ob sie Schönes und Großes nur gedacht hätten, um die Grammatik anzuwenden. Jeder alte Autor ist ihnen nur eine besondre Beispielsammlung für die Grammatik. Man soll die Alten lesen um darnach zu leben, aber die Philologen meinen, man solle nur leben, um die Alten zu lesen.

Man hat in der neuesten Zeit in der Philologie ein bewährtes Mittel gefunden, den politischen Verirrungen der Jugend zu begegnen. Man hat gefunden, daß nichts so sehr den Feuereifer niederschlägt, und zu blindem Gehorsam gewöhnt, als diese Philologie, die das beflügelte Genie an den Bücherschrank kettet, und den Scharfsinn in die Grammatik, die Neuerungssucht in Conjecturen ableitet. Alle Springfedern des Geistes erschlaffen unter der Last der Buchstaben. Der Jüngling muß immer sitzen und verlernt das Aufstehn. Alle Freiheit wird erstickt unter der Last der Autoritäten und Citate. Der Jüngling muß nur immer lesen und auswendig lernen, und

verlernt das Selbstdenken. Alle wahre Bildung wird gehemmt durch die einseitige Betreibung des blos formellen Sprachunterrichts. Der Jüngling muß nur immer Wörter und Formen lernen, und gelangt nicht zur Sache. Er wird in die Schule gestoßen und der philologischen Dressur Preis gegeben. Die meisten sehn diese Dressur als eine Qual, das Amt als die einzige Befreiung an, und studiren nur auf das Examen los, indem sie so viel philologische Kenntnisse sammeln, als in den Kopf gehen wollen, um Sachen aber sich so wenig als möglich bekümmern, weil man nur vorzugsweise jene von ihnen verlangt.

So wurde die allerspitzfindigste Grammatik die Hauptangelegenheit unsrer gelehrten Schulen. Als ob es in der Welt nichts wichtigeres gäbe, wetteiferte die Kritik der Schulpedanten in den unnützesten Sprachgrübeleien und nöthigte die gesammte Jugend, diesem Enthusiasmus für das absolut Nichtige zu dienen. Nicht nur alle Realien, die deutsche Sprache, Mathematik, Geschichte, Geographie, Naturkunde, nicht nur jede körperliche Uebung, sogar die Religion wurde vernachläßigt und alle Zeit und aller Fleiß ausschließlich den alten Sprachen zugewandt. Wissen nicht viele meiner Leser aus ihrer Jugendzeit sich zu erinnern, daß die Philologen, die Lehrer des Griechischen und Lateinischen auf den Gymnasien eine Tyrannei ausübten, fast alle Stunden an sich rissen

und alle übrigen Fächer untergeordneten, verachteten Lehrern nur pro forma zuſchoben, damit die Fächer wenigſtens noch in der Liſte ſtänden? Wiſſen ſie ſich noch zu erinnern, daß den Schülern der frechſte Unfleiß und Hohn geſtattet war, wenn es jenen verpönten Lehrfächern galt, und daß nur Fehler gegen Buttmann, Thierſch, Grotefend als ein Sacrilegium angeſehen wurden? Man verlangte von den Schülern nichts, als daß ſie die Feinheiten des Atticismus und des ciceronianiſchen Styls, oder die Schwierigkeiten des Pindar und Plautus begriffen und dieſelben nachahmten. Der Hauptzweck der Philologie war übereinſtimmend auf beinah allen deutſchen Gymnaſien blos dahin gerichtet, Schüler zu bilden, die ein griechiſches oder lateiniſches Penſum ſo mit künſtlichen Schwierigkeiten durchflochten und überfeinert lieferten, daß den Profeſſoren vor Vergnügen das Waſſer im Munde zuſammen lief. Unter dem Vorwand, man müſſe nicht viel, ſondern gut leſen, hielt man ſich nur an ein paar Claſſiker, von denen man in mehreren Jahren kaum ein einzelnes Werk grammatikaliſch genau durchpeiſchte. Alſo hatten die jungen Leute trotz des ewigen Griechiſchen und Lateiniſchen und trotz der ewigen Claſſicität, nicht einmal den Vortheil, die Claſſiker wirklich kennen zu lernen. Daß noch jetzt dieſer Unſinn geheiligt wird, hat der bairiſche Schulplan bewieſen, deſſen erſter, nachher modi-

ficirter Entwurf nichts andres bezweckte, als ganz Baiern griechisch zu machen, und zwar in einer Zeit, wo von der Wahl König Ottos I. noch nicht die Rede war. Dieser bairische Schulplan regte die ganze Wuth der herrschenden Philologen gegen die unterdrückten, aber widerstrebenden Realisten auf.

Mit Unrecht aber haben sich diese Stockphilologen Humanisten genannt. Der Humanismus war etwas ganz andres, war auf allgemeine menschliche Bildung gerichtet, die alte Sprache war ihm nur Mittel, nicht Zweck. Dieser neuen Grammatomanie aber ist die Sprache allein Zweck, und zwar die todte Sprache, und in der todten Sprache auch nur das Seltene, Sonderbare, Schwierige.

Ein solcher Pedant, dem man die Leitung eines großen berühmten Gymnasiums anvertraut hatte, jagte nur nach seltenen Conjunktiven und hatte deren bereits eine kostbare Sammlung. Wenn die Schüler den Plato, den Thucydides, den Tacitus aufgeschlagen hatten, so begann in der ganzen zahlreichen Classe ein allgemeines Treibjagen. Keine Rede war von Platos göttlichen Ideen, von des Thucydides und Tacitus tiefen politischen Lehren, nur Conjunktive wurden gejagt und wie seltne Käfer entomologisch geordnet.

Als eine Rückkehr von dieser grammatikalischen Verirrung zum reinen Humanismus ist die Real-

Philologie zu betrachten, die zwar auch nur die alten Sprachen treibt, aber doch nicht nur die Sprache, sondern deren Inhalt, die Sache sucht. Angeregt durch Winkelmanns Kunststudien und durch die Geschichtforscher bildeten diese Realphilologen zunächst die Archäologie, die historische und technische Kenntniß der antiken Denkmäler, Sitten, Kunst, Religion ꝛc. aus, und da man bald entdeckte, daß im alten Heidenthum wie im neuen Christenthum zuletzt alles auf die Religion zurückbezogen werden müsse, so wurde das Studium der Mythologie und Symbolik vorherrschend, und war geraume Zeit neben der grammatikalischen Silbenstecherei im Alleinbesitz der Schulen; so ist es großentheils heute noch.

Je mehr die Erklärung der alten Mythen schon durch den Gegenstand selbst interessant war, um so verwickelter und schwülstiger wurde sie noch durch die den Gelehrten schon zur andern Natur gewordene Pedanterei und Minutiosität. Wo etwa keine Schwierigkeiten da waren, beeilte man sich, sie zu schaffen. Die Schule aber, die Jugend mußte an der ganzen monströsen Metamorphose des mythologischen Studiums Theil nehmen. Jede neue Hypothese wurde der Schule aufgedrängt; was Heyne in Göttingen, Creuzer in Heidelberg ꝛc. Neues, nur für die Wissenschaft Interessantes vorbrachte, wurde durch ihre Jün-

ger sogleich als Sache der Schule, als für die Jugend gehörig, in hundert Gymnasien ausgebreitet.

Diese Verirrung halte ich für noch schädlicher als die grammatikalische. Nichts ist der Jugend unzuträglicher, als das Verworrne, Unklare. Auch taugt der Gegenstand für das Alter nicht, in welchem der Geschlechtstrieb erwacht. In die Mysterien der Alten eingeweiht zu werden, ist noch immer Zeit, wenn man älter ist und sich diesem Gegenstande besonders zu widmen Lust hat. Die gesammte Jugend in ihrer Entwicklungsperiode davon zu unterrichten, ist so abgeschmackt als schädlich. Die jungen Leute werden nie auf das reine Symbol, sondern nur auf das schmutzige Bild sehen, sie werden den Ernst ihrer Lehrer nie theilen, sondern über die sonderbaren Bilder der Heiden lachen und ihre Phantasie daran verderben. Wozu das alles? Nur die deutsche Schulpedanterei des achtzehnten Jahrhunderts konnte diesen Mißbrauch erzeugen, und nur die dumme Loyalität des neunzehnten kann sie festhalten, denn die Mythologie ist vornehm geworden.

Die Reaktion des gesunden Menschenverstandes gegen die Schulpedanterei hatte zwar schon mit Thomasius und Franke in Deutschland begonnen, war aber nicht durchgedrungen, vielmehr fiel die Blüthenperiode des Schulunsinns erst in die spätere Zeit. Wäre nicht die vornehme Welt damals von der

Gallomanie besessen gewesen, hätten nicht alle unsre Chur- und andre Fürsten sich ihre kleinen Versailles gebaut, hätte der deutsche Adel nicht seine Schule regelmäßig in Paris gemacht, wäre Deutschland nicht mit der französischen Literatur überschwemmt worden: und wäre in Frankreich nicht Rousseau aufgestanden, um die neue Religion und Politik der Natur zu lehren, wäre diese neue Mode nicht wie jede andere aus Frankreich nach Deutschland herüber gewandert, so wären wir trotz Thomasius und Franke sicherlich wieder in der lateinischen Barbarei der Schulen untergegangen. Aber Rousseau wurde der Modeschriftsteller in Frankreich, folglich auch in Deutschland. Rousseau redete der natürlichen Liebe im Gegensatz gegen die kirchliche und bürgerliche Ehe das Wort, begünstigte dadurch indirekt die Unzucht des französischen Hofes und Adels, folglich auch die der Deutschen, und konnte unter diesem Deckmantel des Lasters auch mit einiger Sicherheit Tugend predigen. Um der Unzucht willen verzieh man ihm, was Edles an ihm war, in Frankreich, folglich auch in Deutschland.

Dieser Rousseau nun hatte verlangt, die Menschheit solle sich alles ihr nach und nach aufgebürdeten Plunders von Kirche, Staat, Sitte, Kunst, Tracht ꝛc. entkleiden und fürdersamst wieder nackend gehen, um ganz von vorn erst wieder nach seiner Anleitung erzogen zu werden. Dieses Verlangen, so toll es ist,

war natürlich. Rousseau appellirte von der verdorbenen menschlichen Natur an die unverdorbene, also an die Jugend, und hatte zunächst nichts andres zu thun, als diese Natur von dem Wust der Unnatur, Barbarei oder Hyperkultur zu reinigen, den Menschen aus allen seinen historischen, nationellen und gesellschaftlichen Angewöhnungen herauszureißen, ihn aus seinen Allongeperücken und Reifröcken gleichsam herauszuschälen und wieder nackend ins Paradies zurückzuführen. Damit fängt eine durchgreifende Reform allemal an. Man muß erst das Alte niederreißen, ehe man Neues baut, und man muß bis zum Anfang des Uebels zurückgehn, um es mit der Wurzel auszurotten. Man kann heutzutage über manche barocke Meinung Rousseaus lächeln, und seine wieder auf allen Vieren kriechende Menschheit verspotten, muß aber gestehen, daß er zu seiner Zeit, von seinem Standpunkt aus als Reformator gegenüber unzählbaren Mißbräuchen und Verderbnissen, in dem bis aufs Mark durch den Despotismus vergifteten Frankreich, naturnothwendig auf das entgegengesetzte Extrem gerathen mußte. Rousseau gab uns also einen wiedergebornen Urmenschen, nackend, kriechend auf allen Vieren, gänzlich unbestimmt durch sich selbst, aber empfänglich für alle Belehrung und Bildung. Ihm diese letztere nun angedeihen zu lassen, das machten sich die deutschen Pädagogen, welche Rous-

ſcau adoptirten, ſeit Baſedow zum angelegentlichſten Geſchäft.

Baſedow errichtete in Deſſau ſein Philanthropin, worin er nach dem Rezept Rouſſeaus eine neue Menſchheit kochen und brauen wollte. Er machte einen ungeheuern Lärm, aber gerade ſeine Charlatanerie verdarb das wirklich Gute, was er wollte, und eine Reform der Schulen kam durch ihn nicht zu Stande, weil er das Kind gleich mit dem Bade ausſchüttete. Verhöhnt, verſpottet (beſonders durch den komiſchen Roman Spitzhart von Schummel in Breslau) ging ſein Inſtitut unter. Dennoch hatte er die Sache angeregt. Es kamen praktiſchere Leute nach ihm, die ſie beſſer durchzuführen im Stande waren. Ihm gebührt immerhin der Ruhm, der erſte geweſen zu ſeyn, der auf unabhängigen Privatlehranſtalten nicht nur die Realien und die körperliche Erziehung pflegen, ſondern auch die Methode des Unterrichts verbeſſern und vor allen Dingen Lehrer ziehen wollte, was beinahe noch nöthiger war, als Schüler.

Was er als Fanatiker im Uebermaaß mit Prahlerei gewollt und nicht durchgeſetzt hatte, das erreichte der praktiſche, gemäßigte und beſcheidne Salzmann im Schnepfenthal, deſſen Muſterſchule die Mutter aller nachherigen wurde. In ſeinem vormals berühmten „Karl von Karlsberg oder das menſchliche

Elend" eiferte er gegen die unnatürlichen und ungesunden Moden und Sitten der Perückenzeit mit solcher ärztlichen und pädagogischen Genauigkeit, daß dieses Buch für die Sittengeschichte bleibenden Werth hat. Freilich konnte er seine Zeitgenossen von ihrer Krankheit nicht heilen, was erst die französische Revolution that. Seine Anstalt dauerte fort, blieb aber geraume Zeit isolirt. Die Schulpedanten herrschten in den öffentlichen Anstalten unumschränkt fort und neue Privatinstitute entstanden nicht.

Rousseaus Geist lebte mehr in der papiernen, als wirklichen Welt fort. Es entstanden Kinderschriftsteller, welche der lieben deutschen Jugend unter der Form von Lesebüchern und Christgeschenken das beibringen wollten, was die Schule nicht gewährte. Gellert hatte den Kindern seine vortrefflichen Fabeln in die Hand gespielt, indem er sie mit seinen religiösen Sprüchen und Liedern einschmuggelte. Die Schule verzieh dem frommen Liederdichter einige heitere Scherze, die sie keinem andern verziehen hätte. Damit war aber dem tändelnden populären Unterhaltungstone bei den Kindern Bahn gebrochen, und die Anhänger Rousseaus schlugen mit Begierde diesen Weg ein, um durch Kinderschriften Eltern und Kindern zu schmeicheln und sich in einem von der Schule unabhängigen Terrain auszubreiten. Rochow dachte größer als alle andern. Er schrieb einen „Kinder-

freund" für Kinder aller Stände ohne Ausnahme. Aber damit kam er in jenen Zeiten des Despotismus und der vornehmen Unnatur schlecht an. Sein Buch gelangte nicht einmal zu den Bauern, und bald sah man es als eine abgemachte Sache an, daß ja doch nur von den Kindern gebildeter Stände die Rede seyn könne. Man ließ den Bauernbuben in seinem Schmutze und in seiner Dummheit, wenn nur die lieben Stadtsöhnchen und gar die kleinen Jünckerlein und Gräflein von jener Rousseauschen Humanität kosteten. Da schrieb Weiße in Leipzig den langweiligen Kinderfreund für seine wohlfrisirten Kinder, und Campe den Robinson Crusoe, die neue Bibel aller Kinder gebildeter Stände, und andere Kinderschriften, worin er die Realien, Natur, Geschichte, Geographie auf eine unterhaltende Weise populär vortrug. Campe hat ein grosses Verdienst und für die Uebertreibung seiner gottlosen Nachäffer kann er nicht. Er wollte die Kinder nicht blos unterhalten, sondern belehren, auf die leichteste, ihnen selbst angenehmste und eindringlichste Weise, und nur über solche Dinge belehren, die ihnen praktisch von Nutzen seyn konnten. Daher theilte er seinen Unterricht in moralische und physische Lebensregeln einerseits und in Realien, Unterweisung in den allgemein wissenswürdigsten Dingen aus der Natur und Geschichte andrerseits. Nur machte er etwas zu viel Worte und sein Conversa-

tionston, der sehr passend war für den mündlichen Unterricht, taugte nicht in die Bücher. Was die Jugend lesen soll, muß objektiv, klar, nackt und präcis seyn, muß die Sache selbst seyn, aber niemals Gespräch über die Sache und drum herum.

Campes Einfluß war unermeßlich. Ohne ihn wären die Realien schwerlich so bald zu so viel Ansehen gekommen, daß sie sich wenigstens neben den alten Sprachen geltend machen durften. Campe bestach die Eltern und die Hofmeister, die als müßige Begleiter längst schon beim jungen Adel gewöhnlich waren, jetzt aber als wahre Erzieher auch bei allen reichen Bürgerfamilien Mode wurden. Diese Hofmeister gründeten zum Theil Erziehungsanstalten oder giengen in öffentliche Schulen über, oder erzogen ihre vornehmen Schüler so human, daß dieselben später in hohen Staatsstellen sich für eine Schulreform interessirten; kurz durch die Hofmeister wurde dem Realismus und einer verbesserten Methodik Raum verschafft.

Die deutschen Hofmeister verdienen eine besondre Achtung. Sie waren in der Regel die geistig gebildetsten und am meisten für die Ideale glühenden jungen Deutschen, während gerade sie verdammt waren, in vornehmen Häusern zu dienen, und oft nur wie Bedienten behandelt zu werden. Fast alle junge Leute, die sich nicht der Jurisprudenz und Medicin,

sondern der Theologie und Philosophie, also gerade den höhern Dingen widmeten, wurden, sofern sie nicht aus reichen Häusern stammten, zu diesem schmählichen Brederwerb verdammt, früher weil die meisten Pfarreien und selbst Schulstellen nur nach persönlicher Gunst als letzte Abfindung ausgedienter Hofmeister gegeben und eben nur durch Hofmeisterei erworben wurden; später weil die wenigen Aemter für die zahlreichen Candidaten nicht ausreichten und jeder wenigstens eine Reihe von Jahren als Hofmeister dienen mußte. Man kann sich einen glühenden, hochstrebenden Jüngling in keiner abscheulichern Lage denken. Ein Kerker mag erträglicher seyn, als diese seelenmörderische Abhängigkeit von den Launen eines Vornehmen und Reichen, von den Unarten der Frau und der Kinder, vom Neid und von der Klatscherei des Gesindes. Doch der geduldige Deutsche hat sich auch in diese Schmach gefügt, wie in hundert andre, und nach seiner Art Trauben von den Dornen gelesen.

Das Institut der Hofmeisterei war schon deßwegen verwerflich, weil es eine allgemeine und gleiche Erziehung unmöglich machte, weil es die Kinder isolirte, aus der Gesellschaft herausriß und nur darauf berechnet schien, häusliche Einseitigkeiten, die sich sonst den Kindern draußen abschleifen, durch Einsperrung im Hause zu verewigen. In einem die Menschenrechte heiligenden Staate hat jedes Kind, sein

Vater sei vornehm oder gering, in Betreff des Unterrichts ein gleiches natürliches Recht. Der Unterschied der Stände sei noch so natürlich und heilig in andern Dingen; in diesem Punkt ist er unnatürlich und gottlos, die Kinder haben noch keinen Stand, sollen sich erst zu dem einen oder andern befähigen. Ferner hat jedes Kind das Recht, nicht nur daß sein Körper vor der Grausamkeit, sondern auch daß sein Geist vor der Dummheit und den Vorurtheilen der Eltern so weit geschützt werde, als sie ihm für das Leben verderblich werden können. Daher sind nur öffentliche Schulanstalten für alle Kinder durch die Bank gut, und vollkommen rechtlich ist der Schulzwang, der keine ganz ununterrichtete Wildfänge gestattet. Nach demselben Princip aber ist auch jede Hofmeisterei verwerflich. Ich verdamme dieselbe unbedingt, muß aber den wirklichen Hofmeistern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, ohne zeitlichen Vortheil davon zu haben, ohne Dank, unter unsäglichen Seelenqualen, doch in der krankhaften Zeit, die überhaupt ihr Institut möglich machte, sehr viel Gutes gestiftet haben.

Wo im Adel und bei den Reichen eine höhere Bildung und edlere Gesinnung zum Vorschein kam, war es in der Regel die Frucht der Erziehung durch deutsche Hofmeister, im Gegensatz gegen die verderbliche Einwirkung der französischen Gouvernanten, der

Jagdbrüder, Maitressen, Spieler, des pariser Aufenthalts ꝛc. Und wo in die Schulpedanterei ein freierer Geist, eine anfangs nur schwache Reform, ein nur schüchternes Versuchen in den Realien eindrang, geschah es ebenfalls hauptsächlich durch ehemalige Hofmeister, die in Privathäusern eine bessre Auswahl der Unterrichtsgegenstände und eine bessre Methode sich angelernt hatten.

Die Hofmeister haben ihren Beruf, die Mängel der Schule zu ersetzen, redlich mit wenig Mitteln und großem Nutzen erfüllt. Das Elend, unter welchem sie geseufzt, ist in dem Buch „Felix Kaskorbi, oder Geschichte eines vierzigjährigen Hofmeisters" treu nach dem Leben geschildert.

Endlich kam die französische Revolution, die in so vielen Dingen Rousseaus Ideen zu realisiren schien, und ganz besonders auch in der Erziehung. Die praktischen Franzosen warfen den griechisch-lateinischen Plunder für immer aus ihren Schulen hinaus und führten ausschließlich die Realien ein. Die Deutschen hätten dieß ohne Zweifel auf der Stelle nachgeahmt, wenn das Beispiel nur von einem gekrönten Despoten, wie Ludwig XIV. oder XV., von einer Maitresse, wie die Pompadour, von einem Vezier wie Louvet, wenn es nur nicht von einem freien Volke gegeben worden wäre. Erst mußte Napoleon kommen, die Revolution beerben und diejenigen Institute derfel-

den, die er als Kaiser beibehielt, legitim machen, damit sie in Deutschland Anklang fänden. Wirklich wurden erst zur Zeit der französischen Herrschaft nach dem französischen Muster polytechnische, Gewerb- und Realschulen auch in Deutschland eingeführt. Vorher, so lange die Franzosen noch nicht wieder zum Servilismus zurückgekehrt waren, konnte man von ihnen unmöglich etwas, auch das beste nicht annehmen, denn es schien durch den Republikanismus verpestet. So war es denn nur in der gleichfalls republikanischen Schweiz möglich, die neufränkischen Ideen zu adoptiren, und Pestalozzi trat in den insurgirten demokratischen Cantonen als Reformator des deutschen Schulwesens auf. So kriegerisch war die Geburtsstunde seines Instituts, daß er mit der kleinen Kinderschaar, die man seiner Sorgfalt anvertraut hatte, unter dem Donner der Schlachten von Dorf zu Dorf flüchten mußte.

Pestalozzi war selbst wie ein Kind, daher wurde sein Vertrauen zu den Menschen auf das schändlichste mißbraucht. Seine Ideen wurden vom gemeinsten Eigennutz ausgebeutet, und er dadurch in solchen Mißkredit gebracht, daß er nach einem bürgerlichen und pädagogischen Bankerott und nachdem er die Irrthümer seines Lebens in einer letzten vortrefflichen Schrift bekannt hatte, im Elend starb. Wie liebenswürdig ist diese Beichte des kindlichen Greises, wie

liebenswürdig war er selbst! Ehre seiner Asche, und Schande seinen falschen Freunden, seinen niederträchtigen Schülern, die ihm dieses Leben so ruchlos zur Hölle machten. Sie verdienten, wie die Infamen, von denen Tacitus spricht, mit einem Korb bedeckt in den Sümpfen von Iserten versenkt zu werden. Dieses Unglück Pestalozzis bewieß übrigens, wie mißlich jede Privaterziehung ist, wie wenig auch der redlichste Wille gegen den Einfluß der Kleinlichkeit, des Eigensinns und der Habgier vermag, wo die Schule nicht Sache des Staats und der Gesammtheit, sondern nur Privatsache einer kleinen Compagnie ist.

Inzwischen hat Pestalozzi nicht nur eine ungeheure Berühmtheit erlangt, sondern auch wirklich grosten Einfluß auf das Schulwesen geübt. Daß sich so viele Töchterschulen von seinem Institut abgezweigt haben und in allen Himmelsgegenden neue Privatanstalten nach dem Muster des seinigen entstanden sind, will freilich nicht viel sagen, denn hier darf man nur den oben abgeschöpften Schaum der Pädagogik, die Ansammlung der unerträglichsten Charlatanerei und Poltronerei, Verbildung und Unnatur suchen; und diese Institute sind überhaupt nur Schmarozzerpflanzen, die sich aus dem kranken alten Stamm unsers Schulwesens hervorgedrängt haben, und die von selbst hinwegfaulen müssen, sobald der Stamm wieder einen frischen und kräftigen Trieb

bekommt. Wo die öffentlichen Schulen sind, wie sie seyn sollen, kann und darf es keine Privatschulen geben.

Pestalozzi hat auch auf die öffentlichen Schulen eingewirkt durch seine verbesserte Methode des Unterrichts. Er ging davon aus, daß die Einbildungskraft, die bildliche und mathematische Anschauung im frühen Alter lebhafter und reifer sey, als das Wortgedächtniß und die Denkkraft; daher wirkte er zuerst auf jene und brachte den Kindern auf die leichteste Weise durch Anschauung bei, was sie bisher in Worten nur schwer begriffen hatten. Dieser Versuch führte aber ihn und seine Schüler und Nachahmer noch weiter. Man machte aus der Methodik ein eignes Studium und suchte durch die sorgfältigste Vergleichung der kindlichen Capacität mit den Zwecken und Mitteln des Unterrichts die Grenzen der Pädagogik auszumitteln. Die Deutschen, denen Pestalozzi angehört, waren dafür vorzugsweise thätig, doch muß ich der Wahrheit die Ehre geben und beklagen, daß sie nicht so viel ausgerichtet haben, als Engländer und Franzosen; denn die Methoden von Bell und Lancaster, Hamilton und Jacotot haben praktischen Werth, da im Gegentheil die tausenderlei Experimente unsrer deutschen Pädagogen und besonders die Vorschläge unsrer Erziehungsliteratur größtentheils nur dazu dienen, die Geschichte des menschlichen Unsinns zu bereichern.

Bevor ich diesen Unsinn näher untersuche, will ich das Große und Gute, das seit Pestalozzis Auftreten und in Folge desselben geschehen ist, hervorheben.

Dieß ist die Verbesserung der niedern Schulen und der Schullehrerseminare. Pestalozzi war nicht vornehm, er sprach immer nur zum Volk im faßlichen Volkston und alles, was in seinem Unterricht originell ist, war auf das zartere Jugendalter berechnet, in dem noch jeder Mensch nur dem Volk, nicht einem besondern Stande angehören soll. Er war durch und durch Republikaner. In aristokratischen und monarchischen Staaten durften dieß seine Schüler nicht seyn. Man wollte aber doch für die gemeine Plebs auch etwas thun, ja es wurde Mode, man kokettirte damit. Zur Schändung der gesunden Vernunft errichtete der Berner Patrizier, Herr von Fellenberg, in Hofwyl zwei Institute neben einander, das eine für vornehme Söhnchen im blauen Frack, das andere für Bauernbengel im Linnenkittel. Hier, schon von Jugend auf in strenger Sonderung, sollten beide Theile lernen, die einen hochmüthig herunter, die andern demüthig hinauf sehen. Würdiger und heilsamer, als diese Charlatanerei des Berner Junkers war der edle Wetteifer, mit dem man anfing, überall Rettungsanstalten und Schulen für verwahrloste Kinder anzulegen oder die vorhandnen Waisenhäuser zu reformiren. Ein ganz besondres Ver-

dienst erwarb sich hierbei der wunderliche Dichter Falk, der aus einem Satyriker plötzlich in einen frommen Christen umgewandelt, mit Aufopferung all des Seinigen, seiner Zeit und Bequemlichkeit je die verwildertsten Kinder auf der Straße auflas, und endlich als Vater einer zahlreichen Gemeinde solcher kleinen Wildfänge in Weimar auch von der Regierung thätig unterstützt wurde.

Diese Privatthätigkeit, so achtungswerth sie ist, war aber weit weniger bedeutend, als die Sorgfalt, die man auf die öffentlichen Volksschulen und auf die Seminare wandte, in welchem die Volksschullehrer gebildet werden sollten. Hier brachten Pestalozzis Ideen und Anregungen unserm Volke wahren Segen. Schon daß die Wichtigkeit der niedern Schulen und des ersten Unterrichts allgemein erkannt, daß das traurige Loos der Dorfschulmeister fast überall wenigstens successiv gebessert wurde, daß die Bildung des Jahrhunderts auch in diese Regionen eindrang, wo bisher nur der Katechismus und die Ruthe regiert hatten, war wohl ein großer Segen. Wenn auch hier Mißgriffe gemacht wurden, wenn hin und wieder auch den Dorfschulmeistern zu viel zugemuthet wurde, oder wenn sie selbst zuviel verlangten, so lag doch schon in der Oeffentlichkeit und großen Zahl der Staatsschulen eine Bedingung, an der jede allzu übermäßige Forderung scheitern mußte, und nur in

Privatanstalten konnte man dem Unsinn ganz den Zügel schießen lassen. Unter den Männern, die durch Schriften, Aufsicht und Beispiel das meiste für die Seminare und den niedern Volksunterricht geleistet haben, stehen Niemeyer in Halle, Schwarz in Heidelberg, Harnisch in Weitenfels (früher Breslau), Graser in Würzburg ꝛc. oben an. Es sind der Verdienten hier glücklicherweise mehr als der Berühmten.

Nicht so viel, doch etwas ist für die bürgerlichen Real- und Gewerbschulen geschehen. Weil dieselben nicht so isolirt und vereinfacht seyn können als die Dorfschulen, weil sie als verhaßte Nebenbuhler neben den Gymnasien in den Städten bestehen, und weil man über das Maaß ihrer Leistungen noch streitet, ruht noch ein Fluch, ein Mißwachs auf ihnen. Hier hat zwar Pestalozzis Geist wohlthätig eingewirkt, aber die Vermittlung desselben mit den umständlichen Anforderungen der deutschen Gelehrsamkeit und Vielwisserei ist noch nicht gefunden.

An die pestalozzische Reform reihen sich auch noch die Wiederbelebung der zwei ältesten pädagogischen Principe, Gymnastik und Musik an. Pestalozzi machte die Capacität und das Bedürfniß des Kindes zum Maaßstab der Erziehung; dieß mußte nothwendig auch zu einer bessern Würdigung der körperlichen Kräfte und Entbehrungen der Jugend führen.

Doch dachte das verweichlichte Zeitalter nicht eher wieder an die Gymnastik, bis die Niederlage von Jena auf eine nur zu schlagende Weise die Folgen dieser Verweichlichung dargethan hatte. Da fühlte man zuerst in Preußen wieder das Bedürfniß nach einer Erziehung, die im Stande sey, junge Helden zu bilden, kräftiger als die Väter, und während der Tugendbund auf andre Weise in Schriften an der Erhebung der Vaterlandsliebe arbeitete, eröffnete Jahn in der Hasenhaide bei Berlin den ersten Turnplatz, als Musterschule für die körperlichen Uebungen, zu denen künftig das gesammte Volk herangebildet werden sollte. Aber gerade dieses politische Motiv gereichte nachher der Sache zum Verderben. Nach dem Siege brauchte man keine heldenmäßige Jugend mehr, ja sie schien im Frieden gefährlich. Man glaubte, die jungen Leute würden nicht ruhen können und ihre erste Kraft, wenn sie keinen äussern Feind mehr fänden, an der Zertrümmerung des Staates selbst üben. So viel Komisches die Sache hatte, sofern sie schon im Keime eingeengt, von Phantasten zur Karrikatur gemacht und bald gänzlich unterdrückt wurde, so hatte sie doch ihren Ernst im Hintergrunde. Wie hätten die entnervten Diplomaten und hohlaugigen Bureaumenschen nicht bangen sollen vor einer in Körperfülle, Kraft und Schnelle blühenden, kriegerischen deutschen Jugend! Sie thaten sehr klug dieselbe

einzusperren, die Gesundheit zu verbieten, die verweichlichten, hinter den Büchern hockenden Knaben vor jedem Hauch der frischen Natur zu verwahren und durch Ueberladung mit neuen geistigen Anstrengungen auszumergeln. Die ganze deutsche Jugend wurde zu dem Schicksale des Kaspar Hauser verdammt, an die Wände gefesselt im Dunkel der Bücherwelt ohne frische Luft ein geistiges Scheinleben zu führen, um sich nachher beim Licht des Tages kränklich gängeln zu lassen.

Für die Musik hat Pestalozzi Grosses geleistet. Seine Ideen wurden zuerst durch Nägeli, Pfeiffer ꝛc. ins Leben übertragen. Auch hier war es vorzüglich die Methode, durch deren Vereinfachung die Musik allgemeiner bei der Jugend in den Schulen und beim Volk durch Singvereine verbreitet wurde.

All dieses Gute hat nun nicht nur mit dem schlechten Willen der Gegner, sondern auch mit dem Unsinn, der tollen Uebertreibung der wahren und falschen Freunde, kämpfen müssen.

Aus dem richtigen Gefühl, daß das Erziehungswesen einer Reform bedürfe, ging ein heilloser pädagogischer Schwindel hervor, dieser äußerte sich in einer plötzlichen Vergötterung der bisher zu sehr verachteten Kinderwelt und in einer eben so großen eitlen Ueberschätzung der bisher zu sehr geringgeschätzten Lehrer.

Die pädagogische Lethargie sprang in einen wahren St. Veitstanz um. Hatte man früher die Kindererziehung nur als ein nothwendiges Uebel angesehen und sie oft ganz vernachläßigt, so suchte man jetzt alles Heil allein in ihr. Sobald einmal das Jahrhundert für allgemeine Reform gestimmt war, namentlich seit der französischen Revolution, mußte sich auch die Kinderwelt als ein fruchtbares Feld der Wirksamkeit darbieten. Nirgends ist so viel geschwärmt worden, als in der Pädagogik, weil man der Jugend und der Zukunft alles zutrauen durfte. Der begeisterte Menschenfreund, der die Welt von Grund aus verbessern möchte, sieht sich an die Jugend gewiesen, die für seine Ideale bildsam ist, aber auch der bloße Charlatan sucht sich das weiche Wachs der Jugend, um ihr seinen Stempel aufzudrücken. Jeder meint leichtere Arbeit mit der Jugend zu haben, und seine Absichten in diesem empfänglichen Boden am besten gedeihen zu sehn. Alles wandte sich an die Jugend, wie an eine neuerstandne Macht und schmeichelte derselben und brachte ihr den höchsten Begriff von sich selbst bei. Dadurch wurde sie häufig aus ihrer natürlichen Stellung verrückt und die Unnatur hat sich eben so häufig gerächt.

Es muß auffallen, daß in der neuern Zeit die Kinder eine so bedeutende Rolle spielen. Einerseits sehn wir sie den Alten über die Köpfe wachsen, and-

rerseits setzt man alles Heil, alle Hoffnung nur in sie, und schreibt ihnen wohl gar eine heilige Kraft zu, wie unsre Vorfahren ehemals den Wibern.

Was das Erste betrifft, so haben die Kinder wohl nie so viel Lärmen gemacht, als bei uns. Man sieht sie auf dem Katheder dociren, bei eignen Kinderbällen und Tänzen trotz den Alten kokettiren, in einer Unzahl von Familien das große Wort und die Zügel der Herrschaft führen, in den Schulen die Lehrer hofmeistern, wohl gar in eine Räuberbande constituirt und endlich als Hochverräther und Demagogen arretirt.

Auf der andern Seite erwartet man von eben diesen Kindern ein goldnes Zeitalter, und predigt ihnen unaufhörlich vor, was man alles von ihnen hoffe, was möglicherweise in ihnen stecke, wie sie so viel mehr seyn sollen und werden, als wir Alten, und viele Pädagogen bekennen öffentlich, daß wir Alten eigentlich bei den Kindern in die Schule gehn sollen.

Dieser Wahnsinn einer Affenliebe ist indeß nur die natürliche Rückwirkung gegen die Grausamkeit, mit der man früher die Kinder behandelt und die natürliche Blüthe ihres Gemüths und Geistes roh niedergetreten hat. In dieser plötzlichen Rückkehr der Liebe und Reue liegt sogar etwas Rührendes, und im Ganzen wird nicht viel dabei verloren, denn die Kin-

der sind entweder zu unschuldig, um diese momentane Gewalt, die ihnen die Alten eingeräumt haben, zu mißbrauchen, oder wo sie es thun und die Alten zu sehr plagen, vertauschen diese von selbst wieder die Schmeicheleien mit der Ruthe.

Wichtiger ist der Hochmuth der Pädagogen selbst. Seitdem sie ihre Bedeutung mehr erkannt haben, wollen die meisten auch gleich oben hinaus. Auf eine eigenthümliche Weise verbindet sich hier die neue durch die Revolution erzeugte Sucht der niedern Stände, es den höhern gleich zu thun und sich vornehmer zu stellen, als man ist, mit der deutschen Originalitätssucht, die überall etwas besonderes sucht. Da nun die unglückliche Verbindung der Gelehrsamkeit mit der Pädagogik, die Polyhistorei und Pedanterei von Alters her dazu kommt, und in Bezug auf die Neuerungen schon unsrer gemischten Bildung und der vielfach sich durchkreuzenden Zeitanforderungen zufolge, eine große Meinungsverschiedenheit unvermeidlich ist, so darf man sich nicht mehr über die monströsen Erscheinungen in unsern Schulen wundern.

Jener aristokratische Trieb, der die Gesellschaft von unten her bewegt, und der jeden Schneidergesellen zum Kavalier, jede Köchin zur Dame heraufschraubt, hat auch die simpeln Schulmeister und Präceptoren zur Nachahmung der vornehmern Universitätsprofessoren getrieben. Würde jeder seine Stellung

erkennen und würdig behaupten, so wären in der That alle am Range gleich, aber anstatt ihre bürgerliche Ehre zu fühlen, streben sie nach einer lächerlichen und unwürdigen Affektation der Vornehmigkeit. Daher in unsern Schulen das Jagen nach Auszeichnung. Da will jeder schriftstellern, neue Theorien aufstellen, oder sich durch gewisse wissenschaftliche Liebhabereien aus dem Haufen emporheben und bemerklich machen. Gibt es nicht bei jedem Gymnasium einen oder mehrere Lehrer, die beständig zu beweisen trachten, daß man sie eigentlich auf eine Universität hätte berufen sollen, die eigenmächtig philosophische Collegia lesen, oder Specialia von Wissenschaften abhandeln, die zufällig ihre Lieblingsstudien sind, aber ganz und gar nicht für die unreife Jugend gehören? Da treibt einer die scrupulösesten Grammatikalia, der andre Symbolik, der dritte reitet auf einem obscuren alten Autor herum, den er herausgeben will und denkt mehr an seine Scholien als an seine Schule, der vierte richtet einen oder zwei Schüler ab, mit ihm griechisch zu plaudern und bekümmert sich um die übrigen nicht; der fünfte schämt sich nicht Logik vorzutragen, und macht ein streng akademisches Gesicht dazu. Der sechste ist vielleicht ein Botaniker und besonderer Liebhaber der Kryptogamen und nun lernen die guten Jungen nichts weiter als Kryptogamie. Der siebente ist ein

Ichthyolog und zählt mit seinen Schülern alle Schuppen aller Fischgattungen an der Küste von China. Der achte ist ein besonderer Liebhaber der Mineralogie, und setzt den Kindern die wunderlichsten Steine in den Kopf. Aehnlich jenem Conjunctivjäger unter den Humanisten, gibt es auch unter den Realisten Pedanten genug, die in der speciellsten Wissenschaft oder ins einzelste Detail gehn und die ihre besondere Liebhaberei den Kindern aufdringen als ob es die Hauptsache wäre.

So wird durch die Eitelkeit der Lehrer entweder anticipirt, was erst auf einer höhern Schule vorgetragen werden soll, oder die kostbare Zeit wird mit Allotriis verschwendet, die gar nicht in die Schule gehören. Wird doch sogar die unmündige Jugend zu Schiedsrichtern in literarischen Streitigkeiten ausgerufen. Dumme Professoren lesen den Schülern vor, was sie gegen Andersdenkende geschrieben haben, und sagen dann: nicht wahr, den hab ich herrlich widerlegt? Ich kenne selbst einen solchen gelehrten Schafskopf, der seinen Knaben triumphirend vorgelesen hat, was er gegen mich geschrieben.

Die Sucht, auf Kosten der Jugend sich geltend zu machen, offenbart sich vorzüglich auch in der Erfindung neuer Methoden und in der Ausheckung künstlicher Schwierigkeiten, wo keine natürliche vorhanden sind. Sogar das A-B-C ist die-

ser Neuerungswuth nicht entgangen. Der Eine hat die armen Kinder ziſchen, ſauſen, pruſten, girren, lallen, murren, knurren gelehrt, wie die Beſtien, um nur etwas Neues an die Stelle des alten A-B-C zu ſetzen, das die Kinder nachher doch noch haben lernen müſſen. Der Andere hat ihnen die Schriftzeichen aus urtypiſchen Zahlenzeichen erklären wollen. Der Dritte hat ſich alle Mühe gegeben, den Kindern ihr ſchon erlerntes Deutſch vorerſt wieder abzugewöhnen, um ſie von vorne herein möſo-gothiſch, althochdeutſch, mittelhochdeutſch und dann erſt in conſequenter hiſtoriſcher Entwicklung, wie ſie das Volk ſelbſt genommen hat, neuhochdeutſch zu lehren. Das ſind alles Thatſachen, die Perſonen leben noch. Und darf man ſich wundern? Schon der verſtorbene Funke ging ja ſo weit, die Kinder das Spielen lehren und ihnen das, was ihnen am allerleichteſten von Natur iſt, durch künſtliche Belehrungen erſt ſchwer machen zu wollen. Dieſe Methodomanie erſtreckt ſich auf alles. Man ſehe z. B. nur, welche Wunderlichkeiten die Muſiklehrer erfinden, um die alten Noten in Zahlen und andere Schnurpfeifereien zu ändern.

Eine der lächerlichſten Abirrungen, die auch nur in einem ſo desorganiſirten und verweichlichten Zeitalter vorkommen konnte, war der Verſuch, die Erziehung der Weiber zu emancipiren und auf ſie das Heil der Welt zu bauen. Wenn einige verſtie-

gene Weiber sich anmaßten, den schwächlichen Männern das Commando zu entreißen, so war das im Grunde natürlich. Die Erbärmlichkeit, das Weibischwerden der Männer mußte solche neue Amazonen hervorrufen, wie sie in unserer Damenliteratur sich üppig gemacht haben. Konnte Frau Thereſe Huber der ganzen Männerwelt ihren duftenden Handschuh hinwerfen und sagen: ich verachte euch alle, und nachdem ich zwei Männer begraben, erkläre ich, daß es nicht der Mühe werth ist, einen zu haben; so konnte auch wohl die Frau Niederer sich herbeilassen und erklären: „ihr Männer verſteht das Ding nicht; ihr habt eure Unfähigkeit, die Menschheit zu leiten und zu erziehen, hinlänglich bewiesen, überlaßt nur uns Weibern die Sache, wir werden sie viel geschickter anfangen, viel würdiger ausführen!“ So närrisch das Alles ist, hat es doch eine ernste Seite. Diese Erzieherinnen tragen wenigstens zur Verbildung junger Mädchen das Ihrige bei und machen sicher manche unglücklich, indem sie ihnen Dinge in den Kopf setzen, welche die Freyer abschrecken, oder die sie noch in der Ehe unglücklich machen. In der That macht nichts die Weiber unliebenswürdiger, mithin unglücklicher, als wenn sie den reizenden Gegensatz der Geschlechter überspringen und männlicher Beschäftigungen und Sorgen sich annehmen, den nur Männern eigenen Bildungs- und Wirkungskreis usurpiren wollen. Wenn

die Henne zu krähen anfängt wie der Hahn, so ist es Zeit ihr den Hals abzuschneiden, sagt ein ungalantes, aber sehr gutes orientalisches Sprichwort.

Ich muß bei dieser Gelegenheit den Einfluß unserer sentimentalen Poesie und besonders Göthes beklagen. Diese weichlichen Poeten haben nicht weniger zur Verbildung der Weiber, wie zur Abschwächung der Männer beigetragen, und die Frau Niederer kann sich mit allerlei Ottilien und Natalien und andern unnatürlichen Frazzen, die Göthe in die Literatur gepfuscht hat, entschuldigen. Und diesen Göthe rühmt man als den besten Weibermaler. O ja, er hat sie sehr gut gekannt, aber eben deshalb sind die Bilder, die er von ihnen entworfen hat, falsch, denn sie dienen ihm nur, die Weiber zu verführen; es waren nicht Spiegel der Wahrheit, sondern Spiegel der Eitelkeit, in welchen die Weiber nicht ihre wahre Natur und Bestimmung, sondern nur ihre Schwächen und Eitelkeiten beschönigt und entschuldigt zu sehen, bekamen.

Was schon Basedow vergessen hatte, das vergessen auch die vornehmen oder bürgerlichen Pensionsanstalten und ihre Gönner. Mit dem, was Herr von Göthe oder seine Natalie projectirt und in einer Musteranstalt der Nachahmung empfiehlt, ist es nicht gethan, weil das durchaus nur aristokratische Affectationen und Spielereien sind, wie die großen akar-

dischen Dörfer, die Fürst Potemkin der Kaiserin Katharina in den Wüsten der Krimm zeigte. Aber auch die besseren Privatinstitute haben nie etwas getaugt weil sie vom Volk abstrahirten und etwas besonderes Idealen wollten, was nicht in die Gegenwart und zur Gesammtheit der Nation paßte. Man wollte Menschen bilden und der Naturstand der Kinder schien diesem Bestreben kein Hinderniß in den Weg legen zu können. Ihrem weichen Wachs glaubte man alles einprägen zu können, und man hoffte bereits auf die Ideale, die aus den Philanthropinn hervorgehn sollten. Aber man vergaß, daß die Erziehung in Harmonie mit dem gesammten Zustand des Volks stehn müsse, wenn sie die Jugend sich nicht bald entzogen sehn will. Jene Anstalten verfehlten den Zweck der Erziehung, indem sie, gleich als ob die Philanthropine glückliche Inseln im Südmeer wären, auf die sie umgebende Welt keine Rücksicht nahmen, oder sie vergriffen sich in den Mitteln, indem sie die Jugend auf die unnatürlichste Weise anstrengten, ihre Knospen mit Gewalt aufblätterten, um die künftige Blüthe zu sehn, und sie nicht viel besser als Hunde dressirten. Ueberdieß sind solche Winkelschulen die Nesthecken jeder pädagogischen Unvernunft, wenn sie nicht blos gemeine, auf Betrug abgesehene Geldspekulationen sind. Damit wollen wir die Nothwendigkeit einer Musterschule zur Erprobung neuer Theo-

rien durchaus nicht läugnen, allein, unter der Aufsicht des Staats kann jede Schule zur Musterschule dienen, und es braucht nicht unzählbare aufsichtslose Pensionsanstalten, worin die Gewissenlosigkeit und Habsucht von Charlatans oder die pädagogische Verrücktheit tollgewordner Weltverbesserer mit der Eitelkeit der Eltern Buhlerei treibt.

Mit den Privaterziehungs- und Pensionsanstalten ging die Vervielfältigung der Unterrichtsgegenstände und -Ueberladung mit Schulstunden auch in den öffentlichen Anstalten Hand in Hand. Beide wurden durch das Bedürfniß eines andern Unterrichts, als der bisherige war, erzeugt. Die Privatinstitute wetteiferten den Eltern desfalls zu schmeicheln, und die öffentlichen wollten nicht dahinten bleiben. Anfangs waren die erstern meist Realschulen; sobald aber der Staat selbst Realschulen anlegte, nahmen die Privatinstitute auch den Humanismus in sich auf und suchten dadurch, daß sie Universitäten im Kleinen wurden und alle Unterrichtsgegenstände zumal verbanden, es sowohl den Realschulen als Gymnasien, zuvorzuthun, die nicht so viel lehrten. Diese aber wetteiferten wieder mit jenen, und es wurde sogar vorgeschlagen, alle öffentlichen Schulen zu jenem Universalismus zu erheben. Die verschiednen Liebhabereien der Gelehrten, die mannigfachen Forderun-

gen der Eltern und die Nachsicht des Staats, dem es grade recht war, wenn die Jugend hinter dem Schultisch saß, erzeugte jenen Zudrang von Unterrichtsgegenständen, aus denen eine Auswahl zu treffen bisher noch nicht gelungen ist.

Wenn Rousseau den Menschen nackt ausgezogen hatte, so beeilten sich diese Deutschen, ihn hinwiederum mit der Garderobe aller Völker und Zeiten zu behängen. Rousseau wollte nur die Verderbniß aus der menschlichen Natur herauspumpen, die deutschen Weltverbesserer und Philanthropen wollten sodann alles mögliche Gute in ihn hineinstopfen, und überfütterten das arme Kind, ohne auf sein Sträuben zu achten.

Glücklicherweise waren die Pädagogen in ihren Ansichten getheilt, und während der eine die ihm zugewiesenen Kinder mit der einen Narrheit plagte, plagte sie der andre mit einer andern, und so blieben die einen wenigstens mit diesem, die andern mit jenem verschont. Anfangs haßte man sich und vermied die Fehler des andern aus Haß; nach und nach aber hat man angefangen sich zu versöhnen, und adoptirt wechselseitig seine Fehler, und so muß die arme Jugend zumal alle pädagogischen Narrheiten mit einander ausbaden. Früher verlangte der Humanist den einen, der Realist den andern Knaben, jetzt verlangen beide denselben Knaben und machen

dieſelben Anſprüche an ſeine Zeit und Aufmerkſamkeit, als ob er ſich einem allein widmen könnte. Früher ging der eine Pädagog mehr auf religiöſe, der andre mehr auf ſittliche, der dritte mehr auf intellektuelle, der vierte mehr auf äſthetiſche, der fünfte mehr auf körperliche und geſellige Bildung aus; jetzt gibt es Erziehungsſyſteme und Erziehungsanſtalten, die das alles zumal an einem Schüler exerciren wollen. Alle pädagogiſchen Prügelſtöcke werden in Faſces zuſammengebunden und es fehlt nur noch das Beil darin, um dem armen Knaben den von vielem Lernen dumm gemachten Kopf vollends herunterzuſchlagen.

In allem Ernſt, während unſre Pädagogen noch das große und ewig verdienſtliche Werk Rouſſeaus fortzuſetzen glauben, braucht es ſchon längſt wieder eines neuen Rouſſeau, um die Jugend von dem ihr aufgehäuften pädagogiſchen Trödel zu befreien, und ſie wieder auf ihre urſprüngliche geiſtige Nudität und Paradieſesunſchuld zu bringen. Oder mit andern Worten, wie bisher das Beſtreben der Pädagogen darin beſtand, die Erziehungsgegenſtände ſo viel als möglich zu vervielfältigen, ſo haben ſie von Rechtswegen nichts dringenderes zu thun, als dieſelben ſo viel als möglich zu *vereinfachen*.

Wann wird der Deutſche von ſeiner Ueberſchwenglichkeit, von ſeiner Tendenz ins Grenzenloſe zurückkommen? Es iſt wahr, dem Menſchen liegen endloſe

Bahnen nach allen Richtungen offen, und es wäre recht hübsch, wenn er Kraft und Zeit genug übrig behielte, sie alle zu durchlaufen; allein die Kunst ist lang und kurz das Leben, Alles können wir nicht werden, und daher auch die Jugend nicht zu Allem vorbereiten. Es ist immerhin recht wünschenswerth, daß die liebe deutsche Jugend auf das gründlichste griechisch verstehen möchte, um alle Grazien des alten Hellas sich anzubilden und seines Geistes milde Klarheit und Kraft; es wäre meinetwegen gut, wenn die guten Jungen auch alle Sanscritt verstünden und persisch, arabisch, chinesisch ꝛc.; auf der andern Seite hat doch das Leben und der praktische Nutzen neben der Poesie und todten Wissenschaft auch sein Recht, und es wäre sehr gut, wenn die guten Jungen sammt und sonders nicht nur französisch, englisch und italienisch, sondern auch polnisch und russisch und türkisch verständen. Und nun vollends die Realia. Jeder der guten Jungen sollte Mathematik und Mechanik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Astronomie, Geographie, ja sogar das Nothwendigste von Medicin, Chirurgie und Pharmacie lernen. Und soll etwa, rufen andre, über der Ausbildung des Kopfs der Körper vernachläßigt werden? Mit nichten, die guten Jungen müssen turnen und schwimmen, reiten, fechten, tanzen und die Toilette machen, tranchiren ꝛc. aus dem Fundament lernen. Aber das Herz, fragen

wieder andre, und die Religion, und die Philoso-
phie? Soll die Jugend nicht hauptsächlich zur Tu-
gend und zum Christenthum erzogen werden? Soll
ihr nicht über dem irdischen Leben hoch erhaben vor
allem das himmlische Ziel gewiesen, soll der mensch-
liche Geist nicht vor allem in die heiligen Tiefen der
Gottheit versenkt werden, und zum Ursprung alles
Seyns sich drängen, anstatt auf der Oberfläche der
Dinge zu spielen?

Ja wohl. Warum nicht? Das alles und noch
etwas. Aber die Herren bedenken nicht, wo wir die
Zeit dazu hernehmen wollen? Es wäre wohl gut,
wenn es anginge, aber es geht eben nicht an. Die
Herren müssen sich also entschließen, ihre pädagogischen
Forderungen herabzustimmen und nicht immer auf
das allein zu sehen, was sie der Jugend einstopfen
wollen, sondern auf die geringe Kapacität der Jugend,
die unmöglich alles zugleich aufnehmen kann.

Die Hülfe liegt so nahe als möglich, und es
gehört die ganze Blindheit deutscher Gelehrtenpe-
danterei dazu, um sie nicht zu sehn. Die Herren
dürfen sich nur entschließen, 1) die Unterrichtsgegen-
stände, die nur für wenige taugen, auch nur wenigen
aufzuheben, und 2) die, welche für das spätere Alter
gehören, auch auf die spätern Jahre aufzusparen.
Thäten die Herren das, so würde jeder Knabe nur
das lernen, was er zunächst braucht, und nicht wie

eine genudelte Gans bis zum Platzen vollgestopft werden mit Dingen, die doch für ihn nicht passen. Thäten die Herren das, so würde nur der Knabe seine Zeit den alten Sprachen widmen, der dieselben bei seinen spätern Studien gebrauchen würde, und nur der würde sich hauptsächlich mit Realien und neuen Sprachen beschäftigen, dem diese bei seinem künftigen Beruf als Handels- und Gewerbsmann zu Statten kämen. Mit den theologischen Plattituden aber, die nach schon älterm Herkommen, und mit dem philosophischen Unsinn, der nach neuer Mode schon in niedern Schulen und Gymnasien der Jugend eingetrichtert wird, würden die Herren warten, bis der Geist der Jugend ein wenig gereifter wäre. Sie würden dadurch erstens Zeit gewinnen, für unmittelbar nützlichere Unterrichtsgegenstände, und zweitens würden sie das Heilige nicht vor der Jugend entweihen und das Gefühl für das Höhere nicht vor der Zeit abstumpfen. Es ist gewiß, daß die alte Methode, die Kinder kurzweg in einem blinden Glauben an die allgemeinsten und einfachsten Religionsgegenstände zu unterweisen, weit pädagogischer war, als die neue Methode breiter Katechisationen und rationalistischer Erklärungen, wohl gar formlich philosophischer Stunden auf Schulen, die noch unter und zuweilen tief unter der Universität stehn. Nichts ist so schädlich für die Jugend, und auch im besten Fall wenigstens

nichts so langweilig und unnütz, als das Raisonniren mit Kindern. Jeder hat dazu in spätern Jahren noch Zeit genug.

Dies Kapitel könnte endlos ausgedehnt werden. In Erziehungsanstalten treten denn am Ende gar jene Hexenmeister auf, die den Ruhm darin suchen, wenn sie auch keineswegs selbst alles wissen, doch die ihnen anvertraute Jugend omnia et quaedam alia zu lehren, deren Kataloge mit den Titeln aller möglichen Wissenschaften prunken und bei denen ein neuer Name so viel Glück macht, als ein neues Instrument Harmonika, Bassethorn ꝛc. bei einem reisenden Virtuosen.

Und diesen Eitelkeiten bringt man unsre gutmüthige Jugend zum Opfer!

Die friedliche Anbahnung des Bessern ist in der jetzigen Zeit sehr erschwert worden durch den leidenschaftlichen Kampf zwischen Realismus und Humanismus, die über ihre Grenzen nicht einig werden, einander nichts gönnen wollen und sich doch auch nicht vereinigen lassen.

In früheren Zeiten besuchte die Jugend, welche nicht studiren wollte, auch keine Gymnasien. Der künftige Handwerker ging in die Werkstatt, der künftige Kaufmann ins Comptoir, der künftige Soldat in die Armee. An eine allgemeine Bildung dachte man nicht, jeder ward nur für seinen Stand ge-

bildet. Die gelehrten Schulen waren demnach auch nur für die künftigen Gelehrten berechnet, und da die Gelehrſamkeit damals einſeitig auf der Kenntniß der Alten beruhte, ſo ſchloß auch ſie jene allgemeine Bildung aus, und die gelehrte Zunft ſtand in ihrer Beſonderheit ſchroff allen andern Zünften gegenüber. Im vorigen Jahrhundert haben ſich die Verhältniſſe geändert. Die nicht gelehrten Stände ſtrebten nach einer höhern Bildung, und da man dieſe nur in den gelehrten Schulen zu finden wußte, ſo ſchloß ſich an die eigentliche ſtudirende Jugend nach und nach eine immer ſteigende Zahl von Knaben und Jünglingen an, die nicht auf die Univerſität gehn, ſondern nur die Schule durchlaufen und dann einem bürgerlichen Beruf ſich widmen ſollten. Da nun aber dieſe auch einer allgemeinern Bildung bedurften, als jene eigentlichen Gelehrten, und die Gelehrſamkeit ſelbſt ihre Schranken erweiterte, ſo wurde der alte einfache Unterricht in den alten Sprachen mit verſchiedenen Gegenſtänden des Realunterrichts vermehrt. Allein dieſe Verbindung war zu unnatürlich, als daß ſie hätte gedeihen können. Die Anſprüche der alten gelehrten Zunft und die der ungelehrten, blos eine allgemeine Bildung verlangenden Jugend ließen ſich nicht vereinbaren. Dort mußte das Studium der Alten nothwendig vorherrſchen, hier mußte dieſes Studium ſich zum Theil ganz unnütz und dagegen

der Realunterricht als das wesentlich Nothwendige erweisen. Man suchte sich auf mancherlei Art zu helfen. Entweder man überlud eine und dieselbe Schule zugleich mit dem humanistischen und Realunterricht, daß die Schüler der Masse der Lectionen unterliegen mußten und am Ende der Ueberspannung Abspannung folgte, — oder die Philologen hielten ihre alten Gymnasien von dem Realunterricht rein, verdrängten ihn wieder, wo er eingeschlichen, und auf der andern Seite entstanden Realschulen und Pensionsanstalten, worin ausschließlich die Realfächer getrieben wurden. Diese Trennung scheint weit natürlicher und der Sache angemessener, als jene Vereinigung, allein nun stehen beide Systeme einander feindlich entgegen, und jeder sucht dem andern so viel zu rauben und zu schaden als möglich. Man streitet, wo die Gränze eines jeden sey. Jedes will so weit als möglich um sich greifen.

Die Humanisten wollen keine besondern Realschulen leiden, die alten Sprachen sollen der Hauptgegenstand des Unterrichts nicht nur für Studirende, sondern für die gesammte Jugend werden, wobei nur die niedrigsten Dorfschulen ausgenommen sind. So Thiersch und der erste bairische Schulplan.

Die Realisten wollen eine Trennung der Realschulen für Nichtstudirende von den Gymnasien für Studirende. Diese Ansicht hat Mönnich in seinen pä-

dagogischen Blättern mit großer Klarheit vertheidigt. Er verlangt Realgymnasien für künftige Gewerbsleute, Oekonomen, Kaufleute, Offiziere, Künstler ꝛc. und Lingualgymnasien für die künftigen Theologen, Philosophen, Juristen, Mediciner, Historiker und überhaupt Gelehrte.

Die Universalisten aber wollen eine Vereinigung Beider, eine Unterweisung Aller in Allem, so weit dieß möglich ist. Diese Ansicht hat Klumpp besonders verfochten.

Die Anmaßung der Humanisten, nicht blos ihre zu künftigen Gelehrten bestimmten Schüler, sondern auch die übrige Jugend in ihre Schulstuben zu bannen, ist absolut verdammlich. Die Blüthe der männlichen Jugend eines ganzen Landes soll in dem zartesten Alter gemartert werden, zwei fremde todte Sprachen zu lernen, damit der Zehntausendste, wenn es das Glück will, Schule genug bekommt, um im philologischen Seminar mit dem Professor griechisch zu disputiren. Daß heißt nicht viel weniger, als tausend Knaben entmannen, damit etwa hundert zu quäckenden Kastraten für den Luxus der Kapellen herangeschult werden. Was gewinnt denn die Masse der Jugend bei dieser antiken Disciplin? Was der Staat? Die Jugend wird zu allem andern untauglich ausser zum Studiren, weil sie ja von früh an nichts andres lernt, als lateinisch

und griechisch, und dann überladet sich der Staat mit jener Ueberlast von Studenten und Candidaten, für die alle wirklichen und möglichen Aemter nicht mehr zureichen, und über die jetzt in Deutschland so allgemein geklagt wird. Gewinnt etwa die Wissenschaft selbst dabei? Im Gegentheil, trotz allen krankhaften Anstrengungen nimmt die Classicität ab, und wozu diese Anstrengungen einer ganzen Generation von Schülern? Es würden eben so gute, und vielleicht noch tüchtigere Philologen gezogen werden, wenn die Philologie weniger Schüler und diese dann strenger beschäftigte. Da klagt ihr über den Verfall der Philologie und merkt nicht, wo der Grund des Uebels steckt. Der wahre Grund liegt in der Entartung der Philologie selbst, in dem, was man das Minutiöse nennt. Ihr habt die alte einfache Grammatik in zehnmal zehntausend Spitzfindigkeiten zerbröckelt und euch eine Archäologie geschaffen, in deren labyrinthischen Irrgängen ihr euch selber nicht mehr zurecht findet. Der eine von euch jagt vorzugsweise nach seltenen Conjunktiven oder Genitiven, der andre nach seltnen Conjunkturen und scholiastischen Winkelnotizen, und während eure Eitelkeit der lieben Jugend dieses kostbare Desert auftischt, entbehrt sie der gesunden kräftigen Hausmannskost. Der alte Donat hat taktfeste Lateiner erzogen, die latei-

niſch beten und fluchen konnten, ihr zieht nur ſtumme Diſſertationenſchreiber.

Kehrt zur alten Einfachheit und Strenge zurück, und beſchränkt euch auf eine geringere Anzahl der ausſchließlich den Studien gewidmeten Jünglinge, ſo wird alles beſſer werden. Fahrt ihr aber fort, theils den alten feſten Stamm des Wiſſens zu zerſplittern, theils die Diſciplin durch ihre Ausdehnung auf unberufene laue Schüler zu erſchlaffen, ſo werdet ihr die Früchte eurer Verkehrtheit ärnten. Unberufen aber nenne ich alle die Schüler, die nicht ſtudiren wollen, und nur gezwungen am philologiſchen Unterricht Theil nehmen, um ihn ſogleich im bürgerlichen Leben wieder auszuſchwitzen, und unberufen alle die, welche ſich der Univerſität nur deßwegen widmen, weil ſie einmal auf den untern Schulen nichts andres lernen können, als was zur Univerſität vorbereitet.

Dieß ſag ich zu eurem eignen Vortheil. Viel mehr noch könnte ich zum Vortheil des von euch ſo ſchmählich behandelten Realismus ſagen, denn wichtiger iſt dieſe Seite, als die, auf der ihr ſteht, um ſo viel wichtiger, als die Bildung eines ganzen Volkes wichtiger iſt, denn die ſeiner Gelehrten allein.

Zuvörderſt muß euch die Falſchheit vorgerückt werden, mit welcher ihr die Realſchulen als ſchlecht und unnütz verſpottet, nachdem

gerade Ihr ihr Gedeihen verhindert habt. Ihr stahlt dem betriebsamen Manne sein Vermögen und scheltet ihn dann einen Bankerottirer. Ihr nehmt der jungen Pflanze Licht und Boden und scheltet sie dann ein unnützes Unkraut. Wohl ist es wahr, daß sich in den Realunterricht viel Ungehöriges eingeschlichen hat, und der unter euch, der mit so viel attischem Witz zu sagen beliebte, „man lehre in den Realschulen die Zähne des Krokodills und die Haare im Schwanze des Kameels zählen," hat wohl Recht, allein woher rühren solche Mißgriffe anders, als aus dem Umstande, daß jene Schulen verachtet, zurückgedrängt, der Willkühr einzelner Lehrer überlassen, noch kein gesundes Leben, noch keine feste Organisation gewonnen haben. Würden sich die Realschulen vermehren, würde der Staat eine vorzügliche Aufmerksamkeit darauf wenden, so würden sich die Lehrer samt der Methode bald verbessern.

Es handelt sich darum, die Jugend für ihren künftigen Beruf zu erziehen. Dem künftigen Geistlichen, Staatsmann, Juristen, Arzt und Gelehrten gebührt der Unterricht in den alten Sprachen, aber dem künftigen Soldaten, Kaufmann, Künstler, Handwerker, Landwirth gebührt der Unterricht in der Muttersprache, in den neuen lebenden Sprachen, in Mathematik, Geschichte und Naturwissenschaften. Nichts kann gewisser und einleuchtender seyn. Wer nicht

studirt, muß nothwendig durch den Unterricht in den alten todten Sprachen die kostbare Zeit verlieren, die er zur Bildung in den Realfächern so nöthig braucht, und wer weiß nicht, wie wenig Ernst es allen nicht für die Universität bestimmten Schülern mit jenen humanistischen Zwangstudien ist, wie wenig es möglich ist, ihnen die Nothwendigkeit derselben begreiflich zu machen, wie schnell sie das mechanisch und unwillig Erlernte wieder vergessen und verlachen, sobald sie ihrem eigentlichen Beruf wiedergegeben sind. Wie Mancher, der zur Noth den Homer übersetzen gelernt, wünscht später statt dieser ihm ganz unnützen Fertigkeit besser in der Mathematik, Geographie, und in neuern Sprachen zu Hause zu seyn, deren Bedürfniß ihm so bald fühlbar wird. Wie lächerlich macht ihr euch, wenn ihr von indirekten Vortheilen sprecht, die eure klassische Philologie der Jugend gewähre, von der Schärfung des Verstandes durch die in der lateinischen Sprache liegende Logik, von der Erhebung der Gemüther durch die Bekanntschaft mit der Größe der Alten, von der idealen humanen Richtung, welche die Jugend erhalte, wenn sie von den nüchternen Bestrebungen der Gegenwart ab in die Illusion der alten Welt geführt werde, endlich von der Bezähmung des jugendlichen Uebermuths durch die Kunst, sie über die Gegenwart in völliger Unwissenheit zu lassen, und sie mit den Kerkermauern

eines todten Wissens eng zu umschließen! Was sind diese indirekten Vortheile gegen die aller Welt in die Augen fallenden direkten Vortheile des Realunterrichts? Was hilft es, die Jugend künstlich aus einer Gegenwart zu entfernen, in die sie doch zurückkehrt? Der an unsrer deutschen Jugend so übel berüchtigte, in Frankreich und England völlig unbekannte Uebermuth entspringt nur aus dem Contrast der Gegenwart mit jener Illusion der alten Welt, in welche der Humanismus die Jugend versetzt. Würde man diese Jugend von früh auf an die Bedürfnisse der Gegenwart gewöhnen, sie für ihren Beruf in der Gegenwart vorbereiten, so würde jene Unbekanntschaft mit der Aussenwelt, jene Dünkelhaftigkeit idealisirender Träumer und jene freche Lizenz im Urtheil über die bestehenden Verhältnisse von selbst wegfallen.

Wer soll über die Bedürfnisse der Nationalerziehung urtheilen? Etwa nur alte, eingefleischte Philologen, Gräkomanen? Nein! kommt es darauf an, eine streng gelehrte Anstalt, ein philologisches Seminar zu gründen, dann mögen sie die erste Stimme haben. Handelt es sich aber um die Erziehung der gesamten Jugend, und namentlich der Mehrzahl nicht den gelehrten Studien sich widmender Knaben und Jünglinge, so steht das Urtheil auch andern zu,

den Meistern andrer Zünfte, und der alles erwägende umsichtige Staatsmann wird die verschiedenen Bedürfnisse ausgleichen und in Harmonie bringen. So wenig ein Soldat, ein Kaufmann, ein Künstler geschickt wäre, von seinem beschränkten Standpunkt aus die ganze Erziehung zu leiten, wenn er ihr das Gepräge seines einzelnen Standes aufdrückte, so wenig ist auch ein Philologe geschickt dazu. Die Nation braucht nicht lauter Soldaten, nicht lauter Rechenmeister, aber auch nicht lauter Lateiner und Griechen.

Noch verwerflicher aber ist die Ueberladung mit Allem, die den Humanismus und Realismus verbinden will, indem sie den letzten in die alten Gymnasien aufnimmt. Alles Flicken an den gelehrten Schulen hilft nichts, wenn man ihnen nicht von aussen durch Gründung eines natur- und zeitgemäßen Realunterrichts auf besondern Realschulen ihre wahre Stellung wieder gibt, wenn man nicht consequent die studirende Jugend von der nichtstudirenden trennt.

Es ist nach und nach Sitte geworden, in den untern Gymnasialklassen den Nichtstudirenden zu Liebe und zugleich, um auch für die künftigen Studirenden den Realunterricht ein für allemal abzuthun, allen möglichen Real- und Sprachunterricht zusammenzustopfen und die Knaben unter der Last und Menge der Bücher, die sie täglich zur Schule und aus der

Schule schleppen müssen, physisch und geistig zu erdrücken. Da soll Alles und zwar in kürzester Frist eingetrichtert werden, damit die Jungen baldmöglichst nur dem Brodstudium nachlaufen können. Wie eine heiße Suppe müssen sie den Vorschmack aller Wissenschaften in hastiger Eil hinunterschlucken, um nur ja recht bald Student zu werden und zu Amt und Brod zu kommen.

Leider ist es nur zu wahr, daß die untern Schulen jetzt die universitates literarum sind, worin alles gelehrt wird, die Universitäten selbst aber nur die einseitigsten Abrichtungsanstalten je für die eine oder andre Fakultät. Und woher rührt diese Verkehrtheit? Von der Hast, mit der die Söhne der Staatsdiener, um selbst bald Staatsdiener und besoldungsfähig zu werden, durch die Schulen und Universitäten gepeitscht werden. Da sie auf den letzteren nur ihr Brodstudium lernen, und wie die steifhalsigen Thiere des Epikur nur schnurgerade dem Fraß nachgehn, ohne rechts und links zu blicken; so folgt daraus, daß alles was ihnen an universeller Bildung etwa nöthig ist, da sie auf der Universität nicht mehr Zeit dazu haben, schon in den untern Schulen absolvirt seyn muß. Müßten die jungen Herrn, wie es Recht wäre und alte Sitte war, mehrere Jahre länger studiren, so würden sie Zeit genug haben, allgemeine humane Bildung mit dem besondern Fachstudium zu vereini-

gen, und jene Geist- und Seele verkrüppelnde Kompression des Unterrichts, die Dampfpädagogik, würde aufhören; es würden sich für alle Fächer tüchtige und ausgebildete Talente finden, und Jeder, der durch eine so gründliche Schulzeit gegangen wäre, würde davon für sein ganzes übriges Leben innern und äussern Gewinn haben, es würde weit mehr wahre Bildung verbreitet seyn und wahre Männlichkeit des Geistes. Wie mancher bedauert später in der Langenweile des Amtslebens oder einer geschmacklos angewandten Muße, seine Jugend nicht besser benutzt zu haben, oder ist wenigstens zu bedauern, wenn er sich nicht selbst bedauert. Die paar Jahre, die er der ersten Bildungsperiode zulegen müßte, würden ihm volle Aehren seyn, während ihm nachher so viele überzählige Jahre zu tauben Aehren werden.

Die jungen Studenten von 17 Jahren, die mit Tabakspfeifen, Reitpeitschen und Hunden umherlaufen, sind eine Satire auf das Consistorium jedes Landes, wo sie sich vorfinden, sind ein wahrer Skandal. Das Ueberreifen der jungen Geister ist noch mehr, es ist ein Verbrechen an der Menschheit. Trotz der augenscheinlichen Nutzlosigkeit treibt man die Philosophie sogar schon auf Gymnasien und wartet nicht einmal die Universität ab. Wozu der reife Geist eines 30jährigen gehört, das treiben jetzt die Buben von 15 Jahren. Man erkundige sich nach dem Alter der Stu-

denten in frühern Zeiten. Noch zu meiner Zeit war ein Student unter 20 Jahren eine Seltenheit, jetzt wird bald einer über 20 Jahre eben so selten seyn. Und warum dieses Gehetze, diese Studiengallopade und Parforcejagd, wo die Seele ruinirt wird wie ein schwindsüchtiges Mädchen und der Geist zu Tode gehetzt wie ein athemloser Hirsch? Wird der junge Mann eher versorgt, hat er eher die Pfarre und die Quarre? Im Gegentheil, die milchbärtigen Kandidaten können ihre acht oder zehn Jahre warten. Könnten sie nun nicht diese lange Quarantaine zur Abwartung ihrer Studien benutzen? Aber nein, eben weil jeder Candidat so lange warten muß, bis er bei einer solch ungeheuren Concurrenz an die Reihe kommt, eben darum muß jeder so schnell als möglich die Studien absolviren und in die Sollicitantenreihe eintreten, damit seine Nummer eher daran komme. So wächst das Uebel in steigender Progression, und je mehr die Concurrenz zunimmt, desto mehr nimmt die Studienzeit ab. Wo soll es aber am Ende damit hinaus? Dem Strome, der sich zu den Universitätsstudien drängt, muß nothwendig eine andre Richtung gegeben werden, und die Zahl der Candidaten muß in das natürliche, der Zahl der Aemter sich anpassende Maaß zurückkehren, und dann muß auch jedem Candidaten wieder die gehörige Zeit zur Vorbereitung für diese Aemter gegönnt, ja zur Pflicht gemacht werden.

Für die Jugend selbst in der Schulzeit, namentlich für die Nichtstudirenden, die sich nur zur Gesellschaft in den Gymnasien mitplagen lassen, muß man ein tiefes Mitleid empfinden. Da heißt es wohl, es geschieht ja alles nur zum Besten der Jugend, man will die Jugend viel gescheiter machen, als wir Aeltere waren; man ist es der Jugend schuldig, sie so viel lernen zu lassen, als möglich; die Zeit ist fortgeschritten, man verlangt, man bedarf mehr, und wenn die Jugend auch ein paar Jahre zu stark angestrengt wird, so bringt es ihr doch auf die ganze Lebenszeit Segen. Ja wohl! wenn sie es aushält, aber kaum der fünfzigste Knabe wird physische und und geistige Kraft genug haben, alles so aufzunehmen und zu behalten, wie man es ihnen gibt. Die meisten werden immer nur einen sehr sparsamen Gebrauch von den Wohlthaten machen, mit denen man sie überschüttet. Ihr Magen hat für die Ueberfütterung nicht Raum genug. Einige aber gehen dabei immer zu Grunde. Die Schwindsuchten, insbesondre aber die Augenschwächen werden immer häufiger. Sonst war es höchst selten, einen Studenten mit der Brille zu sehen, jetzt gehen schon kleine Gymnasisten damit herum.

Mit der Vielwisserei ist aber ein noch weit ärgeres Uebel gepaart, die zu frühe und falsche Aufklärung, die Altklugheit der Jugend. Man hat sich

beeilt, so früh als möglich den sogenannten Aberglauben in den Gemüthern der Kinder auszurotten und die sogenannte gesunde Vernunft an dessen Stelle zu setzen; dies an sich löbliche Bestreben hat aber zu unsinnigen Uebertreibungen geführt. Um den Verstand zu retten, läßt man das Herz untergehn.

Man trübt den Kindern ihren unschuldigen Glauben und entreißt ihnen die goldnen Spiele der Phantasie, um sie vor der Zeit klug zu machen. Man moralisirt, katechisirt und sokratisirt mit ihnen von sittlichen, religiösen und Denk-Begriffen, die den Zauberkreis ihrer Unschuld zerstören, ohne ihnen dafür ein höheres Gut zu gewähren. Die Liebe, die sie von Natur haben, wird durch Kritik über Eltern und Lehrer verdrängt. Der kindliche Glaube und Aberglaube wird durch eine kindische Altklugheit ersetzt, und die reichen phantastischen Spiele machen einer reflektirenden Wohlanständigkeit und Ziererei Platz. Wie kann dies anders seyn, wenn in tausend und aber tausend Kinderbüchern die Schwächen der Alten so gut als die der Kinder Preis gegeben werden, und der natürliche Witz der Kinder nothwendig aufgefordert wird, gegen die Pedanterei der Docenten sich geltend zu machen, wenn den Kindern immer und immer von der Thorheit des Aberglaubens vorgepredigt und Herz und Phantasie derselben abgestumpft wird, und wenn sie als das höchste Gut jenen An-

ſtand preiſen hören, der ihre natürliche, aber unſchuldige Eitelkeit in eine Bahn weiſt, wo ſie zur Unnatur werden muß. Ueberall ſind es Begriffe, erlernte und mechaniſch aufgefaßte Begriffe, die dem Kinde eingezwängt werden, die ein unreifes Denken in ihm thätig machen, das alle Blüthen des Gemüths und der Einbildungskraft früh verdorren macht.

Dieß hat man in neuerer Zeit anerkannt und ſich daher bemüht, den Knaben durch frühe Bekanntſchaft mit den Dichtern, ja wohl gar durch Anweiſungen zum eignen Verſemachen ein poetiſches Gegengewicht gegen die allzu proſaiſche Unterrichtsweiſe zu geben. Aber weit entfernt, etwas Gutes damit zu bewirken, nährt man nur die Eitelkeit der jungen Leute und erzeugt unreife Poeten zu Dutzenden, die dann die Maſſe der unglücklichen Dichter oder der unnützen Bücherfabrikanten vermehren.

Die pädagogiſche Literatur iſt bei ſo entgegengeſetzten Beſtrebungen und da vor allen Dingen jeder, was er in der Schule trieb, durch die Schrift der ganzen Welt bekannt machen wollte, ja da ſogar Viele ſchrieben, die nicht daran dachten, die Sache ſelbſt praktiſch anzugreifen, ungeheuer angeſchwollen. Sie theilt ſich in eine Literatur für die Lehrer und in eine für die Schüler. Die Projekte und Anſichten haben ſich nach und nach ſo vervielfältigt, daß beſondre pädagogiſche Journale und Schul-

zeitungen nöthig wurden, sie einzuregistriren, sie zu überblicken und zu kritisiren, wodurch denn bei meist wechselseitiger Einseitigkeit der Streit ins Unendliche verwickelt wurde. Man muß gestehen, daß die Verhältnisse der Schule zur Kirche, zum Staate, zu den nächsten Bedürfnissen des praktischen Lebens und zu den höhern Bedürfnissen der Humanität und Cultur vielfach erörtert worden sind, daß der Streit zwischen Humanismus und Realismus mit eben so viel Erbitterung als Gründlichkeit und Weitschweifigkeit geführt worden ist; aber es ist nichts durchgefochten, es ist nichts ausgemacht worden. Die Stimme der Wahrheit, wo sie auch vereinzelt erschollen, ist entweder überhört worden oder hat sich nur in einem kleinen Kreise vernehmlich gemacht. Die ungeheure Anstrengung, mit der so viele tausend Pädagogen gegen einander gelärmt haben, erfreut sich bis jetzt noch keines entschiednen Erfolges. Der Staat hat entweder etwas anderes zu thun, oder er weiß nicht, wofür er sich entscheiden soll, wie der oft revidirte bayrische Schulplan beweist. Hier wird etwas erreicht, aber dort denkt man nicht daran. Hier orakelt ein Schulmonarch, den man jenseits der Berge nicht kennt. Hier wird eine vortreffliche Schrift edirt, aber kann man alles lesen? Wir sind ein zerstückeltes, uneiniges Volk ohne große Hauptstadt, ohne geistigen

Centralpunkt, und wo bei uns Einer predigt, der predigt immer in der Wüste.

Die Literatur, welche für die Kinder bestimmt ist, hat natürlicherweise allen Moden und Meinungen der Lehrer folgen müssen. Wir theilen diese Literatur ein in die Lehr- und in die Unterhaltungsbücher. Die Lehrbücher sind entweder Schulbücher für das eigentliche Lernen, oder aber Erbauungsbücher, moralische Ermahnungen, Confirmationsbücher ꝛc. Die Unterhaltungsbücher sind Beispielsammlungen für jene moralische Belehrung, Fabeln, Mährchen, Bilderbücher und in neuester Zeit förmliche Kinderromane und Kinderschauspiele.

Ueber die Schulbücher ist es nicht leicht, sich zu entscheiden. Sollen sie wie bisher der Willkühr und Einseitigkeit, der Bizarrerie und Pedanterei, der Originalitäts- ja wohl gar der Gewinnsucht jedes einzelnen Lehrers überlassen bleiben, so wird es nie zu der erforderlichen Vereinfachung, richtigen Methode und Gleichheit des Unterrichts kommen, die doch so sehr gewünscht werden muß. Soll aber der Staat ausschließlich Lehrbücher abfassen, wodurch jene Gleichheit gewonnen würde, so ist erstens die Frage: wird der Staat nicht selbst einseitig seyn? wird im Ministerium und Consistorium nicht der Einfluß von Pedanten vorherrschend seyn? und sodann ist zu beför-

gen, daß ſich politiſche Rückſichten in den Unterricht miſchen könnten, daß der Staat unwillkührlich die Jeſuiten nachahmen, unwillkührlich eine politiſche Caſuiſtik einführen, unwillkührlich die alten Autoren caſtriren würde, weil man auf ſolcher Bahn nothwendig conſequent fortfahren muß und nicht ſtille halten kann.

Bis jetzt iſt die Freiheit, Schulbücher abzufaſſen, nicht weſentlich eingeſchränkt, ja es wäre zu wünſchen, daß ſie eingeſchränkt würde. Faſt jeder Lehrer will als Schriftſteller glänzen, ſich durch eine eigne Anſicht auszeichnen, durch Dedicationen ſich empfehlen oder auch blos das Honorar einſtreichen. Wozu ſollen wir Andern ihre Lehrbücher bezahlen, heißt es, wir können ſelbſt welche machen, und ſo iſt kaum eine Schule, die ſich nicht ihre Lehrbücher ſelbſt fabrizirt. Da kommen aber ſchlechte Methoden und Subtilitäten in die nothwendigen Schulbücher und neben den nothwendigen entſtehen eine Menge unnütze. Selbſt das Klarſte und Einfachſte wird verworren, z. B. die Grammatik durch zu viel Unterabtheilungen und Feinheiten, die Mathematik durch eine üble Anordnung der Materien. Das was aber ſchon an ſich ſchwieriger zu überſehen iſt, z. B. Geographie und Geſchichte oder Naturgeſchichte, das wird nach der Liebhaberei der Lehrer in ein Detail ausgedehnt, dem das Gedächtniß der Schüler nicht nachkommen kann.

Man ſehe die vielen geographiſchen Lehrbücher an, in denen alle Quadratmeilen, alle Einwohnerzahlen, alle Manufakturen und Fabriken, Zucht- und Irrenhäuſer aller Länder und Ländchen, Städte und Städtchen des Erdkreiſes verzeichnet ſind, „und welche die Knaben wörtlich auswendig lernen oder wenigſtens in der Schule leſen müſſen. Man ſehe die Naturgeſchichten an, worin die Knaben lernen, wie viel Gürtel das Gürtelthier habe, wie viel länger die Hinterfüße des Kenguruh ſeyen als die Vorderfüße, wovon ſich der Dronte nähre und wie viel Junge der Ameiſenbär werfe ꝛc. während ſie im erſten beſten Walde kaum die Buche von der Linde, auf dem erſten beſten Felde kaum den Waizen von der Gerſte unterſcheiden können.

Mit den Chreſtomathien, Styluübungen ꝛc. iſt es vollends arg. In einer weiblichen Penſionsanſtalt hörte ich ein junges hübſches Mädchen „des Pfarrers Tochter von Taubenheim“ deklamiren. Jetzt kommen ſolche Mißgriffe zwar nicht mehr vor, aber deſto mehr andre. Man iſt ſehr zart, aber weil man zu viel moraliſirt, weil man zu viel vor der Sünde warnt, macht man die liebe Unſchuld doch gerade erſt auf die Sünde aufmerkſam. Und was für geſchmackloſes, langweiliges, unnützes Zeug ſteht in den Chreſtomathien wodurch die Kinder nur ermattet werden.

Eine der ſonderbarſten Eigenthümlichkeiten in

dieſer Literatur iſt das Durcheinander von antikem Heroismus und moderner Niederträchtigkeit. In ein und demſelben Buche kommt unter den Stylmuſtern ein Lob des Brutus und Timoleon und eine allerunterthänigſt gehorſamſte Bittſchrift um Verwendung bei einem noch höhern Gnadenſpender in einer Anſtellungsſache. Man erwärmt ſich an den Perſerkriegen des Herodot, am Livius und Tacitus, und zittert vor einem Conſiſtorialrath. Man ſpricht von dem Muth gegen die mächtigſten Tyrannen der Erde und ſchweifwedelt vor einem ſubalternen Sekretair.

Wahrſcheinlich wird nach und nach die Aufſicht des Staats über die Schulbücher ſtrenger werden. Dieß liegt in der Conſequenz der Zeit. Den Univerſitäten hat man ſchon die Lehrfreiheit beſchnitten, jene unſcheinbarere, aber vielleicht noch wichtigere Lehrfreiheit an niedern Schulen, wird der großen Scheere nicht entgehen. Unaufhaltſam, wie auf einer ſteilen Fläche, rutſcht Kirche und Schule immer mehr in die Sklaverei des Staats hinunter. Die halbwegs vornehmen Lehrer ſind alle ſchon Hofräthe, die niedern werden in nicht zu langer Zeit bloße Exerciermaſchinen ſeyn, die nach dem Buchſtaben des, ihnen von oben in die Hand gegebenen, Lehrbuches blind unterrichten und die Jugend zum künftigen Staatsdienſt, zur künftigen Unterthänigkeit abrichten müſſen. Dies iſt keine ſcherzhafte Uebertreibung von meiner Seite.

Ich glaube daran. Nur wenn die politiſche Freiheit bedeutende Fortſchritte machen ſollte, würde es anders kommen. Wo nicht, ſo wird und muß die Schule künftig die Abrichtungsanſtalt für den Staat ſo gewiß werden, als ſie es ehemals für die Kirche war, und es würde mich nicht wundern, wenn bald Schüler und Lehrer Civiluniform bekämen, gleichwie ſie ehemals einen geiſtlichen Habit trugen. Iſt es nicht in Rußland ſchon ſo weit gekommen?

Ein Mittelding zwiſchen den eigentlichen Schulbüchern und den Unterhaltungsbüchern ſind die ſehr zahlreichen religiös-moraliſchen Salbadereien, die zuweilen in poetiſcher, ſogar in Romanenform die liebe Jugend zum Guten überreden, die ihr das Gute einraiſonniren oder mit dem Rührlöffel der Rührung einrühren ſollen.

Das Schlimmſte an dieſen Schriften iſt das frühreife Raiſonnement, an das die Kinder gewöhnt werden. Das „Warum" muß ſich der Jugend von ſelbſt aufdrängen, und dann dürfe die Antwort nicht fehlen; quält man es ihr aber früher ab, ſo bringt die berühmte Hebammenkunſt des Geiſtes auch nur zu frühe Geburten zur Welt. Man muß der Jugend etwas Poſitives dogmatiſch einprägen. Sie will nichts andres, es wird ihr nicht einfallen, daran zu klügeln. Entwickelt ſich ihr Verſtand, ſo wird ſie ſchon zu zweifeln und zu fragen anfangen, und dann

hat ſie einen Gegenſtand, an dem ſie die Kritik üben kann. Aus der Kritik aber die Wahrheit als Reſultat zu fördern und mit den Zweifeln anzufangen, iſt wahres Gift für die Jugend. Dahin gehört, daß man ihr alles Myſtiſche, Wunderbare, Ahnungsvolle, Rührende, ſobald ſie es empfinden, mit Stumpf und Stiel ausrottet. Der Zauber der Natur wird ihnen in baare naturwiſſenſchaftliche Preſa aufgelöst. Die kindliche Liebe, dieſe herrliche wildwachſende Blume, wird gefliſſentlich ausgerottet, um dem Treibhausgewächſe einer ſteifen, engherzigen, gebotnen, ſchulmäßig zu erlernenden Moral Platz zu machen. Man rechnet den Kindern nur das als Tugend an, was ſie aus Gehorſam gegen eine Regel thun, und wie gut, edel, liebenswürdig ſie von Natur ſind, man achtet es nicht, bis man ihnen eine ſchaale Reflexion darüber beigebracht hat, bis ihnen der Drang der Natur in einen geiſtloſen Gehorſam gegen das Pflichtgebot verkrüppelt iſt. Und welcher Pflichten? was drängt man nicht alles den unbefangnen Gemüthern auf? Man ſtellt ihnen nicht nur das Laſter, ſondern auch die Tugend vor Augen, ehe ſie im Stande ſind, ſie auszuüben, ja nur zu erkennen, und man überladet ſie mit Regeln, wovon ſie eine über der andern vergeſſen. Wie gegen die natürliche Moral der Kinder, ſo wüthet man gegen die natürliche Religion derſelben. Auch über die Gegenſtände der Religion müſſen ſie

ſo früh als möglich reflectiren, und man quält ihnen Gedanken ab, ehe noch ihr Gefühl reif geworden. Eine Zeitlang war man ſogar bemüht, ihnen das Wunderbare in der Religion verdächtig zu machen, um ſie vor Aberglauben zu bewahren. Jetzt hat man meiſtentheils einen heilloſen Mittelweg eingeſchlagen. Man wagt es weder ganz zu glauben, noch ganz zu zweifeln, und ſtürzt die Jugend in eine Halbheit, aus der nur drei Uebel entſpringen können, die alle drei der Religion am gefährlichſten ſind, Indifferentismus, der aus der Langweiligkeit und Unſicherheit des Religionsunterrichts entſpringt, Religionsſpötterei oder Rückfall in den craſſeſten Aberglauben, wenn man ſich aus der Halbheit auf dieſe oder jene Weiſe retten will.

Schreiten wir weiter zu den Unterrichtsbüchern der erwachſenen Jugend, ſo bemerken wir darin ein ſonderbares Mißverhältniß zu dem frühern Unterricht. Man zwingt den Kindern ein unreifes Denken ab und die Jünglinge, die zum Denken wirklich heranreifen, werden davon fern gehalten durch eine treiſtloſe Ueberladung mit blos empiriſchen, gedächtnißmäßigen Kenntniſſen.

Dieſem rationaliſtiſchen Raiſonnement haben nun die ſupranaturaliſtiſchen Pädagogen (Hand in Hand mit der Kirche) ein Gefühlsgeſchwätz entgegengeſetzt, als ob damit etwas zu gewinnen

wäre. Die Jugend lieſt das in ſich hinein und gähnt, denkt an was anderes und wird um ſo muthwilliger. Weit entfernt, ſie für das Edle zu gewinnen, macht man es ihr auf dieſe Weiſe nur langweilig und lächerlich und verhärtet ihr junges Herz. Ich habe lange gebraucht, bis ich die ekelhafte Erinnerung an die Erbauungsbücher, die ich in meiner Jugend leſen mußte, und die daraus unwillkührlich gefloſſene Langeweile an allem Religiöſen und Moraliſchen überwunden hatte und mich mit männlicher Geſinnung wieder für die ewigen und heiligen Dinge intereſſirte. Es wird aber Tauſenden ſo gegangen ſeyn, die Salbaderei rührt und erwärmt uns nicht, ſie verhärtet, ſie verkältet nur unſer Herz. Der Jugend ſagt am beſten das Kurze, Scharfe, Strenge zu, und die weitläuftigen Moralien, Nutzanwendungen oder gar die gefühlvollen Reden und Rührungen laſſen ſie kalt. Daß doch die Pädagogen, obgleich ſie immer mit Kindern zu thun haben, nie merken wollen, daß die kindliche Rührung gerade die männlichſte iſt, nämlich allemal eine ſtumme und ſchamhafte (zum Beweiſe, daß überhaupt alle wahre Rührung von dieſer Art iſt, und daß die Sentimentalität, welche darüber hinaus geht, allemal weibiſche Unart oder Affektation iſt)! Daß doch die Pädagogen beſtändig ihre eigne Schwäche oder Verbildung mit der kräftigen Natur der Jugend verwechſeln! Nie und in keinem Fall

taugt eine breite, gefühlvolle, rührende Rede für die Kinder, und wenn man sie gar in den Mund der Kinder selber legt, so ist es baare Unwahrheit, und wird von jedem Kinde selbst dafür gehalten. Wo in der Welt wird je ein Kind von selber auf die schönen Redensarten fallen, die man es bei festlichen Gelegenheiten, Geburtstagen ꝛc. auswendig lernen und wie einen Papagai nachplappern läßt? Wo wird je ein Kind, wenn es gerührt ist, für seine Rührung Worte finden, und gar wohlgesetzte, fein gewählte Worte? Gleichwohl wird jetzt beinahe von der ganzen gebildeten Welt einstimmig verlangt, der Lehrer solle den Kindern so recht breit und gefällig zum Herzen reden. Der alte katechetische Unterricht scheint dem aufgeklärten und empfindsamen Zeitalter zu roh. Aber das Einzige, was an dem alten buchstäblichen Verfahren mit Grund getadelt werden mag, ist das Auswendiglernen jener unvernünftigen, sogenannten Spruchbüchlein, der Gellert'schen Lieder ꝛc., deren Breite und Wäßrigkeit die Kinder natürlich tödtlich langweilen und ihnen den Religionsunterricht erst verhaßt, dann lächerlich machen muß. Auch sind manche jener Sprüchlein und Lieder so schamlos ekelhaft, daß wir uns billig wundern, wozu unsre Konsistorien und Synoden eigentlich da sind, wenn sie solchem Unfug nicht steuern. Ich hörte z. B. einst ein kleines, artiges Mädchen von zehn oder zwölf Jahren mit der lieb-

lichſten Miene der Unſchuld aus einem jener elenden Spruchbücher folgende Strophen eines, wenn ich nicht irre, Gellertſchen Liedes, als Schulaufgabe auswendig lernen:

Verweſung ſchändet ſein Geſichte
Und predigt ſchreckl.ch die Geſchichte
Der Laſter, die den Leib verzehrt.

Dergleichen nun kann man allerdings nicht genug tadeln. Allein das religiöſe Raiſonniren oder Empfindeln mit den Kindern iſt eben ſo verwerflich. Oder hält man die breiten Auseinanderſetzungen, erbaulichen Betrachtungen, Vorleſungen und väterlichen Briefe, in denen unſre ſinnlichen Frömmlinge die Mädchen von ihrer eignen Unſchuld unterrichten und ihnen die Kunſt der Schamhaftigkeit beibringen wollen, als ob ſie nicht eine Sache der Natur ſey — hält man dieſe gottloſen Schriften für weniger ſchmutzig, als jenes alte gutgemeinte Lied des frommen Gellert? Bücher, wie die berühmte „Weihe der Jungfrau" von der Thereſe Huber ſollte man verbrennen. Grade je moraliſcher, je liebevoller alles darin klingt, um ſo gewiſſer ſollte man ſie verbrennen. Der Unterricht der Mädchen in weiblichen Dingen ſoll immer nur mündlich, ja in den meiſten Fällen ſogar ſtumm, nämlich bloßes Beiſpiel, bloßes Benehmen ſeyn. Auch die Mütter brauchen dazu keine ſchriftliche Anweiſung.

ihre eigne Erfahrung muß sie schon des Unterrichts fähig machen. Die ganze große Literatur jener Sittlichkeitspredigten für Töchter, Weihegeschenke für Jungfrauen ꝛc. ist überflüssig, wenn nicht schädlich. Oder ist es nicht der Gipfel der Unnatur, wenn Th. Huber in obiger Jungfrauenweihe den Jungfrauen lange Reden über die Schamhaftigkeit, die Weiblichkeit ꝛc. hält? Welche Jungfrau nicht von Natur schamhaft ist, wie sollte sie es durch ein Buch werden, wie sollte sie aus dem Buch etwas anderes lernen, als die bloße Verstellung? Und wenn sie schamhaft ist, wozu soll ihr dann das Buch, was kann alsdann dieses Buch anders in ihr wirken, als ein Nachdenken über die Schamhaftigkeit, welches derselben bekanntlich niemals zuträglich ist? — Mädchen muß man nicht mit Raisonnement, sondern mit dem unwandelbaren Buchstaben des Gesetzes kommen, und den ihnen natürlichen kindlichen Glauben nicht vor der Zeit durch unreife Klügelei und Schwärmerei zerstören. Die Zeit zum Schwärmen und Klügeln findet sich später schon von selbst, dann aber ist der Geist schon stärker, und mehr vom Ernst der Dinge ergriffen, weniger zur Ausschweifung oder zum Leichtsinn geneigt. Nehmen wir die Wünsche der Ehemänner zum Kriterium, so wird gewiß jeder Ehemann mit einer Frau, die naiv und unbefangen in der Väter Glauben wandelt, sehr zufrieden seyn, ganz gewiß

aber nicht mit einer Schwärmerin, die durch das ewige Gefühlsgeschwätz und Abrichten zu Empfindungen verdorben ist, und noch weniger mit einer Spötterin, welche die Denkgläubigen in ihren hölzernen Händen trocken gepreßt haben, wie eine Blume im Herbarium.

Wohl mag es ein schöner Wunsch seyn, die alte Nacht der Barbarei völlig zu besiegen und überall Humanität und die Schätze geistiger Kultur auszubreiten; wohl mag es immer, wenigstens eine Zeit lang, ein Lieblingsgedanke junger Männer seyn, das Ideal aller geistigen Vollkommenheit in der Geliebten personificirt und den reichsten und gebildetsten Geist im schönsten Körper zu sehn; allein es ist eine uralte Erfahrung, daß wir auf der Erde und nicht im Himmel leben, und daß auf der Erde das Nothwendige dem Nützlichen, das Nützliche dem Angenehmen vorhergeht, daß die ohnehin kurze Spanne Zeit noch mit Arbeit und Mühsal aller Art angefüllt ist und für jene zarten Blüthen der Kultur nur spärlichen Raum übrig hat. Und gesetzt auch, die Menschen hätten die erforderliche Gelegenheit, so würde die halsstarrige Natur doch in ihnen selbst sich dagegen sträuben. Wer den Menschen kennt, wer insbesondre das schöne Geschlecht kennt, muß zugeben, daß die Natur desselben viel zu urkräftig, eigenwillig und apart ist, um sich jedem zahmen Erziehungsplan zu fügen. In

die geistige Werkstätte, darin die Neigungen und Entschließungen und geheimen Kenntnisse des Weibes geboren werden, dringt selten eines Mannes Blick, nie eines Mannes Lehre.

Anstatt den Weibern, die so vieles schon von der Natur besser wissen als wir, und das, was wir besser wissen, nicht zu wissen brauchen, — anstatt also den Weibern unser bischen Wissen aufzuschwatzen, sollten wir Männer wohl erst unter uns selbst mehr echte Bildung verbreiten.

Die bei weitem größte Zahl der genannten Sudeleien ist für die weibliche Jugend bestimmt. Unter hundert neuen Titeln kommen sie jedes Jahr wieder zum Vorschein. Besonders aber machen sich die Lehrer und Mäcene der Privatinstitute damit zu schaffen, denn die windelweiche Pädagogik und die Pensionsanstalten sind immer Hand in Hand gegangen, weil es nur Pensionsvätern und Pensionsmüttern, die sich durch solche Mittel Pensionäre zusammentrommeln wollten, einfallen konnte, den Eltern mit der delikatesten Behandlung, ja mit einer wahren Vergötterung ihrer Früchtchen zu schmeicheln. Im Staate wie im Hause behandelt man das Kind ohne weitere Komplimente, man sieht in ihm nicht mehr, als einen noch unreifen Menschen, aus dem ein reifer werden soll. In Pensionsanstalten aber schmeichelt man den Eltern damit, daß in den Kindern etwas

Außerordentliches stecke, und demnach affektirt man auch in ihrer Behandlung eine Delikatesse, die in den meisten Fällen schädlich, immer aber eine Heuchelei ist. Wenn daher auch Herr Wilmsen sagt: „Jeder sklavische Gehorsam sey verbannt, damit das Kind sich seiner Menschenwürde bewußt werde," und wenn er von einer pädagogischen Klugheitslehre spricht, wornach man mit der zartesten Aufmerksamkeit jedes einzelne Kind nach seiner individuellen Anlage so oder anders behandeln soll, so halten wir dergleichen schöne Worte für eitel Lirum karum Hokus Pokus, denn im Gegentheil sagt der Jugend nichts besser zu, als eine recht militärische Disciplin und Uniformität und nichts in der Welt ist ihr schädlicher, als wenn jedes Kind gleichsam seinen eignen Hofstaat hat, wenn alles auf Aeußerungen seines allerhöchsten Temperaments lauert und sich darnach richtet, wenn es bei jeder Unart blos mit höflichen Redensarten an seine Würde erinnert wird, anstatt gezüchtigt zu werden ꝛc. Der ganze Vorschlag ist aber schon deswegen unsinnig, weil er unausführbar ist. Die Kinder werden nach wie vor immer als liebe kleine Barbaren behandelt werden, die zwar recht lieb, aber auch noch Barbaren sind, und wenn es dem Herrn Wilmsen ja so Noth thut um Freiheit und Menschenwürde, so bitten wir ihn, sich damit an die Männer, nicht aber an die Kinder zu adressiren.

Doch drücken wir dem Herrn Wilmsen als ei-
nem ächten deutschen Biedermann die Hand, denn
den Weibern die Freiheit, den Kindern die Würde zu-
zuerkennen, selbst aber unfrei und würdelos zu seyn,
das wäre schon längst das Kennzeichen eines — deut-
schen Mannes, wenn das Volk nach der gemüthlichen
Mehrheit seiner Schriftsteller und nach den Erschei-
nungen einer wieder vorübergehenden Periode beur-
theilt werden dürfte. Immerhin aber bleibt es cha-
rakteristisch, daß gerade in der Zeit die Perücken und
Zöpfe, in welcher die deutschen Männer ungefähr zu
dem tiefsten Grade männlicher Schwächung, Ver-
weichlichung, Unfreiheit, ja zu einem gewissen Fana-
tismus des Knechtsinns hinabsanken, sie gleichwohl
aufs eifrigste bemüht waren, das schöne Geschlecht zu
emancipiren, und in ihren eignen Kindern die ver-
lorne Würde des Menschen anzubeten. Der Deutsche
verläugnet doch nirgends seine gute Natur, und indem
er sich selbst verachtet, freut er sich noch, daß wenig-
stens Andre besser sind.

Die eigentliche Unterhaltungsliteratur
für Kinder ist noch zahlreicher als die erbauliche.
Deutschland ist davon überschwemmt. Nürnberg und
Wien sind ihre großen Fabrikstädte. Hier arbeiten
nicht mehr die Pädagogen allein; die Sache ist zu
Bücherspeculationen der Verleger geworden.
Man legt ganze Waarenlager von Kinderbüchern wie

von andern Kinderspielsachen an und, wetteifert echt kaufmännisch. Die Buchmacher können dies, weil unter den Pädagogen keine Einigkeit ist, und weil die Modesucht so weit geht, daß man sogar den Kindern nur neue Sachen geben will. Um die Weihnachtszeit wimmelt es in den Läden der Buchhändler von Eltern und Kinderfreunden, die alle die brillanten Sächelchen aufkaufen, welche die neue Messe geliefert. Die Alten greifen, wie die Kinder selbst, am liebsten nach den neuen Flittern. Aber die Pädagogen selbst wirken mit den Buchhändlern zusammen, und schreiben immer neue Sachen, nicht um das Alte zu verbessern, sondern um Geld und einen Namen davon zu tragen. Gegen diese Sündfluth von Kinderschriften kämpft dann der echte Kinderfreund vergeblich an.

Es ist merkwürdig, daß diese Schriften mehr auf die Alten, als auf die Kinder selbst berechnet werden, weil die Alten sie eben auswählen und bezahlen, und nur wenige Takt genug besitzen, um zu wissen, was dem kindlichen Gemüthe zusagt. Damit ist die Philisterei und die altkluge Moral in die Bücher, selbst des zartesten Jugendalters, gekommen. Die Alten wollen etwas Solides, Vernünftiges, und darum müssen es die armen Kinder auch wollen, genug, wenn sie nur bunte Bildchen dabei sehn. Die Mährchen, diese echte Kinderpoesie, sind lange verach-

tet und verdammt gewesen. Was sollen diese Kindereien? hieß es, und man hatte doch Kinder vor sich. Man fürchtete, die Mährchen pflanzten der kindlichen Seele Aberglauben ein, oder wenigstens, sie beschäftigten die Phantasie zu stark und zögen vom Lernen ab. Man erfand daher die lehrreichen Erzählungen und Beispiele aus der wirklichen Kinderwelt, vom frommen Gottlieb, vom neugierigen Fränzchen und naschhaften Lottchen, und erstickte mit dieser Alltagsprosa alle natürliche Poesie in den Kindern. Während man ihnen aber alles Schöne nahm, wofür ihre jungen Herzen so empfänglich sind, und woran sie sich wahrhaft menschlich bilden, mißbrauchte man ihr Herz, wie ihre Phantasie, um damit ihren noch unentwickelten Verstand zu bearbeiten. Kein Bild, keine Erzählung durfte ferner auf ihre junge Seele einwirken, ohne daß man ihnen sogleich dazu sagte, was es bedeute, was die Moral davon sey, und immer hob diese nüchterne Erklärung mit dem poetischen Zauber zugleich die Wirkung auf. Das Kind sollte nicht mehr unbewußt lernen, es sollte alles mit Bewußtseyn in sich aufnehmen, von allem die Absicht einsehen.

Nun kam aber die Romantik in Flor und Tieck, Arnim, Fouqué führten die alten Kindermährchen wieder ein. Man verständigte sich dahin, daß zwar die Moral die Hauptsache bleibe, daß aber die Kin-

der immerhin auch eine heitere Unterhaltung haben dürften, und nun brach es wie eine Sündfluth mit Büchern herein. Da entstanden die Kinderromane, welche der Romanliteratur der Erwachsenen beinahe nach allen Richtungen gefolgt ist, und wie bekanntlich unsre Romane sich in Familienromane und historische eintheilen, so geht dieser Unterschied auch auf die erzählenden Jugendschriften über.

Die Familienromane für Kinder machen den Anfang, sie sind älter, als die historischen, sie gehören jenen Zeiten des Lafontaineschen Familienglücks und der Vossischen Louise und der Starkeschen Häuslichkeit an, und werden immer noch fortgesetzt, obgleich sich das Blatt in der Art gewendet hat, daß früher meist nur glückliche Ehen und Häuslichkeit, neuerdings aber von unsern schreibenden Damen, der Pichler, Schopenhauer, Huber, Chezy, Hanke, Tarnow ꝛc. meist nur unglückliche Ehen, Ehebrüche und das Leben alter Jungfern geschildert wird. Die Familienromane für Kinder entsprechen indeß noch jener ältern Gattung und fließen über von Vaterliebe, Mutterliebe, Bruderliebe, Schwesterliebe, Großvaterliebe, Großmutterliebe, Onkelliebe, Tantenliebe, Lehrerliebe ꝛc. ꝛc., und von allen möglichen Sentimentalitäten und Weichlichkeiten und Familienkomödien und Heucheleien. Die Tugendprahlerei und das Gefühlsgeschwätz in diesen Büchern muß nothwendig schlecht auf die

Kinder wirken, und ihnen entweder lächerlich werden oder sie zur Verstellung abrichten. Die wahre Familientugend macht von sich selbst niemals so viele Worte, das wahre Gefühl ist stumm, und wenn meine Kinder jemals mir mit solchen schönen Redensarten kämen, wie wir sie in tausend dieser Kinderschriften von artigen und frommen Kindern verzeichnet finden, so würde ich sie als affektirte Narren zurecht weisen, oder als vollendete Heuchler züchtigen. Wenn ich aber im römischen Sinne Censor wäre, würde ich den Verfassern solcher elenden Bücher nicht blos die kritische Ruthe geben lassen. Wenn ich aber Napoleon wäre, so würde ich einige solcher Bücher immer neben Goethes Werther (wie Napoleon wirklich gethan) mit mir führen, um mich beständig daran zu erinnern, daß ein Volk, welches solche Bücher hat, alles mit sich machen läßt.

Geschichte.

Das Studium der Geschichte ist jetzt an der Tagesordnung. Früher herrschte die Abstraktion und Einbildungskraft in Theologie, Philosophie, Poesie, jetzt das erfahrungsmäßige Wissen. Man hatte den festen Boden der Wirklichkeit verlassen, um im Himmel, in erträumten geistigen Höhen, im Scheinlande der Dichtkunst zu leben; jetzt, da man das Unerquickliche dieses Scheinlebens zu fühlen angefangen hat, oder vielmehr, da wir durch die Schrecken der französischen Revolution und Napoleons Weltsturm so unsanft aus unsern Träumen aufgeschreckt worden sind, den Werth dessen, was ist, und den Unwerth dessen, was man sich nur einbildet, wider Willen haben müssen kennen lernen, jetzt möchten wir ganz gern zur Praxis zurückkehren. Aber der Deutsche ist noch immer verdammt, blos zu denken und zu schreiben. Nur darin spricht sich seine Sehnsucht nach Thaten aus, daß er

die vergangenen Thaten, daß er die Geschichte mit einem früher unbekannten Eifer studirt.

Dazu kommt, daß die andern Musen sich fast alle überlebt haben. Da ist kein frischer Trieb mehr weder in der Theologie noch Philosophie, und sogar die Poesie leidet an Uebersättigung. Unzufrieden mit diesen Erscheinungen der Gegenwart geht man in allen Wissenschaften und Künsten in die Vergangenheit zurück und studirt sie historisch, um das Bessere wieder aufzufinden oder um sich durch die genaue Kenntniß von Allem darüber zu trösten, daß man nicht mehr für Eins sich begeistern kann.

Daher nun die unübersehliche historische Literatur, daher die tausende von Werken, worin wir die allgemeine Geschichte, die Geschichte einzelner Zeiten, Völker, Länder oder Personen, der Staaten, Religionen, Sitten, Wissenschaften und Künste als ein fast grenzenloses Panorama um unsern betrachtenden Geist gezogen haben. Daher auch in der Poesie die vorherrschend geschichtliche Tendenz, die ungeheure Menge von historischen Romanen und Trauerspielen.

Obgleich nun aber ein so lebendiger Trieb in die Geschichtsforschung nur von außen her, nur durch den Zeitgeist, und durch die Hinneigung eines ganzen Volkes kommen konnte, so lag und liegt die Ausführung doch immer zunächst in den Händen der zünftigen Schulgelehrten, und daher ist dieses Studium

noch in das ganze Chaos der Schulgebrechen verwickelt und hat sich noch keineswegs von einer Sache der Schulpedanterei zur Sache eines freien und hohen Volksgeistes erhoben.

Bevor die Schule zu einiger Kritik gelangte, ging sie vom Standpunkt der Polyhistorei aus. Sie sammelte nur historische Notizen und häufte sie berghoch auf. Man legte nicht nur für die Geschichte eines großen Volkes, sondern auch für die der kleinsten Fürsten und Grafenfamilien Sammlungen in vielen Folio- und Quartbänden an. Man schrieb monströse Commentare über die Genealogie nicht nur der Fürsten, sondern sogar der gemeinen Edelleute und städtischen Patrizier. Es war die Geschichtschreibung der Bedienten für ihre Herren. Die Werke waren eigentlich nur Anhängsel der Dedikation. Man hatte noch keinen Begriff von einem Publikum, was historische Werke genießt und beurtheilt; man konnte keinen Begriff davon haben, denn es gab noch kein solches Publikum. Nur die Familien, nur die Amtsnachfolger, nur die Vaterstadt interessirte sich für die weitschweifige Gelehrsamkeit jener Historiographen in Allongeperücken. Neben den schätzbaren Sammlungen älterer Geschichtswerke, neben einigen brauchbaren Reichshistorien und ersten Versuchen zu welthistorischen Uebersichten wurde einem allgemeinen Interesse noch nichts dargeboten, und wenn auch hin und wie-

der eine bessere Spezialgeschichte erschien, so war es doch physisch unmöglich, eine geschichtliche Bildung des Volks auf die Lektüre so zahlloser, dickleibiger, mit den unnützesten Notizen aufgeschwellter Lokalstudien zu gründen. Es mußten erst Mittelspersonen und namentlich Kritiker auftreten, welche die Kerne von der Spreu sonderten.

An dieser Vereinzelung der historischen Notizen bei gänzlichem Mangel an großer Uebersicht war freilich nicht ursprünglich die Schule, sondern die unglückliche Zerrissenheit Deutschlands in viele kleine Staaten Schuld. Der Schule darf man aber den Vorwurf machen, daß sie den bösen Geist der Uneinigkeit und Privateifersucht, der politischen Kleinlichkeit und Krähwinkelei im Schooß unseres großen Volks auch dann noch wissentlich aus schnödem Serviliśmus gepflegt hat, als längst schon der bessere Geist erwacht war. Noch in der jüngsten Zeit sind seit dem Vorgang der Schweizergeschichte von Johannes Müller, der bayerischen Geschichte von Zschokke u. s. w. jene Spezialgeschichten erst recht eigentlich Mode geworden, in denen nicht nur etwa einzelne Zweige des deutschen Volksstammes, sondern sogar bloße durch Zufall abgerissene oder zusammengeflickte Theile eines Zweiges, als urewige selbstständige Nationalitäten proklamirt werden. Diese elenden Geschichtschreiber affektiren, eine Gesammtheit deutscher Nation

nicht anzuerkennen, und die Grenzen der Nationalitäten bestehen ihnen in den wunderlichen Linien, welche das Lehnswesen und der Familienerwerb mitten durch die Nationalitäten und ihnen zum Trotz gezogen hat.

Jene Pedanterei und dieser vaterlandsverrätherische Provinzialgeist herrschten mit einer gewissen Naivetät bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. So lange gab es eigentlich keine historische Kritik unter uns, und die Gelehrten glaubten, wenn sie der alten Gewohnheit folgten und vielleicht noch einige den französischen Hofschmeichlern abgeborgte Eleganz hinzufügten, das Beste gethan zu haben.

Nun begann aber die kritische Periode. Die großen englischen Historiker wurden unsre Muster. Die alten Deutschen hatten England erobert, ihm eine neue Bevölkerung, eine neue Sprache gegeben, und wie von innerer Ahnung getrieben, ihre uralte Freiheit auf diese glückliche Insel gerettet, daß die Erinnerung daran lebendig fortlebe, und um sie vielleicht dereinst von dort zurückzuholen. In dem freien England gab es noch männliche Geister mit selbstständiger Schöpferkraft, während die weibischgewordenen Deutschen nur noch nachäffen konnten. Alle unsre Bildung hatten wir von Italien und Frankreich gebracht und uns an diesen Mustern vollends verderbt. Was die welsche Scholastik, das welsche Recht, die welsche Medicin noch Gesundes an uns

übrig gelaſſen, das wurde vollends durch die franzöſiſche Liederlichkeit und Sentimentalität (ſeit Rouſſeau) zu Grunde gerichtet. Es war ein Glück für uns, daß der äffiſche Trieb, der unſre leider ſo jämmerlichen Großväter beſeelte, ſie wenigſtens auch einmal nach England führte, um dort zum erſtenmal wieder zu lernen, was Manneswürde ſey.

Die Engländer machten die Geſchichte, verſtanden ſie alſo auch zu ſchreiben. Der bürgerliche Gelehrte war dort nicht wie bei uns, ein verachteter Bedienter, an dem man es unerträglich lächerlich und ſtrafwürdig gefunden hätte, wenn er ſich in Politik gemiſcht haben würde. Der gemeinſte Engländer nahm Theil an der Regierung durch die Parlamentswahlen, durch die Oeffentlichkeit der Kammern und Gerichte und durch die freie Preſſe. Seine Gelehrten waren ſelbſt Staatsmänner, überſchauten klar die Lage ihres eigenen Vaterlandes und lernten daher auch die Zuſtände anderer alten und neuen Völker und Staaten leichter begreifen. Ihr Blick war frei und groß. Der Blick der deutſchen Gelehrten war benebelt und beengt. Jene waren ſtolze Männer, dieſe waren weibiſche Pedanten und Schulbedienten.

Der Deutſche hätte aber noch elender geweſen ſeyn müſſen, als er war, wenn ſeine beſſere Natur nicht dem Licht ſich zugekehrt hätte, das durch ſeine dunkeln Kerkerwände hereinbrach. Jetzt brachten die

Dichter ſtatt der bisher herrſchenden Gallomanie die Anglomanie auf, und da eine groſse deutſche Provinz, Hannover, von England abhängig war, ſo konnten zunächſt die hannöverſchen und braunſchweigiſchen Gelehrten in Göttingen und Wolfenbüttel, wie Leſſing, Schlözer, Spittler, Lichtenberg das engliſche Weſen, und ſogar die engliſche Staatsverfaſſung preiſen, ohne als Hochverräther belangt zu werden.

Inzwiſchen wäre es den deutſchen Gelehrten damals noch unmöglich geweſen, die Geſchichte des eignen Vaterlandes aus einem ſo freien Geſichtspunkt zu ſchreiben, wie die engliſchen die ihrige. Die beſten Köpfe unter ihnen wandten ſich daher von der deutſchen Geſchichte ab zur allgemeinen Weltgeſchichte und zur Geſchichte alter und fremder Völker.

Auch war der Muth dieſer neuen Geſchichtſchreiſchreiber nicht durchgängig ein politiſcher und konnte es kaum ſeyn. Selbſt der gewiſs unerſchrockene Schlözer durfte den groſsen Tyrannen nicht ſagen, was er den kleinen ſagte. Bei den meiſten Hiſtorikern, die den engliſchen Styl annahmen, beſchränkte ſich der Freimuth auf die ſehr wohlfeile Verdammung oder Verſpottung des alten Aberglaubens. Seitdem Voltaire Modeſchriftſteller geworden war, hatten die Höfe dieſe Art von Aufklärung adoptirt und die Gelehrten

durften sie in ihren Schulen einführen. Dazu gehörte nun kein Heldenmuth mehr. Mit den Anglomanen, Voltairianern, Rousseauschen Weltverbesserern, verbanden sich sogar katholischerseits die Illuminaten, um gemeinschaftlich das Mittelalter zu verhöhnen. Wie im Styl, so in den Gedanken legte man die alte heilige römische Reichsunbehülflichkeit ab und wurde ein leichtfertiger Spötter, ein Raisonneur, ein junger Springinsfeld. Die ehrwürdige Allongeperücke flog ins Feuer und im Zopf und Haarbeutel glaubten sich die Leute schon ungemein erleuchtet und deuteten durch die Maschen desselben den zephyrartigen Flug ihres Geistes an.

Die Herren machten sich die Sache wirklich leicht. Was sie nicht verstanden, leugneten sie weg. Die so berühmte historische Skepsis, die durch Schlözer, Rühs ꝛc. Mode wurde, lief darauf hinaus, alles, was nicht nach den Begriffen der modernen Aufklärung vernünftig und natürlich sey, als dumme Fabel wegzuwerfen.

Man leugnete die Echtheit der Mythen und gab sie für Erfindung der Pfaffen aus. Rühs behauptete, die altnordische Edda sey ein Machwerk späterer angelsächsischer Mönche; Voß war überzeugt, die indische Sakontala sey ein Machwerk der alexandrinischen Griechen ꝛc. Es wurde schicklich, bei geschichtlichen Werken die ältesten Sagen

wegzulaſſen oder von ihnen nur mit Schamhaftigkeit, als von dummen Mährchen zu ſprechen. Dieſe Narrheit war natürlich. Man hatte vorher zu viel geglaubt; jetzt glaubte man zu wenig. Vorher hatten die Jeſuiten auch die albernſten Pfaffenlegenden der ſpätern Zeit, die proteſtantiſchen Schwarzröcke aber durch die abſcheulichſten Teufel- Geſpenſter- und Hexengeſchichten die alte ehrwürdige Sagengeſchichte verdorben und verächtlich gemacht; es war natürlich, daß man nun auch das Schöne und das Wahre, das ſich in den Sagen verbirgt, aus allgemeinem Haß gegen die mit der Religion verbundenen Lügen auf einige Zeit verdammte. Ein groſſer Nachtheil iſt daraus der Wiſſenſchaft nicht erwachſen, denn die ſpätern Romantiker haben dafür geſorgt, daß alle alten Sagen wieder hervorgeholt wurden. Indeß hat man doch zu beklagen, daß grade in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, während die hiſtoriſche Skepſis und die Verachtung der Mythen vorherrſchten, ſo viele und groſſe Entdeckungsreiſen zu andern Völkern gemacht wurden, und daß die wiſſenſchaftlichen Reiſenden ſehr häufig der Mode der Zeit huldigten, indem ſie uns die intereſſanten Sagen fremder und wilder Völker mitzutheilen ſich ſchämten oder gar nicht darauf achteten.

Noch auffallender war der Haß und die Verachtung gegen das Mittelalter. Der

alte Groll der Protestanten gegen das Pabstthum verwandelte sich jetzt in einen edlen Zorn der politisch Freisinnigen über den Feudalismus. Die Zeit nahte heran, da aus der Reformation eine Revolution werden sollte. Je weniger man noch handeln konnte, desto stärker sprach sich der Haß in Schriften aus. Daher schrieb man in Frankreich vor der Revolution weit heftiger gegen das Mittelalter, als nachher, und in Deutschland schreibt man jetzt noch heftiger dagegen, als in Frankreich. Der Unwille über die Ursache dessen, wovon uns die Folgen mißbehagen, ist natürlich; doch hat er sich über alle Schranken hinaus gesteigert. Man ging so weit, sogar die herrlichen gothischen Bauwerke geschmacklos zu finden, blos weil sie aus dem Mittelalter stammten. Man ließ von den alten Rittern und ihren Thaten gar nichts mehr gelten, blos weil sie Feudalherren gewesen waren ꝛc. Ja man verwarf sogar die freien Institutionen des Mittelalters, blos weil sie jener Zeit angehörten. Es fehlte nicht an Servilen, die aus jener Schmähung des Mittelalters Vortheile zogen und den modernen Absolutismus, wie er durch Ludwig XIV. und noch mehr durch Friedrich II. eingeführt worden war, als das alleinige Heil anpriesen. So lange noch nicht alle geistlichen Güter säcularisirt, die kleinen Reichsfürsten und Reichsgrafen mediatisirt waren, so lange selbst den größern Fürsten durch die alte

Reichsverfassung noch ein kleiner Zwang aufgelegt war, so lange durfte jeder ungescheut das Mittelalter verhöhnen, in dem jene noch ungestörten Verhältnisse wurzelten, die man gerne zerstören wollte.

So wetteiferten die freisinnigen und die servilen Historiker, über alles zu spotten, was jenseits der Reformation lag.

Da inzwischen der bei weitem größere Theil der deutschen Gelehrten nach seiner ehrlichen Weise die Historie, wie jede andere Wissenschaft, nur um ihrer selbst willen trieb, und ihr eine praktische Anwendung auf die Gegenwart zu geben, gar nicht einmal verstand, so war auch der Einfluß jener politischen Abneigungen nicht sehr bedeutend. Man trieb überhaupt mehr die Geschichte der alten Welt und die fremder Völker, oder wenigstens die gründlichsten und einflußreichsten Historiker zogen es vor, die uns am fernsten liegenden Geschichten zu erörtern, und das, was uns zunächst lag, zu vernachläßigen.

So reihten sich an die besseren Skeptiker eine große Anzahl indifferenter, aber gründlicher Geschichtforscher, die zum Sammlerfleiß der frühern Zeit die scharfe Kritik der neuern hinzufügten und alle, auch die fernsten Winkel der Geschichte mit jener universellen Liebe zu erleuchten strebten, die den Deutschen so vorzüglich eigen ist. Wir interessirten uns für fremde Welttheile mehr, als die Engländer, obgleich

wir keine Kolonien dort hatten. Wir studirten ohne Auftrag, ohne einen unmittelbaren Gewinn oder Dank die fernste Vorzeit, das fremdeste Land und Volk, nur um des Wissens willen. So Heeren, Schlosser, Niebuhr, Mannert ꝛc.

Herder war der erste, der den innern Zusammenhang in so vielseitigen Bestrebungen und die Harmonie in diesem neuen historiographischen Concert suchte. Er zeigte, wie der Sinn für das Einzelnste in fremden Nationalitäten und Sitten doch nur beruhe in dem höhern und allgemeinen Sinn der Deutschen für die ganze Weltharmonie, in dem Streben, alles zu umfassen, alles zu überblicken. Seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit sind eines der bedeutendsten Werke des vorigen Jahrhunderts, ja für alle Zeiten.

Schon lange vor Schelling lehrte dieses allgemein bewunderte Werk, daß die Geschichte in der Zeit dieselbe gesetzmäßige Mannigfaltigkeit darbiete wie die Natur im Raume, und daß es eben so verkehrt wäre, ganze Zeiträume der Geschichte zu verwerfen, als wenn man ganze Naturreiche verdammen wollte. Er zeigte, daß die Wahrheit nur erkannt werden könne, wenn man die ganze Geschichte in ihrem Zusammenhange überschaue, daß dagegen jedes einzelne Hervorheben und Ignoriren des andern auch

nothwendig zu einer einseitigen und meist ungerechten Ansicht führen müsse.

Aus diesem Standpunkt fing man nun auch wieder an, das Mittelalter erst zu entschuldigen, dann zu bewundern, und zuletzt fiel man wieder ins entgegengesetzte Extrem und wollte nichts mehr als das Mittelalter gelten lassen.

Die erste Hochachtung wurde demselben durch den edlen Justus Möser zugewendet. Das größte politische Genie unter den Franzosen Montesquieu, hatte nicht lange vorher grabezu erklärt, alle Freiheit der neuern Zeit sey aus den deutschen Wäldern hervorgezogen. Justus Möser führte nun in seiner vortrefflichen Geschichte von Osnabrück den Beweis davon, indem er zuerst durch das gründlichste Studium der Geschichten und Urkunden seiner altsächsischen Heimath die ehemalige, nun verschollene Freiheit des deutschen Volkes constatirte. Man wußte freilich mit den alten Urkunden nichts anzufangen, aber man liebte doch den Mann, der den geschändeten und mit dem Siegel der Sklaverei gebrandmarkten Enkeln so schöne Dinge von der Freiheit und Ehre ihrer Ahnen zu erzählen wußte. Damals, wo viele tausend Deutsche von ihren Fürsten für Geld verkauft und gefesselt nach dem Cap, nach Batavia, nach Westindien geschleppt wurden, um dort den Holländern und Engländern zur Unterdrückung ande-

rer Völker zu dienen; damals wo Deutschland voll kleiner Versailles war, in denen die französische Unzucht und die französische Sprache allein herrschte während wetteifernd Jesuiten hier und protestantische Schwarzröcke dort den Despotismus als von Gott eingesetzt rechtfertigten; damals mußte es doch einigen wenigen, unter diesem gräßlichen Druck noch nicht ganz zerquetschten Seelen wohlthun, von einer ehemaligen Freiheit des großen deutschen Volks zu hören. Derselbe Möser schrieb auch „patriotische Phantasien", worin er gar manchen guten Rath für das praktische Leben gab und die Köpfe aufzuklären, die Herzen zu erheben suchte. Sie waren nicht an die Gelehrten, sondern unmittelbar ans Volk gerichtet und besprachen dessen nächste Interessen. Doch der abgeschlossene gekehrte Kastengeist war zu mächtig. Mösers Beispiel fand keine Nachahmung.

Ein ganz anderer Mann, in der Gesinnung das reine Gegentheil von Möser, bemächtigte sich des Publikums, indem er den Schein größter Freisinnigkeit und eine Sprache annahm, welche die altdeutsche Treuherzigkeit und die mittelalterliche Naivetät affectirte. Kaum ist das deutsche Publikum jemals ärger betrogen worden. Dieser Mann war Johannes Müller, den ich unter allen deutschen Schriftstellern am tiefsten verachte. Unter der Maske des Republikaners diente er jedem Gönner und verrieth

jeden. Unter der Maske der Freiheit war er stets ein Speichellecker, unter der Maske des Patriotismus ein Verräther, unter der Maske der Ehrlichkeit und Biederherzigkeit ein vollendeter Schurke. Er schwatzte immer von Freiheit, von Eidgenossen, von Altvordern, und kokettirte unausstehlich mit seinem Tell und Winkelried, aber er hofirte zugleich allen und jedem der kleinen Tyrannen in der Schweiz, pries die Demokraten hier, die Aristokraten dort, die Oligarchen hier, die Pfaffen dort, wo sie grade herrschten, schweifwedelte vor jedem, auch dem kleinsten Tyrannen, und nannte das alles Freiheit und prahlte mit der Freiheit. Hirzel allein und Zimmermann hatten den Muth, die Schändlichkeit der damaligen Schweizer Herren aufzudecken. Hirzel sagte von den Bernern, sie hätten dem edeln Henzi den Kopf abgeschlagen, weil es ihr einziger Kopf gewesen sey, und Zimmermann sagte: „ein fremder Gelehrter kam vor einigen Jahren nach der Schweiz, um sich in einem Lande niederzulassen, wo man frei denken dürfe; er blieb zehn Tage in Zürich und ging nach Portugal.“ So mußten wahrheitsliebende Männer damals von der Schweiz urtheilen. Aber Johannes Müller machte rechts und links Bücklinge und sah nichts als freie Schweizer und bidere tapfere Eidgenossen hinten und vorn, indem er die verstocktesten Philister von Zürich, die brutalsten Aristokraten von Bern, und die barba-

rischen Bauern von Appenzell, die den edlen Suter schlachteten, ohne Unterschied alle als die wahren Nachkommen des Tell, als die Stütze der Freiheit und des Rechts anposaunte. Doch blieb er auch dieser so gepriesenen Schweiz nicht treu, nahm nicht Theil an den großen Bewegungen in seinem Vaterlande, sondern zog es vor, im Fürstendienst fett zu werden. Er verkaufte sich den Pfaffen und schrieb die Reisen der Päpste. Da brach die Revolution aus. Flugs seinem Mainzer Herrn und Wohlthäter ungetreu, beschwor er die Mainzer, sich der französischen Republik anzuschliessen, kam deshalb ausdrücklich noch einmal nach Mainz zurück und verkaufte sich selbst den Jakobinern, liess sich das französische Bürgerrecht geben und wurde von dem Jakobinergeneral Dumouriez bei der Unterhandlung mit Preußen gebraucht. Dann wurde er wieder der französischen Republik ungetreu und verkaufte sich Preußen, dem Königthum und der russischen Parthei. Der immer noch mit seinem freien Schweizerthum kokettirende Heuchler, der ehemalige Jakobineragent und Ehrenbürger der französischen Republik schrieb nun Flugschriften im russischen Interesse gegen Frankreich und forderte in seiner „Posaune," mit Donnerstimme zu dem unglückseligen Kriege auf, der mit dem Frieden von Tilsit endigte. Aber weit entfernt, seinem Herrn im Unglück treu zu bleiben, verließ er denselben und ging zu

Napoleon über, der ihn bei seinem Bruder im neuen Königreich Westphalen anstellte. Derselbe Johannes Müller, der für Preußens Ehre sterben zu wollen schien, der in den erhabensten Phrasen zum Krieg gegen Frankreich aufgefordert hatte, derselbe spottete jetzt über Preußen in der Uniform des Hieronimus Napoleon, der sein neues Reich auf Preußens Trümmern erbaut hatte.

Auf die historische Literatur hat er sehr nachtheilig eingewirkt durch seinen Provinzialismus und durch seinen affektirten Styl, weil beides vielfach nachgeäfft wurde.

Johannes Müller isolirte die Schweizer völlig von den Deutschen und wußte ihre Geschichte mit so raffinirter Zweckmäßigkeit in dem, was er ignorirte oder hervorhob, zu schreiben, daß es wirklich den Anschein gewann, als seyen sie ein von Ewigkeit her selbstständiges und ureignes Volk und nicht blos ein Zweig des großen deutschen Stammes, ein Glied des großen deutschen Reichs. Nachdem eine heillose Politik uns in Unglück und das Unglück zur Selbstvergessenheit geführt, hat man freilich den historischen und natürlichen Zusammenhang der Deutschen ganz aus den Augen verloren. Es ist das Interesse der Einen, und die üble Gewohnheit der Andern, die zufälligen und wechselnden Grenzen kleiner Staaten mit den bleibenden und natürlichen Grenzen der Nationa-

lität zu vertauschen, mit einem Wort, eine Einheit Deutschlands selbst im idealen Sinne nicht zuzugeben, sondern mit dem Deutschland so zärtlich liebenden Marschall Davouſt zu sagen: es gibt keine Deutsche, sondern nur Schweizer, Würtemberger, Baiern ꝛc. Wenn nun aber irgend Jemand berufen ist, diesen Behauptungen unserer bittersten Feinde, unserer hohnvollsten Verächter zu widersprechen, und wenn nicht an das, was in Deutschland seyn sollte, doch das, was darin gewesen ist, zu erinnern, so hat der Geschichtforscher diesen Beruf. Johannes Müller aber mißbrauchte das ihm gewordene Talent, um gerade jenen kleinlichen, falschen, unpatriotischen und unnatürlichen Provinzialismus auf Kosten der Nationalität zu vertheidigen, anzupreisen und in die Mode zu bringen. Die alten ehrlichen Spezialgeschichten hatten sich damit begnügt, ein bestimmtes Fürstenhaus oder eine bestimmte Stadt aus dem Ganzen des Reichsverbandes herauszuheben und besonders zu beschreiben, ohne darum den Zusammenhang deutscher Nation wegzuleugnen. Seit Johannes Müllers Vorgang aber wollte man Deutschland nicht nur unter verschiedne Fürsten, sondern auch unter verschiedne, einander durchaus fremde Nationen getheilt wissen. Eine solche affektirte Entfremdung der Stammgenossen und Nachbarn riß überall in Deutschland ein, und man suchte etwas drin, die Leute im nächsten Dorf,

wenn gerade eine von den acht und dreißig deutschen Grenzen dazwischen lag, wie Neuseeländer zu betrachten. Am lächerlichsten ist die Usurpation der Vorzeit gewisser Landschaften, wenn sie durch eine neue Arrondirung diesem oder jenem Staate zufallen. So gehörte früher die ganze Vorzeit Anspachs und Baireuths zur Geschichte des preußischen, eines ganz besondern, ureignen Volks. Nun gehört dieselbe Vorzeit auf einmal zur Geschichte des bairischen, eines ebenfalls ganz besondren und ureignen Volks. Neulich schrieb Einer altpreußische Sagen und da standen neben den altslavischen Sagen von der Ostsee und Weichsel die rheinischen. Man stempelt nicht nur die Gegenwart, man will auch noch die Vorzeit umstempeln.

Dem nichtswürdigen Johannes Müller verdanken wir ferner die Einführung des affektirtesten Styls in die Geschichtschreibung. Natürlich, diese ehrlose Seele, die kein Gefühl für Wahrheit hatte, konnte nur schönrednerisch heucheln. Ein schwülstiger Styl ist allemal das Zeichen einer unredlichen Gesinnung, denn die Wahrheit drückt sich einfach aus; den Schurken erkennt man aber allemal an der gesuchten Gemüthlichkeit, an der nassen Kothwärme des Styls.

Der Johannes Müller'sche Styl, über den, der einfältigen Meinung vieler unsrer Schulpedanten zufolge; gar nichts geht und der unbedenklich für klas-

sisch ausgegeben wird, ist durch und durch affektirt bald dem Tacitus, bald dem Tschudi nachgeäfft, eine widerliche, heterogene Mischung und überall unwahr. Da wo nichts zu empfinden ist, mischt er eine sentimentale Phrase ein. Beim kleinsten Anlaß nimmt er die Backen voll und stimmt einen hohen Ton an. Wo der Accent nicht im Gegenstand liegt, legt er ihn in die Sprache, wie schlechte Vorleser, die einen Gevatterbrief wie eine Ode von Pindar herunterlesen.

Ich würde dieser Geschmacklosigkeit der Sprache nicht erwähnen, wenn sie nicht mit einer schlechten Tendenz Hand in Hand ginge. Dieselbe affektirte Schönrederei kehrt nämlich allemal wieder, wo man dem guten Volk Brei um den Mund schmieren und ihm irgend eine politische Niederträchtigkeit für Patriotismus und hohe Tugend verkaufen will. Wo es nur galt, Unglückliche zu höhnen und die liebe Dummheit gegen ein edles Princip zu waffnen, da stimmte man den Johannes Müller'schen Posaunenton an, und studirte jene Lügensprache des Gemüths, die, den kalten Hohn des Greises im Hintergrunde, jugendliche Schwärmerei affectirt, das Vaterland verräth im Namen des Vaterlandes, die Freiheit unterdrückt unter dem Vorwand, aufs eifrigste für sie zu handeln, ja sich für sie zu opfern, die den grausamsten Tyrannen nicht etwa blos einen großen und gu-

ten Fürsten und Vater des Vaterlandes, sondern geflissentlich noch einen Retter und Beschützer der Freiheit nennt, eben weil er sie unterdrückt, und der Nationalität, eben weil er sie ausrottet. Vorher war es genug, daß man sich in Demuth dem Ueberwinder unterwarf; heutzutage muß man aber schon in der Johannes Müller'schen Sprache dem Ueberwinder danken, daß er uns befreit hat. Wenn Napoleon die Deutschen zerstückelte und französirte, so hieß das in der Johannes Müller'schen Sprache Herstellung der Nationalität. Oder sagte jener Johannes Müller nicht in der westphälischen Kammer, Napoleon habe die deutsche Nationalität hergestellt, weil die dummen Deutschen ohne einen „Anstoß von außen" doch nichts aus sich zu machen wüßten? Und dankte Johannes Müller nicht in der gerührtesten Sprache deutscher Gemüthlichkeit Napoleon für alle die Ehre, die er Deutschland anthäte?

Man lese unsre historische, politische und zunächst nur die Zeitungsliteratur und man wird sich hinlänglich überzeugen, wie sehr diese gemüthliche Lügensprache um sich gegriffen hat.

Zum Glück sind die Schönredner unter uns weit weniger zahlreich, als die fleißigen Geschichtsforscher, die nur gesammelt und untersucht haben, ohne sich viel um den Styl zu bekümmern. Sonst würde Johannes Müller noch viel öfter nachgeäfft worden seyn.

Johannes Müller bildete den Uebergang aus der Revolution in die Reſtauration. Durch dieſe letztere kam wieder eine neue Gattung von Geſchichtforſchern auf.

Die ſchüchternen Verſuche, das Mittelalter wieder zu Ehren zu bringen, wurden bald zu einer Schwärmerei dafür, ſobald die franzöſiſche Revolution den Fürſten Europas ſo bittres Wehe bereitete, daß ſie ſich nach den frühern gehorſamern Zeiten zurückſehnten und es bereuten, dem frivolen Geiſt der neuern Zeit ſelbſt Vorſchub geleiſtet zu haben. Wozu hatte die Zertrümmerung der alten Kirche, bei der die Fürſten ſo thätig geweſen waren, geführt? Der alte religiöſe Grund in der Geſinnung der Völker war untergraben worden. Ihre Treue wankte mit dem Glauben. Wozu hatte die vom Hof ſo ſehr begünſtigte moderne Philoſophie und Poeſie in Frankreich geführt? zur Revolution. O wäre man doch den Jeſuiten, der alten Kirche, der alten Ariſtokratie, dem Unterſchied der Stände, kurz dem Mittelalter treu geblieben! So dachten jetzt dieſe Regierungen und billigten und unterſtützten alle die Verſuche, welche einzelne Gelehrte, Künſtler, Dichter, zum Theil aus ganz andern Gründen machten, um die Erinnerung des Mittelalters recht lebhaft aufzufriſchen.

Die Philoſophie unter Schellings, die Dichter unter Tiecks Banner verſchafften der Romantik einen

so glänzenden Sieg in der Literatur, daß auch die Geschichtschreibung sich romantisch färbte. Da wurde die von Schlözer verachtete Sagengeschichte wieder aufgenommen und wenn die historischen Skeptiker von dem Grundsatz ausgegangen waren, die Menschheit habe sich erst allmählich aus thierischer Rohheit durch glückliche Erfindungen zur Kultur herausgebildet; so stellte nun Friedrich Schlegel den reinen Gegensatz auf, die Menschheit sey ursprünglich höchst vollkommen gewesen, habe aber erst allmählig durch Sünde und Entartung die ihr von Gott mitgetheilten höhern Kräfte verloren. Wollten jene Skeptiker den alten verworrenen und dunkeln Mährchenplunder beseitigt wissen, um sich dem heitern Licht der aufgeklärten Zeiten zuzuwenden; so riethen diese Romantiker nunmehr, gerade umgekehrt, die alltägliche Prosa der modernen, verdorbnen Zeiten zu verlassen, und in jenen alten heiligen Sagen dem Urquell aller Erkenntniß, aller Poesie und alles Lebens nachzuspüren. Daher die tiefsinnigen Forschungen von Görres, Creuzer, Ritter, Kanne, Rhode, Windischmann ꝛc.

In die politische Geschichte der mittlern und neuern Zeiten fand indeß die Romantik nicht viel Eingang. Hier herrschten die Skeptiker, die Rationalisten, die Aufgeklärten, die Illuminaten und die ganz unpartheiischen Historiker immer vor. Nur in

Kirchengeschichten, wie die von Stolberg und Katerkamp; nur in philosophischen und politischen Systemen, wie von Fr. Schlegel, Haller ꝛc. und hauptsächlich in der Poesie, wie bei Tieck, Arnim, Fouqué ꝛc. wurde das Mittelalter laut gepriesen, aber nicht in den Werken, welche der politischen Geschichte gewidmet waren. Hier anerkannte man in der Regel nur die Größe jener Zeit, ohne sie unbedingt der unsrigen vorziehen oder gar herstellen zu wollen.

Ich muß diesen Umstand besonders hervorheben. Alle Fakultäten huldigten mehr oder weniger dem romantischen Restaurationsprincip, aber die Geschichtschreibung grade am wenigsten. Und dies war natürlich. Grade die nähere historische Prüfung des Mittelalters muß den Enthusiasmus für dasselbe, der durch die alte Kunst und Poesie und besonders durch den äußern Glanz der alten Kirche geweckt wird, ermäßigen. Sodann aber stand dem unbedingten Anpreisen des Mittelalters auch in dem Augenblicke, wo Deutschlands Einheit nicht mehr nöthig schien, eine nicht unwichtige politische Rücksicht im Wege. Gegen Frankreich mußte man sich vereinigen; in dieser höchsten Noth, in den Jahren 1809 — 13 hörte man gern von einem einigen Deutschland, von der alten Herrlichkeit und Macht des deutschen Reiches unter Einem Kaiser reden. Aber diese Periode dauerte nicht lange. Als Napoleon gestürzt war, traten die

alten Unterſchiede wieder grell hervor. Da durfte man an dem Mittelalter nur das preiſen, was ſich auf den ſtrengen Unterſchied der Stände, auf die Vorzüge des Adels, auf die Sklaverei der Bauern bezog, aber nicht das, was ſich auf die Einheit des Reichs, auf die Unterordnung der Fürſten unter den Kaiſer bezog. Daher kam es, daß die dem Zeitgeiſt huldigenden Hiſtoriker ſeit der Reſtauration dem Mittelalter nur eingeſchränkt, nur unter gewiſſen Bedingungen ihre Bewunderung zollten. Weit entfernt, es im Ganzen zu loben und den beiden groſſen Inſtituten deſſelben, der Kirche und dem Reiche Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, heben ſie nur die romantiſchen Geſchichten der einzelnen Fürſtengeſchlechter heraus, und umkleideten ſie mit dem Zauber des Wunderbaren und Rührenden, indem ſie das Aufblühen derſelben aus der ziemlich ſpäten Zerſtörung des Reichs als ein mythiſches und als den eigentlichen Anfang der Geſchichte bezeichneten. Wie man unter Ludwig XIV. die ganze antike Mythologie und Kunſt geplündert hatte, um die groſſen Alongeperücken der ſieben Churfürſten von allen Göttern und Göttinnen bekränzen zu laſſen; ſo wurde jetzt die Romantik, die deutſche Sage, die altdeutſche Kunſt und Poeſie als eine reiche und bisher unbillig vergeſſene Rüſtkammer der Schmeichelei angedeutet.

In der neueſten Geſchichtſchreibung der Deut-

schen tritt eine gewisse vornehme Kälte, eine affectirte Unpartheilichkeit, ein gleichsam erhabenes, aber doch im Grunde nur ängstliches Darüberwegsehen charakteristisch hervor. Auch das ist eine Folge der Zeitumstände. Man muß dies dem Herrn von Raumer und vielen andern dieser Gattung verzeihen. Im Staatsdienst, in vornehmen Verbindungen, nicht nur unter der Censur, sondern selber Censor, unter Umständen, wo es räthlich scheint, öffentlich zu befehlen, daß die Geschichtsschreiber von den Verfahren der Dynastie nur lobend sprechen — wie kann man da anders schreiben, als Herr von Raumer schreibt? Es betrübt aber nicht wenig, zuzusehen, wie sich der menschliche Geist winden und krümmen muß, um unter solchen Umständen noch unbefangen und frei zu erscheinen.

Dies dürfte, kurzgefaßt, der Kreislauf der historiographischen Tendenzen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gewesen seyn. Wir betrachten nun noch die historischen Arbeiten nach ihren Gegenständen.

Die allgemeine Weltgeschichte war schon längst eine Aufgabe der Historiker gewesen und schon die ältesten Chronisten hatten sie zu lösen versucht; ja auch später noch liebten es die Geschichtsschreiber des ersten besten Klosters oder der ersten besten Reichsstadt, wenn sie auch die Reihe der historisch-wichtigen Personen nur mit einem kleinen Abt oder Bür-

germeister schlossen, gleichwohl mit Adam anzufangen und die ganze biblische und römische Geschichte durchzurepetiren. Man theilte die Weltgeschichte überhaupt nach den s. g. vier Monarchien ein, und nahm an, daß man jetzt unter der letzten lebe. Die Kaiserkrone war das sichtbare Symbol der Weltherrschaft, mithin auch der Weltgeschichte.

Mit der Reformation und dem Humanismus kam die schulmäßige Behandlung der Weltgeschichte auf. Man trachtete nach Handbüchern für den Unterricht, nach einer systematischen Uebersicht für die Schüler, und zugleich nach größter Vollständigkeit für die Lehrer. So entstand das Chronicon Carionis, das als erster Versuch einer übersichtlichen Weltgeschichte ungemeinen Ruhm errang. Doch die Polyhistorei überwog. Man verlor sich im Detail und nach dem dreißigjährigen Kriege herrschte wieder eine kleinliche Barbarei auf Schulen und Universitäten, die jeder großartigen Auffassung der Dinge widerstrebte. Nur der Sammlerfleiß erwarb sich in jener Zeit ausgezeichnete Verdienste. Neben den großen Sammlungen von Urkunden und historischen Denkmalen, die man in schönen Folioausgaben zusammendrucken ließ, machten sich besonders zwei umfangreiche welthistorische Werke bemerklich, das große sog. Basler Lexikon von Iselin, das alle historische Personen und Lokalitäten nach dem Alphabet, und Zieg-

lers Schauplatz der Zeit, der alle historische Begebenheiten nach dem Datum zusammenstellte.

Der spanische Erbfolgekrieg rüttelte die Deutschen wieder auf und brachte sie namentlich mit den Engländern und Franzosen in Berührung. Ein so großer europäischer Krieg gewöhnte die Gelehrten an Uebersichten, und das Beispiel der berühmten Geschichtschreiber und Politiker, die in Frankreich und England auftauchten, konnte nicht ganz ohne Einfluß auf Deutschland bleiben. Da fing man an, das Gewicht auf die Pragmatik, auf den Causalzusammenhang der Weltbegebenheiten zu legen. Schmauß, ein guter politischer Kopf, gab das erste Beispiel, und lehrte die Deutschen, ihre Gelehrsamkeit und Systemsucht mit freien und praktischen Ansichten zu verbinden. Gatterer wurde in diesem Sinne der eigentliche Reformator des historischen Schulunterrichts. Auch Schröckh, der Kirchenhistoriker, schrieb eine vielgelesene Weltgeschichte im neologischen Sinn. Die Anforderungen der Aufklärung wurden immer dringender und verdrängten die alte Unwissenheit, das alte unkritische Anhäufen von Notizen. Aber die größten Talente hielten sich, um nicht in ihrer Arbeit stecken zu bleiben, an kleinere Stoffe. Schlözer, Spittler, Justus Möser ꝛc. umfaßten nicht das Ganze der Weltgeschichte.

Herder erkannte die Schwierigkeit der Aufgabe.

Univ. Bibl. München

Er sah ein, daß es mit der alten historischen Pragmatik nicht gethan sey, daß überhaupt die politische Geschichte nicht die ganze Geschichte sey, daß dazu auch die Geschichte der Religion, Sitte, Kultur ꝛc. gehöre. Aber er glaubte nicht, ein Werk in diesem weiten Sinne schreiben zu können. Er lieferte nur die ersten „Ideen" dazu.

Seitdem griff man das schwierige Geschäft auf die mannigfachste Weise und zum Theil zu sehr verschiedenen Zwecken an.

Remer versuchte zuerst das Detail der Kulturgeschichte mit der politischen Geschichte zu verbinden, war aber seines Stoffs nicht mächtig und häufte nur Namen auf. Weit nützlicher war Beck, der in vier dicken Bänden die Weltgeschichte (bis ins 15te Jahrhundert) einfach chronologisch und ethnographisch ordnete und dem kleinen wohlrubricirten Text in ungeheuren Noten die Verzeichnisse aller, das Detail bethätigenden historischen Quellen unterstellte, so weit sein kolossaler Fleiß ihrer habhaft geworden war. Eichhorn schrieb im Gegentheil nach dem Beispiel der alten Classiker und Engländer im Zusammenhange, und sah mehr auf einen reichen und wohllautenden Text, als auf gelehrte Noten. Doch bewieß sein etwas trockenes Werk, daß Schulmänner und zumal Theologen wohl nicht zu Welthistorikern geboren sind. Dazu gehören Staatsmänner und Philoso-

phen, welche noch nicht einmal zu besitzen, wir uns bescheiden müssen.

Heeren erkannte das richtige Maaß, innerhalb dessen es dem Schulmann vergönnt ist, Historiker zu seyn. Er begnügte sich mit kritischer Erforschung der unbekannten Geschichte in seinen „Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker des Alterthums," und mit klaren Uebersichten der Hauptbegebenheiten in seinen Handbüchern der alten und neuen (nicht auch der mittlern) Geschichte. Das tiefere historische Urtheil und den schönern Styl überläßt er Andern, die nicht Cathedermänner sind, die ihr Schicksal und Talent zu wahren Geschichtschreibern stempelt. Diese Erkenntniß der Schranken, bis wie weit ein Schulmann Historiker seyn kann und bis wie weit nicht, ist mir immer an Heeren sehr achtungswürdig erschienen.

Schlosser wollte offenbar über diese Schranken hinaus, indem er den riesenhaften Entschluß faßte, mit dem Sammlerfleiß Becks die großartigen Ansichten der antiken und englischen Historiker zu verbinden und zugleich den kritischen Scharfsinn aller bisherigen Historiker insgesammt zu übertreffen. Sein großes weltgeschichtliches Werk zeugt von der seltensten Geisteskraft, aber es ist nichts desto weniger eine Monstrosität; zugleich philosophische Weltgeschichte und zugleich detaillirteste Specialgeschichte, zugleich

freie Erzählung und zugleich polemische Untersuchung, will dies Werk offenbar zu viel auf einmal seyn, und seine eigenen Vorzüge sind es, die sich einander im Wege stehen und das Ganze schwerfällig machen. Wenn er sich zertheilen könnte, hätte er zwei bis drei Gelehrte abgeben können, die vielleicht einzeln mehr Ruhm erworben hätten, als er, in dem sie alle sind. Gewiß ist seine ängstliche Kritik, sein schneidend scharfes Abmessen der historischen Wahrheit ein bei seinen Schülern fortwirkender Segen und nicht hoch genug zu achten; so wie es uns auch mit Bewunderung erfüllt, daß er, obgleich ein Schulmann, doch der einzige Deutsche ist, der eine Geschichte der französischen Revolution geschrieben hat, die sich sehr gut neben und nach denen lesen läßt, die von französischen Staatsmännern geschrieben sind. Eine solche Ausnahme hebt die Regel keineswegs auf, macht aber dem, der sie macht, Ehre.

Johannes Müllers allgemeine Geschichte wäre kaum der Rede werth, wenn sie nicht durch seinen Namen berühmt worden wäre. Sie besteht aus einer Aneinanderreihung geistreich seyn sollender Tableaux ohne innern Zusammenhang und ohne Consequenz der Ansicht.

Luden, dem sie vorgeschwebt hat, suchte ein etwas erweiterteres und zusammenhängenderes Gemälde der Weltgeschichte zu entwerfen und bildete sich

nicht mit Unrecht etwas auf seine Pragmatik ein. Für die Entwickelung politischer Intriguen hat er einen eigenen Sinn, aber nicht so für die Auffassung dessen, was man das Romantische in der Geschichte nennen könnte, und was ihre wahre Seele ist. Auch ist ihm die Ursache immer um die Hälfte mehr werth als die Wirkung, und es macht ihm ein unverhältnißmäßiges Vergnügen, sich in Vermuthungen zu erschöpfen, selbst wenn sie ungegründet sind. Dabei ist sein Styl durch Johannes Müller verdorben, gespreizt, pathetisch, und selbst bei den trockensten Untersuchungen declamatorisch.

Einer Menge kleinerer Handbücher der Weltgeschichte, für die Schüler auf Universitäten und Gymnasien geschrieben, will ich hier nicht gedenken, denn wo würde ich da enden? Ich erwähne nur Bredows Tabellen und Kruses historischen Atlas, deren Brauchbarkeit sich bewährt hat.

Auch außerhalb der Schule hat man die Weltgeschichte zu lehren und populär zu machen gesucht. Beckers Weltgeschichte für die Jugend wurde sehr berühmt und verbreitet und gehörte wie Robinson Crusoe, Rochows Kinderfreund und Gellerts Fabeln zu den beliebtesten Lesebüchern, obgleich es viel unpassendes Geschwätz enthält. Bredows Handbuch, für Bürger und Bauersmann berechnet, dachte sich sein Publikum gar zu spießbürgerlich und bäurisch und

fand eben deshalb keinen Anklang im Volk. Wenn der Handwerker und Landmann sich einmal um die Weltgeschichte bekümmert, will er auch von großen Dingen, von Kirche und Staat, von Krieg und Heiden hören und nicht vorzugsweise, wann das Glas erfunden, die Kartoffeln und der Tabak eingeführt worden sind ꝛc.

Merkwürdig ist, daß im protestantischen Deutschland keine Weltgeschichte mit entschiedener liberaler Tendenz geschrieben wurde. Die Aufklärung verbreitete sich hier so schnell und allgemein und unter der Aegide Friedrichs des Großen in so monarchischer Richtung, daß sie gar nicht einmal im Charakter einer Opposition auftreten konnte, sondern weit mehr in die Fehler einer herrschenden Partei fiel. Im katholischen Deutschland war es umgekehrt, daher tritt hier die Opposition in Weltgeschichtschreibern hervor, zuerst in Westenrieder, dann in Rottek.

Westenrieder war der Geschichtschreiber der Aufklärung in Baiern, wie Salat deren Philosoph. Er suchte durch Eleganz, durch angenehmen Styl und durch Kupferstiche ein großes Publikum zu gewinnen; aber die Concurrenz der protestantischen Gelehrten stellte ihn immer etwas in den Schatten.

Rottek erwarb sich ein weit größeres Ansehen, und trat mit den protestantischen Concurrenten kühn in die Schranken, da er in dem Zeitpunkt, in wel-

chem die letztern servil zu werden anfingen, seinerseits desto liberaler wurde. Immer blieb etwas an den katholischen Schriftstellern übrig — und wenn sie auch noch so aufgeklärt waren — was von Seiten der protestantischen als Unbehülflichkeit vornehm belächelt wurde. Es hatte sich bereits ein gelehrter Adelstolz unter den Protestanten gebildet, welcher den Katholiken die Ebenbürtigkeit nicht zugestehen wollte. Diese Hoffärtigen konnten nun nicht tiefer beschämt werden als dadurch, daß sie, je weiter der Zeitgeist voranschritt, hinter dem Freisinn der einst von ihnen verachteten Katholiken zurückblieben. Stolz auf den Freisinn ihrer Vorgänger, der Humanisten und Reformatoren, glaubten sie ewig in behaglicher Ruhe davon zehren zu dürfen. Die Katholiken hatten keine solche Vorbilder, aber sie wagten selbst freisinnig zu seyn. Hierin ist Rottecks großer Ruhm begründet. Als Forscher steht er hinter den stupenden Gelehrsamkeiten von Göttingen, Heidelberg, Berlin zurück; aber als Geschichtsschreiber für das Volk hat er alle überflügelt. Seine Weltgeschichte ist in unzähligen Exemplaren überall verbreitet. Warum? weil er freisinnig ist, weil er es ungleich mehr ist, als alle Weltgeschichtschreiber der Protestanten. Nicht die Gelehrsamkeit hat hier entschieden, sondern der Zeitgeist. Auch nicht der Geschmack hat hier entschieden, sondern der Zeitgeist. Man kann an Rottecks berühmtem

Werk mancherlei, vom Standpunkt der Forschung und des Geschmacks, mit Recht aussetzen, aber er ist durchdrungen von einem tiefen Rechtsgefühl, von einer lebendigen Liebe zur Freiheit, von einer heiligen Achtung alles Edlen im Menschen und seiner Geschichte. So will aber das Volk den Geschichtschreiber. Der gelehrten Citaten, von denen es nichts versteht, und der Johannes Müllerschen Schönrednerei, deren Lügengeist es endlich erkennt, ist es nunmehr satt.

Schon bei der Theologie habe ich jener merkwürdigen Verwechselung der Pole gedacht, vermöge welcher die Protestanten servil und jesuitisch, die Katholiken liberal und reformatorisch geworden sind. Dies zeigt sich auch in der Geschichtschreibung. Rottek als geborner Katholik und Friedrich Schlegel als geborner Protestant haben die Rollen getauscht. Der letztere hat in seinen philosophisch-historischen Werken alles, was seit dem Mittelalter Großes geschehen ist, die Reformation und Revolution, als Werke des Satans verdammt und hofft von einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung die Wiederherstellung der römisch-päpstlichen Universalmonarchie und des alleinseligmachenden Feudalismus mit Leibeigenschaft ꝛc. Diese Ansichten sind eben so unpopulär geblieben, als die von Rottek populär geworden sind. Selbst Görres, der zweimal liberal

war, zur Zeit der französischen Republik vor Napoleon, und zur Zeit der Unzufriedenheit nach Napoleons Sturz, selbst Görres, der weniger mit Dinte als mit Flammen schrieb, verlor alle seine Popularität, da er für Hierarchie und Feudalismus eiferte. Man fragte nicht nach dem philosophischen Princip, sondern nur nach der praktischen Folge und kein Ruf war so felsenfest gegründet, daß er nicht vom Ostracismus der öffentlichen Meinung zu Scherben zerbrochen worden wäre. Freilich war es nachtheilig für diese Ultramontanen, daß sie vorzugsweise die ohnmächtige alte Kirche priesen. Diese konnte sie nicht schützen, ihnen nicht danken. Dies konnte nur der Staat, daher sehen wir auch, daß bei ihren Schülern und Nachfolgern der kirchliche Jesuitismus in den politischen umschlägt.

Noch unfruchtbarer sind die welthistorischen Systeme, die als integrirende Theile dieser oder jener bestimmten Philosophie die Geschichte wie einen weichen Teig beliebig nach der Form des Systems verkneten. Alle großen Völker und Helden, Schicksale und Zustände der Geschichte dienen hier nur dazu, die Paragraphen eines hölzernen Kathedermannes zu erläutern. Wenn sich ein Philosoph von ich weiß nicht wem bezahlen läßt, um aus der Weltgeschichte zu beweisen, daß der Papst der wirkliche Statthalter Christi, daß in allen Satzungen der Päpste der heilige Geist ent-

halten sey, daß das Institut der Mönche ein heilsames, daß die Feudalaristokratie eine göttliche Einrichtung sey ꝛc., so weiß man doch, wozu das alles? so sieht man doch, wem es Vortheil bringt? so hat die Sache doch eine, wenn auch nicht folgenreiche, praktische Bedeutung. Aber wenn ein Professor der Allwissenheit, dessen kleines Gehirn von Hochmuth berstet, ohne kirchliche oder politische Beziehung, umsonst und wieder nichts, blos zur Befriedigung seiner eignen Eitelkeit, das Ei seines Unsinns in eine Philosophie der Weltgeschichte legt, um es darin riesengroß auszubrüten, so ist dies etwas für das Leben ganz Unnützes. Ich kann es hier nur der Kuriosität wegen anführen. Aus Schellings und Hegels Schule sind mehrere solche tolle Systeme hervorgegangen, in denen der Weltgeschichte ganz treuherzig gratulirt wird, daß sie in die Paragraphen der Herren Professoren passe; denn wenn sie zufällig nicht passen würde, so läge die Schuld offenbar an ihr und nicht an den Professoren, und wenn eins dem andern weichen müßte, so hätte offenbar die Weltgeschichte zu weichen, und nicht der Professor.

Mit solchem Unsinn erfüllt man die Köpfe der Studirenden überall, wo sich der Hegelianismus niedergelassen hat. Die Abstraktion legt sich wie eine dunkle Wolke von Heuschrecken auf die geschichtliche und Naturerfahrung und schließt alle gesunde Erkennt-

niß aus und es bleiben nichts übrig, als todte Grillen.

Doch auch dieses Extrem mußte seinen Gegensatz finden und fand ihn in Berlin selbst unter Hegels Augen. Der treffliche Ritter begründete eine ganz neue durchaus erfahrungsmäßige Behandlung der Weltgeschichte, indem er die Geschichte auf ihren Schauplatz und auf ihre natürlichen Bedingungen zurückbezog und sie aufs engste mit der physischen Geographie verband. Zu der kirchlichen und politischen Geschichte trat nun noch die Sittengeschichte, die Kunstgeschichte, die Kunde des gesammten Volkslebens in allen seinen moralischen und physischen Erscheinungen, in seinen Schicksalen, Denkmalen und Zuständen, zusammenhängend mit der eigenthümlichen Beschaffenheit der Länder. Auf diese Weise erhielt die Weltgeschichte durch Ritter eine noch viel höhere Aufgabe, als durch Beck, und Ritter war zu einem noch viel umständlicheren Sammeln aufgefordert; aber er konnte auch des unermeßlichen Stoffs um so weniger ganz Herr werden, er konnte nur ein Werk anlegen, das viele andre nach ihm werden fortsetzen müssen, wenn es auch nur eine relative Vollständigkeit haben soll. Sein Fleiß ist bewundernswürdig. In seinen Anordnungen vermissen wir dagegen das Gleichmaß, denn physische Geographie, politische und merkantilische Statistik, Sittengeschichte und politische

Geschichte sind nicht auf gleiche Weise betheiligt. Das Ganze hat nicht genug regelmäßige Struktur, ist zu sehr ein Conglomerat von Notizen. Doch war es wohl unmöglich, jetzt schon etwas Vollständigeres und Zusammenhängenderes zu liefern. Es ist bei weitem noch nicht genug vorgearbeitet.

Erst müssen die einzelnen Farben präparirt werden, ehe der ganze Regenbogen hervortreten kann. Die Geschichte der Religionen, der Künste, der Wissenschaften, der Sprachen, die Kunde der Racenunterschiede, der physischen und sittlichen Völkereigenthümlichkeiten muß noch weit mehr durchgearbeitet seyn, um die politische Geschichte und Geographie, die bisher vorgeherrscht haben, zu ergänzen. Eine Vergleichung aller Sprachen hat Vater eingeleitet, und Wilhelm von Humboldt und Klaproth haben sich besonders um Erforschung der bisher wenig beachteten nordischen und tartarischen Sprachen großes Verdienst erworben.

Merkwürdig ist, daß die Sittengeschichte noch durchaus keine gründliche Behandlung erfahren hat. Es gibt einige Sammelwerke, welche die religiösen Kriegs-, Hochzeits- und Begräbnißgebräuche oberflächlich beschrieben und gemeiniglich durch schlechte Kupfer erläutert werden; aber es sind geistlose Auszüge aus Reisebeschreibungen. Es gibt eine Menge Anthropologien, worin versucht ist, die verschiedenen

Eigenheiten und Abnormitäten des menschlichen Charakters und Körpers unter ein System zu bringen, die aber der geschichtlichen Vollständigkeit entbehren. Eine zugleich philosophisch und geschichtlich gründliche Sittengeschichte fehlt noch und wäre wohl eine würdige Aufgabe für einen großen Geist.

Betrachten wir nun die einzelnen Epochen der Weltgeschichte.

Die älteste Geschichte des Orientes ist seit einiger Zeit ein Lieblingsgegenstand unserer vornehmeren Gelehrten. Zwar hat es seit der Reformation immer schon unter den Theologen große Orientalisten gegeben, die vom Bibelstudium ausgehend überhaupt die orientalischen Sprachen und Alterthümer erläuterten, wie zuletzt Reiske, Michaelis, Eichhorn, Gesenius ꝛc.; doch mußten erst die Dichter kommen, um den Geschmack für den alten Orient, auch jenseits der Theologie auszubreiten. Man ging von den Juden zu den Arabern, Türken und Persern, dann zu den Indiern und Chinesen über. Herder gab den Dichtern den ersten Anstoß. Er faßte die poetische Seite des Judenthums auf und leitete so zu der Poesie des Muhamedanismus hinüber. Damit begannen aber auch die gründlichen Untersuchungen der muhamedanischen Geschichte.

Hartmann blieb noch bei der Poesie stehen. Ihm verdanken wir die trefflichen Uebersetzungen der

Moallakat und von Medschnun und Leila. Joseph von Hammer ging ebenfalls von der Poesie aus, eröffnete die Fundgruben des Orients, übersetzte die göttliche Schirin der Perser, den Hafis, Baki, Montenabbi, die Rose und Nachtigall der Türken ꝛc., schritt aber zur Geschichte fort und gab in seiner unsterblichen Bearbeitung der osmanischen Geschichte uns das erste große treue Bild des türkischen Reichs in dem Augenblick, da es seinem Untergang entgegeneilt. Habicht gab uns die Tausend und eine Nacht in reiner Gestalt. Tholuk machte uns mit der muhamedanischen Mystik bekannt.

Von da ging der forschende Geist weiter und öffnete sich in Hinterasien eine neue Welt. Heerens Ideen über den Handel und die Politik der altorientalischen Völker, Görres asiatische Mythengeschichte und Creuzers Symbolik suchten, jener mehr in politischer, diese beiden mehr in religiöser Beziehung die älteste gebildete Welt aus dem bisherigen Dunkel zu ziehen. Daß man die religiöse Seite hervorhob, war natürlich. Jene ältesten Staaten waren eben Priesterstaaten und ihre Geschichte ist ganz in Mythen begraben. Die Schellingsche Philosophie, welche alles, was gewesen ist, heiligte und in einem neuen Licht erscheinen ließ (da man sonst immer um des Neuen willen das Alte verachtet hatte), und die Lehre Friedrich Schlegels, daß die Menschheit von der Voll-

kommenheit zum Verderben hinabsteige, brachte in das Studium der ältesten Vorzeit einen Schwung. Man begeisterte sich dafür und die Poesie und Weisheit, die man insbesondere bei den Indiern fand, nährte den Eifer. Der Zusammenhang, den zuerst Görres im gesammten Heidenthum der alten Welt entdeckte, und den nachher Creuzer mit unermüdlichem Fleiß weiter entwickelte, mußte überraschen. Allein der dunkle und verworrene Stoff ließ verschiedenartige Behandlung zu und gab den Divinationen allzu viel Raum. Daher bemächtigte sich dieses Studiums bald die gelehrte Grübelei und der Fanatismus philosophischer Consequenz. Die Arbeiten von Kanne, Rhode, Windischmann und einigen andern, zeugen von größter Liebe und Begeisterung für den Gegenstand, von ungeheuerm Sammlerfleiß, von merkwürdigem Scharfsinn, aber durch ihre wechselseitigen Widersprüche beweisen sie leider nur, daß entweder nur einer, oder daß keiner Recht hat, und daß in jedem Fall ein kostbares Studium verschwendet ist, um leere Einbildungen zu gebären. Gleichwohl müssen alle Irrthümer hier durchgemacht werden, damit man der Wahrheit näher komme. Die älteste Geschichte des Menschengeschlechts bleibt immerhin ein höchst wichtiger und interessanter Gegenstand der Untersuchung und was von Deutschen dafür geleistet worden, übertrifft weitaus die Arbeiten anderer Völker. Von

Schelling erwartete man längst eine umfassendere Arbeit über diesen Gegenstand, aber er hat damit zurückgehalten.

Im Einzelnen war man für Persien am wenigsten thätig. Kleuker übertrug eigentlich nur den Anquetil du Perron ins Deutsche, Rhode gab über Baktra nur historische Hypothesen. Ueber die mongolischen Völker und China haben Schmidt und Plath zwei sehr lehrreiche Geschichtswerke geschrieben. Die meiste Liebe haben wir aber Ostindien zugewendet. Den beiden Brüdern Schlegel gebührt der Ruhm, das Studium des Sanskrit zuerst in Deutschland eingeführt und den Geschmack für indische Philosophie und Poesie weiter verbreitet zu haben. Neben ihnen hat Bopp durch sprachliche Forschungen und Ausgaben, Peter von Bohlen durch geschichtliche Untersuchungen das meiste gethan. Früher schon war durch Georg Forster die Sakuntala und von Andern Anderes, doch meist in Prosa aus dem Englischen übersetzt worden, und die Liebe zu den Indiern ist insofern nichts Neues bei uns, sondern sie hat nur zugenommen.

Die Anhänger der altorientalischen Weisheit und Dichtkunst haben sich mit den Romantikern gegen die Classiker verbündet. Es liegt wirklich etwas Uebereinstimmendes in der Hierarchie der Inder, Aegypter, Magier und Chinesen und derjenigen des ro-

mantiſchen Mittelalters, und je einſeitiger der Claſſicismus vorherrſchte, um ſo natürlicher war die wechſelſeitige Annäherung der ſchwächeren Partheien, des Orientalismus und der Romantik zur gemeinſamen Vertheidigung gegen jenen. Dieſer Krieg hat wohlthätig gewirkt. Er hat die Claſſiſchen aus ihrer Einſeitigkeit und aus ihren Vorurtheilen aufgerüttelt.

Das klaſſiſche Alterthum, Griechenland und Rom, galt ſeit der Reformation für das Ideal der Bildung, und man vergötterte es in dem Grade, in welchem man das altkatholiſche Mittelalter verdammte. Die erſten Humaniſten und ſogar noch die Holländer nach ihrer glorreichen Revolution, hatten beſtändig das Leben und den Geiſt der Alten vor Augen, und die Sprache war ihnen nur ein Mittel zur Kenntniß der darin ausgedrückten Sache. Nachher aber bemächtigte ſich der Welt (außerhalb Paris) eine ſo allgemeine Geiſtloſigkeit und Pedanterei, daß auch jene klaſſiſchen Studien in Sylbenſtecherei ausarteten. Erſt Heyne in Göttingen fing wieder an, in der Schaale der Sprache den Kern der Sache zu ſuchen. Seitdem ſchieden ſich die reinen Sprachforſcher von den Sachforſchern, obgleich noch in vielen Fällen die Gelehrſamkeit in Rückſicht auf die Form und den Inhalt gleich ausgezeichnet war.

Als gelehrter Sprachforſcher, Ueberſetzer und Literarhiſtoriker ſteht Friedrich Auguſt Wolf oben

an, ein Mann, der Geschmack und Geist mit der Buchstabengelehrsamkeit in hohem Grade vereinigte. Unter den Grammatikern fanden für die griechische Sprache Buttmann und Thiersch, für die lateinische Bröder und Grotefend, unter den Lexikographen die Griechen Schneider und Passow, die Lateiner Scheller und Bauer die größte Verbreitung.

In Uebersetzungen aus dem klassischen Alterthum ist ungeheuer viel geschehen. Wolf suchte Geschmack und Treue zu vereinigen, übersetzte eben deshalb aber nur wenig. Die übrigen folgten mehr dem Geschmack, nach dem Vorgang Wielands, oder der Treue nach dem Beispiel des Johann Heinrich Voß. Die freien Uebersetzungen Wielands werden immer musterhaft bleiben, denn sie machen uns das leicht, was uns andre Uebersetzer schwer machen, sie führen uns in den Geist des Alterthums ohne Qual, ohne Pedanterei ein, und sie sind frei, nur so weit es die Leichtigkeit der Bewegung erfordert, ohne daß sie die Treue verletzen. Sie bleiben im Gegentheil dem Geist und Inhalt der Alten um so treuer, als sie zuweilen in der Form die sklavische Treue verlassen. Voß dagegen hat die metrische Treue, das Klappen der Sylben für die erste, dann die grammatikalische Treue, die sklavische Nachbildung jedes Worts und selbst der Wortstellung, für das zweite Erforderniß

einer meisterhaften Uebersetzung gehalten, und darüber das dritte, das Erforderniß der freien natürlichen Bewegung, ganz außer Acht gelassen. Daher ist seine Sprache überall hart, steif, pedantisch, er mag eine erhabene oder eine leichtfertige, eine feierliche oder eine naive Dichtung übersetzen; und er macht uns die Lektüre solcher Werke, worin grade die lieblichste Grazie walten sollte, zu einer unerträglichen Qual. Die übrigen Uebersetzer haben sich meist nach dem Beispiel von Wieland oder Voß gerichtet. Unter den vielen ausgezeichneten will ich nur erwähnen die treffliche Uebersetzung des Herodot von Lange, des Demosthenes von Jacobs, des Virgil von Neuffer ꝛc. Viel Wesens ist einmal von Schleiermachers Plato gemacht worden; allein diese Uebersetzung ist so verfehlt, wie es die von Voß sind, ihre Sprache ist geschraubt, affectirt und entbehrt aller platonischen Grazie.

Für die classische Literargeschichte ist im Einzelnen von den Editoren neuer Ausgaben und in Zeitschriften und kleinen Werken immer sehr viel geleistet worden. Gesammtübersichten haben Wolf, Eschenburg, Friedrich Schlegel, zuletzt der gründlichst bewanderte Bähr gegeben.

In den mythologischen Untersuchungen zeichnete sich nach Heyne besonders Hermann aus. Das größte Aufsehen aber erregte der Kampf zwischen zwei

Partheien, nämlich zwischen der orientalischen, an deren Spitze Creuzer stand, und der klassischen, deren Vorkämpfer Voß war. Beide lebten in Heidelberg zusammen und der Haß wurde persönlich. Voß wollte vom alten Orient nichts wissen, nannte die schönsten Denkmale desselben unächt und spätere Pfaffenerfindung und gerieth, da der Orientalismus dennoch Glück machte, in eine solche Raserei, daß er Creuzer öffentlich beschuldigte, er ginge damit um, die Orgien und Bachanalien, die Vertauschung der Geschlechter, Päderastei, und alle Greuel des Heidenthums und Bonzenthums, Baals- und Molochdienstes wieder einzuführen. Die Merkwürdigkeit dieses gelehrten Wahnsinns veranlaßte mich damals, vor zehn Jahren, zu der kleinen Schrift „Voß und die Symbolik."

Für die eigentliche Geschichte des Alterthums hat deutscher Fleiß und Geist sehr viel geleistet und die früheren Arbeiten der Engländer und Franzosen an Gründlichkeit übertroffen. Allgemeine Uebersichten der alten Geschichte gaben Heeren, Schlosser, Bredow, der alten Geographie Mannert und Uckert. Die griechische Geschichte wurde am besten von Ottfried Müller und Zinkeisen, und insbesondere wieder die athenienſische von Böckh und Jacobs, die spartanische von Manso, die macedonische von Flathe behandelt. Die römische von Niebuhr,

Wachsmuth, Eisendecher, welcher letztere einer sehr interessanten Schrift die Uebereinstimmu der alten Plebejer-Emancipation in der römisch Republik mit den Emancipationen unserer Tage nac wies.

Ueber Kunst, Sitten und Leben der Alten nicht weniger geschrieben. Der große Winkelman steht hierin allen voran. Ich komme auf ihn zurü wenn ich vom Einfluß des antiken Geschmacks Kunst und Poesie reden werde. An ihn schließt si Lessing, Fernow, Schorn in Bezug auf d Kunst. Ueber Leben und Sitten gab es schon älte Handbücher von Nitsch ꝛc., doch führte uns e Wieland und Jacobs durch ihre geschmackvo Darstellung in das antike Leben ein. Böttig in Dresden trug über beides, Kunst und Häuslich keit der Alten unsäglich viel zusammen und übertr an umständlichem Detail alle andern. Es ist unbi lig, daß man ihm den etwas schwülstigen Styl un allerdings oft komischen Enthusiasmus, mit dem seine antiken Liebhabereien auskramt, so sehr zu Vorwurf gemacht hat. Diese Sprache thut seine gelehrten Verdienst keinen Eintrag und ist nur ei naives Symptom redlichen Eifers.

Die spätere byzantinische Geschichte wurde lang ziemlich vernachläßigt. Durch eine große Ausgab der byzantinischen Historiker und durch die kritische

Schriften von Fallmerayer (über Morea und Trapezunt) und von Zinkeisen ist auch hier die Bahn weiterer Forschung gebrochen.

Die Geschichte des Mittelalters wurde einer besondern Behandlung unterworfen von Rühs, einem durchaus rationalistischen Geiste. Leo hat ein ähnliches, durch das seitdem unendlich fortgeschrittene Quellenstudium sehr bereichertes, Handbuch herausgegeben. Ein ausgedehntes, gründliches und in jeder Hinsicht vortreffliches Werk schrieb Wilken über die Kreuzzüge. Ueber die kirchliche und politische Verfassung des Mittelalters lieferte Hüllmann mehrere schätzbare Arbeiten. Von der Kirchengeschichte ist schon die Rede gewesen. Savignys Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter und viele andere Werke, die besondere Nationen oder Literaturzweige betreffen, sollen noch besonders erwähnt werden.

Unter den Werken über die neuere Zeit zeichnet sich als brauchbares Compendium hauptsächlich das von Heeren durch seine Klarheit und Präcision aus. Eichhorn ist ausführlicher, und in der Geschichte der außereuropäischen Staaten und Völker besonders zu Hause. Schlossers Geschichte des 18ten Jahrhunderts enthält die beste Darstellung der französischen Revolution, die von einem Deutschen geschrieben wurde. Die Werke von Raumer, Carl

Adolph Menzel, Hormayr, Münch sind von sehr verschiedenem Werth, aber allen ist die politische Rücksicht gemeinschaftlich. Der Eine möchte gern den Leuten zeigen, daß er wohl auf der Höhe der Zeit stehen könnte, wenn er es nicht für rathsamer hielte, unter derselben stehen zu bleiben. Der andre hält unter den Kanonen des Absolutismus den Liberalen väterliche Strafpredigten. Der Dritte geberdet sich bei allem seinem Verstande manchmal, als hätte ihn die Natur blos zum Hofvergolder bestimmt und der vierte hat der historischen Treue mit der politischen den Rücken kehren müssen.

Raumer hat große Verdienste um die Erforschung der mittlern und neuern Geschichte, und daß er im Styl und Raisonnement nach dem höhern Standpunkt franzöſischer und engliſcher Doctrinäre, nach der Eleganz einer philoſophiſchen und nach salonfähiger Staatskunſt ſtrebt, bin ich weit entfernt, an ihm zu tadeln. Im Gegentheil, ich habe immer gewünſcht, unſere gar zu ſehr am Schreibtiſch in ihren Bibliotheken verhockten Hiſtoriker möchten ſich mehr der Tagespolitik, dem gegenwärtigen Staatsleben widmen, und in den Leidenſchaften und Intereſſen der heutigen Welt die der Vergangenheit ſtudiren. Allein die Doctrinärs haben das Eigne, daß ſie überall als Staatsdiener Rückſichten nehmen und ihre philoſophiſche Staatskunſt, ihre hiſtoriſche Weltanſicht

nach gewiſſen Richtungen des Windes modificiren müſſen.

Unter den Geſchichtſchreibern, die ſich in einem ähnlichen Falle befinden, hat es Ranke am beſten verſtanden, in ſeinen Darſtellungen der meiſt ausländiſchen und nicht vaterländiſchen Geſchichten durch Objectivität und möglichſt wenig Raiſonnement jene Rückſichten zu umgehen; Leo hat es weniger verſtanden, und da er trotz ſeines oft erkünſtelt kalten Styls recht viel innere Wärme hat und eine Grundanſicht, ein Endurtheil nicht zurückhalten kann, ſo hat er ſich, nachdem er auf der Univerſität den Republikaner abgeſtreift, in einer romantiſchen Doctrin verſchanzt.

Was den Herrn von Hormayr betrifft, ſo würde man ihm unrecht thun, wenn man ihm aus ſeinen hiſtoriſchen Heldenſälen und Ehrendenkmälern aller Art einen Vorwurf machen wollte, da man vorausſetzen muß, daß er in der Zeit der Noth und im Andenken an dieſelbe immer nur die deutſche Sache gegen die franzöſiſche vertheidigt habe; und wenn er der hiſtoriſchen Muſe hin und wieder zu viel Servilismus zugemuthet hat, ſo iſt auf der andern Seite wieder nicht zu leugnen, daß ſeine vortrefflichen ſpezialgeſchichtlichen Unterſuchungen, wie ſie namentlich in ſeinem „vaterländiſchen Taſchenbuch“ vorliegen, eine Fundgrube für freie Ideen und Erinnerungen aus den Zeiten der ältern deutſchen Freiheit ſind.

Sein Styl ist nicht der beste, denn er ahmt etwas den Schwulst Johannes Müllers nach.

In Jahr- und Taschenbüchern ist die neue Geschichte reasumirt worden zuerst von Posselt, dann von Buchholz, Venturini und unlängst auch von mir, natürlich nur für die erste Uebersicht und zu einer Anleitung für künftige Historiker, denn eine klassische Geschichte kann man erst dann schreiben, wenn die Begebenheiten ein bestimmtes Ende erreicht haben, wenn die Thatsachen und ihre Motive, die Charaktere ꝛc., die dazu gehören, nichts Geheimnißvolles mehr haben, sondern durch Memoiren und Eröffnung der Archive jedem vor Augen gelegt sind.

Gehen wir nun noch die einzelnen neuen Länder durch, für deren Geschichte wir gearbeitet haben. Es versteht sich von selbst, daß die Fabrikarbeiten für Conversationsbibliotheken ꝛc. hier nicht in Betracht kommen können. Nur wirkliche Forschungen verdienen Erwähnung.

Ueber Spanien ist das beste Schmidt (Aragonien), Aschbach (Westgothen), Lembke (Spanien überhaupt), Schepeler (Freiheitskampf gegen Napoleon, dem der Verfasser in spanischem Dienst beiwohnte.)

Ueber Frankreich haben wir nicht viel, da die Franzosen uns die Mühe, darüber zu schreiben, ersparten. Heinrichs Geschichte ist unbedeutend. Von

Werth dagegen sind die Untersuchungen, die Raumer und Ranke in den französischen und italienischen Archiven über die ältere Geschichte Frankreichs angestellt haben, ferner die vortreffliche Geschichte der provenzalischen Troubadours von Diez. Depping, ein in Paris eingebürgerter Deutscher, hat über seinen Aufenthalt daselbst recht interessante Memoiren geschrieben. Ueber die kirchlichen Verhältnisse Frankreichs hat Carové vieles geschrieben, und vor ihm Jochmann. Neuerdings sind die französischen Zustände des geistreichen Heine nicht blos als satirische Partheischrift, sondern auch als historisch interessant hervorgetreten.

Italien hat auch nicht nöthig gehabt, auf deutsche Geschichtschreiber zu warten. Nur in der Kirchengeschichte haben wir uns herausgenommen, strenger und gründlicher und überhaupt anders zu schreiben, als die Italiener. Für die politische Geschichte Italiens haben wir sie aber selber sorgen lassen. Ein schätzbarer Versuch war Lebrets Geschichte von Venedig, die aber durch Daru weit übertroffen worden ist. Erst in unsrer Zeit hat Leo eine ausführliche Geschichte von Italien zu schreiben unternommen. Schätzbar sind Türks Untersuchungen über die Longobarden. Das beste Literaturwerk über Italien schrieb bisher Bouterweck. Die Kunst Italiens hat durch Winkelmann erst ihren großen Einfluß

auf die neuere Zeit gewonnen. In gleicher Weise haben Fernow, Göthe, Kephalides, die Friedrike Brun, Rehfuß, Rumohr, Hirt, Bunsen ꝛc. als Kunstfreunde und enthusiastische Reisende gewirkt. Ein kürzlich anonym verfaßtes Buch: „Rom im Jahr 1833" ist vortrefflich.

England hat größere Geschichtschreiber gehabt, als alle andern europäischen Nationen. Wir sind ihnen nur nachgefolgt. Archenholz erwarb sich kein geringes Verdienst, indem er uns zuerst genau mit den englischen Zuständen bekannt machte. Classisches über England besitzen wir aber nichts, ausser der Sittenschilderung der englischen Aristokratie in den „Briefen eines Verstorbenen" vom Fürsten Pückler Muskau. Hauptsächlich beschränkten wir uns darauf, alles Gute, das die englische Literatur liefert, uns durch Uebersetzungen anzueignen.

Ueber Skandinavien besitzen wir tüchtige Werke von Schlözer und Rühs und was diese in Bezug auf die Sagen- und Culturgeschichten des Nordens versäumten, wurde reichlich nachgeholt von den beiden Grimm, Mone, Gräter ꝛc.

Ueber Polen haben wir ein ausführliches Werk zuerst von Lengnich, dann von Jeckel und eine freisinnige Geschichte von Hammerdörfer erhalten, ausser mancherlei publicistischen Schriften im sächsischen und nachher im preußischen Interesse. In

neuerer Zeit haben sich die Schilderungen der constantinischen Herrschaft von Harro Harring und die große Revolutionsgeschichte von Spazier, wozu demselben die geflüchteten polnischen Staatsmänner und Generale die Quellen lieferten, ausgezeichnet. Eine ganz vollständige und kritische Geschichte Polens besitzen wir aber noch nicht und sonderbarerweise hat man sich auch noch nicht Mühe gegeben, die bessern polnischen Historiker zu übersetzen.

An Rußland hat die Gelehrsamkeit etwas mehr Antheil genommen, weil eine große Menge Deutsche dort sich niederließen. In Müllers russischer Bibliothek und Schlözers russischen Annalen wurden die altrussischen Historien zuerst gesammelt und gesichtet. Große Verdienste um die russische Geschichte erwarben sich ferner Bacmeister, Ewers, Bellermann, Storch; und besonders viele gelehrte Reisende beleuchteten bei Gelegenheit der Länderkunde auch die russische Völkerkunde und Geschichte, von denen ich später reden will.

Auch Ungarns Geschichte ist von Deutschen ausführlich bearbeitet worden, zuerst von Feßler und Engel, neuerdings gründlicher vom Grafen Mailath, der, obwohl ein Ungar, doch deutsch schrieb, also unserer Literatur angehört und eine Zierde derselben ist. Graf Mailath gehört zu den wenigen Geschichtschreibern, die es nicht verschmähen, auch den

lieblichen und charakteriſtiſchen Volksſagen ihr Recht zu gönnen. Ueber Siebenbürgen beſitzen wir Werke von Schlözer, Eder, Gebhardi, Hauer, Lebrecht. Ueber Serbien von Ranke und von Pirch.

Was die deutſche Geſchichte anlangt, ſo habe ich in der zweiten Auflage meiner „Geſchichte der Deutſchen" ein ſehr reiches und doch noch immer nicht vollſtändiges Verzeichniß unſerer vaterländiſchen Hiſtoriker verſucht, und will es hier nicht wiederholen. Dagegen wird es mir vergönnt ſeyn, über die literariſchen Eigenthümlichkeiten derer, die beſonders charakteriſtiſch hervorragen, hier mehr zu ſagen, als ich es dort, wo die Literarhiſtorie mir nur Nebenſache war, thun konnte.

Wenn wir den Ruhm erworben haben, daß unſere Gelehrten für die Geſchichte fremder Völker ſich mit der univerſellſten Liebe und Forſchungsluſt intereſſiren, ſo gereicht es auch unſerm beſcheidenen Patriotismus zur Genugthuung, daß die Unterſuchungen über die deutſche Geſchichte wenigſtens nicht ganz dahinten geblieben ſind.

Bedenkt man freilich, wie oft die deutſche Geſchichte von mittelmäßigen Köpfen behandelt wurde und wie oft unſre größten Gelehrten und ſcharfſinnigſten hiſtoriſchen Kritiker ſich lieber mit dem alten Griechenland oder Rom, mit dem fernen Indien oder

China, mit England oder Italien beſchäftigt und auf die vaterländiſche Geſchichte mit einem gewiſſen verächtlichen Widerwillen geblickt haben, ſo muß man die ſchiefe Richtung einer Nationalität beklagen, die zu ſolcher Selbſtvernachläßigung führen kann.

Vielleicht iſt es hauptſächlich dieſem Umſtande zuzuſchreiben, daß die eigene Geſchichte im Ganzen uns noch ſo fremd und dunkel, ſo unüberſehlich und unhablich iſt. Doch hat auch die Vielherrſchaft, hat der Provinzialgeiſt, hat die Krähwinkelei, die nicht etwa blos in kleinen Städtchen, ſondern vorzüglich an den Höfen und Univerſitäten zu ſuchen iſt, hat mit einem Wort die Desorganiſation des deutſchen Volks, der große und lange Verweſungsprozeß, der den ſchönen Leichnam unſeres Reichs zerfraß, wie die Herzen, ſo die Blicke vom großen Ganzen je auf das kleine Einzelne hingewendet und der Deutſche iſt ein „Mann vom Detail" geworden. Wie konnte der reichsſtädtiſche Spießbürger, oder ein Wied-Runkel- oder Reuß-Greitz-Schleitziſches armes Hofräthlein oder ein Profeſſor in Duisburg in die Lage kommen, eine Geſchichte ſeines großen Volks zu ſchreiben, wie Hume oder Thiers? Er wußte nichts mehr von einem großen Volke, er kannte nur ſeine Stadt oder ſeinen Brodherrn. Nicht einmal mehr der Unterſchied der deutſchen Stämme galt ihm; denn Genoſſen deſſelben Stammes, der Straßburger und der

Würtemberger, der von Anhalt und der von Vogtland ꝛc. waren ſich wildfremd. Kein Gelehrter hatte Gelegenheit, die Lenkung und die Schickſale des gemeinſamen Vaterlandes im Großen nur zu beurtheilen, geſchweige darauf einzuwirken, und die Staatsmänner ſchrieben nicht, oder nur im einſeitigſten Intereſſe und von einem provinziellen Standpunkt aus gegen das allgemeine deutſche Intereſſe, wie Friedrich der Große. Bünau ſchrieb eine allgemeine Geſchichte der Deutſchen, aber als Polyhiſtoriker ſchwerfällig; Pütter und Häberlin hatten nur den Staat und die Reichsverfaſſung im Auge und gaben nur Handbücher; der katholiſche Schmidt war der erſte, der eine Geſchichte der Deutſchen populär und in modernem Styl ſchrieb, aber ohne Tiefe und Kritik. Außerdem war alles nur Spezialgeſchichte, und auch das Gute, was dieſelbe enthielt, wurde und wird dem Wißbegierigen erſchwert und verkümmert durch den damit verbundenen Ballaſt, durch die Wichtigthuerei, mit der überall das kleinſte Glied des Reichs dem großen Ganzen vorgezogen wird, durch die unkritiſche Vermengung der wirklich allgemein intereſſanten mit den nur lokalen oder auch ganz und gar nicht bedeutenden Erinnerungen, und durch einen weitſchweifigen, unklaren und unedlen Styl, der nur zu deutlich beweiſt, daß kein großer Gegenſtand dieſe Schriftſteller begeiſterte.

Was die ältern Provinzialgeschichtschreiber unbewußt und naiv im Geist der leider den Deutschen schon zur andern Natur gewordenen Absonderung thaten, das erhoben feile Schriftsteller mit Bewußtseyn zum Gesetz, um die Stimme des Gewissens, die sich leise zu regen anfing, im Volke zu ersticken. Johannes Müller, Zschokke und viele andre stempelten jede Bevölkerung jeder kleinen Provinz zu einer Nationalität, die von Ewigkeit her bis in Ewigkeit isolirt gewesen sey und bleiben sollte, obgleich die Geschichte uns noch heute beweist, daß diese neugebackenen Provinzial-Urvölker nie etwas andres waren als Bestandtheile der großen deutschen Nation.

Erst Napoleon mußte kommen, und uns durch und durch schütteln, um uns zum lebendigen Gefühl unserer selbst zu bringen. Die Ehre, die Liebe hatte uns nicht vereinigen können; Schande und Haß mußte uns vereinigen. Es geschahen große Thaten und die Literatur wollte nicht hinter dem Leben zurückbleiben.

Seitdem ist in dem Studium der deutschen Geschichte ein neuer Geist erwacht. Man hat versucht, sie im Ganzen von einem allgemeinen deutschen Standpunkt zu behandeln, und selbst die Spezialgeschichten haben sich diesem höhern Zwecke dienend untergeordnet. Bald nach dem Kriege von 1813—1815 erschien die populäre Geschichte der Deutschen von

Rohrausch, die ganz im Sinne der Zeit geschrieben und kurz zusammengedrängt, ein sehr beliebtes Lesebuch in den Schulen war und viele Auflagen erlebte. Was ihr an Gründlichkeit und Kritik abging, ersetzte der glühende Patriotismus. Auch die „Geschichten der Deutschen von Carl Adolph Menzel waren von diesem patriotischen Geiste belebt, doch war das Werk für seine große Ausdehnung nicht gelehrt genug und für den populären Zweck zu ausgedehnt. Das Werk des Freiherrn von Gagern bezweckte nur die Darstellung der ältesten Zeiten germanischer Freiheit und Heldengröße, wie das ältere schöne Werk von Maskow. Dann kam die Geschichte Ludens in einer unabsehlichen Reihe von Bänden. Der Verfasser weilt offenbar zu lange bei der ältern Zeit und wird, wenn er überhaupt fertig werden will, die spätern, und weit wichtigeren Zeiten zusammendrängen müssen. Ein paar hundert Seiten über Arioviſt, Arminius, die weitschweifigen Auseinandersetzungen der Familienzwiste unter Otto I. sind nicht geeignet, dem Publikum Interesse einzuflößen. Die Geschichte Pfisters ist in einzelnen Partien vollständig und scharfsinnig, in andern nicht, und im Ganzen scheint er mir nicht gerecht und offen genug in Bezug auf die vielen Schlechtigkeiten, die in der deutschen Politik vorgekommen sind. Peter von Kobbe hat ein brauchbares Handbuch der deutschen

Geſchichte" geſchrieben, deſſen Gerippe freilich wenig Fleiſch hat. Kaum würde die in München erſchienene populäre Geſchichte der Deutſchen von Joſeph Heinrich Wolf Erwähnung verdienen, wenn ſie ſich nicht durch ihre Frechheit als ein Zeichen der Zeit herausſtellte. Der unwürdige Verfaſſer ſchmuggelt unter einer der Jugend gewidmeten Geſchichte des edeln deutſchen Volkes gemeine Zoten und verführeriſche Beſchreibungen der Unzucht ein (Band I. Seite 57.)

Ich kann nicht verhehlen, daß mir alle dieſe Arbeiten nicht genügten, daß es mir eines Werks zu bedürfen ſchien, in welchem nicht blos die politiſche, ſondern auch die Culturgeſchichte, nicht blos die Geſchichte der Thaten, ſondern auch die des Geiſtes, nicht blos die Hauptzüge der Generalgeſchichte, ſondern auch die feinen und charakteriſtiſchen Nebenzüge der Spezialgeſchichte, nicht blos hiſtoriſche Wahrheit, ſondern auch patriotiſche Wärme, und im Patriotismus wieder nicht blos ein begeiſtertes Lob deutſcher Tugenden, ſondern auch ein aufrichtiges Bekenntniß und ſtrenger Tadel deutſcher Schlechtigkeiten enthalten ſeyn müßten, und in dieſem Sinne verfaßte ich eine Geſchichte der Deutſchen, die mit dem vorliegenden Buch in einem genauen Zuſammenhange ſteht. Hier führe ich nur den literariſchen Theil von dem aus, was ich dort als Ganzes behandelt. Kaiſer

Literatur wurzelt in unserer Geschichte. Kaum läßt sich eins ohne das andere gründlich kennen lernen.

Die Werke, die nur einen Theil des großen Ganzen, das man deutsche Geschichte heißt, behandeln, sind ungeheuer zahlreich (die Folge unserer Spaltung) und man findet darunter das Trefflichste, denn die Liebe für das Einzelne und Kleine war immer größer, als die Liebe zum Ganzen und Großen.

Unter den Erforschern deutscher Sprache und Alterthümer stehen die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, vorzüglich aber Jakob voran. Seine Grammatik, welche die Ausbildung der deutschen Sprache geschichtlich nachweist, ist ein klassisches Werk, wie es kein andres Volk aufzuweisen hat. Auch seine Rechtsalterthümer, seine Erforschungen und Bearbeitungen alter Volkssagen, seine Editionen alter Dichtwerke ꝛc. gehören zu dem besten, was für deutsches Alterthum geleistet worden.

In Bezug auf die Sprache wurde durch das historische Verfahren Grimms die bisherige willkührliche Manier, der Sprache Gesetze vorzuschreiben, verdrängt. So viel Verdienst sich Adelung und Campe um die Durcharbeitung unserer Sprache erworben haben, so brachen sie doch, sofern sie das geschichtliche Princip vergaßen, allen Thorheiten der sog. Sprachreiniger die Bahn, die bald diese, bald jene Orthographie und Rechtschreibung einführen wollten.

Vermittelnd zwiſchen dieſer uſurpatoriſchen Sprachtyrannen und dem hiſtoriſchen Principe Grimms ſtand Jahn, der Turner, der in ſeinem deutſchen Volksthume deutſch zu ſeyn und zu ſprechen auf etwas einſeitige Manier befiehlt.

Erſt die Rückkehr zu den Sprachdenkmalen des Mittelalters führte zu einem gründlichen Studium unſres Alterthums überhaupt. Schon vor Grimm trieb Gräter das Studium der altnordiſchen Literatur, und erwarb ſich als Vorgänger Verdienſte, die wir ihm nicht ſchmälern wollen, obgleich wir uns geſtehen müſſen, daß es ihm oft an Geſchmack fehlte. In Görres offenbarte ſich der tiefſte Sinn für das Mittelalter und zugleich der feinſte und gewählteſte Geſchmack in Behandlung deſſelben. Durch ſeinen frühern Aufenthalt in Heidelberg, in doppelter Weiſe theils mit Creuzer, theils mit den romantiſchen Dichtern verbunden, hat ſein feuriger Geiſt auf beide eingewirkt. Mone, der Schüler Creuzers, fügte zu deſſen Symbolik, worin die alte orientaliſch-griechiſch-römiſche Mythologie erklärt iſt, eine Geſchichte des nordiſchen und deutſchen Heidenthums, die mit großer Gelehrſamkeit und allen Vorzügen des Enthuſiasmus zugleich einige Fehler des letztern verbindet. Die Dichter Arnim und Brentano ſammelten in „des Knaben Wunderhorn" einen großen Schatz alter Volkslieder. „Büſching und von der Hagen, mit dem

größten Fleiße sammelnd und edirend, Lachmann mit besonderer Gründlichkeit sichtend, Hoffmann von Fallersleben ꝛc. zeichneten sich vielfach durch Wiederbelebung der ältern deutschen Literatur, durch Ausgaben und Comentare aus.

Nach diesem Vorgang der Dichter blieben auch die Historiker nicht dahinten. Man fing an, die noch ungedruckten Chroniken und wichtigen Urkunden herauszugeben. Zwar hatten schon in den ersten Jahrhunderten nach Erfindung des Drucks die reichen Reichsbürger, die Universitäten, einige fürstliche Hofhistoriographen und die Benediktiner für große Editionen in Folio gesorgt. Eine Menge scriptores rerum germanicarum, Legendensammlungen, Urkundensammlungen, Gesetzessammlungen traten ans Licht. Doch haben die neuern scriptores unsres fleißigen Pertz, die monumenta Boica, die zum erstenmal gedruckten Ausgaben mehrerer sehr interessanter Chroniken von der Schweiz, von Pommern, Schlesien ꝛc. und sehr zahlreiche Urkundensammlungen von Hormayr, Freyberg ꝛc. bewiesen, daß noch gar manches übrig geblieben war.

Unter den neuen Bearbeitern von Staats- und Rechtsgeschichte unsres Vaterlandes steht Eichhorn oben an, den in jüngster Zeit Philipps und Zöpfl noch zu berichtigen und zu vervollständigen gesucht haben. Hüllmann hat über einzelne Theile der

Staats- und Kirchenverfassung ausgezeichnete Werke geschrieben. Das berühmte Werk von Savigny über das römische Recht im Mittelalter gehört der politischen Geschichte nicht weniger, als der juridischen an.

Ueber die alten Germanen ist unendlich viel geschrieben worden, hauptsächlich seit der Reformation, denn damals erzeugte die tiefe Erniedrigung Deutschlands eine patriotische Reaction in der Literatur, wie später unter Napoleon; damals aber bildete des Tacitus Germania den Kern dieser Literatur, wie später die Niebelungen. Damals wollte man noch klassisch seyn, und selbst Klopstock konnte noch immer den deutschen Patriotismus nicht trennen von der antiken Classicität. Der erste, der das alte Germanenthum als Polyhistor gründlichst durcharbeitete, war Cluwer. Mit mehr historischem Geist stellte Maskow die Thaten unsrer Ahnen bis zur entschiedenen Herrschaft der Franken dar. Mit der größten Gründlichkeit und dem wärmsten Patriotismus malte Justus Möser in seiner Geschichte Osnabrücks die alte Freiheit des Sachsenvolkes aus. Unter den unzählbaren einzelnen Forschungen über die ältesten Zeiten Deutschlands, auf die ich hier nicht eingehen will, heben sich besonders folgende neuere und neueste hervor: Barth (Deutschlands Urgeschichte) über die ältesten Verhältnisse der Deutschen zu den Römern

in Oberitalien und Pannonien, die Boier, Semnonen ꝛc. eine bisher sehr vernachläßigte Parthie der deutschen Geschichte; Manso über die Ostgothen; Aschbach über die Westgothen; Türk über die Longobarden; Gaupp über die Thüringer: Mannert über die Franken.

Unter dem, was über die Karolinger insbesondre geschrieben ist, verdienen die Hausmeyer von Pertz und Ludwig der Fromme von Funk die größte Auszeichnung.

Von den Ottonen ist viel geschrieben, doch fehlt es noch an einer gründlichen Untersuchung der Slavenkriege. Die Germanisirung der Wenden und Serben gehört zu den wichtigsten und einflußreichsten Ereignissen in der deutschen Geschichte, und vielleicht hat nur ein Gefühl von Scham wegen der großen Grausamkeiten, von denen sie begleitet war, die deutschen Geschichtschreiber zurückgehalten, sich tiefer in ihre Erörterung einzulassen.

Ueber das Zeitalter der salischen Kaiser hat Stenzel das Hauptwerk geschrieben; über das der Hohenstaufen bekanntlich Friedrich von Raumer. Das letztere ist auch von Seite der Kirchengeschichte, durch die Geschichte der Kreuzzüge und der mittelalterlichen Kunst und Poesie, vielfältig beleuchtet worden.

Von den luxemburgischen Kaisern hat man da-

gegen bisher noch verhältnißmäßig wenig Notiz genommen. Nur die Geschichte Heinrichs VII. von Barthold ist höchst gründlich und ausgezeichnet. Dagegen hat Carl IV., einer unsrer merkwürdigsten Kaiser, und haben auch die Hussitenkriege noch keinen Geschichtschreiber gefunden, der die große Aufgabe genügend gelöst hätte. Die Geschichte der Hansa von Sartorius erfüllt auch noch nicht alle Ansprüche und eine Geschichte der oberdeutschen und rheinischen Städte-Bündnisse, wie sie vom Standpunkt der heutigen Historiographie aus geschrieben werden müßte, entbehren wir auch noch, obgleich für die Geschichte einzelner Städte sehr viel geschehen ist.

Das Zeitalter der Reformation ist gehörig durchgearbeitet worden und man fährt noch immer fort, daran aufzuklären. Die erste geistvolle Geschichte derselben schrieb Woltmann; in den letzten Jahren hat F. C. von Buchholz sie in seinem Leben Ferdinands I. vom katholischen Standpunkt aus mit der größten Gelehrsamkeit sehr ausführlich dargestellt, zu geschweigen unzähliger besonderer, einzelne Scenen und Personen der Reformation betreffenden Werke, unter denen die Aufklärungen über den Bauernkrieg von Oechsle sich vorzugsweise auszeichneten. Auch der dreißigjährige Krieg ist sehr speziell behandelt worden. Das Neueste sind die Aufklärungen über Wallenstein durch Fr. Förster und Schottky, die

Geschichte Bayerns unter Maximilian I. von Wolf, der Braunschweiger Lande unter dem Herzog Georg von Graf von der Decken ꝛc. Durch solche neue Forschungen sind die ältern Darstellungen sehr ergänzt und zum Theil ganz neue Ansichten gewonnen worden.

Der Einfluß des siècle de Louis XIV. auf Deutschland ist in seinem Zusammenhange noch nicht dargestellt worden, was doch die Aufgabe eines vortrefflichen Werkes werden könnte. Auch der spanische Erbfolgekrieg ist seit dem ältern und übrigens brauchbaren Herchenhahn noch nicht vom Standpunkt der neuern Geschichtschreibung aus und auf den Grund neuer Urkunden beschrieben worden. Erst Förster hat mit seiner Geschichte Friedrich Wilhelms I. hier eine neue Bahn gebrochen. Ueber Friedrich den Großen ist das Werk von Preuß gründlicher, als alle frühern von Archenholz ꝛc. Die jüngere Zeit konnte noch keinen zugleich umfassenden und ganz unpartheiischen Geschichtschreiber finden. Manso's Geschichte des preußischen Unglücks und Siegs ist das Würdigste, was in dieser Beziehung bisher geleistet worden. Ueber Oesterreich ist Schnellers Werk das merkwürdigste gewesen.

Die bei weitem zahlreichsten und auch besten Spezialgeschichten betreffen einzelne Provinzen oder wohl gar nur Städte Deutschlands. Indem ich hier

auf die Unzahl von Namen nicht eingehen kann und mag, sondern desfalls wiederholt auf meine „Geschichte der Deutschen" hinweise, will ich nur einige der vorzüglichsten aufmerksam machen. Durch ihren Geist steht Justus Mösers Geschichte von Osnabrück, Spittlers G. von Hannover, Langs G. von Baireuth oben an; durch übersichtliche Klarheit und Gründlichkeit Voigts G. von Preußen, Mailaths G. von Oestreich, Rommels G. von Hessen, Campens G. der Niederlande, Warnkönigs G. von Flandern; durch genaue Erörterung der bürgerlichen und bäuerlichen Verhältnisse Ildefons von Arxs G. von St. Gallen, Genslers G. des Grabfelds, Jägers G. von Ulm, Kirchners G. von Frankfurt ꝛc., vieler andern kaum weniger ausgezeichneten nicht zu gedenken.

An Memoiren haben wir Deutsche niemals einen solchen Reichthum gehabt, wie Frankreich. Unsere Staatsmänner machten selten die Ansprüche schöner Geister, verachteten meistentheils die Schriftstellerei, oder wagten aus Gründen der Loyalität und Furcht und aus Rücksicht für ihre Familien keinen Federzug. Daher finden wir in frühern Zeiten nur die Memoiren des Freiherrn von Pöllnitz, eines vornehmen Aventuriers und die der Frau Markgräfin von Bayreuth. Beide waren durch Geist und Lage unabhängig und schrieben französisch. Dann

folgten die Memoiren Friedrichs des Großen und einiger Staatsmänner, des Herrn von Dohm und Grafen Görz und von Massenbach, dann zuletzt die der Herren von Gagern und von Strombek, so wie die von Rüder herausgegebenen einem großen Minister zugeschriebenen Denkwürdigkeiten. Dankbare Enkel haben angefangen, die Erinnerungen ihrer Vorfahren herauszugeben. So erschien unlängst die interessante Lebensgeschichte des Feldmarschalls von der Schulenburg, der nach einander beinahe allen Potentaten diente. Allein verhältnißmäßig ist das, was uns die deutschen Staatsmänner schriftlich hinterlassen haben, unendlich wenig in Vergleich mit dem, was sie hätten sagen können.

Unter den geographischen Werken über Deutschland galt lange Zeit das von Büsching als das completteste. In der jüngsten Zeit sind sehr viele Geographien unsres Vaterlandes erschienen, unter denen die von Stein, Vollrath Hoffmann ꝛc. sich durch Klarheit und zusammengedrängte Vollständigkeit besonders auszeichnet. Unter den Reisebeschreibungen galt die sehr ausführliche von Nicolai einst als das höchste Muster, doch seine Berliner Subjectivität machte sich darin auf eine so fatale Weise geltend, daß objective Darstellungen, wie von Gercken, Küttner ꝛc. gut aufgenommen wurden. Zuletzt hat der humoristische Weber in seinem

„Deutschland" unser gesammtes Vaterland theils als ein viel gereister Mann nach dem Augenschein, theils als Polyhistor nach zahllosen Topographien und Spezialgeschichten und als Humorist mit unübertrefflicher Laune geschildert.

Politische Wissenschaften.

Wohl in keinem Zweige unserer Literatur ist die ausländische Färbung so auffallend, als in der politischen. Die Reformation haben wir selbst gemacht, aber in allen politischen Verbesserungen der neuern Zeit sind uns die Franzosen und Engländer zuvorgekommen, und bejahend oder verneinend, nachahmend oder entgegenkämpfend bezieht sich bei uns alles auf die Lehren und auf das Beispiel unsrer Nachbarn jenseits der Vorgesen und des Canals. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren unsre Fürsten sämmtlich kleine Ludwige XIV.; jetzt sind unsre Kammern kleine französische Deputirtenkammern, kleine englische Parlamente. Wir sind leider immer im Kleinen das, was unsre Nachbarn im Großen sind, wir sind im Einzelnen das, was jene im Ganzen sind. Wir bleiben zerstückelt und klein im Raum, wir bleiben hinten zurück in der Zeit. Kom-

men wir dann endlich nach, so ziehen wir die abgetragenen Kleider unsrer Nachbaren an, als ob wir ihre Bedienten wären.

Eine geraume Zeit schien es, als ob wir Deutschen eigentlich gar keine Politik mehr brauchten. Es bekümmerte sich eigentlich niemand mehr um Politik, außer einige wenige Leute in einigen wenigen Cabinetten, die ganz in der Stille die Maschine lenkten. Die antipolitische Stimmung der Deutschen im vorigen Jahrhundert war so entschieden, daß noch in unsern Tagen Vollgraff mit einigem Scheine der Wahrheit behaupten konnte, der Deutsche sey überhaupt nicht für den Staat gemacht.

Erst durch die Noth und zwar von außen her sind wir aus dieser Apathie gerissen worden, aber der eigne Antrieb fehlt und mit ihr alle Originalität, alles Großartige.

Wir haben genug gelitten, um uns um Politik bekümmern zu müssen. und zu wenig gethan, um zugleich etwas Großes dafür leisten zu können. Wir haben zu viel Muster vor uns und zu wenig Selbstständigkeit, um selbst Muster zu seyn. Unser Zustand wechselt deßfalls, ohne festen Charakter, wie wir gestoßen werden. Man findet nirgend so viele Mittelzustände, als in Deutschland. Man will es überall recht machen, und gewiß haben Wenige die Macht, die nicht zugleich die Nothwendigkeit fühlten,

es recht machen zu müssen; aber der Ansprüche sind zu viele und da der Hauptanspruch wie der gegenwärtigen Zeit so des deutschen Pflegmas überhaupt Mäßigung und Frieden ist, so kann es nicht wohl anders seyn.

Wir haben uns nur nothgedrungen auf den politischen Schauplatz reißen lassen und finden uns noch nicht sonderlich darauf zurecht. Was wir etwa haben thun müssen, kann man kein eigentliches Handeln nennen, und unsre Reden wollen deßfalls noch weniger bedeuten.

Von jeher sind nur solche Völker, deren ganze Thätigkeit im öffentlichen Staatsleben sich concentrirte, zugleich durch eine politische Literatur ausgezeichnet gewesen, Griechen, Römer, Engländer, Franzosen und in bessern Zeiten auch die Italiener. Diesen müssen wir den Vorrang zugestehen. Zwar fehlt es uns an Theorien und phantastischen Träumen nicht, und wir sind daran vielleicht sogar reicher, als andre Völker, weil die Phantasie einen desto freiern Spielraum gewinnt, je weniger der Mensch in einer schönen Wirklichkeit thätig ist. Auch unsre philosophischen Systeme erzeugen mannigfaltige Ansichten vom geselligen und politischen Leben. Die Theorien verhalten sich aber zum Leben selbst etwa nur wie die Poesie. Man träumt sich in ein politisches Eldorado hinein, und wacht so nüchtern auf,

wie zuvor. Da den Deutschen eine große und freie Tribüne fehlt, so sollte man erwarten, sie würden ihre ganze Kraft desto wirksamer in der Literatur geltend machen. Es ist aber umgekehrt. Eine gute politische Literatur geht immer erst aus der Schule der politischen Beredsamkeit hervor.

Eine geraume Zeit nahm die Religion alles Interesse der Nation in Anspruch, so daß selbst die großen Umwälzungen der Reformation eher dazu dienten, den Sinn für Politik nicht bei den Höfen, aber beim Volk einzuschläfern, als zu erwecken. Später trat eine behagliche Gewohnheit ein, bei der fast alle politische Fragen ganz in Vergessenheit geriethen. Der Wohlstand nahm nicht so gewaltig zu, daß die überflüssige Kraft große Thaten und Institutionen hätte hervorbringen können; er sank aber auch nie so gänzlich, daß die Verzweiflung zu Umwälzungen geführt hätte. Die Fürstenhäuser genossen fast ohne Ausnahme das kindliche Vertrauen der Unterthanen, besonders seit ihre wechselseitigen Interessen in den Religionskämpfen so eng verschlungen worden. Die Masse hatte zu essen, und ausgezeichnete Geister fanden in den Wissenschaften und Künsten eine angemessene Wirksamkeit. Die Erscheinung der französischen Revolution, und die Art, wie man sie in Deutschland aufnahm, hat hinlänglich bewiesen, wie wenig

man in Deutschland für ein reges politisches Leben gestimmt und vorbereitet war.

Der Deutsche liebt die Familie mehr als den Staat, den kleinen Kreis von Freunden mehr als die große Gesellschaft, die Ruhe mehr als den Lärm, die Betrachtung mehr als das Raisonniren. Es muß zugestanden werden, daß diese Eigenheiten zu eben so viel Lastern als Unglücksfällen geführt haben, daß nur durch sie verschuldet worden ist, was man uns mit Recht so oft und lange vorgeworfen, Bethörung und Unterdrückung durch Fremde, Unempfindlichkeit für nationelle Schande, Vernachläßigung gemeinsamer Interessen, enge peinliche Spießbürgerlichkeit und Versauern in der trägen Ruhe. Auf der andern Seite beweist uns aber die frühere Geschichte, daß dieselben Grundzüge des Nationalcharakters sich auch mit großen politischen Thaten und Instituten haben vereinigen lassen. Aus ihrer Wurzel ist der Riesenbaum der altgermanischen Verfassung erwachsen, der Jahrhunderte lang Europa wohlthätigen Schatten gegeben. Von allen Verfassungen des Alterthums unterschied sich die germanische dadurch, daß sie das Gemeinwesen der individuellen Freiheit und dem Familienwesen unterordnete. Der Staat sollte dem Einzelnen dienen, während in Rom und Sparta der Einzelne Leibeigner des Staates war. Jene Allgemeinheit des Staats, die allein souverain ist, der jeder

Bürger unbedingt unterworfen ist, die einen eignen Willen und eigne Zwecke hat, war den Deutschen von jeher in der Natur zuwider. Diese Abneigung gegen den Götzendienst des weltlichen Staates bahnte später der Hierarchie den Weg. Zuletzt aber brachte sie uns in einen völlig passiven Zustand; wir wurden regiert und dachten nicht daran, wir litten alles und unter hunderttausenden frug kaum einer, warum?

Indeß ist in der neuesten Zeit der Sinn für Politik sehr lebendig erwacht. Große Unglücksfälle haben uns an die Fehler erinnert, durch welche wir dieselben verschuldet. Die Umwälzungen der Nachbarländer haben uns zum Theil zur Nachahmung oder doch zur Aufmerksamkeit gezwungen. Gewaltstreiche von außen haben unsern innern politischen Zustand mannigfach verändert, und manche Verbesserungen haben wir selbst zu Stande gebracht. Die fortgeschrittene Cultur verlangt manche Aenderung. Die Kriege, die wir für den Bestand unsrer Staaten geführt, haben sie uns werth genug gemacht, daß wir sie mit größerem Interesse, als bisher, ins Auge fassen. Die politische Ehre, die wir wieder errungen haben, hat uns den Sinn für Politik wohlthätig erfrischt. Thaten haben zur Betrachtung geführt.

Diese neue Politik aber ist größtentheils in einer fremden Schule gebildet, alle Parteien, die Kabinette, die Stände, die Liberalen haben im Ausland ihren

Unterricht empfangen. Wo indeß die deutsche Eigenthümlichkeit vorschlägt, äußert sie sich in derselben Systemsucht und Phantasterei, die wir in allen Wissenschaften geltend machen. Die Praktiker, die das Ruder führen, sind davon so wenig ausgeschlossen als die stillen Schwärmer in den Dachstuben, die nichts regieren als die Feder. Jene wollen der Gegenwart das Unmögliche aufdringen, diese der Zukunft das Mögliche. Jene legen die Völker auf ihre Tabellen, wie den heiligen Laurentius auf den Rost, diese machen sich goldne Träume von der Zukunft, die sich bekanntlich, wie das Papier, alles gefallen läßt, wobei aber die Kuh immer verhungern muß, bevor das Gras gewachsen ist. Wagt es das völlig passive Publikum, sich über die Gewaltthätigkeiten der Theorien zu beklagen, oder die Phantome der Ideologen zu verlachen, so heißt es von beiden Seiten mit Fichte: das Publikum ist kein Grund, unsre Weisheit in Thorheit zu verkehren.

Das schlimmste ist, daß beide am allerwenigsten an die materielle Freiheit der Völker denken, die doch die nächste ist, deren wir auf unsrer gegenwärtigen Stufe der Cultur fähig sind, und die allein uns frommen kann. Die praktischen Staatsverbesserer stürmen durch das stille Daseyn der Philister und opfern den Einzelnen dem Ganzen; die schwärmenden Weltverbesserer aber denken nur an die mora-

lische Freiheit, an einen idealen Zustand, der vielleicht am Ende der Zeiten liegt.

Was die in neuerer Zeit so häufig gewordenen durchgreifenden Staatsverbesserungen und Reorganisationen in ihrer Gewaltthätigkeit einigermaßen hemmt, gewährt doch keinen sonderlichen Trost. Dies ist nämlich die an sich ehrwürdige Achtung vor dem Alten, die aber in dem Zustande, wohin uns die Zeit einmal unaufhaltsam fortgerissen hat, niemals mehr zur Consequenz des alten Systems zurückführen kann, und also der Consequenz des neuen nur hinderlich ist. Zwischen beide stellt sich ein System von Flicksystemen, es wird beständig eingerissen und wieder angebaut, aus allen Zeitaltern und für alle Stände haben sich Institutionen erhalten, und wieder an jedem Orte besondre, unzählige neue sind dem angeklebt worden, und alle verhalten sich zu den einfachen, die man haben könnte, wie eine Trödlerbude voll alter Kleider zu einem reinlichen Anzug. Die Staatspraktiker müssen nicht nur Theoretiker seyn, sondern auch Historiker und Philologen, und die Gelehrsamkeit steht nicht sowohl unter dem Schutz des Staates, als der Staat unter dem Schutz der Gelehrsamkeit.

Was auf der andern Seite die Ausschweifungen der Weltverbesserer hemmt, ist wohl eben so wenig tröstlich. Dies ist die Censur; man kann in der

That nicht an die Mängel unsrer politischen Litera
tur denken, ohne daß uns sogleich die großen Lücke
einfallen, die Censurlücken, welche von allen de
Werken erfüllt seyn könnten, die eben des Preßzwang
wegen gar nicht existiren. Diese führen dann die un
angenehme Betrachtung sogleich auch auf die furcht
samen, halben und albernen Urtheile, welche die Angs
vor der Censur oder das Vertrauen, daß sie kein
Concurrenz besserer Urtheile zulassen werde, so häufig
hervorbringt. Doch davon ist schon oben die Rede
gewesen. Die Censurübel sind nichts neues, sie wech
seln nur den Ort, auf den sie fallen, und scheinen
zu den Kinderkrankheiten der Völker zu gehören. Sie
sind ein Aussatz, der hie und da die Haut wegnimmt,
das Kind stirbt aber nicht daran.

Bevor wir die Literatur der politischen Praxis
betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien
werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus.
Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus
einem gewissen sinnlichen Uebermuth, oder aus zufäl-
ligen örtlichen Veranlassungen in einen vorübergehen-
den Hader gerathen. Sie kämpfen vielmehr um
Ideen und eben darum ist ihr Kampf ein allgemei-
ner, im Herzen eines jeden Volkes selbst, und nur in
sofern eines Volkes wider das andre, als bei dem ei-
nen diese, bei dem andern jene Idee das Uebergewicht
behauptet. Der Kampf ist durchaus philosophisch ge-

worden, so wie er früher religiös gewesen. Es ist nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man streitet, sondern es sind Ueberzeugungen, denen die Völker wie die Helden sich unterordnen müssen. Völker haben mit Ideen gesiegt, aber sobald sie ihren Namen an die Stelle der Idee zu setzen gewagt, sind sie zu Schanden worden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrschaft erobert, aber sobald sie die Idee verlassen, sind sie in Staub gebrochen. Die Menschen haben gewechselt, nur die Ideen sind bestanden. Die Geschichte war nur die Schule der Prinzipien. Das vorige Jahrhundert war reicher an voraussichtigen Speculationen, das gegenwärtige ist reicher an Rücksichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird alles erklärt, was geschehen ist.

Es gibt nur zwei Principe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beide Endpunkte der großen Achse haben die Parteien sich gelagert und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen manche kaum, daß sie zu dieser bestimmten Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei unter einander selbst, sofern sie aus ein und demselben Princip verschiedene Folgerungen ziehn; im allgemeinen aber muß der

subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehn zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nuanzen seyn mögen, jenes claire obscure und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehn, diese Hauptfarben selbst verbergen sich nirgends, sie bilden den großen, den einzigen Gegensatz in der Politik.

Statt einer Definition des Liberalismus gebe ich lieber eine geschichtliche Entwicklung desselben.

Liberal war schon die Reformation, so weit sie sich nicht bloß den kirchlichen, sondern auch schon einigen weltlichen Institutionen des Mittelalters widersetzte. Alle Fürsten, die sich unter dem Vorwand der Religionsfreiheit vom Kaiser unabhängig machten, hielten sich für sehr liberal. Chemnitz oder Hippolytus a Lapide und Pufendorf, welche im schwedischen und brandenburgischen Interesse die alte Reichsverfassung angriffen, hielten sich für sehr liberal. Es waren die Neuerer, die Revolutionäre ihrer Zeit. Die Revolution, die Zerstörung des heiligen Reichs im Mittelalter, ist von den Fürsten ausgegangen, war Sache der Fürsten.

Reform war das erste Gewand, der erste Name des europäischen Liberalismus. Der zweite war die Aufklärung oder die Philosophie, weshalb das vorige

Jahrhundert das philoſophiſche heißt.' Auch hiebei waren die Fürſten noch ſehr thätig. Die Aufklärung diente auf doppelte Weiſe ihrem Intereſſe gegenüber theils der Kirche, der man ihre letzten Güter nahm, theils dem Adel, den man ſich vollends unterwerfen wollte. Nicht nur unſer Joſeph II. ſetzte die Aufklärung dem Papſt und den Magnaten entgegen; in derſelben Weiſe war auch Pombal in Portugal, ja ſogar Katharina II. in Rußland aufgeklärt. Die Aufklärung, als ein ſicheres Mittel, die Hierarchie und Ariſtokratie zur gänzlichen Ohnmacht abzuſchwächen und dagegen die abſolute Monarchie zu ſtärken, machte im vorigen Jahrhundert erſtaunenswürdige Fortſchritte, beinah in allen Staaten Europa's. Die Höfe ſchwärmten dafür, Höflinge und Philoſophen ſanken einander in die Arme.

Menſchheit wurde das Sprichwort dieſer Aufklärung. Joſeph II. öffnete den Wienern einen groſſen Volksgarten und ſchrieb darüber: „der Menſchheit von ihrem Schätzer.“ Alles ſtimmte mit den Worten jenes Romanes überein, worin ein ſchwärmender Jüngling ausruft: „fragt mich, o ich bitt' euch, mein Vater! fragt mich, was ich von dieſer Menſchheit halte, damit ich freudig antworten könne: es ſind meine Brüder und ich liebe ſie mit Bruderliebe!“ Die Schriften Roſſeau's und ihr Einfluß auf die deutſche Pädagogik und Poeſie, ſo wie der Einfluß

der englischen Philosophie, Erfahrungsseelenlehre und Sittengemälde beförderten diese allgemeine Menschenliebe ausnehmend.

Die ganze Sache war aber eine ziemlich unbedachte Spielerei, eine bloße Modesache. Die Höfe wußten eigentlich nicht was sie thaten, oder sie mußten eigentlich selbst darüber lächeln, wenn ihre Handlungsweise so ganz ihren schönen Worten widersprach. Friedrich der Große schrieb einen Antimachiavel, worin er heftig gegen die politische Immoralität des Florentiners eiferte; Katharina II. stand mit den edelsten Philosophen und Dichtern in vertraulicher Korrespondenz und schrieb die humansten Sentenzen nieder. Und was *thaten* die, welche so schöne Worte machten? Polen weiß davon zu sagen.

Da wo die Aufklärung nicht gegen Geistlichkeit und Adel gerichtet war, wo sie nicht bloß die Autokratie unterstützte, wo sie auch die Zustände des Volks verbessern sollte, war sie nirgends viel mehr als Spiegelfechterei.

Man schickte einen Reisenden oder gar ein ganzes Schiff in den fünften Welttheil oder ins innere Afrika, um den wilden Menschen unsere Cultur und unsere Laster mitzutheilen und ein Paar derselben nebst andern Kuriositäten zur Ergötzung höchster Herrschaften mitzubringen. Man holte Schweizer und Schweizerkühe herbei, oder errichtete kleine Kolonien mit holländ-

diſchen Häuschen, als ein Kinderſpielzeug für Prinzeſſinnen, die ſich einmal ländlich verkleiden und Arkadien ſpielen wollten. Man errichtete Runkelrüben-Zucker- und Cichorien-Fabriken, um mit ſolchen ſelbſterzeugten Colonial-Waaren zu prahlen. Es kam einmal vor, daß in einem Hungerjahr eine ganze Provinz gezwungen wurde, ſtatt des Korns Tabak zu pflanzen. Das waren die materiellen Wohlthaten der Aufklärung zu derſelben Zeit, wo man noch viele tauſend Deutſche in die Colonien verkaufte, wo noch Tortur, Spießruthen, Leibeigenſchaft, Steuerfreiheit des Adels, Ausſchließung der Bürgerlichen von Offiziersſtellen im vollen Flor waren.

Es fehlte nicht an Schriftſtellern, welche dieſe Widerſprüche erklärten, aber ſie wollten oder konnten nicht ganz frei reden. Die Wenigen, die es wagten, waren ſämmtlich Würtemberger, in denen der alte Geiſt der germaniſchen Freiheit noch nicht ganz erſtorben war, ſofern in ihrem kleinen Lande die Landſtände den noch nicht abgeriſſenen Faden des alten Rechts fortſpannen. Johann Jakob v. Moſer büßte auf der Feſtung den Frevel, daß er unter Höflingen die Wahrheit ſagen, unter Weibern hatte ein Mann ſeyn wollen. So arm war Deutſchland an politiſcher Wahrheit und an politiſchem Muth, daß im ganzen vorigen Jahrhundert dieſer eine Mann beinahe ganz allein ihren Ruhm conſumirte. Und

doch hat man ihn schon wieder vergessen. Seine vo
trefflichen Schriften, worin unter freilich antiquirte
Abhandlungen viel für die Ewigkeit geschriebene Wah
heiten stehn, sollten wohl billig mehr geachtet werde
Der Dichter Schubart folgte Moser in der kühne
Sprache und im Kerker nach. Er war freilich kei
Staatsmann und Rechtsgelehrter, aber er fühlt
besser als irgend Einer. Seine schwäbische Chro
nik und seine Gedichte enthalten Diamanten vor
edelsten Feuer. Auch der große Dichter Schiller tra
in diese Fußtapfen. Auch er schilderte in Kabale un
Liebe die ungeheure Kluft zwischen der kleinen Ho
politik und den großen Ansprüchen der Menschheit
Auch er mußte flüchten.

Andere freisinnige Schriftsteller entgingen de
Verfolgung, weil sie gemäßigter oder vorsichtiger wa
ren. Lessing stellte in seiner Emilia Galotti ei
Bild der Höfe auf, was den Höfen ungünstiger ge
wesen ist, als es hundert Werke der Publicisten hät
ten seyn können; aber der zarte Schleier der Dicht
kunst war sein starker Schild. Iffland brachte nach
her allen möglichen politischen Jammer auf die Bühne,
da er aber nie verfehlte, die Schuld von den Herren
ab und auf die Diener zu wälzen, so nahm die Cen
sur kein Aergerniß daran. Herr v. Meyern schrieb
in Volney's Geist den politischen Roman Dyana-
sore, aber diese schwärmerische Hymne auf die Frei

heit bewegte ſich im Land der Ideale und Theorien und ſtieß nicht unmittelbar an. Juſtus Möſer erinnert an die altgermaniſche Freiheit, und Klopſtok beſang ſie, aber die Zeit der Perücken lag derſelben zu entfernt, als daß dieſe Geiſterbeſchwörung nicht am Ende lächerlich erſchienen wäre. Schlözer ging ſchonungslos mit den kleinen Gräflein und Aebten und Spießbürgern um, aber die großen Verhältniſſe mußte er zart behandeln.

Die genauere Bekanntſchaft mit den Alten, und mit Engländern und Franzoſen war es hauptſächlich, durch welche das Studium der Politik unter uns Deutſchen angeregt und die Begriffe darüber aufgehellt waren. Archenholz that beſonders viel als Journaliſt, uns mit den Verhältniſſen der Engländer bekannt zu machen. Nicht ohne Einfluß blieben ferner die Anſichten gebildeter Aerzte und Naturforſcher, welche die Engherzigkeit im Vaterlande aus einem höhern Standpunkt beurtheilten. So der berühmte Arzt Zimmermann in ſeinem vortrefflichen Werke über den Nationalſtolz. So der noch berühmtere Weltumſegler Georg Forſter in ſeinen Anſichten des Niederrheins ꝛc.

Alle dieſe warmen Köpfe übten Einfluß auf das Volk. In der Schule blieben nur ſteife Staatsrechtslehrer zurück, welche die Archive von Wetzlar mit Reichsunterſuchungsakten füllten, an die bald darauf

die Franzosen lustig Feuer legten. Zwischen die freisinnigen Volksschriftsteller und vertrockneten Katheder-Männer trat aber Spittler mit dem ersten vernünftigen Handbuch der Politik in die Mitte, wie Aristoteles zwischen die Platoniker und Sophisten. Es ist etwas von Aristotelischer Kälte und Trockenheit in seinem System, weil er die Dinge und Menschen nimmt, wie sie sind, und nicht, wie sie seyn sollen. Aber er hat sehr wohlthätigen Einfluß auf die wissenschaftliche Behandlung der Politik geübt, durch die Klarheit seiner Eintheilungen und Hauptbegriffe.

Das war die erste Periode der liberalen politischen Literatur in Deutschland. Sie war im Ganzen sehr harmlos und unschuldig, nicht selten kindisch. Man beklagte sich und träumte von bessern Dingen, aber kaum dachte man an die Mittel, wie das Schlechtere in das Bessere verwandelt werden könnte.

Diese unpraktische Richtung sollte auch noch nicht so bald verlassen werden. Die französische Revolution und Napoleons Gewaltherrschaft stürzten uns erst in den Abgrund der Theorien hinein. Der historische Boden wankte, das alte Reich stürzte zusammen, die letzten alten Garantien der längst verkümmerten Freiheit erloschen. Da griff man mit beiden Armen in die Luft, um noch eine flüchtige Hoffnung zu erhaschen und es waren Theorien, Träume, was man fing. Anfangs wetteiferten wir mit den Franzosen.

Sie machten die Republik und wir bewiesen mit dem Finger an der Nase, daß die Republik die beste Staatsform sey. Damals, während wir von Freiheit schwärmten, wurde uns das Vaterland unter den Füßen weggezogen. Später erinnerten wir uns dieses Vaterlandes, eroberten es wieder und schwärmten nur noch von Deutschland und immer von Deutchland, und merkten nicht, daß uns unterdeß wieder die Freiheit unter den Füßen weggezogen wurde.

An der Spitze derer, die von der französischen Revolution zur kühnsten Philosophie der Freiheit begeistert wurden, stand Fichte. Liberale Theorien gab es schon längst, und mitten in dem Wechsel der Revolution gab es in Paris sehr scharfe Systematiker, doch eine tiefere wissenschaftliche Begründung der Freiheitslehre gab erst unser Fichte. Er führte die bedingte Freiheit der Gesellschaft auf die unbedingte Freiheit des Individuums zurück. Er machte die Selbstbestimmung zum Princip, und folgerte erst hieraus den contrat social. Er that aber noch mehr, indem er den Staat zugleich auf eine moralische Grundlage zurückführte und die Freiheit nicht als ein Menschenrecht, sondern als eine Menschenpflicht nachwies. Dies charakterisirt ihn als einen Deutschen. Wir sind in unserer Denkweise sehr moralisch. Wir untersuchen mehr die Schuldigkeiten als die Forderungen des Menschen. Das Recht scheint uns erst dann von

selbst zu entspringen, wenn jeder seine Pflicht thut. Bei andern Nationen dreht sich aller politische Streit immer um die Rechte. Namentlich haben die Franzosen von allen Parteien den besten politischen Zustand, bei den einen die Freiheit, bei den andern die Autokratie, immer als ein Recht zu behaupten getrachtet, die einen als ein ursprüngliches Menschenrecht, die andern als ein historisches altes Recht. Erst vor kurzem haben sie auch den Grundsatz: Das Recht sey nur die Pflicht! geltend zu machen versucht, was die deutsche Ehrlichkeit längst behauptet. Fichte sagt: „Recht ist, was uns das Gewissen befiehlt, also Pflicht. Was uns das Gewissen nicht verbietet, dürfen wir thun, und was wir thun dürfen, ist ein Recht."

Diese Begeisterung für eine von der Tugend unzertrennliche Freiheit griff unter den jungen Leuten auf Universitäten um sich und pflanzte sich bis in den Tugendbund und die Burschenschaften fort. Besonders machten Fichte's Reden an die deutsche Nation großes Aufsehen. Dagegen wurde eine seiner merkwürdigsten Schriften, eine anonym erschienene Rechtfertigung der französischen Revolution, im Kriegslerm überhört und vergessen.

Einer unserer liebenswürdigsten Geister, Georg Forster, kam von einem andern Standpunkt aus zu demselben Resultate. Man kann ihn, wenn man

will, mit Lafayette vergleichen. Er hatte die Welt gesehen, kam über das Meer zurück, mußte über die deutsche Pedanterei erstaunen und predigte die Lehre von der reinen Menschlichkeit, wie er sie von den Vorurtheilen der Völker befreit dachte und wünschte. In Mainz erreichte ihn die feurige Brandung der französischen Revolution. Er vergaß um der Freiheit willen das Vaterland und schloß sich den Narren und Böswichtern an, die auf das Commando eines französischen Generals eine französische Filialrepublik am Rhein errichteten. Doch bald ward er seines Irrthums inne und starb. Neben ihm war vorzüglich Wedekind als Broschürenschreiber thätig, der aber nur auf sehr triviale Weise die Glaubensartikel der französischen Jakobiner ins Deutsche übersetzte. Weit genialer, mit geschichtlicher Uebersicht, mit philosophisch klaren Gedanken und mit poetischer Farbengluth schrieb damals zu Coblenz der nachher so ganz anders gewordene Görres seinen Herguelmer oder den politischen Thierkreis und seinen Rübezahl, worin die kühnste Freiheit verkündet wurde. Das unkluge und zum Theil feige und treulose Benehmen vieler kleinen geistlichen und weltlichen Herren im westlichen Deutschland, namentlich seit dem Rastadter Congreß, veranlaßte die mitunter geistvollen Satyren von Momus. Unter den freisinnigen Journalisten, die besonders seit dem Basler Frieden, da die französische

Republik von Preußen anerkannt wurde, etwas mehr Luft bekamen, zeichnete sich Huber aus, der die Wittwe Georg Forsters, die nachher als Romanschreiberin berühmt gewordene Therese Huber, heirathete. Uebrigens erschienen nicht wenig anonyme Schriften, worin bald die französische Freiheit gepriesen, bald an den alten Regierungen Rache genommen wurde. So kamen mehrere Schriften gegen die liederliche Wirthschaft in Bayreuth heraus, der endlich die preußische Administration unter Hardenberg ein erwünschtes Ende machte. Auch fehlte es nicht an Patrioten, welche sich über den Rastadter Congreß in Flugschriften empörten. Damals schon schrieb der Freiherr v. Gagern eine schöne patriotische Klage, die freilich nichts half. Alle diese schwachen Appellationen an Vernunft und Ehre verstummten bald unter der eisernen Tyrannei Napoleons. Der wackere Seume, früher schon ein Opfer der elenden deutschen Zustände, in die Colonien verkauft, durch sein Talent gehoben, aber in Deutschland wieder dem Mangel und Kummer Preis gegeben, machte seinen berühmten „Spaziergang nach Syracus", um den Jammer seines von Frankreich mißhandelten Vaterlandes nicht mit anzusehen und hinterließ, da er bald aus gekränkter Vaterlandsliebe starb, in seinen Aphorismen Worte des tiefsten Schmerzes, des edelsten Zorns. Buchhändler Palm, der die letzte

freie Stimme laut werden ließ, wurde durch ein Kriegsgericht verurtheilt und erschossen.

Nun ertönten zum erstenmal wieder Freiheitsstimmen von Orten her, wo man sie am wenigsten erwartet hätte. Dieselben absoluten Mächte, die kurz vorher ein mit allgemeiner Vernichtung drohendes Manifest gegen die Freiheit in Frankreich geschleudert hatten, appellirten jetzt an die Freiheit in Deutschland. Oestreichische, nachher preußische, sogar russische Proklamationen riefen die deutschen Männer im Namen der Freiheit zum Kampf gegen Napoleon auf; die Bundesacte versprach landständische Verfassungen für ganz Deutschland und in einigen kleinen Staaten wurden sie wirklich nach und nach eingeführt.

Diese geschichtlichen Vorgänge mußten freilich auf die politische Bildung und Literatur der Deutschen großen Einfluß haben. Wir sahen die Freiheit nicht mehr wie die Fata Morgana in der Luft, im Nebelland der Träume oder bei anderen Nationen; wir glaubten sie seit langen Jahrhunderten zum erstenmal wieder leibhaftig auf eigenem Grund und Boden zu fassen. Sie fing daher an, auch solche Leute zu interessiren, die ihr bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Freisinnige Blätter aller Art tauchten an allen Enden auf, der politische gute Rath wurde in Scheffeln feil geboten. Es entstand ein so lautes liberales Geschrei, an dem sogar die (turnende) Schul-

jugend Theil nahm, daß die Mächte besorgt wurden und sich beeilten, es schnell zu dämpfen.

Damals war sehr viel Gemüth vorhanden aber wenig Verstand. Wo hätte auch der Verstand herkommen sollen? Die Leute waren plötzlich mit beiden Füßen in die Politik hineingerathen, von der sie vorher nie etwas gewußt hatten. Es fehlten ihnen die ersten Rudimente, das politische A B C. Es schwebten ihnen dunkle Begriffe vor von allgemeiner Freiheit, von Repräsentation und dergleichen, aber sie waren weit entfernt, den Staat nach allen Beziehungen der Verfassung und Verwaltung in allen Theilen von unten bis oben durchsichtig klar zu sehen. An den Schulen, in den Bildungsanstalten und selbst in der Literatur war herkömmlich alles Politische ignorirt, als etwas höchst Langweiliges beseitigt und belächelt worden. Göthe's Antipathie gegen die Politik hatte sich beinahe dem ganzen gebildeten deutschen Publikum mitgetheilt. In guter Gesellschaft etwa von Municipalverfassung, von einem Strafcoder, von einem Steuercataster zu sprechen, wäre Niemanden eingefallen. Man wußte von diesen Dingen nicht und gähnte, wenn man nur einmal die Namen hörte.

Auch war man noch viel zu sehr in der kriegerischen Begeisterung. Man begnügte sich also, nur recht poetisch für Deutschland, für dessen alte Erinnerungen und neu erworbene Ehre zu glühn. Da

Vaterland ſtand in der erſten, die Freiheit erſt in der zweiten Reihe. Der Liberalismus damaliger Zeit war alſo Deutſchthum. Er war eigentlich lyriſcher Natur. Die Dichter Theodor Körner, Max Schenkendorf, Freimund Reinmar (Rückert) Uhland, Follenius ꝛc. waren in aller Munde, Deutſchland begann damit, ſeine Freiheit zu beſingen. Auch die proſaiſchen Werke athmeten dieſes Odenfeuer der Begeiſterung. Arndt ſchrieb ein Flugblatt nach dem andern voll glühenden Haſſes gegen die Franzoſen, voll Stolz und Eiferſucht auf ſein deutſches Vaterland, deſſen Integrität und äußere Freiheit ihm mehr galten, als ſeine innere Reorganiſation. Mit dieſer letztern beſchäftigte ſich dagegen Jahn, der in ſeinem „deutſchen Volksthum“ ein modernes proteſtantiſch-liberales Deutſchthum predigte, in vortrefflicher Geſinnung, aber nicht immer geſchmackvoll und nicht immer naturgemäß. Er verleugnete zu ſehr das hiſtoriſch Gewordene, fuhr zu willkürlich und bizarr durch alle Gewohnheiten durch und wollte nicht nur, wie Rouſſeau, einen Staat, ſondern ſogar eine Volksſitte (etwas was immer entſtehen muß, was ſich niemals machen läßt), plötzlich vom Zaune brechen. Görres war von den alten Erinnerungen Deutſchlands ausgezogen und kehrte zu denſelben zurück. Sein „rheiniſcher Merkur“ hatte ſo gewaltig gegen Napoleon gedonnert und geblitzt, daß dieſer

ſelbſt ihn zu den europäiſchen Mächten zählte. Aber ſchon in dieſer Zeitung kündigte ſich das Syſtem an, das Görres nachher in beſondern Schriften weiter entwickelt hat, nämlich Herſtellung der deutſchen Freiheit in der mittelalterlichen Form. Damals ſchon ſchüttelten alle proteſtantiſchen Liberalen den Kopf über eine Freiheit, zu welcher die Wiederherſtellung der römiſchen Hierarchie erforderlich wäre. Doch prieſ und ehrte man den löwenmuthigen Streiter, weil er obgleich hierarchiſch, doch nicht deſpotiſch geſinnt war, weil er trotz ſeiner kirchlichen Marotte den Fürſten gegenüber ſo liberal war als irgend einer, und viel mehr Muth hatte. Herr von Gagern ging auch auf das Mittelalter zurück und ſuchte den Liberalen begreiflich zu machen, daß ſie des alten Adels, dem alten Adel, daß er des Liberalismus nicht entbehren könne. Er verlangte beſtändig neben der Repräſentation der Fürſten am Bundestag auch eine des Adels und empfahl dem Adel, in liberalem Sinne verſöhnend zwiſchen Fürſten und Volk in die Mitte zu treten. Davon wollten aber weder Fürſten noch Volk etwas wiſſen. Jene wollen nur einen abhängigen, dieſes will gar keinen Adel.

Da das Deutſchthum auf die Länge, wenn man es weiter hätte um ſich greifen laſſen, natürlicherweiſe die jura singulorum beeinträchtigt hätte, ſo

unterdrückte man es nicht nur, sondern hob auch die zufälligen Lächerlichkeiten, die seine Bekenner hinzugebracht hatten, recht grell hervor, um es dem Spott Preis zu geben. Wenn sich deutsche Gelehrte und sie allein einer Sache annehmen, läuft gewiß irgend eine Narrheit mitunter. Diese blieb auch bei Jahn nicht aus. Die Verkehrtheit einer desperat gewordenen Schulmeisterei wurde nun aber schadenfroh auf die ganze Sache des Deutschthums, als ob sie nothwendig damit zusammenhinge, übergetragen.

Die mißmuthigen Liberalen legten sich nun ihrerseits auch auf den Spott, und da es gefährlich war, sich fünf Jahre nach der Schlacht bei Leipzig in Deutschland für einen Deutschen auszugeben, so fing man an, die Franzosen, die als besiegt viel besser weggekommen waren als die Sieger, neuerdings zu hören und zu bewundern. Ueber Deutschland durfte nichts mehr gesagt werden, über Frankreich alles. Reden wollte man einmal, das politische Gespräch konnte man nicht mehr entbehren. Man beschäftigte sich also ausschließlich mit Frankreich und England, und wenn man noch Seitenblicke auf Deutschland warf, so geschah es ironisch, um die guten Deutschen zu verspotten. Das erste spöttische Buch dieser Art, das eine große Heiterkeit unter den unzufriednen Deutschen verbreitete, war „Welt und Zeit" von dem

geistreichen Advokaten Jassoy in Frankfurt am Main. Ihm folgte Lang mit der „Hammelburger Reise“ und Börne mit vortrefflichen Journalartikeln. Auch der alte Jean Paul ergoß sich noch in den letzten Jahren seines Lebens in bitterem Spott gegen die Deutschen Zustände.

Es lag in der That etwas lächerliches darin, daß wir Deutschen so lange und furchtbar gekämpft und endlich gesiegt haben sollten, blos um Frankreich einig, groß und frei zu machen, während wir selbst uneinig und unfrei blieben; daß wir Deutsche die Franzosen so glühend gehaßt und verfolgt haben sollten, um ein paar Jahre später wieder nur von ihnen zu reden, und alle ihre Moden anzunehmen, als ob wir nach wie vor nur ihre Bedienten seyn sollten; daß wir Deutsche so viel Redens von unserer Deutschheit gemacht hatten, und uns nun selber auslachen mußten.

Man hatte nun Zeit, die englisch-französischen Vorbilder zu studiren und je weniger man noch ferner wagte, sich um äussere Politik und Nationalehre zu bekümmern, desto tiefer drang man in die innere Maschinerie der Gesetzgebung und Administration ein. Alle Liberale, welche die Sache zu ernst nahmen, um zu spotten, schlugen diese Richtung ein und wenigstens einige fanden Gelegenheit, in den kleinen

eutſchen Kammern Anwendungen der neuen Lehren
u verſuchen. Als nun die Julirevolution in Frank-
eich ausbrach und auch in Deutſchland eine große
Aufregung folgte, zeigte ſich dieſe neue Erudition
uf eine ſehr in die Augen fallende Weiſe. Der
iberalismus hatte wieder ein neues Gewand ange-
ommen, er war legislative und adminiſtra-
ive Kritik geworden.

Den Uebergang dazu bildet Rotteck. Er wur-
elt noch feſt in Rouſſeaus und Fichtes Theorien,
n dem Princip ſeines „Vernunftrechts", aber er hat
ich zugleich in alle Zweige des praktiſchen Staats-
ebens ausgebreitet. Seine Ideen ſind nicht neu,
ber dieſe Verwirklichung von Ideen, der Uebergang
ines Schulgelehrten in die volle Thätigkeit eines
Staatsmanns iſt neu, und hat ihm den gebührenden
Ruhm erworben. Als Theoretiker hat er ſich vor-
üglich dem Grundſatz des hiſtoriſchen Rechts oppo-
irt, den die politiſchen Romantiker der neuen Zeit
eltend gemacht haben, und ihr das Vernunftrecht
ntgegengeſetzt.

Der ganze politiſche Streit der neuern Zeit läßt
ch zurückführen auf den Streit deſſen, was iſt, mit
em, was ſeyn ſollte. Die Staatseinrichtungen, die
eſetze, die unſre Vorfahren uns hinterlaſſen, ſind
ielleicht, wenigſtens zum Theil, unvernünftig und

alſo nach dem Vernunftrecht auch unrecht; wenn wir ſie aber ändern, wird offenbar der Beſitzſtand geſtört, und den Einzelnen, die darunter zu leiden haben, geſchieht nach dem hiſtoriſchen Recht wieder Unrecht. Nun ſtreitet man ſich, welches Recht gelten ſoll. Ohne Zweifel gibt es auch ein politiſches Gewiſſen, deſſen Stimme ſich ſo wenig wie das moraliſche ganz übertäuben läßt, und dieſes Gewiſſen ſagt uns: die Vernunft hat immer Recht, und Recht iſt nur das Vernünftige. Allein man folgt der Stimme des Gewiſſens nicht, weil man dann Intereſſen und Vortheile aufgeben müßte, von denen man ſich zu trennen nicht das Herz hat, und um das Gewiſſen zu beſchwichtigen, ſucht man nach Gegengründen, welche das ſtrenge Gebot der Vernunft entkräften ſollen. Der triftigſte Grund, durch den ſich das hiſtoriſche Recht gegenüber dem Vernunftrecht von jeher in heiligem Anſehen zu erhalten gewußt hat, iſt die Rechtmäßigkeit eines verjährten Beſitzſtandes. Allein wie ſehr auch dieſer Grundſatz im praktiſchen Leben gilt, ſo reicht er doch in keinem Falle für die Theorie aus; denn Jeder fühlt, daß der zufällige augenblickliche Beſitzſtand kein Grund ſeyn kann, die Einführung des ewigen Vernunftrechts zu verhindern, und daß nicht dieſes ewige Recht und mit ihm das Intereſſe aller kommenden Generationen dem augenblicklichen Vortheil einer Generation aufgeopfert werden

muß, ſondern umgekehrt. Der Satz, daß Allen für immer Unrecht geſchehen ſolle, iſt zu unlogiſch, als daß er den Vertheidigern des hiſtoriſchen Rechts genügen könnte. Sie haben ſich daher genöthigt geſehen, noch triftigere und unwiderleglichere Gründe zu ſuchen. Dazu mußte früher die Religion dienen. Man nannte anfangs das alte, nachher überhaupt das beſtehende Recht das göttliche, und machte eine rein politiſche Frage zu einer theologiſchen, um ſich die Antwort leichter zu machen. Fortan ward jede politiſche Oppoſition auch ein Sakrilegium, und indem man die Unvernunft vergötterte, verſtand es ſich von ſelbſt, daß die Vernunft — der Teufel ſey. Allein dieſes Extrem hat nur dahin geführt, die Sache des Vernunftrechts zu fördern, denn die Menſchen blieben im Ganzen vernünftig genug, um einzuſehen, daß Gott ſo wenig etwas mit dem poſitiven Unrecht, als der Teufel mit der Vernunft zu ſchaffen habe. Im Gegentheil wurde nun die Vernunft vergöttert, und alle ehrwürdigen Erſcheinungen der ganzen Geſchichte wurden, als dem Ideal des Vernunftſtaates noch nicht entſprechend, verlacht oder bedauert. Dieſes zweite Extrem, das am entſchiedenſten in der franzöſiſchen Revolution zu Tage kam, führte nun auch ſeinerſeits in der natürlichen Rückwirkung wieder zu einer kräftigern Vertheidigung des poſitiven Rechts, und aus der Schelling'ſchen naturphiloſophiſchen

Schule ging eine ganz neue Ansicht hervor, die auch ausserhalb der Schule auf die Ansichten der Politiker, Juristen und Geschichtsforscher einen großen Einfluß erhielt. Nach dieser Ansicht ist die Geschichte, wie die Natur, ein organisches Ganze, das nach bestimmten Gesetzen seine Lebensperioden erfüllt, und in der Art, wie sich Völker und Staaten bilden, herrscht so wenig Willkühr oder Zufall, als in den Bildungen der drei Naturreiche. Daraus folgt nun auch, daß jedes Volk und jede Zeit wie in Sprache, Tracht, Sitten, Glauben und Handeln, so auch im Recht etwas Eigenthümliches hat, das ihrer Gesammterscheinung entspricht, zum Ganzen ihrer Bildungssphäre gehört und somit als etwas Natürliches unter diesen bestimmten Verhältnissen nnd Umständen nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar als etwas Schönes anerkannt werden muß, wie sehr es auch unsern heutigen Begriffen und Bedürfnissen widersprechen mag. Es scheint nach dieser Ansicht thöricht, den Paria oder den Fakir, den Spartaner oder den Perser, den Mönch oder den Leibeignen zu beklagen, da und weil diese Menschen sich selbst über die Unvernunft ihres Gesetzes nicht beklagten, es vielmehr für sehr natürlich hielten; da ihre ganze Denkweise, der ganze Lebenskreis, indem sie sich bewegten, von dem unsern gänzlich verschieden war, so sehr, daß sie vielleicht das, was wir Vernunft und Glück nennen, für Unvernunft und

Unglück gehalten haben würden. In jedem Fall aber spricht sich in den Erscheinungen der Geschichte ein tiefes und heiliges Naturgesetz aus, das verläugnen oder verspotten zu wollen keineswegs vernünftig seyn kann. Das vielgestaltige Leben gewährt auf jeder seiner Stufen den Menschen die Fähigkeit, glücklich und ehrlich zu seyn, und wenn sein Fortschreiten und Wachsen in der Geschichte allerdings durch den Fortschritt zur Vernunft bedingt scheint, so ist doch die Reise weit weniger des Ziels, als das Ziel der Reise wegen da. Herr von Rotteck theilt diese Ansicht nicht; er tritt vielmehr ihr, so wie allen andern Ansichten entgegen, durch welche man das historische Recht gegen das Vernunftrecht zu vertheidigen pflegt. Er sagt: es gibt nur Ein Recht, das vernünftige, und weil es nur dieses Eine gibt, ist jedes andere historische oder positive Recht, das nicht damit übereinstimmt, Unrecht. Dieß ist so evident, daß sich gar nicht dagegen streiten läßt; nur scheint mir Herr von Rotteck zu weit zu gehen, wenn er von diesem Grundsatz aus auch rückwärts Alles verdammt, was in der Vorzeit mit dem Vernunftrecht nicht übereingestimmt hat. Kein Recht, und auch nicht das Vernunftrecht selbst, hat rückwirkende Kraft, und was wir heute zum ersten Mal erkennen, dessen Nichterkenntniß dürfen wir der Vorzeit nicht zum Vorwurf machen. So wie das Vernünftige selbst erst dann

vernünftig wird, wenn es als solches erkannt wird, so auch das Recht, und es gibt auch kein Unrecht eher, als bis es als solches erkannt wird. Freuen wir uns unsrer bessern Erkenntniß, aber trauen wir dem Zeugniß der Geschichte, daß die Vorzeit bei ihrer naiven Unwissenheit nicht unglücklicher war, und indem wir die Vorsehung loben, daß sie uns so weit vorwärts geführt hat, tadeln wir sie nicht, daß unsere Väter so viel des Weges noch nicht zurückgelegt hatten. Wie nun aber das Unrecht erst dann Unrecht wird, wenn es als solches erkannt wird, so ist es auch unmöglich, es dann noch rechtfertigen zu wollen, und dieß ist der Punkt, wo Rottecks gründliche Erörterung und warme Beredtsamkeit den entschiednen Sieg erringt. Ist er auch gegen die Ansicht, welche das Vergangene billig und mehr ästhetisch als politisch beurtheilt wissen will, ein wenig zu streng, so kann und darf er doch nicht streng genug seyn gegen die verlogne Parthei, welche das heut erkannte und bewiesene Unrecht noch immer damit zu entschuldigen sucht, daß es die Vergangenheit einmal für Recht ansah. Klar, wie die Wahrheit selbst, und warm, wie es die Liebe zur Wahrheit immer seyn soll, bekämpft der wackere Rotteck die Sophisten, die mit scheinheiliger Bosheit oder in Folge der Drehkrankheit, welche die Philosophen nicht minder oft als die Schafe befällt, die einfachste Wahrheit zu verwickeln oder ver-

dunkeln trachten. Besonders kräftig spricht er gegen eine Renommisterei, die mit dem Schrecklichen und Empörenden spielt, als wären es Kleinigkeiten, gegen die Affektation friedsamer Professoren, die auf dem Katheder sich pikiren, kleine Neros oder Napoleons zu spielen, weil das Grausame zuweilen wie genial aussieht. Für etwas Schlimmeres als eine Renommisterei wage ich es zu halten, wenn unser berühmter Jurist Hugo die Sklaverei vertheidigt, weil es 1) von jeher Sklaven gegeben hat, weil 2) in vielen Staaten die Sklaverei positives Recht ist, weil 3) die Sklaven vom Herrn gefüttert werden und keine Staatslasten zu tragen haben. Wäre Herr Hugo nicht auf seine originelle Grausamkeit so eitel, so würde er vielleicht bemerkt haben, daß er etwas sehr dummes gesagt hat. Zu diesen Renommistereien gehört auch der Ausspruch des berühmten Steffens: der Adel ist nur zum Genießen, der Bauernstand nur zum Arbeiten geboren, aber darin liegt kein Unrecht, denn dem Adel ist sein Genuß Arbeit und dem Bauer seine Arbeit Genuß! Herr Hugo sollte von Rechtswegen in einer Plantage auf Jamaika angestellt werden, um das Recht der Sklaverei zu genießen, und Herr Steffens in einem Dorfe, wo Leibeigenschaft herrscht, um den Genuß des Bauern zu schmecken. Doch, es ist den Herrn nicht Ernst. Das Katheder ist eine Art von Theater, und auf dem Theater darf man allerlei

ſchwatzen. — Es ſcheint indeß doch, die Gelehrten ſollten ihre Ehre darin ſuchen, eben die Gerechtigkeit, die in Praxi ſo oft verletzt wird, wenigſtens in der Theorie zu retten. Der Held und Staatsmann, der tyranniſch Alles nur ſeinem Willen unterwirft, und die Gerechtigkeit mit Füßen tritt, kann noch entſchuldigt werden, ſofern gebieteriſche Ereigniſſe ſeinen Terrorismus herbeiführten, oder die Größe ſeiner Thaten uns Bewunderung abnöthigt. Den Gelehrten aber, deſſen heiliger Beruf es iſt, die Gerechtigkeit auch dann noch in der Idee zu bewahren, wenn ſie aus dem Leben gänzlich verſchwunden wäre, den Gelehrten entſchuldigt nichts, wenn er ſich erniedrigt, der theoretiſche Affe praktiſcher Tyrannen zu ſeyn. Wenn die Weisheit ſubaltern wird, wird ſie allemal Thorheit. Herr von Rotteck beweißt, daß es ein Vernunftrecht gibt, d. h. eine gewiſſe Anzahl von Rechtsregeln, die ſo unwiderſprechlich ſind, wie die mathematiſchen Regeln des Euklid, und die dem poſitiven Recht nothwendig zu Grunde liegen müſſen, wenn daſſelbe nicht unvernünftig ſeyn ſoll. Er leitet dieſe Regeln nicht aus der Religion, auch nicht aus der Moral ab. Er braucht dafür keinerlei fremde Sanktion. Er leitet ſie ganz einfach aus der Sache ſelbſt ab. Gibt es, ſo ſchließt er, gibt es überhaupt Rechtsverhältniſſe, ſo gibt es auch darin gewiſſe richtige Proportionen, auf die alles Recht zurückgeführt wer-

den kann, und eine Menge möglicher Disproportionen, in welchen alles wirkliche Unrecht enthalten ist. Die Proportion besteht einfach in dem Gleichgewicht der wechselseitigen Rechte, die Disproportion im Uebergewicht auf der einen oder andern Seite. — Nur so ist eine Wissenschaft des Rechts möglich, denn läge dem Recht nicht diese absolute Vernünftigkeit und mathematische Gewißheit zu Grunde, so könnte es nie zur Wissenschaft erhoben werden, könnte es immer nur ein Aggregat von zufälligen und willkührlichen Rechtsbestimmungen seyn, wie sie aus dem sich hundertfach widerstreitenden Interesse der einander in der Herrschaft abwechselnden Parteien, nicht aber, wie sie aus der Natur der Sache selbst hervorgehn. Eine solche Wissenschaft des absoluten Rechts muß es aber geben, sollte sie auch immer nur Gegenstand der Untersuchung für die Gelehrten bleiben und nie zur praktischen Anwendung übergehn. Mehr will auch Herr von Rotteck nicht, er will die reine Mathematik des Rechts kritisch retten und sichten, ob auch ihre regelmäßigen Linien sich in der Wirklichkeit immer in die Schönheitslinien des Unrechts verziehn sollten. In seinen Lehren finden wir meistens alte Bekannte wieder. Das Vernunftrecht wird heute nicht zum ersten Mal erkannt, und ist seiner Natur nach so einfach, daß es wenig verschiedne Auslegungen zuläßt. Einige Lehren aber hat Herr von Rotteck

in ein neues und schärferes Licht gesetzt, indem er mit einer, Manchem vielleicht übertrieben scheinenden und doch sehr nothwendigen Genauigkeit die Begriffe spaltet und das scheidet, was man bisher gern verwechselt hat. So ist durchgängig eine scharfe Trennung des Rechts von der Pflicht, des juridischen Dürfen vom moralischen Sollen, beherzigenswerth, weil sie die politische Frage völlig unabhängig macht von der moralischen, also auch dem Einwurf begegnet, den man dem Vernunftrecht von je her gemacht hat, daß es nämlich die Menschen nähme, wie sie seyn sollen, und nicht wie sie sind, daß es ideale und tugendhafte Menschen voraussetze, die eben niemals existiren würden. Das Recht ist aber so unabhängig von der Moral, daß es auf einen Staat von Böswichtern eben so seine Anwendung findet, wie auf einen Staat von Weisen. Die einen mögen den Grundsatz öfter verletzen, als die andern, aber der Grundsatz bleibt ein und derselbe. Auf diesen Punkt muß man aufmerksam machen, denn es ist der, welcher die Rotteck'sche Lehre von den philanthropischen Träumereien der frühern Ideologen unterscheidet und ihr neben ihrer Würde auch noch das Ansehn von Solidität und wissenschaftlicher Nüchternheit gibt, was man im Gegensatz gegen die poetischen Ausbrüche eines humanen Enthusiasmus als das Kriterium der

gesunden Vernunft ansieht und anzusehn auch wohl berechtigt ist.

Fast mehr noch als durch seine Theorie hat Rotteck und mit ihm sein College Welker, der eifrigste Vertheidiger der Preßfreiheit, durch praktisches Wirken in der badischen Kammer auf die Zeitungsleser und dadurch auf das gesammte Publikum in liberalem Sinne gewirkt. Durch geschichtlich-philosophische Raisonnements hat Weitzel und durch staatsrechtliche Murhardt sich einen bedeutenden liberalen Ruf erworben.

Der Liberalismus war aber hauptsächlich mündlich in den Kammern, schriftlich in Zeitungen und Lokalschriften thätig und in solcher Masse, daß man unter so vielen Namen kaum weiß, welche man besonders hervorheben soll. Im Ganzen haben die politischen Begriffe und hat sich der politische Styl erstaunlich verbessert. Wie würde Justus Möser sich wundern, wenn er die Theilnahme sähe, mit der jetzt von Bürgern und Bauern politisirt wird, wenn er in allen Winkeln Deutschlands Blätter nicht nur voll patriotischer Phantasien, sondern auch voll Erörterungen staatsrechtlicher und finanzieller Fragen fände, wie wir sie wirklich erlebt haben.

Das Publikum für die politischen Zeitungen hat an Zahl ungeheuer zugenommen.

Die Zeitungen beschäftigen sich nicht mehr blos

mit Berichten über die äuſſere Politik, ſie gehen auch auf die Fragen der innern Politik ein.

Trotz der Cenſur iſt ein unüberwindlicher Trieb in der Zeit, alles zu veröffentlichen. Selbſt da, wo die Cenſur alle liberalen Blätter unterdrückt, bringen die Staatszeitungen und ſervilen Blätter die politiſchen Streitfragen doch auf ihre Weiſe zur Oeffentlichkeit.

Unſer politiſches Zeitungsweſen hat ſchon ſeine Erfahrung gemacht, die Polemik der Parteien hat eine gewiſſe Routine bekommen, einige Hauptfragen ſind ſchon ſo oft durchgegangen worden, daß früher unbekannte oder dunkle Begriffe allgemein klar geworden ſind.

Nachdem der rheiniſche Merkur von Görres in Coblenz, die Waage von Börne in Frankfurt, der fränkiſche Merkur von Wetzel in Bamberg, das Oppoſitionsblatt von Wieland (dem Sohn des Dichters) in Weimar, die Nemeſis von Luden in Jena untergegangen waren, und die Iſis von Oken auf die Wanderſchaft hatte gehen müſſen, kam ſeit den Karlsbader Beſchlüſſen keine freiſinnige Zeitung mehr auf, auſſer der Neckarzeitung von Seybold, die bald wieder ſich mäßigte, dem deutſchen Beobachter von Lieſching in Stuttgart, der in den Kerker wanderte. Nach der Julirevolution folgte dieſer Ebbe auf einmal wieder eine Fluth, und der plötzliche Ueber-

gang aus Fesseln in wilde Ungebundenheit überraschte. Wirth in der Tribune, Siebenpfeiffer in dem Westboten, einige deutsche Flüchtlinge im niederrheinischen Courier predigten Umsturz, Republik und einige dieser Schreckensmänner fielen sogar über Rotteck her, der ihnen viel zu gemäßigt schien, in dem sie nur noch einen Aristokraten sahen, während Rottecks Zeitung „der Freisinnige" als viel zu liberal vom Bundestag verboten wurde.

Viel zahlreicher und wichtiger als diese über die höhere Politik raisonnirenden Blätter waren die Lokalzeitungen, die sich um die besondern Angelegenheiten einer Provinz oder Stadt bekümmerten und eine an Ort und Stelle eben so verständliche als interessirende Kritik derselben begannen. Jeder weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt. Wer also die speziellsten Bedürfnisse und Klagen anregte und besprach, fand auch weit mehr Ohren, als wer blos im Allgemeinen sprach. Zwar interessirte sich das Publikum einer Provinz oder Stadt nicht für die andre, aber es regte sich, wenn auch unabhängig von einander, doch überall dieselbe Theilnahme an den öffentlichen Fragen. Zwar wurden die wenigsten Redakteure solcher Lokalblätter berühmt und traten in die Reihen der großen Literatoren, aber galten sie auch nicht viel nach oben und im Ganzen, so wußten sie sich doch desto mehr nach unten und im Einzelnen geltend zu

machen und ſie fanden dort einen fruchtbaren Acker, der bisher noch wenig bebaut geweſen war. Die große National-Literatur war dem Gewerbs- und Landmann unbeſehen vorübergegangen. Dieſe kleine Lokalliteratur kam zu ihm ins Haus.

Die in unglaublicher Anzahl aufſchießenden Blätter waren von ſehr verſchiednem Werth. Hier athmeten ſie einen edeln Geiſt, wie Juſtus Möſers patriotiſche Phantaſien, dort waren ſie pöbelhaft. Hier reihten ſie ſich mehr den politiſchen Zeitungen, dort mehr den Unterhaltungsblättern an. Hier gebrauchten ſie die populäre Sprache der ſchon ältern „Dorfzeitung," dort mehr die analyſirende Sprache der Advokaten. Anderswo waren ſie ſentimental, gemüthlich, hofmeiſternd, fingerzeiggebend, oder gefielen ſie ſich in Derbheiten und ſchlechten Witzen. In den aufgeklärteren Ländern und unter einer weniger rohen Bevölkerung waren die Blätter auch immer anſtändiger; nirgends aber waren und ſind ſie unflätiger, als in München, wo deren viele in Pöbelhaftigkeit wetteifern.

Nicht minder einflußreich, denn die Lokalblätter, waren auch die zahlreichen Brochüren, die in Provinzial-Angelegenheiten geſchrieben wurden. Holſtein zählte deren binnen zwei Jahren allein über dreißig. Auch Hannover, Braunſchweig, Sachſen erzeugte derſelben ſehr viele und ſo jede deutſche Provinz, je nachdem ſie eine mehr oder weniger lebhafte Kriſis über-

ſtand. Dieſe Brochüren in Verbindung mit den bändereichen landſtändiſchen Verhandlungen ſchwollen zu Bibliotheken an, die man nicht mehr überſehn konnte. Alexander Müller und Dr. Zöpfl verſuchten in eigends den ſtaatsrechtlichen Verhältniſſen der deutſchen Staaten gewidmeten Journalen einen Ueberblick über das Ganze zu gewähren, ſie konnten aber immer nur Bruchſtücke geben, es fehlte ihnen der Raum für Alles. Nimmt man vollends die Schweiz mit ihren Zeitungen und Brochuren hinzu, ſo ſieht man kein Ende ab. Hier acht und dreißig, dort zwei und zwanzig Staaten, in denen überall gefragt und geantwortet, gewünſcht und beſchwichtigt, gefordert und verweigert wird, das gibt ein großes Geräuſch.

Das Ganze läßt ſich um ſo ſchwieriger zuſammenfaſſen, weil überall die größten Verſchiedenheiten hervortreten. Hier iſt derſelbe Mann ein Liberaler, der dort als ein Ariſtokrat angeſehen würde. Hier erbittert man ſich über die Geringfügigkeit einer Rechtsgewährung, die dort für die größte Liberalität angeſehen würde. Und nun vollends die Gelehrſamkeit, die wir Deutſchen noch unwillkührlich in alle unſre öffentliche Angelegenheiten hineintragen. Der kleinſte Staat hat eine ungeheuer gelehrte und verwickelte Geſetzgebung, und Miniſterien und Kammern wetteifern, ſie durch Zuſätze und Ausführungen noch

immer mehr zu verkünsteln. Das Streben, recht gründlich, ja sogar das Streben, recht liberal zu seyn, erzeugt Düfteleien in der Gesetzgebung, die, wenn sie auch ganz vom Geist der Freiheit diktirt wären, doch ihre Wirkung verfehlen, weil sie sich durch ihre gelehrte Künstlichkeit und Papiermasse der Oeffentlichkeit entziehen und ausschließlich die Sache weniger gelehrter Rechtsverständiger bleiben müssen. Ein Recht das ich kenne, ist mehr werth als hundert Rechte, die mir unbekannt in dicken Büchern schlafen. Es ist nicht genug, daß man Rechte habe, man muß sie auch verstehen und damit man sie verstehe, müssen sie kurz und klar seyn. Das ist aber bei uns noch nicht der Fall, und die verschiednen deutschen Gesetzgebungen zu studiren und mit einander zu vergleichen, ist eine Aufgabe, die bald die menschlichen Kräfte übersteigen wird.

Da sich nun in der neuesten Zeit das politische Interesse vom Allgemeinen ab und zu den Lokalangelegenheiten hingewendet hat, so ist auch die alte patriotische Begeisterung, die Sehnsucht nach Deutschlands Einheit ꝛc. nur höchst selten wieder erwacht. Ja die Regierungen sind in den Fall gekommen, sogar darüber zu klagen, daß die öffentliche Meinung in Deutschland so unpatriotisch geworden sey, daß man nicht genug Vertrauen in den Bundestag setze, daß man in der luxemburgischen Frage so gleichgültig

ſey, daß man mehr Sympathie für die franzöſiſchen Belgier als für die deutſchen Holländer zeige, daß man vielfach dem preußiſchen Zollverein widerſtrebt habe ꝛc. Man wirft den Liberalen eine undeutſche Geſinnung vor, und zum Theil denſelben Liberalen, denen man früher ihr übertriebenes Deutſchthum vorwarf.

Als Wirth bei dem bekannten Hambacher Feſt den deutſchen Nationalſtolz in ſo kräftiger Weiſe wie früher etwa Arndt geltend machte, fanden das viele Leute ſonderbar und unpaſſend.

Klüber hat es übernommen, die Verfaſſung, die Beſchlüſſe und Protokolle des deutſchen Bundes zu ediren und zu commentiren, rein hiſtoriſch ohne raiſonnirende Kritik. Herr von Gagern hat neben der Fürſtenbank eine Adelbank, Wilhelm Schulz aber eine Vertretung des deutſchen Staats, eine allgemeine deutſche Deputirtenkammer neben der Fürſten-Pairie vom Bundestag verlangt. Herr von Wangenheim hat die Bundesbeſchlüſſe von 1832 ſtaatsrechtlich erörtert. Noch umfaſſender hat Paul Pfizer neuerdings die geſammten ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe des Bundes commentirt. Gelehrſamkeit, ſtrenge Folgerichtigkeit, die beſonnenſte und klarſte Darſtellung und der edelſte Patriotismus zeichnen dieſen Publiciſten in ſo hohem Grade aus, daß der Blick, der durch die trüben Nebel der Zeit und Literatur ſchweift, mit

Freude auf dieſer hellen und ſchönen Erſcheinung verweilt.

Indeß hat ſich die allgemeine Theilnahme doch nicht den Bundesangelegenheiten zugewendet. Iſt es Schläfrigkeit, Gleichgültigkeit, oder iſt es nur üble Laune des Patriotismus? Gewiß beſchäftigt ſich das Publikum mit allen andern Dingen mehr, als mit den Bundesfragen.

Unter den vielen einzelnen und kleinen Fragen, die ſich beim Stillſchweigen über die großen Hauptfragen hervorgethan und laut gemacht haben, ſpielt die Judenemancipation eine bedeutende Rolle. Eine Menge Brochuren ſind dafür und dawider faſt in allen deutſchen Staaten geſchrieben worden. Die kräftigſte, geiſtvollſte Sprache hat Rieſſer in Altona geführt. Was er als Jude für die Rechte der Juden geſagt hat, gehört zu den Meiſterſtücken politiſcher Beredſamkeit. Doch müſſen die Kinder Iſrael noch bis auf dieſen Tag unter den kleinlichen Verhältniſſen in Deutſchland leiden und haben ihr armes Recht nur erſt an ſehr wenig Orten gefunden. Hier will man ſie erziehen und das älteſte Volk der Erde wie ein kleines Kind behandeln, das noch nicht auf den eignen Füßen ſtehen kann. Dort will man ſie mit aller möglichen Schonung bekehren und zwingt ſie zwar nicht Chriſten zu werden, erlaubt ihnen aber nicht, Bürger, ja kaum Menſchenrechte anzuſprechen,

so lange sie nicht Christen sind. Hier haßt man sie ganz offen als ein fremdes Volk, schämt sich aber doch, sie todt zu schlagen und läßt nur den barbarischen Muthwillen auf andre Weise an ihnen aus. Dort spielt man den Herrn, den gnädigen Beschützer gegen sie, hütet sich aber, sie zu emancipiren, um nicht um das Vergnügen des Mäcenats zu kommen. Sogar Liberale gibt es, welche die Juden blos deswegen nicht frei lassen wollten, weil auch die Christen noch nicht in allen Dingen emancipirt seyen. Ueberall ist es die kleinliche Hoffart, die sich an den Juden reibt, und sie bald mit Verweigerungen, bald mit halben Zugeständnissen, bald mit grausamer Zurückweisung, bald mit aufdringlicher Pädagogik quält. Daß Männer von Geist und Bildung, wie solche in neuerer Zeit mehrere aus jüdischem Geschlecht berühmt geworden sind, über diese kleinlichen Mißhandlungen toll werden, ist ihnen kaum zu verdenken. Doch ist der Zorn Börnes, sind die Nadelstiche Heines der Judensache nicht günstig, weil sie die kleinen Antipathien nähren, und weil sich unter ihrer Aegide eine Brut gemeiner Judenjungen ausbildet, die alles, was den Christen und Deutschen heilig ist, mit offnem Hohn beschmutzen.

Dies sind die Abstufungen des Liberalismus. Wir kommen nun zu der servilen Partei. Die Namen liberal und servil sind aus dem Spanischen

entlehnt und von ganz Europa adoptirt. Servil heißt sklavisch, bezeichnet aber immer nur die freiwillige Anhänglichkeit an einen Herrn, sey es aus Ueberzeugung oder aus Interesse.

Vor dem Ausbruch der französischen Revolution lebte man noch in einem merkwürdigen Unschuldszustande. Die Fürsten waren zum Theil liberaler, als ihre Unterthanen. Sie gingen wie Friedrich II. und Joseph II. mit dem Beispiel der Aufklärung voran. Sie spotteten über die Vorrechte der Geburt und wollten nur die des Talentes und Verdienstes gelten lassen. Sie selbst bildeten sich weit mehr auf ihr Genie als auf ihre Geburt ein. Gleicher Aufklärung befleißigten sich die zahlreichen, von nun an allmächtigen Staatsdiener. Schaarenweise saßen die Minister, Generale, Regierungsräthe, Hofräthe ꝛc. mit blau seidnen Schürzen angethan und die silberne Kelle in der Hand in den großen Logen des Menschheitbundes, und feierten die allgemeine Gleichheit:

Du Schwester mit dem Leinwandmieder,
Du Bruder mit dem Ordensband.

Was konnte im Grunde republikanischer seyn, als dieser große Freimaurerbund- und doch schloß er sich in Deutschland aufs engste an den politischen Servilismus an und Niemand war eifriger dafür, als die Staatsdienerschaft. Diese Liebhaberei ist psy-

chologisch merkwürdig. Sie war natürlich. Die Seele ist eine Waage. Ladest du im wachen Zustande zu viel auf die eine Seite, so wirst du unwillkührlich genöthigt, im Traum, in der Einbildung desto mehr auf die andre zu laden. Republikaner träumen gern von den Freuden der Herrschaft. Staatsdiener sind gern Scheinrepublikaner, d. h. Freimaurer.

Eben so naiv, wie die Herren und Gebieter, war damals auch noch das Volk. Es sah die zufällig so gewordene Politik des achtzehnten Jahrhunderts als eine ewige Nothwendigkeit an. Es litt durch die Willkühr nur wie durch ein Naturereigniß und beklagte sich über den Wildschaden nicht mehr, wie über ein Hagelwetter. Man sah damals unter den kleinen deutschen Fürsten etliche, die nicht nur durch jede erdenkliche Willkühr ihre Ländchen aussogen, sondern auch ihre Privatlaster öffentlich zur Schau trugen, und doch änderten diese Dinge nichts in der loyalen Gesinnung der Bevölkerung. Wie man am katholischen Priester das Priesterthum heilig hielt, wenn auch die Person unwürdig war; so hatte Luther die politische Religion eingeführt, die dem Königthum den unbedingten Glauben und Gehorsam sicherte, was auch die Handlungsweise der Könige seyn mochte. Daher war es in diesen naiven Zeiten gar nicht nothwendig, viel zu lügen und viel zu schmeicheln, viel zu warnen und zu beruhigen.

Das Volk brauchte keine Ermahnungen, es blieb von selbst ruhig, gehorsam, treu. Wie schon früher Landgraf Philipp von Hessen, so bekannte noch im achtzehnten Jahrhundert Herzog Carl von Würtemberg, daß Fürsten Menschen sind und große Fehler haben; aber dies that ihrer Würde, ihrem Ansehen bei den Unterthanen keinen Eintrag. Man war damals weit entfernt, so viel von Liebe des Volks, von „allgeliebten" Monarchen ꝛc. zu sprechen, aber die Anhänglichkeit und Achtung des Volks vor seinem Fürsten war in der That viel größer und fester gewurzelt, als jetzt. Sogar die Philosophen, die Dichter, die Aufgeklärten, alle, die von allgemeiner Freiheit und Menschenbeglückung schwärmten, die Bewunderer der alten Republik Athen, Sparta, Rom, die Verehrer Rousseaus, Montesquieus, der Nordamerikaner, gingen sie nicht größtentheils zu Hofe? Lebten sie nicht größtentheils von der Gnade der Fürsten? und waren sie etwas anders, als Merkwürdigkeiten, die man sich zur Ergötzung und Zierde an den Höfen hielt? Frankreich gab das Beispiel. Dort wurde zuerst eine Menagerie von Philosophen und Dichtern mit republikanischen Löwenmähnen und Adlerfedern vorgezeigt und auch in Deutschland schaffte man sofort die Hofnarren ab und führte die Oberhofrepublikaner ein. Der Philosophenmantel und die römische Toga wurden Livrée.

Als die französische Revolution ausbrach, wurde freilich alles anders. Drüben über dem Rhein machte man aus dem Spaß Ernst. Das ganze Volk wurde republikanisch, der glänzende Hof wurde ausgemordet, der König geköpft, das Königthum abgeschafft. Das Volk aber hielt sich dabei an die nämlichen Grundsätze, die es zuerst von den Hofphilosophen und Hofpoeten, ja von den aufgeklärten Fürsten und Fürstinnen selbst empfangen hatte. Es war kein Unterschied zwischen den Grundsätzen der Jakobiner und denen, die man so lange bei den klassischen Geistern der Nation in den Hofzirkeln, im Theater, in den Akademien und in den Freimaurerlogen bewundert hatte. Nur daß es dem Volk einfiel, den Schein in Wahrheit, das Spiel in Ernst zu verwandeln. In diesem Augenblick aber sahen auch die Höfe ein, wie gefährlich ihr Spielzeug gewesen war, und warfen es mit Abscheu und Schrecken von sich. Von nun an durfte sich Niemand mehr unterstehen, bei Hofe den Philosophen spielen zu wollen. Die antik drapirten Mäntel wurden verbrannt und es erschien wieder der einfache Bedientenkragen.

Damals zum erstenmal nahm der Servilismus einen sentimentalen Styl an. Die Menschen waren schon zu sehr aus der alten Gewohnheit aufgeschreckt und hatten sich in zwei Parteien getheilt, von denen die eine nicht mehr anhänglich war, weshalb die an-

dere ihre Anhänglichkeit verdoppelte; genug von dieser Zeit an machte man den Höfen nicht mehr, wie sonst, ruhige und anständige Achtungsbezeugungen, sondern leidenschaftliche Liebeserklärungen, schwärmerische Liebkosungen. Die kirchlichen Romane zwischen dem Bräutigam Jesus und der Seele, die als Braut nach ihm trachtet, wiederholten sich in der Politik. Die servilen Publicisten fingen an, sich in Liebe zu den Fürsten aufzulösen, in der Wonne ihrer Anbetung hinzusterben.

Das unglückliche Schicksal Ludwigs XVI. weckte ein sehr allgemeines Mitleid und diente jener politischen Sentimentalität zur Folie. Die Emigranten verbreiteten ihre Gefühle überall hin. Unter den deutschen Publicisten, die mit Zeitschriften, Geschichtserzählungen, Taschenbüchern und Theoremen der französischen Revolution entgegentraten und der Coalition zum Werkzeug dienten, machte sich besonders der Schweizer Girtanner, ferner Reichard, Hoffmann, Schirach bemerklich, sämmtlich Männer ohne Charakter und ohne Geist, bloß feile Schmeichler, die für Geld Thränen und Flüche von sich gaben, talentlose Nachahmer des Johannes Müller, der sie an Falschheit und an Geschick weit übertraf, weil er immer eine liberale Maske vorzunehmen verstand, wenn er seine Krokodillthränen weinte.

So wie diese Leute das Echo des Emigranten-

geheult in Deutschland wurden, so traten daneben auch gründliche Denker auf, welche nach dem Vorgang des Edmund Burke in England das große Ereigniß der französischen Revolution von einem geschichtlichen und anthropologischen Standpunkt aus prüften und nachzuweisen suchten, daß es eine Ueberspannung menschlicher Kräfte, daß es ein Rausch sey, der zur gewöhnlichen Nüchternheit zurückführen müsse. Auf diese Weise urtheilten Rehberg und Gentz. Der erstere hat sich immer seine geistige Unabhängigkeit gewahrt; der zweite ist bald darauf eine ministerielle Denkmaschine geworden, ein Bedienter, dem man auftragen konnte, zu denken, wie man andern aufträgt, die Stiefeln zu putzen.

Da sich in Deutschland noch alles in Theorien bewegte, so fand die der Revolution widerstrebende Meinung ihren Philosophen an Schelling eben so, wie ihn die der Revolution zugewandte Meinung an Fichte gefunden hatte. Dem kategorischen Imperativ: es soll so seyn! wurde das historische Princip: es ist so und kann nur so seyn! entgegengestellt. Die Meinung, man könne die Welt umkehren, wie man eine Hand umkehrt, man könne den natürlichen langsamen Entwicklungsgang der Menschheit von ungefähr unterbrechen und die Geschichte von vorne anfangen, die Menschheit nach einem neuen Rezept neu kochen und ganz so behandeln, wie es der erste beste

Philoſoph verlangt, dieſe bisher ziemlich allgemein verbreitete Meinung wurde aus Gründen der Vernunft und Erfahrung widerlegt. Die allzu hohe Erwartung von der Menſchheit wurde herabgeſtimmt. Daß die allgemeine Freiheit, Gleichheit und Tugend eine Chimäre ſey, wurde nicht nur aus der alten, ſondern auch aus der neueſten Erfahrung erwieſen, da die Jakobiner, welche ſie predigten, ſelbſt am meiſten gegen ſie anſtießen; denn die Republik in Frankreich erſtickte in der Tyrannei, Oligarchie und im Pfuhl aller menſchlichen Laſter, ſie verkehrte ſich in das Gegenbild alles deſſen, was ihre Philoſophen gewollt hatten, ja ſie ermordete ſogar ihre Philoſophen, nachdem ſie dieſelben mit hölliſchem Gelächter ausgehöhnt hatte.

Mit dem Mitleid, was die durch die Revolution geſtürzten alten Familien erweckten, mit der politiſchen Nüchternheit Burckes und mit der auf den großen und ruhigen Gang der Geſchichte, auf die ewigen Naturgeſetze hinweiſenden Philoſophie Schellings verbanden ſich noch zwei Tendenzen, welche der contrerevolutionären Partei das größte moraliſche Uebergewicht gaben, nämlich der wiedererwachte religiöſe Sinn und der wiedererwachte deutſche Patriotismus. Beide waren gegen die Revolution gerichtet, denn die Jakobiner hatten das Chriſtenthum eine Zeitlang abgeſchafft, und Frankreich hatte durch ſeine Eroberun-

gen in Deutschland unser Nationalgefühl aufs tiefste gekränkt. Beide Tendenzen aber vereinigten sich in der interessanten Erscheinung der wiederaufblühenden Romantik, welche die großen Erinnerungen des Mittelalters, der guten alten frommen und getreuen Zeit, der Kirche, des Ritterthums, der deutschen Sage heraufbeschwor.

In dieser großen Partei, die gegen die Revolution conservativ, in Bezug auf das was, schon untergegangen war, restauratorisch, daher kirchlich fromm, deutsch patriotisch und dynastisch legitim auftrat, bildete eigentlich Friedrich Schlegel den geistigen Mittelpunkt. Er war weit mehr als Genz, da er den Mitteln der politischen Beredsamkeit die Mittel der religiösen Schwärmerei, der Philosophie und der romantischen Poesie hinzufügte. Er wurde katholisch, wie Genz, und fand noch weitere Genossen und Nachahmer am Grafen Stollberg, Adam Müller, dem Dichter Werner ꝛc. Dieses Convertitenwesen mißfiel zwar den Protestanten, doch waren die Klagen über Frankreich zu allgemein, war die Taktik der Restaurationspartei zu fein und zeitgemäß, als daß nicht die Grundsätze derselben auch im protestantischen Norddeutschland, insbesondere in Preußen, großen Anhang gefunden hätten.

Man stellte das religiöse Gefühl voran. Der Ernst der Zeit, von dem die Jugend ergriffen war,

und die Reue des Alters über seine hartbestraften Sünden trugen dazu noch mehr bei, als die plötzliche Apotheose des frommen Mittelalters.

Man ging von dem Grundsatz aus: Der Mensch ist mit nichten frei. Er ist ein Geschöpf Gottes, von seiner Gnade erzeugt, erhalten, gebildet, durchaus von Gott abhängig, und nichts ist thörichter, als menschlicher Hochmuth und der Trotz auf vermeintliche Freiheit.

Im Staate sollte das Reich Gottes nachgebildet seyn. Daher wurde die absolute Monarchie als die allein der himmlischen entsprechende irdische Regierungsform anerkannt. Der Monarch sollte der Stellvertreter Gottes auf Erden seyn, und wurde als ein Gesalbter des Herrn, und als von Gott eingesetzt betrachtet und seine Aussprüche und Handlungen sollten die Kraft göttlicher Willensmeinung haben, auch wenn seine Person (wie die des gesalbten Priesters) einer so hohen Würde nicht entsprach. Das Ewige, Unveränderliche, die infallible Autorität des Königthums sollte wie eine Sonne nie durch zufällige Flecken den Glanz verlieren können.

Wie ferner in der Natur die Geschöpfe, nach unveränderlichen Classen abgetheilt, einer ewigen Ordnung dienend sich fügen, so sollten es auch die Menschen im Staate thun. Die Geburt wurde als

göttliche Bestimmung anerkannt. Wehe dem, der die ihm von der Natur gezogenen Schranken übersteigen, und die Rangordnung der Gesellschaft stören wollte.

Nicht ohne Scharfsinn wurden die liberalen Systeme kritisirt und deren Uebertreibung benutzt, um allen Liberalismus zu verdammen. Man spottete besonders über jenen thörichten Optimismus, der eine allgemeine Tugendrepublik einführen zu können glaubte, und über die Gleichmacherei. Es war nicht schwer, aus der Geschichte und aus der Gegenwart, aus der Erfahrung der Zeiten und jedes Einzelnen den Beweis zu führen, daß die Menschen nicht dazu gemacht sind, weder in allen Tugenden vollkommen, noch einander gleich, noch unter einander einig zu werden. So lange also die Liberalen zu viel von der lieben Menschheit verlangten, standen sie im Nachtheil gegen die Servilen, welche nicht so viel verlangten, welche ihre natürliche Schwäche mehr berücksichtigten.

Indem aber die Servilen sich ein Naturprincip zu eigen machten, und die Einheit, die bleibende Autorität, die Heiligkeit der Staatsgewalt, und die Rangordnungen der Unterthanen aus der Natur im Raum entlehnten, vergaßen sie das höhere historische Princip der Geschichte in der Zeit, aus welchem umgekehrt die Liberalen den ewigen Fortschritt im Wechsel, die ewige Emancipation, das

ewige Aufblühen aus der Zerstörung, die ewige Revolution herleiteten.

So ist es auch hier die Normalität, die in der Abhängigkeit gesucht wird, wie dort in der Freiheit, und der die Menschen beständig widerstrebten. Alle können nicht auf gleiche Weise frei, aber auch nicht auf gleiche Weise abhängig seyn.

Da beide Parteien in der Wahrheit sich nicht vereinigen können, so ist es ziemlich natürlich, daß sie desto mehr, ohne es zu wissen, im Irrthum übereinstimmen. Ihr großer gemeinschaftlicher Irrthum ist, daß sie über die menschliche Handlungsweise streiten und dabei von Ideen ausgehen, für welche oder in welchen gehandelt werden soll, statt von den Kräften der Menschen auszugehn, durch welche wirklich gehandelt wird und werden kann. Sie denken immer an das Sollen und vergessen darüber das Können. Sie sprechen von einer absoluten Freiheit und von einer absoluten Abhängigkeit, der sich alles fügen soll, sie weisen auch wohl nach, daß die Freiheit des Willens und das Recht der Selbstbestimmung, oder aber die Abhängigkeit von einem höhern über der Gesellschaft waltenden Wesen und die Pflicht der Unterwerfung unter dasselbe allen menschlichen Handlungen zu Grunde liege, aber sie gehn immer von einem idealen Gesichtspunkt aus und wollen zu einem idealen Ziele hinführen, zu einer Anordnung der

menschlichen Gesellschaft, in welcher entweder jene Freiheit oder jene Abhängigkeit allgemein anerkannt und die derselben entsprechenden politischen Formen unabänderlich festgestellt seyn müßten. Alle Menschen sollen sich der einen oder andern Ansicht fügen, und man streitet nur darüber, welcher Ansicht?

Dies ist der Grundirrthum beider Parteien. Man muß die Frage nach absoluter Freiheit und Unabhängigkeit in der weit wichtigern Frage nach dem relativen Vermögen der Menschen, und sofern von der Gesellschaft die Rede ist, nach der Vertheilung dieser Vermögen unter die Menschen zu begründen suchen. Wir werden nicht mehr nöthig haben, zu fragen: soll der Mensch frei seyn? wenn erst erwiesen ist, daß sie alle die gleiche Kraft dazu besitzen. Eben so werden wir nicht mehr untersuchen dürfen, ob die Abhängigkeit der einen und andern nothwendig sey, wenn wir die Vermögen kennen, die den einen und den andern von Natur zugetheilt sind. Die republikanische Partei spricht allen Menschen das gleiche Recht der Freiheit zu, insofern sie zugleich alle für stark genug hält, auch die Pflichten derselben tragen zu können. Die servile Partei spricht allen Menschen die gleiche Pflicht zu, sich vom höchsten Wesen abhängig zu fühlen, und einigen ertheilt sie das Privilegium, im Namen jenes höchsten Wesens die Abhängigen zu beherrschen. Wenn die Menschen wirklich

alle zugleich so seyn könnten, wie die eine oder andre Partei sie haben will, so wäre die Ansicht und der Staat einer jeden gleich vollkommen und es käme in der That nicht darauf an, ob dieser Staat oder jener bestände, wenn er nur allen seinen Gliedern vollkommen entspräche. Die Menschen sind aber weder so, wie jene, noch so, wie diese wollen und werden es in alle Ewigkeit nicht seyn. Darum muß auch ein ewiger Streit herrschen. Der Streit selbst wäre wieder ganz vernünftig, wenn jede Partei ihre Ansicht nur auf die Menschen ausdehnen wollte, deren natürliche Anlage dieser Ansicht entgegenkommt; er wird aber unvernünftig, da jede Partei allen Menschen, also auch denen, deren natürliche Anlage ihrer Ansicht widerspricht, diese aufdringen will. Die Republikaner wollen alle Menschen zur Freiheit erheben, aber einen großen Theil derselben können sie nur dazu verdammen, weil es Menschen gibt, viele, die meisten, welche keinerlei Kraft und Zeug dazu haben. Die Servilen wollen allen Menschen eine Hirtenschaft im Namen Gottes gewähren, aber einen großen Theil derselben verdammen sie nur dazu, weil es viele Menschen gibt, die entweder selbst herrschen, oder die weder herrschen noch beherrscht seyn wollen und können. Beide Parteien gestehn zum Theil ihr Unrecht ein, indem sie zugeben, daß die Menschen anders sind, als sie sie haben wollen; sie

zweifeln aber nicht, daß sie dieselben doch anders machen könnten, und dringen auf eine Erziehung zur Freiheit oder zur Herrschaft. Dies ist indeß nur ein neuer Irrthum, denn die Erziehung kann nur bilden, was angeboren ist, nicht ein Fremdartiges einpflanzen.

Die Neigungen und Kräfte der Menschen sind mannigfach unter Völker und Individuen vertheilt. Die Einen können nicht anders als frei seyn, ihre sinnliche Kraft, ihr überwiegendes Talent, ihr Gedanke spricht sie von jeder Herrschaft frei und sie herrschen entweder über die Schwachen oder die Idee der Gerechtigkeit beseelt sie und sie wollen allen Mitmenschen das gleiche Recht der Freiheit gönnen, sollten sie auch nicht im Stande seyn, ihnen das gleiche Vermögen dazu zu verleihen, sie wollen sie wenigstens nicht tyranniſiren, wenn sie es auch könnten. Die Andern sind schwach, und fühlen ihre Schwäche und suchen instinktartig, wer sie beherrschen möge. Sie schaffen sich einen Herrn, der Gewalt über sie hat, und wenn es auch nur ein Traumbild wäre. Zwischen ihnen bewegen sich die Launenhaften, die nicht wissen, was sie wollen; und die Phlegmatischen, die durch ihre Natur zu absoluter Passivität verdammt sind.

Dies sind die Bestandtheile der Masse, aus welchen die Politik beständig etwas zu machen strebt,

was bald dem einen, bald dem andern Beſtandtheil unangemeſſen, daher niemals von Dauer iſt. Die Republikaner adeln den Pöbel und er iſt dieſes Adels nicht würdig, er zwingt ſie zur Diktatur oder er vernichtet ſie; ſie müſſen auf ihn treten, oder er zertritt ſie. Die Servilen kennen umgekehrt auch nicht einmal den wenigen echten Freien den Adel der Freiheit zu. Wer die Menſchen zu hoch anſchlägt, dem zeigen ſie recht offen und frech ihre Niederträchtigkeit. Wer ſie zu gering anſchlägt, gegen den empören ſie ſich in ihrem beſſern Bewußtſeyn. Das war immer ſo und in dieſem Kampf iſt die Geſchichte fortgeſchritten.

Die in der Zeit des Unglücks von frommen Philoſophen und Romantikern ausgehende Reaction gegen Frankreich und deſſen revolutionäres Princip war und blieb eine Zeitlang weſentlich kirchlich, theokratiſch. So bei Friedrich Schlegel und Görres. Dieſen Männern ſchwebte immer die Idee des Mittelalters, alſo auch die Obervormundſchaft der Kirche vor. Da jedoch das revolutionäre Princip unterdrückt wurde, da die weltlichen Monarchen entſchieden triumphirten und ſogar in ihrer „heiligen“ Allianz eine kirchliche Weihe annahmen, aber nunmehr ſelber ſtark genug waren, um einer beſondern Hülfe von Seite der Kirche oder ihrer theokratiſchen Ideen ferner nicht mehr zu bedürfen, ſo wandte ſich auch der bei wei-

tem größte Theil der Servilen ausschließlich von den unfruchtbaren hierarchischen Ideen der praktischen und wirklichen Monarchie zu. Der Schweizer Convertit Haller, Enkel des berühmten Dichters, machte den Uebergang in seiner „Restauration der Staatswissenschaft," die schon nicht mehr die Herrschaft aus Gott, sondern das Göttliche aus der Herrschaft herleitet, und dem nichts heilig ist, als absolute Gewalt, als Despotismus.

Nachher wurde nach der Religion gar nicht mehr gefragt. Es gab nur noch eine politische Religion, den unbedingten Gehorsam gegen die weltliche Macht. Ihr lautester Prediger war Schmalz in Berlin, der zuerst verkündigte, die sogenannten Freiheitskriege von 1813—15 seyen nur aus Versehen für Freiheits-Kriege gehalten worden; man möge diesen Druckfehler in der Weltgeschichte corrigiren; es habe sich nie um etwas andres gehandelt, als um die Herstellung der absoluten, durch Napoleon eingeschränkten, Fürstengewalt, nicht aber um eine Völkerfreiheit, die ja ohnehin ein Unsinn sey. Er wurde der Ankläger des Tugendbundes, dem er revolutionäre Ideen unterschob, und der Verleumder aller damals noch feurigen Patrioten. Aber er wurde doch nicht so berühmt als der Schauspieldichter Kotzebue, der im russischen Solde die guten Deutschen, die für ihre Freiheit gekämpft zu haben wähnten, noch boshafter höhnte,

wofür ihm der Student Sand in einer Anwandlung von patriotischem Wahnsinn den Dolch ins Herz rannte.

Seit den Karlsbader Beschlüssen nahmen dann servile Systeme und Zeitschriften natürlicherweise bedeutend überhand, ohne daß man aus dieser Literatur einen Schluß auf die wahre Stimmung der Zeit hätte ziehen können. Da die Censur nichts Liberales aufkommen ließ, wurde von Seiten derer, die sich in ihrer alten akademischen Eitelkeit behaglich wohl fühlten, und denen, die als junge Leute schnell ihr Glück machen wollten, jede Scham bei Seite gesetzt und Dinge behauptet, die in den finstersten Zeiten der Hierarchie, des Feudalismus und des antiken Despotismus bei weitem nicht so grell hervortraten. Wie Julianus Apostata, der das Heidenthum wieder herstellen wollte, die heidnischen Gebräuche ins Ungeheure übertrieb, und Hekatomben auf Hekatomben von Löwen, weißen Elephanten und andern seltenen Bestien opfern ließ, so schienen unsre servilen Schwärmer alles überbieten zu wollen, was jeden heidnischen Göttern geschmeichelt worden war.

Die alte literarische Aristokratie, die Männer, die sich ausschließlich die vornehmen Geister nannten, befanden sich in einer Lage wohl, in welcher dem Volk und seinen Repräsentanten das laute Schreien verboten war. Die politische Stille gefiel allen denen,

die man sonst vielleicht nicht aufmerksam genug angehört hätte. Sie glaubten daher auch die Regierungen unterstützen und preisen zu müssen und thaten es mit der ihnen eignen Unbehülflichkeit, mit gelehrter Timidität, pedantischem Schwulst und studirter Uebertreibung. Diente nicht die einflußreiche Hegel'sche Philosophie dem krassesten, und predigte nicht auch Göthe bei jeder Gelegenheit den plattesten Servilismus? Ja sogar der selige Voß, der sich für einen Freiheitshelden auszugeben die Medisance hatte, wetteiferte er nicht mit dem Herrn v. Haller, um zu beweisen, daß seine Confession die der weltlichen Macht unterwürfigste und servilste sey? Vor allen aber muß hier an den Heros der Jurisprudenz, Hugo in Göttingen, erinnert werden, der sogar die Sklaverei im eigentlichen Sinne, die der Heloten, Neger und Leibeigenen, als recht, vernünftig und weise anpries. Schlegel hatte schon gesagt, der Bauer könne immerhin verderben, damit der Ritter die edle Jugendlust genieße, denn die Romantik gehe über Alles. Eine ähnliche Aeußerung that Steffens. Fouqué überschwemmte die Phantasie der Leser und Leserinnen mit Rittern, Harnischen, Lichtbraunen, Freifrauen und identificirte die Poesie mit der Aristokratie. Es blieb aber nicht bei der Poesie, nicht bei bloßen Meinungen. In katholischen Ländern kehrten die Jesuiten zurück, in den protestantischen fing der Adel schon wieder an, die

Bürgerlichen auszuschließen, und überall erhoben sich große Gelehrte und orakelten, daß es ganz gut sey, daß man nur so fortfahren müsse, daß den Thronen ihre zwei uralten Stützen, Priester und Adel, wiedergegeben werden müßten. Sie sollten aber auch nur als Stützen dienen und keinen selbstständigen Zweck mehr haben. Der monarchische Eifer war viel stärker als der hierarchische oder aristokratische. Nur sehr wenige stritten für die Unabhängigkeit der Kirche, die ungeheure Mehrzahl des lutherischen wie des katholischen Clerus wetteiferten nur in Unterthänigkeit gegen die Ministerien. Der bekannte Agendenstreit war ein solenner Triumph der Monarchie, gefeiert beinah vom ganzen Clerus, über den eben triumphirt wurde. Nicht selten hörte man wieder cujus regio, ejus religio. Ein gewisser Balzer predigte diesen Grundsatz ganz offen und forderte die weltliche Macht zu Gewaltschritten gegen alle Andersdenkenden auf. Ein gewisser Seifert sagte geradezu: „der königliche Thron ist der wirkliche Stuhl Gottes." Ein sehr berühmter Mann endlich, der Jurist Feuerbach, erfand einen förmlichen politischen Götzendienst.

Unter den Zeitschriften war die Eos hauptsächlich dem hierarchischen, Pfeilschifters langweilige Adelszeitung dem aristokratischen Interesse gewidmet. Dem romantischen huldigten alle Staatszeitungen und einige raisonnirende Blätter, unter de-

nen Jarke's Wochenschrift das meiste Aufsehen erregte. Dieser Ritter der Knechtschaft schlug seinen Turnierplatz zuerst in Berlin auf, wurde aber, da Genz alterte, katholisch, um bald dessen Stelle in Wien einzunehmen. Außerdem zeigten besonders auch die Frankfurter Oberpostamtszeitung und die Mannheimer Zeitung den größten servilen Eifer. Der vielen servilen Lokalblätter, die sich seit der Julirevolution den liberalen entgegensetzten, nicht zu gedenken. Eine Zeitlang hatten die liberalen Blätter entschieden die Oberhand, als aber diese wieder verboten wurden, herrschten seit 1832 aufs neue die servilen vor.

Daß bei solchen Wechseln und bei so viel Mittel-Zuständen, wie wir sie in Deutschand haben, auch politische Felonien vorkommen, ist sehr natürlich, und es zeigt noch von einer gewissen politischen Naivetät, daß sie nicht weit häufiger sind und daß sie noch kein rechtes Glück machen. Nie verzeiht man dem Convertiten seinen Uebertritt, ~~weder in der Kirche noch~~ im Staat. Sogar ein so wackerer Patriot, wie Görres, verlor augenblicklich alle seine Popularität, als er seine Meinung änderte.

Der erste politische Convertit war der berüchtigte Witt Döring, der mit seinen Abgeschmaktheiten das deutsche Publikum wirklich eine Zeitlang mystifizirte. Dann folgte Lindner, der einst, weil er Kotzebues russische Umtriebe entlarvte, einen großen liberalen

Ruf erworben und durch mehrere geistreiche Schriften befestigt hatte. Er ist eine der glänzendsten publizistischen Käuflichkeiten gewesen. Zuletzt hoffte Münch unter dem Deckmantel liberaler Tiraden im Wechsel des Herrendienstes eben das Glück zu machen, wie Johannes Müller, ohne jedoch dessen Gelehrsamkeit und Gewandtheit zu besitzen.

An die, welche sich von einer Meinung an die andre verkauft haben, reihen sich die, welche sich für keine Meinung recht zu entscheiden wissen und doch das Bedürfniß haben, immer davon zu sprechen. An die Unmoralischen reihen sich die moralischen Schwächlinge. An die Schamlosen reihen sich die, welchen immer ihre Scham in die Quere kömmt. Man hat diese unentschiedenen Redseligen die politischen Salbader genannt. Sie möchten gerne alles versöhnen, die Teufel und Engel mit einander verkuppeln und christlich deutsch gemüthlich erziehen. Sie finden für jedes Uebel einen schönen Namen und predigen überall Duldung, Liebe. Pietistische Staatsdiener in absolut monarchischen Staaten wetteifern hierin mit parlamentarischen Rednern im konstitutionellen Süden.

Wie ist es doch gekommen, daß die leidige Sentimentalität, nachdem sie aus dem Familienleben und aus der Literatur beinah verbannt ist, sich in die Politik geflüchtet hat, wie ein entsprungener Affe auf den Richterstuhl? Man gibt der Gemüthlichkeit

in der Politik das Uebergewicht über den Verstand, ja man setzt den Verstand dabei so auffallend hinten an, daß man, indem man die Politik christlich nennt, nicht einmal die aller Logik hohnsprechende contradictio in adjecto zu bemerken scheint. Liebe, du heiliges, so oft mißbrauchtes Wort, auch du mußt hier der politischen Leimsiederei dienen, um das leimen zu helfen, was nicht aus ganzem Holze mehr geschnitten werden kann, weil der Stamm schon zu Spähnen gemacht worden. Liebe, christliche Liebe heißt das Princip dieser modernen Schule deutscher Doktrinäre, und sie verlangen, man solle alles aus Liebe thun, während in Frankreich auch die wohlwollendsten Doctrinäre doch immer von dieser Liebe abstrahiren und an deren Stelle das Gesetz, ein kaltes Abwägen wechselseitiger Rechte setzen. Das Wunderlichste ist, daß Liebe zur zwingenden Gewalt erhoben wird, während sie selbst nicht erzwungen werden kann, und wenn sie nicht da ist, muß ja wohl das liebloſe Gesetz an ihre Stelle treten. All das Predigen von der politischen Liebe hat noch nichts bewiesen, als daß sie eben nicht da ist. Wer kann bei unsern diplomatischen Essen und militärischen Executionen, bei Mauth und Censur, Polizei und Prozessen ohne Affektation die Liebe mit ins Spiel bringen? Wohl ehemals gab es eine Zeit, da Staat und Sitte, Wissenschaft und Kunst in dem tieflebendigen Keime christ-

licher Gesinnung wurzelten, und die Kirche all dieß große Leben beherrschte und vereinte. Aber diese Zeit ist dahin, die Kirche liegt in Trümmern und ich frage, wie gottlos wir denn geworden sind, daß wir eben da christliche Politik predigen, wo in den ehrwürdigen Ruinen jener Kirche der ärgste Muthwillen getrieben wird und über geistliche Angelegenheiten die ungebundenste weltliche Willkür schaltet? In Zeitungsphrasen, Addressen, Eröffnungsreden, Dedikationen und in gedruckten Theorien lebt die Liebe nicht, nicht in den flüchtigen Wolkenbildern der Schrift, dort wälzt sich nur noch der Rauch des längst erloschenen Feuers hin. Nicht Liebe und Religion, nur Furcht, Argwohn, List und Gewalt beherrschen das Staaten-Leben, und der Friede selbst ist nicht das sanfte Ruhen in der wechselseitigen Liebe, sondern nur die Ruhe des Waffenstillstandes, während die Gegner, die Hand am Schwert sich beobachten, oder die Ruhe eines Kirchhofs. Da wir notorisch nicht mehr in der goldnen Zeit leben, wo die Liebe mit dem Liliensceptер die Ungeheuer menschlicher Leidenschaften bändigte, sondern in einer eisernen Zeit, in der alle diese Leidenschaften gegen einander die Zähne fletschen, so ist das Affekteiren der Liebe unnütz oder gar auf doppelte Weise gefährlich, einmal, weil es, für Heuchelei gehalten, nur die Leidenschaften auf der Gegenseite noch mehr vergiftet, und sodann, weil es, wenn man es

ehrlich meint, die Augen, die stets wach seyn sollen, einschläfert in Jean Paulschen Dämmerungen, die zwar immer, wie das Sprichwort sagt, der Liebe, aber auch den Dieben günstig sind. Einst gebar die Liebe das Recht. Die Zeiten haben sich geändert. Das Recht, das kalte, eiserne wird in harten Wehen erst wieder die Liebe gebären müssen. Ist der Einzelne dem Zeitalter vorangeeilt, sey ihm Ehre dafür. Doch soll er die eigne Liebe nicht zur Brille machen für seine Zeit. Diese ist, wohin man blickt, auf entsetzliche Weise lieblos und ganz des bindenden Zuges organischer Lebenskräfte beraubt, den rohen und ersten Elementarkräften der unorganisirten oder desorganisirten Natur anheim gefallen, und dieser Kräfte strenges und gewaltiges Gesetz muß uns der Liebe sanften Zug ersetzen, wenn nicht vollends eine ganz chaotische Gesetz- und Kraftlosigkeit eintreten soll. Die Wahrheit ist, daß man dem französischen Grundsatz kalter liebloser Abwägung der Rechte, so sehr man ihm in der Theorie widersprechen mag, praktisch beständig huldigte. Wozu also die Heuchelei? Hört man die deutschen Doctrinäre sprechen, so sollte man meinen, das berühmte europäische Gleichgewicht sey ein Ding von ehemals, das jetzt längst in die Rumpelkammer veralteter Mißbräuche geworfen sey. Und doch sind wir jetzt alles, was wir sind, eben nur durch dieses immer fortbestehende Gleichgewicht, des-

sen mechanischen Gesetzen Europa nie aufgehört hat, unterthan zu seyn. Für die technischen Ausdrücke dieser Mechanik hat die Theorie der christlichen Politik zwar ganz andere, sehr schön lautende Wörter gesetzt, aber die Sache bleibt die nämliche. Die Konstitutionen und Autokratien haben Frieden geschlossen, wie der Protestantismus und Katholicismus, zwar im Namen der christlichen Liebe, aber in der That nur aus wechselseitiger Erschöpfung und in der Ueberzeugung, daß jeder zu stark sey, als daß einer den andern völlig besiegen könne. Auch die Großmuth war immer nur eine berechnete, und der Schwächere wurde stets nur um eines dritten Stärkern willen geschont. Wo das Interesse galt, hat man nie viel gefragt nach jenen Geboten uneigennütziger Liebe, und wo irgend ein Gegner ohne Nachtheil unterdrückt werden konnte, ist es immer geschehen, so naturnothwendig, wie der See ausbricht, wenn er keinen Damm mehr hat, und das Haus einstürzt, wenn die Stützen faulen.

Diese Naturgesetze der Politik genau kennen zu lernen, ist eine weit wichtigere Aufgabe, als das Versinken in fromme Wünsche und die Erinnerungen an ehemals. Wenn irgend noch eine Spur von Liebe in der modernen Politik gefunden wird, so ist es doch gewiß keine christliche, sondern höchstens der alte heidnische Amor, der neckisch und schalkhaft hier die Has-

senden zu politischen Liebesbetheurungen und Ehekontrakten zwingt, dort den Liebenden ihr Idol gewaltsam entreißt, hier den hinfälligen Greis noch die Gluth des Jünglings lächerlich nachahmen, und dort Knaben nach der verbotnen Frucht springen läßt. So hat der politische Amor unter Napoleon, in Spanien und Polen, unter Karl X. und unter den deutschen Demagogen sein muthwilliges Wesen ausgelassen. Aber die christliche Liebe, sie hat nichts von all dem tollen Spuck gewußt, weinend saß sie auf den Ruinen der alten Kirche, bis die Rationalisten ein Taubenschießen gegen sie angestellt und sie, wie Asträa, aufflog, von wannen sie gekommen, ruhend am Herzen Gottes, wo sie nicht einmal die Berliner pietistischen Steckbriefe erreichen können.

Ich habe ein so tiefes Mißtrauen gegen alle Sentimentalität, daß ich immer die Lüge dahinter wittere. Ich sehe in der Wohlrednerei, Liebedienerei, in dem Moralpredigen und zum Herzen Reden, das die Parthien in Thränen auflösen und zusammenleimen soll, nur eine versteckte Bosheit, die triumphirende Scheinheiligkeit, die vor Wollust gleichsam jauchzende Verruchtheit. Wirklich kann eigentlich nur der schadenfrohe und im Spott unermüdliche Mephistopheles ein Gefallen daran finden, sich für die Moral begeistert zu stellen, lange Reden für sie zu halten, Thränen für sie zu vergießen, und bei einigen dum-

men Männern und vielen klugen Weiblein jenes behagliche Knurren und Schnurren im Leibe zu erwecken, welches die Menschen gleich den Katzen empfinden, wenn man ihnen schmeichelt und sie überredet, sie seyen recht fromm und lieb.

Schöne Reden sind des Teufels Festtagskleid. Schöne Reden thuns aber nicht. Wenn die Menschen nicht bloß scheinheilig die Augen verdrehen, wenn sie wirklich moralisch handeln sollen, so müssen sie entweder noch unschuldig seyn, oder, wenn sie es nicht mehr sind, muß die Noth sie mit Riesenfäusten packen, und ein innerstes Erheben durch alle Seelen gehn, und der Jammer, die Verzweiflung, der Tod, die Seelenstärke, wo sie noch ist, zum Kampf herausfordern, damit sie vom langen Schlafe geweckt werde, jene Seelenstärke, welche der Unschuld Werth und Gewalt ersetzt, die aber nie in der Masse zum Vorschein kommt, wenn nicht ein ungeheures Schicksal sie weckt.

Unter den politischen Schönrednern nimmt Zschokke die erste Stelle ein. Er copirte die weinerliche Heuchelei und den Bombast Johannes Müllers in seinem Styl auffallend. Doch war er bei weitem kein solches moralisches Ungeheuer wie Johannes Müller. Er diente nicht immer jeder Macht für Geld und Titel, wie Müller es immer that. Er diente zwar auch, er schrieb für die Tyrannen gegen die Völker.

In Napoleons Sold beschimpfte er die unglücklichen Spanier und Tyroler, pries die französische Welt-Monarchie, zog noch Anfangs als Journalist mit gegen die Alliirten zu Felde, verspottete die Deutschen, die an Erfüllung der verheißenen Freiheit glaubten und höhnte sogar noch die Philhellenen aus. Aber er that dieß nicht allein, er schrieb auch auf der andern Seite wieder, wie der politische Wind sich drehte, gegen Napoleon, für das Deutschthum und den Liberalismus und für die Griechen. Wie gerade in der Schweiz, wo er lebt, die Majorität gesinnt war, wie auswärtige Höfe ihn bezahlten oder nicht mehr bezahlten, so schrieb er, heute so, morgen gerade das Gegentheil mit einer allerliebsten und lächelnden Naivetät. Ueberall sprach er schön, gefühlvoll, salbungsvoll, mit Wärme, als ob es seine innigste Ueberzeugung wäre, wenn er auch eben erst mit derselben Wärme das Entgegengesetzte vertheidigt hatte. Aber man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er das deutsche Publikum verstanden hat. Die Liberalen zählten ihn unter ihre Heroen und gaben ihm Feste; die Servilen schätzten ihren guten alten Freund nicht weniger. Charakter erscheint den Leuten noch immer als das Unbegreiflichste, darum macht bei ihnen nichts so viel Glück als Charakterlosigkeit. Sie lieben, was ihnen selber gleicht. Die Philister sind heute tapfer, morgen feig, heute liberal, morgen

ſervil, je nachdem der Wind geht. Ein Publiciſt, der gerade ſo iſt, wie ſie, muß ihnen nothwendig gefallen.

Gleichwohl hat es der große Krug in Leipzig mit dem Publikum verdorben. Dieſer iſt zwar kein Schönredner, kein Deklamator wie Zſchokke, ſondern nur ein breiter Schwätzer; aber er hat doch auch das was den Philiſtern ſo ſehr gefällt, er iſt tapfer, wenn keine Gefahr da iſt, und wird gleich ſehr friedliebend, wenn die Gefahr naht. Er iſt ganz, wie es die politiſchen Tuckmäuſer in Deutſchland gerne haben. Aber es ſcheint, er hat die Leute durch ſein zu vieles Hofmeiſtern vor den Kopf geſtoßen. Zſchokke überredet mit ſüßer Zunge, Krug docirt anmaßend und langweilig.

Die Klaſſe der „liberalen Schreier", von denen man weiß, daß ſie wie gewiſſe Hunde nur bellen, aber nicht beißen — und der „politiſchen Leimſieder", die unvereinbarliche Elemente durch eine liebreiche Segenſprechung zuſammenleimen wollen, iſt ſehr groß in Deutſchland. Es gibt kein Land und kein Ländchen wo nicht einige ſchriftſtellernde Beamte liberal thäten, was dann wieder einige liberale Bürger durch loyale Mäßigkeitspredigten erwiedern. Man macht ſich faſt noch mehr Complimente, als Vorwürfe.

Von dieſen Verſöhnungsverſuchen iſt die reine politiſche Empirie zu trennen, die bloß referirt, und ſich der eigenen Meinungen enthält. Dies iſt

die Tendenz von Pölitz, A. Müller, und einiger andrer Sammler und Registratoren der politischen Literatur. Dies ist auch die Tendenz der Augsburger allgemeinen Zeitung, wie früher des Hamburger unpartheiischen Correspondenten. Es ist bemerkenswerth, daß dies gerade die berühmtesten und am meisten verbreiteten Zeitungen waren und noch sind. Bei den deutschen Zuständen war es nicht anders möglich. Freilich ist die Unpartheiligkeit dieser Blätter sehr schwankend, und am Zünglein der Wage ist die Windfahne befestigt; allein in Staaten, wo man sonst gar nichts vom Auslande zu lesen bekommt, ist man herzlich froh, noch so viel, als die leichtere Wagschaale trägt, habhaft zu werden. Um der Allgm. Zeitung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man von Augsburg nicht westwärts, sondern ostwärts reisen.

Zu den Empirikern gehören auch einige Staats-Rechtslehrer, vor allen Zachariä in Heidelberg. Derselbe nimmt den Staat durchaus, wie er ist, nicht wie er seyn sollte, und macht ihn weder von einem ursprünglichen Menschenrecht, noch von den Bedingungen der Nationalität abhängig. Man muß eingestehen, daß eine solche Empirie durchaus in einer Zeit und in einem Lande zu Hause ist, wo weder Menschen noch ein Volk zu finden sind, sondern nur Staatsindividuen, Unterthanen. Im Einzelnen gibt

Zachariä Rathschläge, die von eben so viel Billigkeit als Scharfsinn zeigen.

Als sehr eigenthümlich erscheint Rehberg, der früher mit Burke und Genz die französische Revolution bekämpfte, aber immer, wie der Freiherr von Stein, zeitgemäße Reformen wünschte und sich noch jüngst in seinen „Phantasien" kräftig dafür ausgesprochen hat. Schade, daß er seine Meinungen immer nur gelegentlich an einzelne Objekte angeknüpft hat, und nicht systematisch verfahren ist. Indeß zeichnet es ihn nicht wenig aus, daß er beide Parteien tadelt.

Die „Vermittlung der Extreme", über welche sich Herr v. Ancillon ausgesprochen hat, läßt gänzlich unwirksame und ohnmächtige constitutionelle Formen zu, als ein Surrogat und gleichsam als einen Ableiter für Reformen, steht also im vollkommenen Widerspruch mit der Tendenz eines frühern preußischen Ministers, des Freiherrn v. Stein, welcher keine konstitutionellen Formen, aber innerhalb der absoluten Monarchie wirksamere Reformen wollte und zum Theil durchsetzte.

Nun zur Justiz.

Die deutsche, aus dem römischen Recht und unzähligen Lokalprivilegien oder Lokalgewohnheiten entstandene Jurisprudenz ist längst als eine Monstrosität, als ein krankhafter Auswuchs des politi-

schen und des literarischen Körpers querkannt. Schon Göthe sagt im Faust die berühmten Worte:

Es pflanzen sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;

obgleich Göthe selbst als Minister alle Reform scheute und ängstlich um Erhaltung des Alten bemüht war.

Die juristische Facultät baute sich neben der katholischen an. Die Jurisprudenz hat daher auch sehr viel mit der Theologie gemein, ihren philologisch-historischen Apparat, ihre Bibel und symbolischen Bücher, ihre Dogmatik und Exegese, ihre Schule und ihre Kaste. Was am römischen Recht hängt, die Romanisten sind den Katholiken zu vergleichen, Protestanten dagegen sind die Anhänger des deutschen Rechts, und zwar gleichen die Freunde der öffentlichen Rechtspflege den Reformirten, die Anhänger der verschiednen Landrechte, die noch Vieles vom Römischen beibehalten, den Lutheranern.

Das Princip der Romanisten ist: das Recht in der Logik zu begründen. Sie behandeln es mithin als Wissenschaft, als Studium, und bilden deßfalls eine gelehrte Kaste, eine Art von Priesterschaft des Rechts, woraus denn eine besondre Form der Rechtspflege entspringt. Nicht das gemeine Volk kann richten, nicht das Gewissen, das in jedem inwohnt und dem ein wechselseitiges Vertrauen der Gemeinde den Richterspruch überläßt, sondern nur die

Wiſſenden, die Gelehrten können und dürfen urtheilen und entſcheiden. Demzufolge können dieſe Wiſſenden auch die Befugniß, zu richten, nicht vom Volk entlehnen, ſondern lediglich von der Autorität der Wiſſenſchaft, die hinwiederum nur in der vom Volk unabhängigen Majeſtät zugleich mit jeder andern höchſten Staatsautorität perſonificirt iſt. Dieſe Partei bedarf alſo zunächſt die sacra majestas als Urquell des Rechts, die juridiſche Pabſtgewalt, den heiligen Richterſtuhl, ſodann den juridiſchen Prieſteradel, der das Recht dem Laienvolk vermittelt, und zwar theils Richter, entſprechend dem Episcopalclerus, theils Advokaten, entſprechend den Kloſtergeiſtlichen, vorzüglich im Sinn der Bettelorden und Jeſuiten. Ferner bedarf dieſe Partei des corpus juris, als des allgemeinen Canons, und der hiſtoriſchen und kritiſchen Commentare, als der Kirchenväter und Scholaſtiker. Endlich wird ſie in ihrem Themistempel ein abgeſondertes Chor, das Allerheiligſte, anſprechen, da die Prieſter über dem Volk erhaben ſtehn, dem ſtummen Volk den Segen ſpenden und die Opfer von ihm empfangen.

Wie die Reformation von den Mönchen ausgegangen, ſo neigen ſich zum juridiſchen Proteſtantismus vorzüglich die Advokaten. Die neue Partei macht im Gegenſatz gegen die Wiſſenſchaft das Gewiſſen zum Princip, im Gegenſatz gegen die Ab-

geschlossenheit der Kaste die republikanische Oeffentlichkeit zur Form des Rechts, so wie der Protestantismus uns vom Priester ans eigne Herz, und aus dem Atrium ins Chor selbst, in die freie und gleiche Christengemeinde verweist. Wir dürfen diese Partei im Gegensatz gegen die Romanisten die Germanisten nennen.

Sofern die Germanisten das Gewissen zum Rechtsprincip erheben, und die Oeffentlichkeit zur Rechtsform, neigen sie sich zur Demokratie. Sie betrachten die Beurtheilung eines Rechtsfalls als etwas natürliches und allen Menschen gemeinsames. Nicht eine Aristokratie von Gelehrten, sondern das gemeine Volk richtet. Mithin autorisirt sich das Volk auch selbst dazu und die Rechtsgewalt fällt mit der Souverainität des Volks zusammen. Die Oeffentlichkeit der Gerichte ist sodann nur eine natürliche Folge des Princips.

Sofern die Romanisten die absolute Logik zum Rechtsprincip erheben, und deßfalls ein Studium der Rechtswissenschaft begründen, dem nur Geweihte sich widmen können, neigen sie sich zur Aristokratie. Sofern sie aber in ihrem System alles an einen absoluten Satz knüpfen müssen, kann demselben auch nur eine absolute Kraft, die ihn geltend macht, entsprechen, also die Autokratie. Diese Demokratie kann sich nicht nach dem Ausspruch eines Einzigen richten, und

jeder absolute Satz gilt nur als eine Stimme. Die Monarchie kann sich nicht nach dem Ausspruch vieler richten, und jeder Ausspruch des Gewissens kommt allen Stimmen zu. Mithin mußte das römische Recht nothwendig zur Autokratie, das deutsche Recht nothwendig zur Freiheit führen, und sofern es in neuerer Zeit wiedergeboren worden, taugt es nur für Repräsentativstaaten. Die Rechtsfragen sind also politische. Der Streit über Rechtsprincip und Rechtsform fällt genau mit dem über Staatsprincip und Staatsform zusammen. Repräsentative Staaten haben auch eine Literatur des öffentlichen Rechts, autokratische nur eine des geheimen Rechts. Die deutsche Literatur zeigt noch ein enormes Uebergewicht der letztern.

Nicht unwichtig ist der Umstand, daß die Romanisten immer Cosmopoliten oder Glieder einer allgemeinen Rechtskirche, die Germanisten immer Volksthümler oder Glieder einer Nation sind. Die absolute Rechtswissenschaft hat sich so wenig als die absolute Theologie um die Eigenthümlichkeiten einer und der andern Nation zu bekümmern. Es gibt nur einen Gott und nur ein Recht. Soll die Religion die rechte seyn, so muß sie allen Völkern anpassen. Soll es eine absolute Rechtswissenschaft geben, so muß jedes Volk nach ihr gerichtet werden können. Dies Schema gilt auch für das römische Recht, wie

für den Katholicismus, und von jeher sind beide den sogenannten barbarischen Völkern mit Feuer und Schwert oder mit sanftem Bekehrungseifer gepredigt worden, woraus denn unendlich viel Gutes entsprungen ist, aber auch viel Böses, denn das Herz der Nationen hat sich an der eisernen Consequenz der universellen Dogmen verblutet, oder Consequenz und Natur haben sich ausgeglichen, jedes ein wenig nach dem andern gemodelt, und an die Stelle der rohen Barbarei ist eine cultivirte Barbarei getreten.

Bei den öffentlichen Volksgerichten muß im Gegentheil die Volksnatur, die Landessitte einen ungekränkten Antheil an der Beurtheilung der Rechtsfälle haben. Ich übersehe alle die großen Nachtheile, die dies mit sich führt. Bei einem solchen Verfahren werden alle Vorurtheile, wird alle Barbarei der Nation genährt, wenn sie anders nicht einen geistigen Entwicklungstrieb in sich hat, der sie weiter bringt. Dennoch aber ist zwischen der Consequenz der Wissenschaft und zwischen der rohen Volkssitte eine sehr gangbare Mittelstraße, wie zwischen der Tyrannei der römischen Weltherrschaft und zwischen der Barbarei der Irokesen. Wer sagt, daß er das reine Licht mit sich führe? Sind es etwa jene Romanisten, die unser gutes Recht verbannt, oder jene Jesuiten, die Paraguay mit ihrem Sonnensymbol vergoldet? Wir wollen nicht im Dunkel bleiben, aber

wie das Licht urſprünglich in Farben ſich zerſetzt, ſo werden wir das Licht des Rechts auch nur wieder aus den nationellen Farben uns zu läutern vermögen. Geſunde Entwicklung der Nation führt allein zur Cultur und Wiſſenſchaft. Wo Wiſſenſchaft und Sitte in gehäſſiger Trennung ſich befinden, wird ſie doppelte Zerſtörung treffen.

Aus dem Princip der Romaniſten fließt auf doppelte Weiſe ein unermeßlicher Nachtheil für das Volk. Sofern ſie eine geheime Prieſterkaſte bilden, iſt das Volk nicht befugt, ſich ſelbſt um das Recht zu bekümmern, denn dieſe Selbſtthätigkeit würde jenes Vorrecht aufheben, wie jede Demokratie die Ariſtokratie. Sofern aber die Rechtswiſſenſchaft der Romaniſten ein lebenslängliches Studium erfordert, iſt es dem Volke nicht möglich, dieſes Recht in ſeinem ganzen Umfange kennen zu lernen. Das Reſultat nun, daß ein Volk, ich will nicht ſagen, ſein Recht, ſondern nur das Recht, nach welchem es gerichtet wird, gar nicht kennt, iſt offenbar ein Nachtheil, wohl gar eine Schande. Die Alten, nicht nur Griechen, auch Germanen, unterrichteten die männliche Jugend frühe im Recht, und was kann, außer der Kenntniß des Göttlichen und der Natur, im Unterricht heilſamer ſeyn, auf das Leben würdiger vorbereiten, als die Kunde des Rechts? Wir dürfen es aber unſern Schulen nicht verwerfen, daß ſie die Jüng-

lingt in gänzlicher Unwiſſenheit des Rechts laſſen, denn was ſollten ſie ihnen lehren? etwa jene Geſetze, die der Staat oft ſelber vergißt, weil ihrer zu viele ſind, die ſelbſt den Geſetzgebern ſo unter den Händen verſchwinden, daß man erſt auf dem dritten Landtage ſich erinnert, man habe auf dem zweiten etwas verordnet, ohne zu bemerken, daß man auf dem erſten etwas widerſprechendes zum Geſetz gemacht, was noch nicht annullirt worden, ſo daß nun Ja und Nein im Geſetz ſteht? wozu ſollten aber ſelbſt die klarſten Geſetze der Jugend bekannt gemacht werden, oder dem Volke ſelbſt, wenn im Leben doch jeder mit dieſer Kenntniß ſich paſſiv verhalten und von der Kaſte nehmen muß, was ſie will? Das hieße, die Kinder zum Proteſtantismus erziehn und ſie doch die katholiſchen Gebräuche machen laſſen.

Das römiſche und die von ihm abgeleiteten Rechte werden insbeſondre noch durch die lateiniſche Sprache unpopulär. Es iſt bekannt, welchen lebhaften Widerſtand die römiſchen Advokaten das erſtemal unter Varus an der Weſer, das zweitemal anderthalbtauſend Jahr ſpäter im Mittelalter gefunden, und noch jetzt iſt dem Volk der römiſche Rechtsgang, deſſen Terminologien ihm völlig unverſtändlich ſind, durchaus zuwider. Dieſe Sprache hat das Recht aus dem Gewiſſen an den Verſtand der Kaſte und

die Rechtspflege aus dem Leben ins Papier, in die Bureaukratie verwiesen.

Der ganze unförmliche Bau des mittelalterlichen Rechts, jene zahllosen Kirchen-, Lehn-, Kaiser-, Land-, Stadt- und Bauernrechte und die Nebengebäude der Standes- und Personalprivilegien, sind endlich zusammengestürzt, aber es sind namhafte Ruinen stehn geblieben, an welche man neue Wohnungen angeklebt hat, unfähig oder zu bequem, einen ganz neuen Grund zu legen. Ein seltsames Gemisch von Gesetzbüchern ist entstanden, das den Anblick alter Städte gewährt, wo schwarze gothische Trümmer neben neugeweißten Lusthäusern stehn. Fürstentage haben die Kaisermacht, Concordate die Pabstgewalt gestürzt. Durch Kabinetsordern sind die Klöster, ist die Leibeigenschaft aufgehoben worden. Mit der Fürstenmacht ist das römische Recht aufgekommen, weil es ihrer Tendenz entsprochen. Was von den Ruinen des Reichs sich erhalten, trägt auch noch die Spuren des alten Rechts. An beides hat sich Neues angeschlossen, wie es die Noth der Zeit den Gesetzgebern abgedrungen, oder der humane Geist eines Friedrich II. und Joseph II. für billig erkannt. So haben die neuen Landrechte sich gebildet und bilden sich noch, wie die Zeit selbst tausend Rück- und Vorsichten und einer beständigen Verwandlung unterworfen.

Sie bilden die Brücke vom römischen Recht zum öffentlichen, oder füllen wenigstens die Kluft zwischen beiden. Das öffentliche Gerichtswesen hat die öffentliche Meinung für sich, wenn es auch nur in einem kleinen Theil Deutschlands praktisch ausgeübt wird. Leider haben wir nur als ein Geschenk von den Fremden erhalten, was unser ursprüngliches Erzeugniß und Eigenthum gewesen. Der Code Napoléon und die damit zusammenhängenden Gerichtsformen sind einigen deutschen Stämmen als gutes Andenken an eine böse Zeit geblieben. Die französische Republik griff zu der öffentlichen Rechtsform, weil sie der Freiheit und einem tüchtigen Gemeindewesen von jeher als die angemessenste, die schlechthin natürliche sich erwiesen. Längst lebt der Engländer im Genuß dieser unschätzbaren Form, und er hat sie von den angelsächsischen Vorfahren geerbt, bei denen sie, wie bei allen deutschen Stämmen, ursprünglich heimisch gewesen. Die Form ist hier, wie überall, so sehr Trägerin des Geistes, daß die Erscheinung der Geschworenengerichte das ganze römische Rechtssystem zu erschüttern scheint. Die Aufmerksamkeit ist auf diesen Gegenstand häufig gelenkt worden und die Gemüther sind nicht kalt geblieben. Die unter Citaten und Acten ergrauten Romanisten und Bureaukraten sind hochmüthig ausgefahren gegen den überrheinischen Naturalismus, und die Advokaten der Rheinlande haben

mit einem Mutterwitz zu antworten gewußt, der ihnen alle Ehre macht.

Mittelbar ist die Partei, die an der öffentlichen Rechtspflege hängt, durch die Bemühungen der historischen Juristen unterstützt worden, da dieselben die alten deutschen Rechte immer vollständiger ans Licht gezogen und commentirt haben, jene Rechte, welche den Ursprung, die lange Dauer und die Vortheile der öffentlichen Formen ausweisen, und uns klar machen, daß die offenen Volksgerichte in Deutschland älter sind, als die heimlichen Papiergerichte, das Leben älter, als die Bücher, das Recht älter, als die Juristen. —

Die Romanisten kämpfen schon lange gegen das deutsche Recht. Im Mittelalter desorganisirten sie dasselbe und verfälschten, vermischten es mit römischen Grundsätzen. Nach der Reformation fingen sie sogar an, es ganz durch das römische Recht verdrängen zu wollen. Der gelehrte Eifer der Humanisten auf den Universitäten trug sehr viel dazu bei. Da man so großen Ruhm erlangte durch treue Editionen, Commentare und allgemeine Verbreitung der Classiker, so glaubte man auch das römische, als das allein klassische Recht, in seiner ursprünglichen Reine herstellen und in die moderne Welt einführen zu müssen.

Der schöne Enthusiasmus für die heitre und freie Welt des Alterthums wurde uns hier zum Fluch.

Früher unerhörte Torturen und Todesfoltern und ein unsäglich langwieriges und willkührliches Prozeßverfahren verdrängten das alte ehrliche und billige Recht des Vaterlandes. Zwar hatte dieses alte Recht keine Macht mehr; das gewaltige Faustrecht hatte es von außen sehr eingeschränkt. Jetzt hörte das Faustrecht auf, aber das Unrecht trat gesetzlich in das Recht ein. Das römische Recht war nur eine Waffe des Mächtigen, um die Unmächtigen unter legalen Formen grenzenlos zu quälen, ohne ihnen die mindeste Garantie zu bieten. Denn es schuf das Verbrechen durch die Tortur und richtete geheim nach einem fremden, nur den Wissenden kundigen Gesetz. Der Marter und dem Geheimniß gegenüber war die Unschuld allemal verloren. Die Greuel jener alten Jurisprudenz haben ihre Unsterblichkeit an die Namen der Hexenprozesse und des gräßlichen Criminalisten Carpzow geknüpft.

Die Opposition trat erst mit Thomasius ein, der ein vernünftiges Recht wollte, und mit Heineccius, der die altdeutschen Rechte zuerst gründlich und systematisch erörterte. Aber jene Vernunftpredigten und diese geschichtliche Entwicklung halfen wenig. Jedoch mußte sich das römische Recht in praxi immer dem altdeutschen, durch die Aristokratie festgehaltenen Feudalrechte fügen. Diese halbbarbarische Empirie, die sich dem rein klassischen Humanismus

der Theoretiker entgegensetzte, knüpfte sich an den Namen Böhmers. Als aber die Aristokratie im vorigen Jahrhundert ihre ganze alte Macht an die Autokratie der Fürsten verlor, mußte sich das römische Recht abermals dem neuen Zwange fügen und sich durch Cabinetsordres modifiziren lassen. Da nun aber um dieselbe Zeit das philosophische Studium lebhaft angeregt worden war, so bemächtigte sich dieser Enthusiasmus auch der Jurisprudenz und man versuchte das römische Recht nicht mehr historisch als einen Schatz der herrlichsten Erfahrungen, sondern philosophisch als das absolute Recht, als das ewige und göttliche, darzustellen. Von dieser fixen Idee ging Hugo aus, und sie ist im Zeitalter der absoluten Monarchien etwas ganz Natürliches. In der That verträgt sich das römische Recht mit dem modernen Absolutismus im Staat und in der Philosophie besser, als mit der mittelalterlichen Romantik in Aristokratie und Poesie. Nur ist Hugo in seinem klassischen Eifer so weit gegangen, auch die Sklaverei zu reclamiren. Es ist zwar consequent und ehrlich von ihm, aber ein wenig lächerlich. Auf allen Meeren jagen englische Schiffe umher, die unglücklichen Sklaven, die man heimlich aus einem Welttheil in den andern schleppt, zu befreien, und Hugo in Göttingen, ein deutscher Professor in einer der ge-

bildetsten Städte der Welt, verlangt alles Ernstes die Sklaverei zurück.

Hugo hat inzwischen als Theoretiker nicht so grossen Einfluß gehabt, wie Feuerbach, dieser allberühmte Romanist, der sein Andenken durch die bekannten Criminal- und insbesondre Majestätsgesetze in Bayern und durch die Zurückweisung der Geschwornen-Gerichte vom rechten Rheinufer verewigt hat. Wenn auch die unendlich feinen Unterscheidungen und Unterabtheilungen in seinem Codex der Majestätsverbrechen wegen des dazu erforderlichen Kleinigkeitsgeistes eines deutschen oder vielmehr holländischen Ursprungs scheinen, weil außer Swammerdams anatomischer Untersuchung der Weidenraupe, in welcher derselbe zwölfhundert Nerven und Nervchen besonders unterschied und beschrieb, nichts mit ihnen zu vergleichen ist, so kann ihm doch ein vorwaltender Romanismus, ja ein Fanatismus für römische Classicität nicht abgesprochen werden, da er es so weit brachte, sogar die durch das Christenthum längst verbannte göttliche Verehrung der Kaiser, und dadurch den theologischen längst verdrängten juridischen Bilderdienst aus der römischen Kaiserzeit in unser Jahrhundert und auf deutschen Boden zu verpflanzen. Dies war der letzte und höchste Triumph des römischen Rechts in Deutschland, obgleich Savigny darüber noch keine Abhandlung geschrieben hat.

Die zweite Großthat des großen Feuerbach war das Verdammungsurtheil, das er über die Geschwornengerichte aussprach. Bekanntlich ist die öffentliche und mündliche Rechtspflege und das Urtheil der aus dem Volk gewählten Geschwornen eine uralt deutsche Einrichtung. Die Angelsachsen haben sie nach England gebracht und dort hat sie sich bis auf diesen Tag erhalten. Die Franken haben sie nach Gallien gebracht und dort ging sie zwar in dem Feudalismus und der Despotie unter, aber die Franzosen nahmen sie in ihrer letzten großen Revolution wieder auf. In Folge der französischen Eroberung wurde sie auch auf dem linken Rheinufer hergestellt, und gewann so große Popularität, wurde allgemein für ein so theures Palladium erkannt, daß sich nicht nur die Rheinländer dieses Institut nicht wieder nehmen lassen wollten, sondern daß auch auf dem rechten Rheinufer eine Menge Stimmen dafür laut wurden. Aber da war Feuerbach, dem man die Entscheidung auftrug, den man über den Rhein schickte, um die Sachen zu untersuchen, eine der mächtigsten juristischen Autoritäten, welche sich diesem Institut entgegensetzte, es wenigstens nicht für zeitgemäß, nicht für den deutschen Verhältnissen anpassend erkannte, wenn er auch nicht läugnete, daß es sich für reine Republiken eigne. Was bei diesem Streit besonders auffallen mußte, war der sonderbare Umstand, daß man, ich will nicht

sagen, die Gegenparthei zum Richter, aber wenigstens eine Frage, die nur vom Gemeingefühl eines ganzen Zeitalters, von einer zur Geburt drängenden Tendenz des öffentlichen Lebens, kurz von der Geschichte selbst beantwortet werden kann, von der zufälligen und einseitigen Beantwortung eines deutschen Gelehrten abhängig machte. Sollten wir denn wirklich immer noch in der Zeit leben, in der man glaubte, ein orakelnder deutscher Universitätspapa könne mit ein paar glatten Worten in aller Friedsamkeit und Unschuld Streitsachen entscheiden, um die anderwärts ganze Völker durch Jahrhunderte gekämpft, Reiche zertrümmert und gegründet haben, der Weltgeschichte eine ganz neue Richtung gegeben worden ist? Deutsche Gelehrte waren es, die über die Rechtmäßigkeit der französischen Revolution noch a priori urtheilten, während sie schon vorüber war. Es ist eine Unhöflichkeit der Geschichte, daß sie, bevor sie wirklich geschieht, nicht den weisen Rath deutscher Fakultäten einholt. Wie viele Unordnungen in der Welt sind diesem Umstande zuzuschreiben. Wie würde alles so geschmeidig gehn, wenn man dem Herr Professor folgte. Die Welt würde so warm in die loyale Bequemlichkeit hineinschlupfen, wie ein geheimer Hofrath in seine neue Wildschur. Und dennoch, wenn es nicht Menschen gäbe und Völker, die wirklich etwas thäten, so würden diese deutschen Professoren am Ende nichts mehr

zu reden, zu tadeln, zu belehren und zu orakeln haben. Wenn kein Kampf in der Welt wäre, würden sie auch die große Kunst nicht geltend machen können, zwischen den Partheien zu balanciren, völlig loyal und zugleich liberal zu seyn, sich hier einen Orden und dort einen silbernen Becher zu verdienen.

Die Gründe, welche Herr von Feuerbach gegen die Geschwornengerichte geltend macht, halten nicht Stich. Daß diese Rechtspflege für keinen despotischen Staat taugt, ist nur insofern wahr, als es für einen solchen überhaupt gar kein Recht gibt, und es in der Macht des Gewalthabers steht, jede beliebige Rechtsform zu verletzen. Wenn aber der Verfasser das gedachte Institut mündlicher Rechtspflege für Republiken mehr geeignet erachtet, als für konstitutionelle Monarchien, so muß dem widersprochen werden. Die Unabhängigkeit der Gerichte ist nirgends besser garantirt, als in einem Staat, worin sich das monarchische und demokratische Princip die Waage halten. In jedem andern Staat, wo diese Abwägung der Gewalten nicht Statt findet, können auch die Gerichte nicht unabhängig seyn. Sie sind es nicht in der absoluten Monarchie, wo allein die monarchische Gewalt herrscht, und auch nicht in der Republik, wo allein die demokratische Gewalt herrscht. Dort werden die Richter vom Despoten abhängige Schergen seyn, hier werden sie immer zu Ostracismus und po-

litiſchen Juſtizmorden geneigt ſeyn. Nur im konſtitutionellen Repräſentativſtaat kann das Gericht ſowohl vor der Heimlichkeit und deſpotiſchen Willkühr, als auch vor der tumultuariſchen Parteilichkeit bewahrt werden, und die nach auſſen wie nach innen vollendete und der civiliſirten Geſellſchaft durchaus anpaſſende Form der Aſſiſen behaupten.

Die Geſchichte ſelbſt wird hierüber entſcheiden. Es gibt eine Gattung politiſcher Wünſche, deren Erfüllung durchaus nur im Reich der Träume liegt; aber auch eine andre, die ihrer Realiſirung in dem Augenblick gewiß ſind, in dem ſie entſtehen. Gewiſſe politiſche Verbeſſerungen werden trotz des fortdauernden Kampfes doch durch ſtillſchweigende Uebereinkunft angenommen, wie zwei Duellanten, die auf Leben und Tod fechten, doch gewiſſe, beiden Theilen vortheilhafte Regeln dabei annehmen. Die Erfahrung, daß nicht nur die Engländer und Franzoſen, ſondern auch die deutſchen Rheinländer, von dem Augenblick an, da ſie das Inſtitut der Geſchwornengerichte kennen lernten, dieſen Rechtsbrauch ſich gleichſam zur andern Natur machten und ihn um keinen Preis ſich wieder entreißen zu laſſen geneigt ſind, dieſe Erfahrung allein beweiſt, wie wenig gewiſſe Herren hinter ihren Aktengebirgen hervor ins Volk geblickt und deſſen wahre Bedürfniſſe, Neigungen und Kapacität erkannt haben.

Ich habe Hugo und Feuerbach als die zwei charakteriſtiſch hervortretenden Dioskuren des römiſchen Rechts betrachten zu müſſen geglaubt, weil in ihnen der Widerſpruch des heidniſchen Deſpotismus mit der deutſchen Freiheit am grellſten hervortritt. Die übrigen Romaniſten, unter denen wohl Thibaut der berühmteſte iſt, haben das römiſche Recht mehr wiſſenſchaftlich und handwerkemäßig betrieben, ohne ſo ſcharf den Accent auf alles das zu legen, und gerade das geltend machen zu wollen, was dem Deutſchen in ſeiner innerſten Natur von jeher widerſtrebt hat und insbeſondre jetzt ſeinem geläuterten, immer mehr ſich emancipirenden Verſtande widerſtrebt.

Immerhin bleibt es merkwürdig, daß jetzt das römiſche Recht in Deutſchland ſich verſchanzt hat und von hier aus gegen den Germanismus der Franzoſen und Engländer kämpft, da früher im Mittelalter ganz das Umgekehrte Statt fand, und in Deutſchland, wie es auch natürlich war, das deutſche Recht ſich gegen das aus den romaniſchen Ländern eindringende römiſche Recht wehrte. Dies iſt nicht der einzige, aber auch nicht der unbedeutendſte Beweis von der Verkehrtheit unſrer jetzigen Zuſtände. Unſer gutes Recht haben wir uns nehmen laſſen und der Fremde erfreut ſich deſſen; und dafür quälen wir uns jetzt mit dem ſchlechten Recht, das uns die

Fremden gebracht haben, und thun noch stolz damit, und wollen nicht davon lassen.

Am ausführlichsten sind die Mängel der bisherigen Rechtspflege in einem anonym erschienenen Werke „Deutschlands Rechtspflege, Altenburg 1831" auseinandergesetzt. Vortrefflich sind deßfalls auch die Aphorismen von Jassoy.

Wie zur Zeit der Reformation der Vernunftkritik Luthers die Revision der Kirchengeschichte (die hauptsächlich von Flacius besorgten centuriae Magdeburgenses) an die Seite trat, so wurde auch der große Rechtsreformer, Thomasius in Halle, durch den ebenfalls in Halle wirkenden Heineccius durch gründliche Arbeiten in der deutschen Rechtsgeschichte unterstützt. Sein beinah vergessnes lateinisches Werk über die deutschen Rechtsalterthümer wurde erst spät durch das umfassende Werk Eichhorns ersetzt, der die Entwicklung des Staats- und Privatrechts durch die ganze deutsche Geschichte verfolgt. Seitdem sind vortreffliche Werke über das römische Recht im Mittelalter von Savigny, über das deutsche Privatrecht von Mittermaier, über deutsche Rechtsalterthümer mit besondrer Beziehung auf Sprache und Sitten von Jakob Grimm, über das Erbrecht (in weitester Beziehung) von Gans erschienen, wobei auch die ältern rechtsgeschichtlichen Arbeiten von Selchow, Walch, Reitemeier, Fischer, Rössig, Henke, die neuen Rechts-

geschichten von Philipps, Zöpfl, die Monographien über das öffentliche Gerichtsverfahren unsrer Vorfahren von Rogge, Maurer, über die Hörigkeit und die Feudallasten von Kindlinger, Moser, Birnbaum ꝛc. ungerechnet die Commentatoren altdeutscher Gesetze, Spangenberg, Wiarda, Gaupp, Schmidt ꝛc.

Unter den vielen besondern Fragen, die in der juridischen Literatur aufgeworfen worden sind, ist hauptsächlich die über die Zurechnungsfähigkeit wichtig geworden. Hierbei sind Aerzte und Juristen in Conflikt gerathen. Die erstern haben über die zahllosen Justizmorde geklagt, die man beginge, indem man Verbrecher, die nur im Taumel, im Wahnsinn, in guter Meinung von sonst ganz moralischen und nur bethörten Menschen ohne bösen Willen begangen worden, aufs grausamste bestrafe. Sie sagen, das seyen Kranke, die nicht zurechnungsfähig seyen, gegen die also auch keine Strafe, sondern nur Vorsichtsmaßregeln angewandt werden können, daß sie die gesellschaftliche Ordnung nicht abermals stören. Aber die Aerzte sind in ihrem menschenfreundlichen Eifer zu weit gegangen, sie dehnen die Entschuldigung zu weit aus und nun kommen wieder die Juristen, und wollen von gar keiner Schonung wissen. Groos in Heidelberg, der Vorkämpfer der Menschlichkeit, sucht vielleicht zu viel Schuldige zu retten, indem er sie zu bloßen Kranken, zu Geistespatienten

macht. Dagegen will der bekannte Jarcke, mit affektirter Grausamkeit keine Entschuldigungsgründe gelten lassen und hält fest an dem alten Satz, fiat justitia, pereat mundus!

Seltsamer Weise, wohl auch nur aus gelehrter Affektation, ist der Philosoph Heinroth noch weiter gegangen als Jarcke und hat den tollen Satz aufgestellt, alle physische und geistige Krankheiten seyen nur Folgen von Sünden, also die Krankheit, welche nach Groos die Sünde entschuldigen soll, sey im Gegentheil gerade der Beweis der Schuld. Wenn alle Gewalt in den Händen Heinroths und Jarckes läge, würde der erste alle Menschen peinlich anklagen, der letztere sie alle peinlich richten.

Vernunft und Menschlichkeit sind auf Seite des Herrn Groos. Dieß sagt jedem sein Gefühl, dieß beweißt eine tausendfältige Erfahrung. Damit stimmt auch durchgängig das Verfahren der Geschwornengerichte überein, wo dieselben eingeführt sind. Die Gazette des tribunaux z. B. beweist fast auf jeder Seite, daß die Geschwornen ihr Schuldig nicht sprechen, sobald die Entschuldigungsgründe Statt finden, welche Herr Groos bezeichnet hat. Damit stimmen auch die zahlreichen mildernden oder niederschlagenden Urtheile der Kassationshöfe und die Begnadigungen überein, die in Ländern, wo keine Geschwornengerichte sind, an ihrer Stelle die Strenge des

Gesetzes entkräften. Jeder Mensch, nur nicht ein römischer Jurist, fühlt die Barberei einer Rechtspflege, die den Mörder aus Liebe mit dem Raubmörder gleichstellt. Wir entlehnen der Grooßischen Schrift ein Beispiel. Im Jahr 1806 vergiftete eine Schauspielerin in Berlin ihre zwei jüngsten Kinder aus folgender Ursache. Sie befand sich eben schwanger, und wie bei jeder frühern, so auch wieder bei dieser Schwangerschaft hatte sie die fixe Idee, sie werde dieselbe nicht überleben. Ihr Mann nun hatte sich gegen sie beklagt, die Kinder würden ihm zur Last fallen, wenn sie stürbe. Auch hatte er geäussert, er würde die Kinder, es waren Mädchen, später dazu benutzen, um von der Feilheit ihrer Reize zu leben. Endlich erkannte er die Kinder nicht einmal für die seinigen an, und die Mutter mochte sich deßfalls einer Schuld bewußt seyn. Genug, sie wollte, da sie überzeugt war, sie müsse sterben, die geliebten Kinder nicht ihrem, in jedem Fall beklagenswerthen Schicksal überlassen, sondern sie mit sich nehmen. Also vergiftete sie die Kinder aus Liebe, gestand es frei und bezeugte die heiterste Freude darüber. Der Ober-Appellationssenat erkannte, daß sie von aller Strafe freizusprechen, jedoch ihren Angehörigen zur Pflicht zu machen sey, sobald sie noch einmal schwanger werde, davon der Obrigkeit Anzeige zu machen, damit gegen die alsdann von ihr zu besorgenden ge-

fährlichen Handlungen Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden könnten. Ohne Zweifel würde auch jedes Geschwornengericht in diesem Falle ein Nicht Schuldig gesprochen haben. Herr Jarcke aber findet sie schuldig, und schaudert nicht vor dem Gedanken zurück, auf die unglückliche Mutter das Gesetz anzuwenden, nach welchem sie hätte zum Richtplatz geschleift und von unten auf gerädert werden müssen.

Wenn man sich auf das Gewissen beruft, das den Verbrecher selbst in der Leidenschaft hätte warnen sollen, das man immer voraussetzen, und demzufolge man auch jede leidenschaftliche That gleich einer verständigen strafen müsse, so überrascht es wenigstens, daß das nämliche Gewissen den Geschwornen, oder den Richtern in letzter Instanz fast ohne Ausnahme befiehlt, nicht streng über die Gewissen zu richten. In den meisten Fällen begeht der Richter, der deßwegen, weil der Verbrecher sein Gewissen übertäubt, allzu strenge straft, das nämliche Verbrechen, indem er in demselben Augenblicke selbst sein Gewissen übertäubt.

Wissenschaftlich kann dieser Streit nicht geschlichtet werden, weil er in noch unausgeforschte Tiefen der Seelenlehre führt. Praktisch aber ist er sehr leicht zu schlichten, wenn man das Urtheil gewissenhaften Geschwornen und die Kontrolle der öffentlichen Meinung überläßt. Jede wissenschaftlich festgesetzte Regel

taugt hier nichts, weil keine hinlänglich begründet ist, weil mehrere sich widersprechen und die strenge Consequenz einer jeden zur Ungerechtigkeit führt, indem sie nie auf alle Fälle zugleich paßt. Der specielle Fall bedingt sein Urtheil selbst, und im Ganzen sind die Menschen vernünftig genug, das richtige zu treffen. Wenn gesetzlich für jede bestimmte unerlaubte That eine bestimmte Strafe vorgeschrieben seyn muß, so streitet es doch gegen die Vernunft, die Strafe nicht nach der Absicht des Thäters und den Umständen zu ermäßigen oder gar zu erlassen. Eine bestimmte Norm aber, nach welcher diese Milderungen in jedem Fall eintreten müssen, läßt sich unmöglich aufstellen, weil die Fälle allzu verschieden sind. Nur im Allgemeinen kann man darüber den Richtern Fingerzeige geben; im bestimmten Falle aber kann immer nur das gesunde Urtheil und Gewissen der Richter selbst entscheiden. Wollte man die Zurechnungsfähigkeit eben so verklausuliren wie in England die gerichtlichen Formalitäten, so würden wir auch denselben Erfolg sehn. Man würde einen Verbrecher entlassen, weil er vor der That ein Glas Wein getrunken, wodurch er möglicherweise hätte benebelt werden können, wie man in England einen Verbrecher entläßt, weil in der Klageschrift einige Buchstaben falsch geschrieben sind. Oder man würde einen Unschuldigen verdammen, weil zufällig der Fall nicht

vorbedacht wäre und nicht mit einem Paragraphen des Zurechnungsgesetzes bekräftigt werden könnte, wie man in England den Mann verdammt, der zwei Frauen nimmt, weil dieß im Gesetz steht, aber nicht den, der ihrer drei nimmt, weil dieser Fall nicht gesetzlich vorbedacht ist.

Also wollen wir anstatt aller wissenschaftlichen Subtilitäten uns nur Geschwornengerichte wünschen, deren Gewissen und Takt das Schicksal eines Verbrechers weit sichrer anvertraut werden darf, als einem unzuverläßigen Paragraphen im Buche, und die selbst bei ihren Aussprüchen wieder der öffentlichen Meinung verantwortlich sind, während ihr die todten Buchstaben eben so Trotz bieten, wie der Vernunft.

Wahrscheinlich wird unsre Jurisprudenz, werden unsre Gesetzbücher noch lange an vier Cardinalübeln leiden, 1) am römischen Recht, an einem ausländischen, heidnischen, despotischen Beispiel, 2) an der philosophischen Consequenzenmacherei und Systemsucht, 3) an dem aus dem Feudalismus und der Kleinstaaterei herausgebildeten, äusserst verwickelten Herkommen und 4) an der desto neuern politischen Aengstlichkeit, die unerhörte Vorsichtsmaßregeln ausklügelt, und den Geist vorübergehender Kriegs- und Polizeigesetze in das Recht überträgt, das im ruhigen Zustand bleibend herrschen soll. In dieser Beziehung werden wahrscheinlich noch sehr viele Fehler und ungeschickte

Versuche gemacht werden, und wird das Recht, anstatt sich zu vereinfachen, nur noch mehr sich verwickeln.

Der Einfluß der politischen Interessen hat wenigstens das Gute, daß die wissenschaftliche Systemsucht dadurch eingeschränkt wird. Die pädagogischen Experimente mit den Völkern, die im vorigen Jahrhundert einmal Mode waren, da die Regierungen zu solchen Spielereien überall freie Hand hatten, sind jetzt nicht mehr an der Tagesordnung, da die Völker, der Schule entwachsen, einen Widerstand gezeigt haben, dessen Bezähmung beinah die einzige Aufgabe der Politik geworden ist. Ueberall herrscht daher auch bei der Gesetzgebung das politische Interesse vor, und das wissenschaftliche macht sich nur noch in den untergeordneten Zweigen derselben geltend. Man arbeitet mit unsäglicher Kunst einzelne Gesetze aus, verschwendet daran eine unermeßliche Gelehrsamkeit und bietet diese Meisterstücke des legislatorischen Handwerkes dem Volke wie eine neue Monstranz dar. Das Volk gafft, versteht aber nichts davon. Es sind ganz eigne Ausleger nöthig, um das Detail zu entwirren, man muß öffentliche Dollmetscher in die Kreise vertheilen, um es einzuführen.

Die Hebel der Staatsgewalt sind Gold und Eisen. Im praktischen Leben herrschen nur jene

Metallkönige. Dieß gibt dem Finanz- und Militärsystem das große Uebergewicht im Staatshaushalt. Alle andern Zweige der Verwaltung sind davon abhängig und dienen ihnen. Die Helden der neuern Politik haben beständig gewetteifert, welches jener Metalle die größte Gewalt gewähre, und die geschicktesten haben beide zu gebrauchen verstanden.

Das Centralisationssystem dient hauptsächlich nur der Aushebung der Steuern und Soldaten. Eine vollkommen gegliederte Bureaukratie ist nöthig, um eine beständige tabellarische Uebersicht über das Vermögen und alle physischen Kräfte der Staatsangehörigen zu erhalten, die Basis für die finanziellen Operationen. Die Menschen werden rein als Sache genommen und nach dem Ertragwerth geschätzt, wie das Vieh. Bei den Russen steckt wenigstens das Vermögen in den Seelen, bei uns die Seele im Vermögen. Der Staat ist ein Bergwerk, und seine Stollen laufen in den Beuteln des Volks aus. Die Finanzschwindeleien sind Experimente mit der Luftpumpe, die dem kalten Frosch, Volk genannt, die Lebensluft auspumpen, um zu erfahren, wie lange er wohl noch zappeln und leben könne, wenn er von nichts mehr lebt.

In alten Zeiten war man grausamer, aber ehrlicher. Man brandschatzte das Volk, man schlug die Juden tod oder annullirte ihre Schuldbücher, man

nahm das Geld, wo man es fand. Aber man nahm es nur da, wo man es fand. In neuerer Zeit hat man die große Kunst erfunden, das Gold auch da wegzunehmen, wo keines ist, und Schulden bei Leuten zu machen, die gar nicht existiren. Die ausgebeutelte Gegenwart reichte nicht mehr hin, man fing also an, die Zukunft zu besteuern, und da die Zukunft endlos ist, so hatte man vollkommen freien Spielraum und die Papiermühlen lieferten bald das ewige Papier, das als ein ungeheurer Staatsschuldbrief sich mit Windeseile unaufhörlich aufrollt, ohne Ziel, ohne Ende.

Nachdem man alle Finanzquellen auf diese Weise ausgemittelt hat, ist man darauf bedacht gewesen, dieselben flüßig zu erhalten, durch zweckmäßige Vertheilung der Steuern und durch Erhaltung des Staatskredits. Schüttelt man den Baum nur, so gibt er auch im folgenden Jahr Früchte; haut man ihn um, so kann man ihn nachher nicht mehr benutzen. Man hat die Erfahrung gemacht, daß man einem lebenden Menschen nach und nach weit mehr Blut abzapfen kann, als einem Erschlagenen auf einmal. Man braucht den Ochsen, der da drischet, nicht zu mästen, aber man muß ihm doch auch das Maul nicht ganz verbinden. Daher die große Sorgfalt, welche neuere Finanziers dem Wohlstand des Volkes widmen. Schone mir die Kuh, daß sie mehr Milch gibt. Dieselbe

Mäßigkeit rathen sie in der Benutzung des Staatskredits an.

Man ist jetzt nicht mehr so thöricht, sich über den Vorzug des physiokratischen (Ackerbau-) oder des Industrie- oder des Merkantilsystems zu streiten. Man sucht sie alle zu berücksichtigen und folgt bei der Bevorzugung des einen oder andern natürlichen Lokalinteressen. Die sonderbare Zerstückelung Deutschlands in eine Menge neben und durch einander liegender kleiner und großen Staaten ist Schuld, daß sich diese Interessen bei uns schwerer als in jedem andern Lande vereinigen lassen. Selbst der preußische Zollverband hat dieß noch nicht bewirken können, obgleich er ein großer Schritt nach vorwärts war, und insbesondere zur Aufklärung der Deutschen über ihre materiellen Interessen sehr viel beigetragen hat.

Diese vielbesprochnen materiellen Interessen sind es, deren Berücksichtigung in neuerer Zeit alle alten Theorien der Politik umzustürzen droht. Engländer und Franzosen erfanden die neue Wissenschaft der Nationalökonomie, d. h. die Untersuchung, wie ein ganzes Volk alle ihm in seinem Lande sich darbietenden Mittel und Kräfte am besten benutzen und vertheilen könne, um wieder im Ganzen als Volk den meisten Nutzen und Genuß davon zu haben. In dem frühern Finanzsystem wurde die

Regierung und ihr Zweck oben angestellt, das Volk sollte ihr nur als Mittel dienen. Die neuere Nationaldkonomie stellt dagegen das Volk und dessen Zweck voran, wobei es sich von selbst versteht, daß das Interesse der Regierung und des Volks zusammenfallen.

In der Nationaldkonomie liegt die kühnste Freiheitslehre verborgen. Ihr erster Grundsatz ist, jeder Einzelne hat ein angebornes Recht, an der großen Masse von Vermögen und Genuß in seinem Lande und unter seinem Volke Theil zu nehmen, sofern er auch an der Arbeit Theil nimmt. Ihr zweiter Grundsatz ist, der Staat muß alles thun, damit jeder Einzelne die ihm angebornen und eingeübten Kräfte und Talente möglichst frei ausüben, zum Vortheil der Gesammtheit geltend machen könne. Darunter sind auch geistige Kräfte und Talente verstanden. In diesen beiden Grundsätzen ist aber schon die Grundbedingung der Freiheit ausgesprochen.

Indem man nun die Freiheitslehren auf die materiellen Interessen begründet, gibt man ihnen eine neue nicht zu berechnende Gewalt. Die Menschen in Massen waren nur selten auf Momente zu idealisiren, in einem großen Augenblick der Begeisterung, der schnell wieder verschwand; sie entsprachen also den Erwartungen ihrer politischen Propheten fast niemals. Wer dagegen die Menschen bei ihren täglichen In-

teressen zu fassen wußte, stand freilich niemals so edel da, war aber eben deshalb der Menge näher und konnte sie besser und dauernder für sich gewinnen. Der Durchschnittsmensch wird allezeit die Feistigkeit des Kettenhundes dem Hungertode des freien Wolfes in den schneebedeckten Wäldern vorziehen. Das vorige Jahrhundert stritt sich immer nur um die ideale Freiheit, das jetzige verlangt auch materiellen Wohlstand. In der romantischen Periode der Rousseau'schen Weltverbesserung, des Kosmopolitismus, der Erklärung der Menschenrechte, kurz vor 50 Jahren glaubte man noch, das Volk könne von der Freiheit leben, wie die romantischen Ritter von der Liebe. Aber schon Don Quichote machte die Entdeckung, daß der Ritter, wenn er genug Thaten gethan oder liebend herumgeschwärmt sey, auch essen müsse, weiße Wäsche bedürfe und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind; und so hat man denn endlich auch gemerkt, daß das Volk von bloßer Freiheit nicht satt werde und man hat nicht ohne einiges Erstaunen die Entdeckung gemacht, daß die Vereinbarung der Freiheit mit dem materiellen Wohl nichts so ganz leichtes sey. Vergönnen wir Jedem, so reich zu werden, als er es durch Talent und Glück, durch Wagen, Spekulation, geschicktes Benutzen und Verdrängen Anderer werden kann, so entsteht ein Mißverhältniß zwischen Reichthum und Armuth, wobei die Freiheit

zu Grunde geht, denn der Arme, wenn auch noch so berechtigt, kann doch von seinem Rechte nur zu Gunsten des Reichen, dessen Brod er ißt, von dem er durch seine ökonomische Abhängigkeit auch politisch abhängig wird, Gebrauch machen und so haben wir selbst mitten in der Republik Geldaristokraten, die den Dynasten des mittelalterlichen Feudalismus nichts nachgeben. Verbieten wir aber das Reichwerden, so ist die Freiheit von vorn herein gefährdet. Man erträgt die Armuth leicht, wenn man nur noch die Möglichkeit eines Glückswechsels vor sich sieht. Man ist sogar leicht bereit, dem Reichthum zu entsagen, wenn es nur unser Opfer ist, ein Opfer, das wir selbst bringen. Aber dazu verdammt zu seyn, nicht mehr als der Nachbar auszugeben, das lähmt allen Ehrgeiz, das nimmt der Arbeit allen Reiz. Ein Robespierre, ein Schwärmer, ein philosophischer Tollhäusler kann dergleichen wohl hinter dem Schreibtisch ausbecken und würde sich vielleicht auch für seine Person nicht beklagen, wenn er mit seinen lieben Mitbürgern auf die Galeere geschmiedet wäre, und täglich pro rata seine schwarze Suppe bekäme; aber die Masse der Menschen und gerade die der Arbeiter, der armen und der kleinen Besitzer denkt so systematisch nicht, und wird sich niemals die Poesie des Nichthabens, die Hoffnung, den goldnen Traum nehmen lassen. Selbst wenn man ihnen durch die Bank

verspräche, sie sollten jährlich jeder 500 Gulden zu verzehren haben, so würden es nicht einmal die, welche nur 100 haben, eingehen, wenn ihnen dadurch die Möglichkeit, einst 1000 zu bekommen, abgeschnitten würde.

Und dennoch droht dem beweglichen Besitz die lex agraria wie dem unbeweglichen. Der unnatürliche Reichthum Weniger nimmt in dem Maaße zu, in welchem sich die Mittel, reich zu werden, in einer Hand koncentriren. Sonst konnte doch nur der Feudalaristokrat durch Ackerbau, der Kaufmann durch Handel und allenfalls ein schlechter Kanzler durch Unterschlagungen reich werden; jetzt aber kann dieselbe Person in zehn verschiedenen Ländern die größten Ländereien kaufen, an zehn verschiedenenen Orten Fabriken und Comptoire errichten, Schiffe bauen, Lieferungen übernehmen und über dies alles im Papierhandel Königreiche aufkaufen. Diese ungeheure Anhäufung des Vermögens auf der einen Seite erzeugt auf der andern eine tiefe Ebbe desselben. Dies wird gerade in den freiesten Ländern am meisten gefühlt, daher überall der Kampf der Armen gegen die Reichen, daher die Associationen der Arbeiter und die Möglichkeit des St. Simonistischen Wahnsinns. Man fängt an einzusehn, daß es mit papiernen Menschenrechten und Verfassungsurkunden allein nicht gethan ist, daß man mit einem Wort, um frei zu leben,

überhaupt erst müsse leben können, und um der (jährlich sich vermehrenden) Masse der Bevölkerung die Existenz zu garantiren, bedarf es noch ganz anderer Mühen und einer ganz neuen Wissenschaft, wohinter unsre bisherige politische Weisheit beschämt zurückbleibt. Sieyes, unstreitig der größte politische Systematiker der französischen Revolution, glaubte mit Allem fertig zu seyn, glaubte die beste Regierung wirklich erfunden zu haben, und war eben im Begriff, in einer Rede vor der Nationalversammlung diese nichts zu wünschen übrig lassende und Alles befriedigende Entdeckung mitzutheilen, als der Pöbel von aussen Brod! Brod! schrie. War in Sieyes Entwurf Brod? Nein, es war nicht einmal die Rede davon. Ungefähr so geht es der ganzen politischen Baukunst. Man wird mit Schrecken inne, daß schon im Grundriß ein Fehler war und während man den Bau nach oben vollendet zu haben glaubt, er von unten zu wanken anfängt.

Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß es in Bezug auf die Armen so gehn wird, wie es bisher in allen menschlichen Dingen gegangen ist. Man wird die Armen leiden lassen, ohne sich um sie zu bekümmern, bis die Reichen selbst sich vor ihnen zu fürchten anfangen. Dann werden diese Reichen plötzlich eine Sorgfalt für die Armen affektiren oder auch wirklich hegen, aber nur, um die Gefahr, von wel-

cher sie durch die Armen bedroht werden, zu beschwören. Dann wird man hin und herfaseln, Rathschläge geben und wieder zurückziehen, Opfer bringen, sie nicht hinreichend finden, noch größere bringen sollen, aber nicht wollen und am Ende festhalten an dem, was man hat, und sollte Alles darüber zu Grunde gehn. Dann wird man den Ereignissen nicht mehr gewachsen seyn; die Armen werden vielleicht über die Reichen herfallen, und sie berauben; vielleicht wird man auch, um für die Zukunft zu sorgen, alle die alten Tollheiten zurückkehren sehn, von Gütergemeinschaft, Weibergemeinschaft, öffentlichen Mahlzeiten, oder Maximum, Todesstrafe für Jeden, der mehr als 50 Franken in Silber besitzt, Verdächtigung jedes Rocks, der nicht von grobem Tuch oder geflickt ist, oder die neuen Tollheiten des St. Simonistischen Schulhaltens und Preisvertheilens und Ausschenkens der Nationalwassersuppe, von der Jeder, der am fleißigsten gewesen ist, einen Br[illegible]cken bekömmt, die übrigen aber das bloße Wasser. Es wäre zu verwundern, wenn die Menschheit, die so sehr systematisch ist, und jeden Zufall des Augenblicks zu einer ewigen Regel machen will, nicht allerlei Versuche der Vermögensnivellirung machen sollte. Allein gewiß ist, daß das Alles nur vorübergehende Erscheinungen seyn können, daß die Aristokratie des Reichthums immer von Neuem aufkommen wird, um, wie

sie einen gewissen Grad der Unerträglichkeit erreicht hat, wieder von neuem Gewalt zu leiden.

Ueber die Finanzwissenschaft haben bei uns die berühmtesten Werke geschrieben 1) die Physiokraten oder Schüler Quesneys Schlettwein, Iselin, Mauvillon, Schmalz und ihre Gegner Büsch, Dohm, Pfeiffer, Schlosser; 2) die Industriellen oder Schüler Adam Smiths Sartorius, Lüder, Kraus, A. Müller; 3) die systematischen Lehrer der Finanzwissenschaft, mit eigenthümlich deutscher Gründlichkeit und Ausführlichkeit Jakob, Malchus, Zachariä, Schön ꝛc.; 4) die neuen Nationalökonomen Rau, Krause ꝛc. Dann im Einzelnen ist noch zu bemerken das vortreffliche Buch „Preußen und Frankreich," eine Vergleichung der Staatskräfte und Staatsverwaltung beider Länder von Hansemann, ein ausführliches Werk über Staatsschulden von Baumstark, eine Statistik der Bevölkerungen von Bunde.

Diese ganze Literatur hat eigentlich erst angefangen. Ueber Finanzwesen und Nationalökonomie wird wahrscheinlich in den nächsten fünfzig Jahren noch viel mehr und noch viel besser geschrieben werden, als in den letzten fünfzig.

Dies gilt auch von der Literatur, die sich mit polizeilichen Gegenständen, Landesverschönerung, öffentlicher Sittlichkeit und Sicherheit, mit Verbesse-

rung der Strafanstalten, dem öffentlichen Mitleiden und dem Armen- und Krankenwesen beschäftigt. In diesen Dingen sind unsre Fortschritte unverkennbar. Den Holländern gebührt der Ruhm, hier vor etwa zweihundert Jahren die erste Bahn gebrochen zu haben. Die ersten humanen Strafanstalten, Spitäler und Armenhäuser waren in Amsterdam und andern calvinischen und republikanischen Städten zu finden, die lutherischen und monarchischen Städte ahmten erst sehr allmählig diesem Beispiel nach, und die katholischen blieben am längsten zurück. In jüngster Zeit sind auch die Wahnsinnigen, Taubstummen und Blinden unter eine mildere Pflege genommen worden. Man darf hoffen, daß alle diese vereinzelten Bestrebungen der Menschlichkeit bald zu einem systematischen Ganzen vereinigt als eine der ersten Verpflichtungen aller Staaten werden anerkannt werden.

Auch die Landesverschönerungen und die Communicationen machen Fortschritte. Deutschland sieht sich nicht mehr ähnlich. Unzählige, prächtige Straßen durchkreuzen es, Eilposten durchfliegen es. Auf allen größern Strömen und Seen sind Dampfschiffe und jetzt ist man im Begriff, überall auch Eisenbahnen anzulegen. Alleen, öffentliche Gebäude, Rectificationen der Flüsse und Straßen lassen überall das Bestreben nach größerer Pracht und Harmonie im Aeußern nicht verkennen; doch ist dabei der gute Ge-

schmack und überhaupt ein Nationalgeschmack noch nicht durchgedrungen.

Nur noch einige Worte über die militairischen Schriften.

Die eigentliche Kriegswissenschaft entstand erst in der Reformation, als durch Erfindung des Pulvers und regelmäßige Schaarung der Soldtruppen die Belagerungskunst und Taktik der Schlachten sich wesentlich vervollkommneten. Das erste große Werk über Kriegskunst wurde von Fronsberger 1355 zu Ulm verfaßt. Dann folgten mehrere militairische Werke der Jesuiten, die katholischerseits mit protestantischen Reichsstädten in der Kriegskunst wetteiferten, bis der dreißigjährige Krieg diese ersten etwas handwerksmäßigen Versuche verdrängte und einen etwas größern und freiern Styl im Kriegswesen einführte. Nicht mehr einzelne Werkmeister, kunstreiche Bürger oder gelehrte Mathematiker gaben im kleinen Krieg schwierige Belagerungs- und Vertheidigungskünsteleien an, sondern es bildeten sich im Kriege selbst an der Spitze großer Heere große Feldherrn.

Im dreißigjährigen Kriege ging es inzwischen allzu praktisch zu, als daß die Wissenschaft gleich hätte nachkommen können. Die langwierigen Kämpfe auf dem verhältnißmäßig kleinen Schauplatz der Niederlande waren der wissenschaftlichen Behandlung günstiger; hier war auch die Schule des Kriegs für

Ausländer. Im siebzehnten Jahrhundert bemühte sich vorzüglich der Holländer Cohorn um diese Wissenschaft, unter den Deutschen zeichnete sich nur Rimpler aus. Nach dem spanischen Erbfolgekriege, wie immer nach jeder neuen großen Erfahrung, kam auch wieder in die Theorien ein neuer Schwung, und Moritz von Sachsen begründete auch wissenschaftlich eine neue Taktik.

Auf dieselbe Weise folgten auch wieder dem siebenjährigen Kriege neue Theorien. Friedrich der Große schrieb selbst über seine Feldzüge, und noch schulmäßiger setzte sie Tempelhof ꝛc. aus einander.

Hier trat nun zuerst ein Wendepunkt ein. Das preußische System galt zu ausschließlich, herrschte zu tyrannisch und einseitig, als daß sich nicht eine Opposition dagegen hätte erheben müssen. Außer den Stellen in des Pädagogen Salzmann menschenfreundlichem Werke (Karl von Karlsberg), die das Militairwesen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von der sittlichen Seite angriffen, erschienen damals auch „natürliche Dialogen," worin anonym, aber mit beißender Satyre die Mißbräuche dargestellt waren, die aus der Anwendung des preußischen Systems auf kleine Staaten hervorgingen. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich die öffentliche Meinung in Romanen, Schauspielen ꝛc. zwar zahm, doch

deutlich genug gegen die Frevel aussprach, die von dem Werbsystem, von dem Verkaufe deutscher Truppen an die englischen Colonien, von dem brutalen Junkerthum der Offiziere, von dem kleinlichen Kamaschendienst, von den Stockprügeln, Spießruthen u. unzertrennlich waren.

Die von dem großen Friedrich eingerichtete preußische Kriegsmaschine entsprach vollkommen seiner Zeit, war aus den ihm zu Gebote stehenden Mitteln geschickt und künstlich zusammengesetzt und belebt von seinem Geist. Als er aber dahin war, stand die Maschine still und paßte nicht mehr in die Zeit. Hörige Bauern unter ihren adeligen Junkern und geworbenes fremdes Gesindel unter strengen Zuchtmeistern waren die Elemente der Armeen Friedrichs; nur seine Größe, sein Ruhm, seine Popularität hielt sie zusammen. Das Jahrhundert rückte inzwischen weiter vor, der Bürgerstand machte sich immer geltender, und mit ihm das Princip der Nationalität, und eine natürliche Macht fing an sich zu bilden, die bald mit der künstlichen der alten Zeit kämpfen sollte.

In der französischen Revolution erhob sich das nationale Bürgerthum und zertrümmerte die alten stehenden Heere geworbener Söldner oder zur Fahne herbeigezwungner Leibeignen. Lange wollte man sich die Ursachen nicht eingestehen, welche diese Wirkungen hervorgebracht hatten. Berenhorst

war der erste, der 1798 ein Werk ausgehen ließ, worin er ausdrücklich auch für Deutschland eine Nationalbewaffnung und eine gänzliche Reform des bisherigen Militairsystems in diesem Sinne verlangte. Ihm folgte wenig Jahre darauf der geniale Heinrich von Bulow, der mit seinem Adlerauge das Feld so gut überschaute, wie Napoleon, aber nur reden, nichts thun konnte und für seine Reden nur den Märtyrertod fand. Noch ist dem großen Bulow, dem Kepler der Kriegswissenschaft, der ihre ewigen Gesetze zuerst klar aussprach; noch ist dem patriotischen Bulow, der in der Zeit der ärgsten Schmach und Noth das einzige, wirksamste Heilmittel und alle die Lehren gab, die man endlich erst lange nach seinem Tode befolgte; noch ist dem von der Dummheit ruchlos geschändeten und gemordeten Bulow kein Ehrendenkmal auf deutschem Grund und Boden gesetzt. Aber er wird es finden, die Folgezeit wird dankbarer seyn und die Wenigen ehren, die in der Zeit der Schande Ehre verdienten.

Bulow zeigte, wie Napoleon siegen, und wie man ihm die Kunst ablernen, wie man ihn durch dieselbe Kunst besiegen müsse. Er zeigte dies zugleich praktisch und erfahrungsmäßig durch seine Kritik der wirklichen Feldzüge, und zugleich theoretisch durch sein mathematisch klares und unwiderlegliches System der Strategie und Taktik. Hierin bewies er, daß

einem Volke, wenn es nur wollte, die Mittel zur Vertheidigung nie fehlen könnten. Er stellte ein untrügliches Vertheidigungssystem auf, genau dasselbe, durch welches 1813 Napoleon wirklich bezwungen wurde, die Lehre von der centrifugalen Defension und Flankenstellung. Aber man hörte ihn vor der Schlacht bei Jena nicht an. Man lachte über den armen Lieutenant, der grauen Feldherrn Lehren geben wollte. Man sperrte ihn, da die Gefahr näher kam und seine Rathschläge dringender wurden, als Raisonneur ein. Die verwirrten Schriften des Herrn von Massenbach über den Feldzug von 1806 sind das beste Zeugniß [illegible] Bulow. Da dieser die Nachricht von der großen Niederlage bei Jena erhielt, die er vorausgesagt hatte, rief er aus: „So geht es, wenn man die Feldherrn in den Kerker wirft und Dummköpfe an die Spitzen der Armeen stellt.“ Solche Aeusserungen erbitterten die Dummköpfe nur noch mehr und der arme Bulow mußte es schwer büßen. Alles, die wichtigsten Papiere, die kostbarsten Armeebedürfnisse und Heiligthümer, wie den Degen Friedrichs des Großen, ließ man in Berlin zurück, nur den unglücklichen Bulow vergaß man nicht, sondern schleppte ihn gefangen auf der großen Flucht noch weiter mit fort nach Rußland und sagte dem Pöbel, daß er ein Franzosenfreund sey, und so wurde Bulow mit Koth geworfen, später von Kosaken geplün-

dert und ausgezogen und starb im höchsten Elend. Ich kenne kaum ein schändenderes Brandmal der deutschen Geschichte. Der Undank gegen große Männer kann wohl nicht weiter getrieben werden.

Doch wenn nicht dem Namen, so ist der That nach Bulow bald gerechtfertigt worden. Der edle Scharnhorst adoptirte seine Ideen. Das Junker-, Werb- und Stocksystem hörte auf und eine Nationalbewaffnung wurde vorbereitet, um nach den strategischen und taktischen Grundsätzen des großen Bulow die Schmach von Jena siebenfach zu rächen.

Nach den Kriegen begann eine große Thätigkeit in den Kriegswissenschaften. Es entstanden militärische Journale, die Feldzüge älterer und neuerer Zeiten wurden einer neuen kritischen Prüfung unterworfen, über den Gebrauch jeder einzelnen Waffengattung erschienen besondre Werke, und neben den strategischen und taktischen und technischen Bedingungen wurden auch die politischen, konstitutionellen und ökonomischen des Heerwesens sehr ausführlich erörtert. Erzherzog Carl, die preußischen Generale Clausewitz, Müffling, v. Pfuel ꝛc. lieferten die werthvollsten Beiträgen zur Kriegsgeschichte. Kausler schrieb eine allgemeine Kriegsgeschichte aller Zeiten. Wagner, Theobald, Xylander musterten und verglichen die theoretischen Systeme,

die letztern hauptsächlich vom Standpunkt der Nationalbewaffnung und des constitutionellen Staats aus.

Man will bemerkt haben, daß die gewöhnlichen Uebel der Friedensheere auch dieses letztemal nicht ausgeblieben seyen. Junkerthum der Offiziere, die Quälereien des Kamaschendienstes, eine der Gesundheit schädliche soldatische Putzsucht, Wichtigthuerei mit den geringsten Kleinigkeiten, Zahl der Knöpfe ꝛc. sind es inzwischen dießmal nicht allein, worüber man sich beklagt, sondern vorzüglich auch eine gewisse übertriebene Militärgelehrsamkeit. Man hat Spöttereien gehört über alte Generale, die mit der Mappe unter dem Arm in die Hörsäle gehn, um noch in grauen Haaren zu lernen, über die vielen Brillen junger Offiziere, die vor lauter Studiren und Planzeichnen die Sehkraft für die wirklichen Schlachtfelder verlieren ꝛc.

Im Ganzen aber sind unsre Fortschritte unverkennbar. Wir haben aufs neue großen Kriegsruhm geärndtet und ruhen auf Lorbeern aus. Wir haben eine Nationalbewaffnung, die uns trotz aller im Reich des Möglichen liegender Mißgriffe in der obern Leitung eine unverwüstliche treue Waffe bleibt. Deutschland starrt von Bajonetten und nicht Söldner und Skla-

ven ſind es, die ſie tragen, ſondern das Volk ſelbſt;
zwar wunderlich getheilt, doch bald zu vereinigen
durch die große Ideen gebärende Gefahr, und dann
ein ſchrecklicher Rächer aller Ungebühr, die dieſes
edle Volk je höhnte.

Ende des zweiten Theils.

Wolfgang Menzel's

deutsche Literatur.

III.

Die deutsche Literatur

von

Wolfgang Menzel.

Zweite vermehrte Auflage.

Dritter Theil.

Mit Königl. Würtemb. Privilegium.

Stuttgart 1836.
Hallberger'sche Verlagshandlung.

Universitäts-
München
Bibliothek

Naturwissenschaften.

Der rege Natursinn der alten Deutschen hat sich zur Naturwissenschaft gesteigert, wie alles Leben unter den Begriff gebracht worden ist. Es ist aber nicht zu verkennen, daß die alte Liebe und innige Befreundung mit der Natur noch jetzt die wissenschaftlichen Abstractionen erwärmt und beseelt. Selbst die poetische Gluth, die man an den Naturphilosophen zu tadeln pflegt, zeugt von der tiefen Innigkeit unserer Naturanschauung. Es gibt kein Volk, das an der Natur mit solcher Inbrunst hängt und mit solcher Genialität ihre Mysterien enthüllt hat, als das deutsche. Die Naturphilosophie der neuern Deutschen steht wie ihre Geistesphilosophie einzig und erhaben über der ganzen Sphäre der Literatur aller Völker.

Darin aber kommen alle gebildeten Nationen der neuern Zeit überein, daß die Naturwissenschaft die Grundlage aller Cultur ist, und es ist ein unermeß-

licher Fortschritt des menschlichen Geschlechts, daß es von der schwindelnden Höhe des Geistes immer mehr zur Natur zurückkehrt. Der alte Aberglaube ward gebändigt durch die genaue Kenntniß der Naturkräfte; die Roheit und Armuth des geselligen Lebens ward in Schönheit, Fülle und friedlichen Genuß verwandelt durch die Anwendung jener Kenntnisse; die Poesie ist an der Hand der Natur aus ihren gelehrten Verirrungen zurückgekehrt, und selbst die Philosophie hat durch die Naturwissenschaft ihre Reinigung und Verjüngung erlebt. Alle großen Entwicklungen der neuern Zeit knüpfen sich an große Entdeckungen in der Natur, und alle wahrhaft humane Bildung und aller physische und geistige Wohlstand des jüngsten Geschlechtes ist darin begründet.

Immer auf doppelte Weise wird durch Naturkunde die Befreiung des menschlichen Geschlechts befördert, durch die Aufklärung des Geistes über die Naturkräfte und durch den ökonomischen Gebrauch derselben. Die Astronomie und die Entdeckung der fremden Welttheile ging der Reformation, die Chemie, Physiologie und große mechanische Entdeckungen gingen der Revolution vorher. Der Sinn, der an die engste Gegenwart gefesselt war, wurde frei durch den großen Blick ins Universum; die dumpfe Angst vor geheimnißvollen Naturkräften verschwand vor der Erkenntniß des einfachen Naturgesetzes; das Kraft-

gefühl wurde gestärkt durch die Herrschaft über die ungeheuern Gewalten der Natur. Zugleich aber begründete die Naturkunde einen neuen Handel, Industrie aller Art und in ihrem Gefolge einen neuen Wohlstand der Völker. Der Weltverkehr, die Reisen, die Thätigkeit und der Genuß wohlerworbener Güter trugen mehr als kriegerische Siege oder geistige Speculationen zur wahren Aufklärung und zum Freiheitssinn der Völker bei. An Handel und Industrie ist immer die Freiheit geknüpft.

Betrachten wir den Antheil, welchen die Deutschen an den Entdeckungen im Naturgebiet genommen, so ist derselbe weit größer, als die Vortheile, die sie dadurch errungen haben. Es ist bewunderungswürdig, daß wir mit so wenigen Mitteln und ohne auf große Vortheile rechnen zu können, doch so viel für die Naturkunde geleistet haben. Der Deutsche war seit dem Verfall der Hansa auf sein Binnenland beschränkt, und besaß nichts von jenen Colonien, welche die Beherrscher der See eben so zur Naturforschung auffordern, als dieselbe belohnen mußten. Auf Ackerbau und Viehzucht beschränkt und vom Welthandel ausgeschlossen, waren ihm die Naturwissenschaften nie eigentlich Angelegenheit des Staats, wie den Engländern und Franzosen, und seine Fürsten waren nicht reich genug, um große naturhistorische Unternehmungen auszurüsten, oder es fehlte der

Sinn dafür. Dennoch haben die Deutschen das Mögliche geleistet. Sie haben mit ihren schwachen Kräften sogar in Entdeckungsreisen mit den Fremden gewetteifert, und Tiefenthaler, Niebuhr, die beiden Forster, Humboldt ꝛc. waren Deutsche. Sollten uns aber auch die Fremden im Allgemeinen im Sammeln und Anhäufen von Thatsachen der Natur übertreffen, und geben wir den Engländern noch den praktischen Sinn für die Anwendung der Naturkräfte, den Franzosen die feine Beobachtungsgabe für einzelne Naturgegenstände voraus, so bleiben die Deutschen doch unübertroffen in der tiefen Combination der empirischen Thatsachen, die einerseits zu unsterblichen neuen Entdeckungen, andrerseits zu einer Philosophie der Natur überhaupt führt.

Eine vollständige Geschichte des Antheils, den Deutsche an den Naturwissenschaften genommen haben, besitzen wir leider noch nicht. Wir haben nur besondre Geschichten der Medicin, Chemie, Astronomie ꝛc. Steffens hat in seinen polemischen Blättern eine historische Skizze versucht. Cuvier hat in seiner berühmten Geschichte der Naturwissenschaften grade auf den eigenthümlichen Geist der Deutschen wenig Rücksicht genommen.

Steffens unterscheidet die Zeit des Mittelalters vor und die moderne Zeit nach Copernikus, und nimmt die Entdeckung, daß die Erde nicht der Mit-

telpunkt des Weltalls, sondern ein unbedeutender Planet sey, als den Wendepunkt der Naturansichten alter und neuer Zeit an. Die alte Zeit nun charakterisirt er auf eine äußerst treffende Weise und mit einer jetzt ziemlich seltnen Sachkenntniß, da die Naturforscher in der Regel ihren Stolz darein setzen, die Systeme der magischen und alchymistischen Zeit nicht zu kennen. Er bezeichnet nur im Allgemeinen den magischen Grundcharakter jener alten Naturweisheit, den Glauben an eine beseelte, dämonische Natur, und die verkehrte Methode, vermöge welcher jene Alten die Natur beherrschen wollten, ehe sie sie kannten. — Die neue Zeit erscheint dagegen als die der Entzauberung. Aller Schein verschwindet, eine nüchterne Wirklichkeit fordert zur Untersuchung auf. Die Erde ist nicht mehr die ruhende Mitte der Welt, die Materie ist nicht mehr der Wohnplatz dämonischer Gewalten und das Vehikel magischer Zauberkräfte. Die Astrologie verschwindet vor der Astronomie, die Magie vor der Mathematik und Mechanik, die Alchimie vor der Chemie, die Dämonologie vor der Naturgeschichte. Diese neue Epoche der Naturwissenschaften zerfällt aber wieder in zwei Zeiten. Die erste ist die der mechanischen Physik, welche mit Copernikus beginnt und in Newton ihre Vollendung findet. Dieß ist die Zeit der großen Entdeckungen der mechanischen Naturgesetze, der Himmelsbewegungen, der Schwere, des Pendels,

und die Zeit des großen Kalkuls, der Erstaunen erregenden mathematischen Berechnungen aller quantitativen Verhältnisse in der Natur. Diese Zeit hat ihre Aufgabe gelöst; ganz und in allen Theilen vollendet ist, was sie uns überliefert, die Lehre der Naturmechanik. Allein dem äußern Mechanischen der Natur liegt ein innres Dynamisches, ein Leben zu Grunde, das allen diesen Bewegungen und Kräften den ersten Anstoß gibt; den äußern Quantitäten liegen innre Qualitäten zu Grunde, die sich empfinden, aber nicht messen und berechnen lassen. Daher mußte die Naturwissenschaft von der mechanischen zur qualitativen Physik fortschreiten, und wie sie vorher mehr mit der unorganischen der Mathematik unterworfenen Natur, mit Himmelskörpern, Himmelsbahnen und elementarischen Kräften und Wirkungen zu thun gehabt hatte, mußte sie sich jetzt mehr zur organischen Natur und zur Physiologie wenden, da im Organismus die tiefste und unerschöpflichste Quelle der Qualitäten ist. Hier sucht nun Steffens darzuthun, daß die unermeßliche Arbeit der Naturforscher noch verhältnißmäßig zu wenig Resultaten geführt hat, daß die Einheit, das höchste Princip noch nie gefunden werden konnte, daß eben daher eine unendliche Verwirrung und Zwietracht entstanden ist, ein geistloses Experimentiren, Klassifiziren, Versuchen und Meinen, Behaupten und Bestreiten, aus dem nur eine

Erlösung möglich ist — durch Spekulation, durch Naturphilosophie.

Diese Ansicht würde noch historisch richtiger seyn, wenn Steffens unter Spekulation mehr Combination, Vergleichung der Erfahrung und Zurückführung derselben auf ein Grundgesetz, als geistiges Erzeugen und jenes der Schellingischen Schule eigne Tyrannisiren der Erfahrung durch die bloße Spekulation verstanden hätte; denn nur in jenem Vergleichen, nicht in diesen absoluten Sätzen ist die Erlösung aus der Verworrenheit zu finden, und zum Theil schon gefunden worden.

Gewiß ist der historische Uebergang vom Aberglauben zur nüchternen Naturforschung, entsprechend dem Uebergange aus dem romantischen Mittelalter in die aufgeklärte neuere Zeit. Der rohe Aberglauben cultivirte sich in der Scholastik, die überhaupt „der Sinn im Unsinn“ war, und die rohe Empirie kultivirte sich auf dieselbe Weise in der Naturphilosophie. Ueberall ging man von einzelnen Phänomenen aus, um zuletzt zu allgemeinen Systemen zu gelangen. So baute sich über den alten Aberglauben die prächtige, Himmel, Erde und Hölle darstellende Rotunde des Paracelsismus, und über der neuen Empirie eben so die alles umfassende Naturphilosophie Schelling's und seiner Schule.

Das Bestreben, die Natur in ein System zu bringen, sie als ein Einiges, Ganzes und Lebendiges in allen Theilen zu begreifen, ist so alt, als die Naturwissenschaft überhaupt. Aus ihm sind die alten Kosmogonien hervorgegangen, und was man auch gegen die religiösen und poetischen Einmischungen in die Naturwissenschaft sagen mag, die pantheistische Ansicht war derselben günstig, und der spätere Polytheismus und Monotheismus hat unstreitig der Wissenschaft geschadet, die bereits zu so großer Vollkommenheit gediehen war. Die lebendige Naturansicht der alten Völker war aber überhaupt nicht die Wirkung, sondern die Ursache des Pantheismus. Sie ging aber unter, als die Thatkraft und die Selbstbetrachtung des Geistes die Menschen allmählig von der Natur entfernte, und jene ein Götterheer, diese der einigen übersinnlichen Gott erkannte. Die Einheit und die Lebendigkeit der pantheistischen Naturansicht hat sehr viel vor den spätern Versuchen voraus, die Natur im Einzelnen und als todten Leichnam zu seciren. Dagegen ist die spätere Trennung der Wissenschaft von der Religion ein nothwendiger und wesentlicher Fortschritt. Die neueste Naturphilosophie hat das Gute von beiden Richtungen zu vereinigen gesucht, die Natur wieder als ein großes Organon lebendig aufgefaßt, und doch nicht Glauben und Poesie, sondern die Thatsachen der Erfahrung dabei zu

Grunde gelegt. Ein religiöses und poetisches Interesse hat sich dabei von selber eingefunden, wie es bei einer lebendigen Naturansicht nicht anders seyn kann, und die Empiriker machen sich nur lächerlich, wenn sie eine gewisse Trockenheit und Kälte zum Kriterium der Wissenschaft machen wollen, und eine tiefe Wahrheit von vorn herein blos darum verdächtigen, weil sie zugleich poetisch ist. Indeß läßt sich nicht leugnen, daß an jenen Schranken, die der Wissenschaft von der Natur selbst gezogen sind, theils die religiöse Gemüthlichkeit, theils die Phantasie ein nichtiges Spiel von Hypothesen begonnen hat, gegen welche die Empiriker mit Recht sich ereifern. Diese Hypothesen mögen wir aufopfern, wenn nur die große philosophische Ansicht der Natur selbst gerettet wird.

Wir erkennen in dreifacher Richtung unübersteigliche Gränzen der Naturwissenschaft, in der Richtung, welche von unserm Sonnensystem ins Universum führt, in der, welche von den sinnlichen Erscheinungen inwärts zu dem geheimsten Wesen der Materie führt, und in der Richtung, welche von den physischen Erscheinungen im Menschen zu den psychischen führt. In allen diesen Richtungen reicht die menschliche Erkenntniß nur bis zu einer gewissen Gränze und jenseits derselben beginnt statt der Wissenschaft die Hypothesenjägerei oder die Poesie, an deren Resultate man nur noch einen ästhetischen Maaßstab anlegen

kann, die aber allerdings zu den reizendsten Dichtungen gehören.

In drei Richtungen gränzt das Reich des Wissens an ein unbekanntes Reich, wo nur die Ahnung eindringt. Zuerst in der Astronomie. Wir haben nur einen Punkt, von wo aus unser schwacher, kurzer Blick eine verhältnißmäßig nur enge Sphäre in der Unermeßlichkeit des Weltalls überschaut; und was wir schauen, sind nur Wirkungen unbekannter Ursachen, und ihre Erkenntniß ist durch das relative Verhältniß unsres Planeten und unsres Erkenntnißvermögens bedingt. Nur in der kleinen Sphäre unseres Sonnensystems ist es uns möglich, die Erscheinungen der darin begriffenen Himmelskörper zu erkennen, und sofern dieselben regelmäßig erfolgen, ist es uns möglich, auch diese Regel zu begreifen. Die wahre Ursache dieser Erscheinungen aber, wie das Unregelmäßige daran, z. B. der Cometen, bleibt uns ein Räthsel. Endlich bleibt uns alles, was jenseits unsres Sonnensystems liegt, ewig verborgen. Wir sehn einige benachbarte Fixsterne, wir bemerken hin und wieder eine kleine Veränderung an einem Stern oder Nebelfleck; aber alles dies läßt keinen Schluß auf das wahre Verhältniß des großen Weltgebäudes zu. Hier gelten nur Hypothesen und schwankende Analogien, die wir von unserm kleinen Sonnensystem auf das Weltall übertragen. Die Empiriker bleiben

gern bei der einfachen Wahrnehmung stehn und glauben die Welt mit einer unendlichen Menge fixirter Sonnen erfüllt, um welche die Planeten und Kometen sich bewegen. Die Philosophen theilen aber diese Sonnen wieder in höhere Systeme und schreiben ihnen höhere Bewegungen zu. Die kühnsten und geistreichsten Hypothesen darüber haben Eschenmaier und Görres aufgestellt.

In der Chemie geht es uns nicht besser, als in der Astronomie. Wir müssen billig über die Kraft des menschlichen Geistes erstaunen, der es gelingt, so große Entdeckungen zu machen, als wir seit Kepler in der Sternkunde und namentlich in den neuesten Zeiten in der Chemie gemacht; aber hier gilt der sokratische Spruch: je mehr wir wissen, je mehr sehen wir ein, daß wir nichts wissen. Seit Basilius Valentinus haben wir nach dem Ausdruck dieses tiefsinnigen Mönches gestrebt „die Natur von einander zu legen"; wir haben die Materie in immer flüchtigere Bestandtheile zerlegt, aber zu ihrem innersten Grunde, zu ihrem ersten Keime sind wir nicht hindurchgedrungen. Er entschwindet unseren Sinnen, denn unser Auge kann den Punkt so wenig erfassen, als das Unermeßliche. Durch die Schranken unserer Sinne gefesselt, erkennen wir immer nur den gemischten Stoff; das Gewordene, nicht das ursprüngliche Wesen; die Wirkung, nicht die Ursache.

Die Physiologie bleibt vor gleichen Schranken stehn. Sie läßt sich verfolgen bis in die sinnlichen Organe des Menschen, hier aber gränzt sie an die unbekannte Welt des Geistes, wo eine neue Reihe von Hypothesen beginnt. Der Zusammenhang von Körper und Geist bleibt ein ewiges Räthsel, und die Philosophen und Naturforscher streiten sich nur um den Vorrang, vor dieser Sphinx zum Spott zu werden. Als Extreme aller hierhin einschlagenden Hypothesen sind die materialistische und idealistische Ansicht sich entgegengesetzt. Jene macht den Geist von der Materie abhängig und erklärt ihn als eine höhere Sublimation der Organe, als Blüthe der materiellen Pflanze; diese setzt den Geist als das Absolute und trennt ihn entweder von der Natur oder läugnet die objektive Wirklichkeit der Natur und betrachtet dieselbe nur als subjektive Vorspiegelung des Geistes. Alle diese Hypothesen sind fruchtlos, denn die Wahrheit könnten wir nur schauen, wenn wir uns auf einem Punkt ausserhalb der Einheit von Körper und Geist befänden; da wir uns aber überall im Mittelpunkt dieser Einheit selbst befinden, wird sie uns niemals objectiv.

Abgesehn aber von diesen dreifachen Schranken unserer Naturerkenntniß ist eine strenge Naturwissenschaft innerhalb derselben möglich und wirklich. So weit unsre Wahrnehmung unter den subjectiven Be-

dingungen unsrer Sinne und unsres Geistes reicht, ist ihr die Natur nicht verschlossen und bleibt sich immer gleich, so daß wir allmählig ihren Umfang in den vorgeschriebnen Gränzen, so wie ihre ewige Gesetzmäßigkeit erkennen und die Wahrnehmung zur vollendeten Wissenschaft erheben können. Das Hemmende für diese Wissenschaft ist nicht mehr das menschliche Unvermögen, sondern nur die Mannigfaltigkeit des Stoffes und die Langsamkeit, mit welcher theils unser Organ für die Wahrnehmung geschärft, theils das Wahrgenommene combinirt wird. Erst mußten mechanische Erfindungen unsern Sinnen ein höheres Wahrnehmungsvermögen verleihen; wir mußten uns mit Teleskopen und Mikroskopen, mit Meßtisch und Compaß bewaffnen, ehe wir die Hindernisse des Raumes überwinden konnten, und wir mußten die chemischen Apparate der Natur entdecken, womit sie sich selbst in ihre Bestandtheile auflöst, bevor wir in das Geheimniß ihrer Werkstätte zu dringen vermochten. Sodann mußte Jahrhunderte lang ein emsiges Geschlecht die Oberfläche und die Tiefe der Erde durchfahren, um die Schätze der Natur zu sammeln, und ein langer Fleiß mußte diese ordnen, bevor geniale Geister die Combinationen derselben entdeckten.

Zwar gab es schon lange vorher eine Naturphilosophie, denn von jeher strebte der menschliche Geist, im Zerstreuten und Mannigfaltigen die Einheit zu

erfaſſen. Doch hatte ſich die Naturerfahrung mit der Spekulation noch nie recht vereinigen wollen. Auf eine religiöſe, myſtiſche oder phantaſtiſche Weiſe ſuchte man eine Harmonie der irdiſchen Erſcheinungen, Kosmogonien, allegoriſche Perſonifikationen der Naturkräfte, ſpielende Anagramme der Natur, und wenn dem Glauben, dem Gefühl und der Phantaſie, oder dem Witz Genüge geleiſtet war, ſo bekümmerte man ſich um die objective Wahrheit nicht viel. Man erprobte die Syſteme nur an dem Wenigen, was man von der Natur wußte, und dem man häufig eine willkührliche Deutung oder Zuſammenſtellung gab. Nachdem ſich eine unpoetiſche und unreligiöſe, rein empiriſche Wiſſenſchaft der Natur von jenen Philoſophemen losgeriſſen, gingen beide geſonderte Wege. Aber ſie mußten an einem beſtimmten Punkt dennoch wieder zuſammentreffen. Die Speculation mußte ſich der Naturerfahrung anſchmiegen, und die Erfahrung ſich zuletzt durch ihre Vollſtändigkeit von ſelbſt ſyſtematiſiren.

Unter allen Weiſen der Natur war Schelling dazu berufen, beide Wege zu vereinigen. Bei ſeinem erſten Auftreten war die ältere Naturphiloſophie von Pythagoras bis auf Jakob Böhme gänzlich verachtet. Er fand nur eine empiriſche Naturwiſſenſchaft, nur eine unzuſammenhängende Menge von einzelnen Beobachtungen, große Sammlungen von naturhiſtori-

schen Thatsachen, die man kümmerlich nach oberflächlichen Kennzeichen zu ordnen suchte, scharfsinnige Entdeckungen von Phänomenen, deren Ursache man nicht kannte. Höchstens hatte man je für einzelne Zweige der Naturwissenschaft sogenannte Principe gesucht, um in die Lehre derselben einigen Zusammenhang zu bringen, war aber dabei sehr willkührlich verfahren, und hatte bei der Betrachtung der einen Seite die mancherlei übrigen Seiten nicht zu Rathe gezogen. Man hatte hier die Mathematik oder Formenlehre der Natur, dort die Chemie oder Stofflehre unabhängig von einander behandelt und nicht gewagt, eine auf die andre zu beziehn, wenn auch Stoff und Form in der Natur überall zugleich erscheinen. Man hatte hier die Astronomie, dort die Physiologie für sich durchzubilden unternommen, aber wem fiel es ein, im menschlichen Mikrokosmus den Makrokosmus nachzusuchen? Man hatte die Botanik studirt, ohne ihr Wechselverhältniß zur Zoologie zu ahnen, und beide für sich verfolgt, ohne sie auf den Typus des menschlichen Organismus zurückzuführen. Auf der andern Seite gab es allerdings Ahnungen über die eine, untheilbare, alles bewegende Seele der Natur, aber es waren nur unvollkommene Erinnerungen aus mythisch gewordenen Philosophen der alten Welt oder verrufenen Theosophen und Pantheisten der spätern Zeit, denen es zuweilen an nichts fehlte, als an

der empiriſchen Erprobung ihres Syſtems, was aber freilich in wiſſenſchaftlichem Sinne ſo viel als alles war. Jeder neue Naturphiloſoph, der es wagte, ein Geſetz im Ganzen der Natur nachzuweiſen, mußte mehr oder weniger Pythagoras, Jakob Böhme, Spinoza ſeyn, aber es kam darauf an, daß er zugleich entweder ein Copernikus, Gallilei, Kepler, Newton, Linné, Franklin, Haller, Buffon, la Place, Cuvier, Meſmer, Stahl, Gall, Werner, Oerſted, Humboldt ꝛc. war, oder wenigſtens die Naturerfahrung ſolcher Männer ſeiner Philoſophie zu Grunde legte. Es kam darauf an, aus der todten Empirie den lebendigen Geiſt zu wecken, und der geſpenſterhaft leeren nebelhaften Seele eines naturphiloſophiſchen Traums den lebendigen Leib zu gewinnen, kurz die Empirie durch Philoſophie zu regeln, und die Philoſophie durch Empirie zu beſtätigen.

Schelling war der Erſte, der die alte Naturphiloſophie durch die wiſſenſchaftlichen Erfahrungen der neuern Zeit bewahrheitet, oder, was eben ſo viel iſt, die Naturwiſſenſchaft der Neuern zur Philoſophie erhoben hat. Es wäre jedoch ein übermenſchliches Wunder, das die Naturphiloſophie ſelbſt nicht zugeben kann, wenn Schelling's unſterbliche Leiſtung nicht große Einſchränkungen erlitte, wenn er die Philoſophie der Natur beſchloſſen und vollendet hätte. Im Gegentheil, er hat nur den erſten kleinen Anfang

gemacht, aber eben das ist seine Größe. Er hat einen Weg betreten, den vor ihm niemand gegangen ist, und den nach ihm jeder gehen muß; das Ziel selbst aber ist weder erreicht, noch wird es jemals zu erreichen seyn, weil es jenseits der drei oben bezeichneten Gränzlinien aller Naturforschung liegt. Indeß hat Schelling das unsterbliche Verdienst, den Schlüssel zu dieser Forschung innerhalb jener Gränzen gefunden zu haben. Wir haben in der That noch nicht so viele Muße übrig, uns mit dem zu beschäftigen, was wir nicht wissen können; es ist noch unendlich viel zu lernen, was wir möglicherweise wissen können, aber eben noch nicht wissen. In diesem Sinn muß man Schelling's Lehre nehmen. Er führt die dummen gaffenden Zuschauer nicht vor das Wunder der absoluten Wahrheit, und sagt: Da ist es, nun seht euch satt daran! sondern er führt nur die lernbegierigen und geistesthätigen Schüler auf eine gewisse Anhöhe und zeigt ihnen von da die unermeßliche Aussicht in die ganze Runde der Natur und heißt sie nun selber weiter forschen und suchen. Schelling hat die höhere Wissenschaft der Natur nicht beschlossen, sondern vielmehr erst eröffnet, und man kann von ihm nicht lernen, bis wohin die Forschung, sondern wovon sie ausgeht.

Schelling hat gefunden, daß alle Erscheinungen der Natur, die er kennt, Gegensätze bilden, und dar-

aus den Schluß gezogen, daß überhaupt der Gegensatz die einzige Form ist, in welcher die Natur sich dem Menschen offenbart. Es komme daher nur darauf an, diesen Gegensatz durch alle Stufen und Reiche der Natur consequent durchzuführen, so weit überhaupt die Natur erkennbar ist. Da alles im Gegensatz begriffen sey, so könne weder ein einzelner Gegenstand der Natur, noch auch eine allgemeine Naturkraft oder ein allgemeiner Naturstoff für sich bestanden haben, sondern er müsse der Gegensatz eines andern seyn, und die unermeßliche Reihe von einzelnen Gegensätzen müsse sich in einen allgemeinen Hauptgegensatz der ganzen Natur verlieren. Einheit sey in der Natur nur die höhere Bindung zweier entgegengesetzter Kräfte, oder einer Polarisation gleich der des Magneten, welcher eins ist, aber entgegengesetzte Pole hat. So sey auch die ganze Natur gleichsam ein großer Magnet, mit dem einen abstoßenden, ausstrahlenden Pole, der bewegenden, trennenden, zerreißenden Kraft, und mit dem andern anziehenden Pole, der bindenden, zurückhaltenden, sammelnden Kraft. Schelling maße sich nicht an, den Gegensatz dieser Kräfte durch die ganze Natur durchgeführt zu haben, dies ist ein Werk für Jahrhunderte, und überhaupt nur innerhalb gewisser Gränzen auszuführen. Daß aber dieser Gegensatz der Schlüssel zur einzig möglichen Naturerkenntniß, daß er die allgemeine und

unveränderliche Form sey, unter welcher sich uns alles in der Natur offenbart, bleibt unwidersprechlich wahr. Die Verwandtschaft aller natürlichen Dinge läßt sich nur darin, wenn nicht erklären, doch erkennen, daß in allem der Gegensatz zweier Urkräfte ausgesprochen liegt.

Schelling's System charakterisirt sich demzufolge durch eine strenge Durchführung erstens einer allgemeinen Polarisation oder Entgegensetzung zweier Urkräfte der einen Natur, und zweitens einer allgemeinen Paralleliſirung aller natürlichen Dinge, je nachdem sie an den einen oder andern Pol oder in die bindende Mitte fallen. Drittens aber wird dieses System durch die Gradation charakterisirt, in welcher es die natürlichen Dinge an jenen Polen ablaufen läßt.

Der Grundsatz des ganzen Systems ist sehr einfach, wie es jede Wahrheit zu seyn pflegt, aber bequem und nachläſſig ist sie nur denjenigen erschienen, welche von der ungeheuern Aufgabe, die noch darin liegt, keine Ahnung haben, und mit dem daraus entspringenden Paralleliſiren ein blos witziges Spiel treiben, oder den Empirikern, welche vor Naturaliencabinetten und Experimenten nie zur Natur kommen können, wie die Philologen vor Büchern und Worten nicht zum Geist, die sich verachten würden, wenn der mühsame Fleiß ihres ganzen Lebens sich statt auf

Folianten auf ein Kartenblatt schreiben ließe, und deren Ehrgeiz es ist, nicht das Schwierige leicht, sondern das Leichte schwierig zu machen.

So einfach der Grundsatz jenes Systems ist, so läßt es doch nach innen und nach aussen noch eine unendliche Entwicklung zu. Die Einheit der Natur muß in ihrer ganzen Tiefe, der Gegensatz in seiner ganzen Schärfe verfolgt und auf die Thatsachen der Natur in ihrem ganzen Umfang angewendet werden. Tiefsinn, Scharfsinn, Combinationsvermögen auf der einen, Beobachtungsgabe, Fleiß und Erfahrung in der praktischen Naturerforschung auf der andern Seite werden im höchsten Grade angespornt, eine Lehre weiter zu entwickeln, von der kaum etwas mehr, als eine erste Formel vorhanden ist. Daher hat Schelling's einfaches Wort die Geister der Nation nicht eingeschläfert und mit süßen spielenden Träumen ergötzt, gleich so manchem andern Philosophen, sondern zur lebendigsten Thätigkeit aufgeweckt, und es hat sich ihm aus den geistreichsten Männern der Nation eine Schule gebildet, wie sie noch kein Philosoph gefunden hat. Von dem Einfluß seiner Lehre auf das deutsche Leben überhaupt ist schon oben die Rede gewesen. Hier will ich nur noch Einiges von dem erwähnen, was seine Schüler im Sinn seines Systems für die Naturwissenschaft geleistet.

Gehn wir mehr aufs Einzelne, so offenbart sich erst in dem was geleistet ist, die unerschöpfliche Fülle dessen, was noch zu leisten übrig ist. Jeder Schüler Schelling's ist im Grunde nur von einer, oder doch nur von wenigen einzelnen Theilen der Naturwissenschaft ausgegangen, worin er hauptsächlich bewandert war, und hat von dort aus die ganze Lehre beleuchtet. Steffens ging mehr von der Geognosie, Wagner von der Chemie, Görres von der Physiologie, Oken von der Anatomie, Schubert und Eschenmayer von der Psychologie aus. Nothwendigerweise kann auch nur immer eine Theilwissenschaft die andre erklären, aber die Vergleichungen aller sind noch lange nicht vollständig und genau ausgeführt worden.

Hat man einmal die Parallele zwischen Makrokosmus und Mikrokosmus geahndet, so ist der Vergleichung ein unermeßliches Feld eröffnet, und jede neue Entdeckung im Geist und Gemüth des Menschen fordert auf, das correspondirende Aequivalent in der Natur nachzuweisen, und umgekehrt. Darum ist die Lehre nie zu schließen, und wird unzulänglich bleiben, bis alles in der Natur wie im Geist erforscht ist, also so lange, als die Menschen Menschen bleiben, wenn auch die Formel des Parallelismus und die Regel jenes allgemeinen Gegensatzes in der Natur an sich unumstößlich ist. Wir würden wahrscheinlich gar keine Wahrheit haben, wenn jede in jeder

Hinsicht ihre Anwendung erproben müßte. Hat der Mensch Anlagen zu allem, und vermag sie doch nicht alle und im höchsten Grade auszubilden, warum soll er nicht unbestreitbare Wahrheiten sich zu eigen machen können, die er doch nie im ganzen Umfang ihrer Anwendbarkeit nachweisen kann.

Die Mängel der neuern Naturphilosophie werden sich dahin bestimmen lassen. Ausgehend vom richtigsten und einfachsten Grundsatz findet sie doch in der Natur selbst drei Gränzen, die sie niemals überschreiten, jenseits welcher sie ihren Grundsatz nicht mehr anwenden kann, wenn sie gleich wohl weiß, daß in diesem Jenseits noch die ganze Unendlichkeit hinter einem Schleier für uns verborgen ist. Wir kennen bereits diese Gränzen. Sodann wird der an sich richtige Grundsatz auch auf das, was in der Natur uns zugänglich ist, oft falsch oder mangelhaft angewendet, weil wir noch nicht genug empirische Kenntnisse besitzen, oder weil die menschliche Berechnung überhaupt dem Irrthum unterworfen ist. Es ist nicht uninteressant in dieser Hinsicht die neuesten naturphilosophischen Werke mit den ältern zu vergleichen, z. B. Steffens Anthropologie mit den frühern Werken andrer Philosophen, ja mit seinen eignen. Wie manches nahm damals eine ganz andre Stelle ein, als jetzt, wie viele neu entdeckte Mittelglieder haben das getrennt, was man verbunden wähnte, und das

verbunden, worin man keine Verwandtschaft ahndete, z. B. das Zusammenfallen des magnetischen, elektrischen und galvanischen Prozesses. Neben den unverschuldeten Irrthümern haben aber einige Naturphilosophen auch Fehler offenbart, die ihrem Leichtsinn und ihrer Eitelkeit zugerechnet werden dürfen. Wie hätte man auch hier nicht faseln sollen, wo so reichlich Gelegenheit sich darbot. Die Naturphilosophie hat es mit der Religion gemein, daß sie das Tiefste und Heiligste, aber auch das Thörichtste im Menschen hervorzurufen vermag.

Die Empiriker und Philosophen haben sich wechselseitig und sehr zur Unehre der Wissenschaft aufs bitterste angefeindet. Beide haben einander die gröbsten Irrthümer vorgeworfen, und nicht mit Unrecht. Blind heißt der Empiriker, ein Visionair der Philosoph. Jener sieht nichts, was er nicht mit Händen greifen kann, dieser glaubt zu greifen, was er nicht einmal sehen kann.

Der Empiriker begeht auf einem scheinbar sehr sichern Boden doch so grobe Fehler, als immer der Philosoph. Auch er muß oft erklären, was sich nicht gerade von selbst versteht, und für bekannte Erscheinungen die unbekannten Ursachen suchen. Dann steht er aber gewöhnlich hinter dem Philosophen weit zurück, weil es ihm gar nicht darauf ankommt, die eine Erscheinung im Zusammenhang mit allen andern

zu begreifen, sondern weil er nur für den einen Fall nach der ersten besten Wahrscheinlichkeit greift. Man könnte ein ganzes Buch voll der albernsten Erklärungen solcher Empiriker sammeln, und es den Eulenspiegel der Naturforscher tituliren. Statt hunderten möge hier nur eine stehn, die aber sehr geeignet ist, das ganze Verfahren zu charakterisiren. Viele, fast alle und selbst sehr berühmte Empiriker erklären das Entstehn der Vegetation auf eben erst über das Meer erhobenen Coralleninseln oder überhaupt an Orten, wo sich kein Same dazu vorfindet, beständig dadurch, daß Winde oder Vögel, viele hundert Meilen weit den Samen dazu herbeigetragen hätten, und dies scheint ihnen weit weniger wunderbar, als eine fortdauernde generatio aequivoca, welche die Philosophen behaupten. In dieser Weise suchen sie aber überall die gröbsten, augenfälligsten, mechanischen Ursachen, wenn sie auch bei den Haaren herbeigezerrt werden müssen, um nur ja keine dynamischen, unsichtbaren Ursachen gelten zu lassen, wenn sie auch noch so einfach vorliegen.

Der Empiriker muß auch zuweilen das Ganze der Natur überblicken, aber er stellt dann nur die Erscheinungen in Reih und Glied auf, nach ihren äußern Kennzeichen, ohne die eine heilige Naturkraft, die in allen waltet, erkennen zu wollen; oder er täuscht sich über die ungeheure Aufgabe, die dem

menschlichen Forschungsgeist noch jenseits des Anschaubaren und Handfesten geboten ist, mit frommer kleinmüthiger Selbstbeschränkung und spricht von göttlichen Wundern. Schon Lichtenberg sagt: je weniger ein Naturforscher seine eigne Größe darthun kann, desto lauter preist er die Größe Gottes.

Immerhin aber ist die Naturerfahrung der Boden, auf dem auch die Naturphilosophie allein gedeihen kann. Die getreueste und zusammenhängendste Erfahrung hat unmittelbar zur Philosophie geführt, und die besten Philosophen sind der Natur treu geblieben, während nur die einseitige und grobe Empirie allem philosophischen Geist widersprochen und nur der Wahnsinn einiger Philosophen von aller Naturwahrheit sich entfernt hat.

Die großartige Naturansicht unsres Humboldt ist rein aus Erfahrung hervorgegangen, aber aus einer unermeßlichen Erfahrung, deren Boden der Erdkreis, nicht blos ein enges Studierzimmer gewesen ist; der zweite größte Empiriker unsrer Tage, der scharfsinnige Oersted ist mit seinen Entdeckungen den kühnsten Schlüssen der Philosophie vorangeeilt und um das Zusammenwirken einer gründlichen Empirie und Philosophie am augenfälligsten zu erkennen, dürfen wir nur an Oken denken. Wer mag behaupten, daß seine große zoologische Lehre mehr aus Erfahrung oder aus Speculation entsprungen sey?

Die Naturerfahrung hat sich nach allen Richtungen ausgebildet, und eben dadurch ist erst die Naturphilosophie möglich geworden. In allen einzelnen Naturreichen ist unermeßlich geforscht, entdeckt, gesammelt worden, und andre Nationen haben darin mit den Deutschen gewetteifert oder sind ihnen Muster gewesen. Von der großen europäischen Gelehrtenrepublik sind vorzugsweise nur die Naturforscher gleichsam als ein Ausschuß zurückgeblieben, und scheinen zu warten, bis sich die andern Fakultäten wieder mit ihnen vereinigen werden. Nur sie sind sich vertraut und verwandt geblieben in allen Ländern, darum haben sie aber auch für ihre Wissenschaft, stark durch den Verein, mehr geleistet, als für irgend eine andre Wissenschaft geleistet werden konnte. Man kann nicht sagen, daß in unsrem Zeitalter das eine oder andre Gebiet der Naturkunde mehr angebaut worden wäre, alle haben unzählige und die besten Bearbeiter gefunden. Nicht allein diejenigen Theile der Naturwissenschaft, welche schon von den Alten und vom Mittelalter gepflegt wurden, sind geläutert, erweitert und von hundert und aber hundert scharfsinnigen Entdeckern und fleißigen Sammlern ins Unendliche bereichert und vervollkommnet worden, sondern man hat auch durch ganz neue Entdeckungen ganz neue Wissenschaften begründet, wie z. B. die vom Magnetismus.

Sucht man indeß nach etwas Charakteriſtiſchem, was die Naturforſchung unſrer Zeit beſonders auszeichnet, ſo wird man es wohl in folgenden drei Momenten finden. Zuerſt in dem philoſophiſchen Charakter, dem ſich die Naturkunde je länger je weniger entziehen kann, in der Beziehung, in welche je eine Seite der Naturwiſſenſchaft zu der andern tritt, und in der Zurückführung aller einzelnen Forſchungen auf die Entdeckung eines einigen letzten Naturgeſetzes. Sodann iſt nicht zu verkennen, daß die Anthropologie unter allen übrigen Naturwiſſenſchaften diejenige iſt, die jetzt im Gegenſatz gegen frühere Zeiten als die vorherrſchende betrachtet werden darf, und unſer Zeitalter deßfalls charakteriſirt. Die frühere Naturforſchung ging mehr darauf aus, die äußre Welt, den Kosmos zu ſtudiren, als den Menſchen, den Mikrokosmos. Die Alten wußten viel von Aſtronomie, auch von der Kunde der Elemente, Metalle, Pflanzen und Thiere, doch wenig von Anatomie und noch weniger von Phyſiologie und Pſychologie. Wie ſich nun überhaupt der Menſch allmählig immer freier und ſelbſtſtändiger von der ihn umgebenden Natur abgelöst hat, und während er ſonſt alles auf ein Aeußeres, auf Gott, die Natur, den Staat, das Volk bezog, ſo jetzt alles auf ſich bezieht, hat auch die Naturwiſſenſchaft dem allgemeinen Zuge folgen müſſen und iſt mehr im Innern des Menſchen eingekehrt. End-

lich verdient es Beachtung, daß wir auch allmählig angefangen haben, die Natur als ein Gewordenes, in ihrer Entwicklung in der Zeit zu ſtudiren, während ſie bisher faſt immer nur als ein Gegebenes im Raum in ihrer gegenwärtigen Erſcheinung aufgefaßt worden war. In Frankreich hat Cuvier, unter den Deutſchen vorzüglich Werner und Steffens dieſes Feld der Unterſuchung eröffnet und geläutert, und ihre Forſchungen über die Urzeit und über die frühern Revolutionen der Erde, begründet auf allgemeine Naturerfahrungen und Geſetze, haben das völlig leere oder nur mit mythiſchen Hypotheſen beſchriebene Blatt vor dem Buch der Natur auszufüllen verſucht.

Uebrigens wird nicht nur zwiſchen Philoſophen und Empirikern, ſondern auch unter den Empirikern ſelbſt unendlich viel geſtritten. Beinah in jedem untergeordneten Gebiet der Naturwiſſenſchaften gibt es entgegengeſetzte Anſichten. Man kann indeß dieſe Streitigkeiten kaum unter den charakteriſtiſchen Erſcheinungen unſrer Zeit anführen, da man über die Natur von jeher geſtritten hat. Der Streit iſt fruchtbar, da er wiſſenſchaftlichen Wetteifer hervorruft, und er führt nothwendig immer zuletzt zur Naturphiloſophie. Die Art, wie die Naturforſcher zanken, iſt aber nicht immer erbaulich. Sie haben darin etwas mit den Tonkünſtlern gemein, die auch ganz bitterböſe

werden können, und doch ſind ſie beide an eine ſo unſchuldige und heitre Welt gewieſen.

Die Polemik iſt ein giftiges Unkraut in den Schriften der Naturforſcher. Dieſe Schriften haben aber noch manches andre, was gerechten Tadel verdient. In einigen finden wir einen gehäſſigen Materialismus gepredigt, der ſchielende bösartige Blicke auf alles ſogenannte Wunderbare wirft, und uns allen myſtiſchen Zauber der Natur in baare nakte Proſa auflöſen möchte. In andern wird dagegen der Name Gottes gemißbraucht, und der triviale Gedanke, daß Gott in Sonnen und auch im kleinſten Wurme ſich offenbare, bis zum Eckel wiederholt. Beſonders geſchieht dies in den populären Schriften, die überhaupt beſſer abgefaßt ſeyn könnten. Okens und Schuberts vortreffliche Naturgeſchichten machen ehrenvolle Ausnahmen.

Wie bei Schelling das tiefſte Princip der Naturphiloſophie, die Einheit im All der Natur, ſo tritt bei Oken die reichſte Fülle der Erfahrung, nach jenem Princip harmoniſch geordnet hervor, in Humboldt aber zeigt ſich, was eine vielumfaſſende Erfahrung auch ohne Philoſophie Großes vermag und wie ohne ſie jede Philoſophie nichtig iſt.

Habe ich Schellings Princip bezeichnet, ſo will ich auch die Okenſche Lehre, offenbar die genialſte unter allen, kurz ſkizziren.

Der Aether ist nach Oken die gleichgültige, indifferente Urmaterie, in welcher durch Polarisirung zwischen dem Lichtpol und Schwerepol die äußerste Spannung entsteht, die aber in der Rückwirkung durch die Wärme wieder ermäßigt wird, indem die Wärme alles wieder gleich machen und in Aether verwandeln möchte. Je nachdem nun im Aether diese drei Kräfte vorherrschen, zerfällt er in die Urstoffe. Der Lichtstoff ist Sauerstoff, der Schwerestoff Kohlenstoff, der Wärmestoff Wasserstoff. Sie sind aber beständig mit einander verbunden, weil jene Kräfte immer zugleich, nur in verschiedenem Maaß wirken. Darnach bilden sich die Elemente. Wo der Wasserstoff vorherrscht, ist Luft; wo der Sauerstoff, Wasser; wo der Kohlenstoff, Erde. Ihr allgemeines Urelement aber, das ätherische, ist Feuer, denn alle Wirkung im Aether geht aus Licht und Wärme hervor, ist mithin Feuer. Die Welt ist aus Feuer entstanden, ist erkältetes Feuer und wird wieder in Feuer untergehn. — Die Sonne ist Feuer, roth. Die nächsten Planeten um sie, Merkur, Venus, Erde, Mars, Vesta, Juno, Ceres und Pallas sind Erde, gelb. Jupiter und Saturn sind Wasser, grün. Uranus ist Luft, blau. Die Kometen sind übriger Aether, der Luft werden will. Die Elemente wirken auf einander. Luft und Wasser bewirken die positive, Luft und Erde die negative Elektricität. In dieser Wech-

selwirkung produziren zwei Elemente das dritte, Luft und Erde das Wasser im Regen, Luft und Wasser die Erde in den Meteorsteinen, beides elektrische Produkte, Erde bewirkt in Verbindung mit je einem der andern Elemente die Mineralien. Kommen aber drei Elemente zusammen, Luft, Wasser und Erde, so entsteht daraus der erste Organismus der Pflanze, und kommt noch das vierte Element, das Feuer, dazu, so entsteht das Thier. Es kann nur vier Mineralien geben, je nachdem das Erdige entweder vorherrschend bleibt, oder durch Wasser oder Luft oder Feuer verändert wird. Es gibt also Erderden = Erden, Wassererden oder = Salze; Lufterden = Inflammabilien; Feuererden = Metalle. Jede dieser Erden hat wieder Unterarten, worin sich dieselben Verhältnisse wiederholen. Die eigentliche Erde, die Erderde, hat bei der Bildung unsrer Planeten vorgeherrscht. Aus dem Aether hat sich die Luft, aus der Luft das Wasser, aus dem Wasser die Erde gebildet, und die letztere als das allein Feste durchaus krystallinisch. Wie nun jedes Erdatom schon ein Krystall ist, so ist es auch die Erde selbst ursprünglich gewesen und ihre Gebirge, die um den Aequator her parallel neben demselben laufen, von den Polen aus aber sich fächerartig gegen denselben ausbreiten, sind noch Ueberreste dieser vielseitigen Krystallformen. Granit, die Erderde, bildet auch den ganzen Erdkern und stand ur-

ſprünglich in ſcharfen Kryſtallkanten hervor. Indem aber das Waſſer, das dieſen Kryſtall bedeckte, ſich abermals niederſchlug, und die Uebergangsgebirge abſetzte, ſchoſſen dieſe durch polare Anziehung an die Seiten der Kryſtallkanten an, und erſt ſpäter, als das in den Thälern eingeſchloſſene Waſſer gewaltſam ſich Bahn brach, entſtanden die mechaniſchen Zerreißungen und Umwälzungen der ſpätern Erdſchichten. „Die Lagerung iſt kein mechaniſches Phänomen, ſondern ein polares.“ Nachdem nun die Erderden aus dem Waſſer niedergeſchlagen und kryſtalliniſch an einander geſetzt waren, blieb im Waſſer noch Erdſtoff zurück, in dem aber nicht mehr das reine Irdiſche, ſondern das Wäſſerige vorherrſchte. Dieß bildete die Waſſererden in den Flötzgebirgen. Dann folgten die Lufterden in den Trappgebirgen und endlich die Feuererden in den Metallen. Schon vor den Flötzgebirgen finden ſich Muſchelkalke als Zeichen, daß ſich damals ſchon organiſche Weſen gebildet hatten, und mußten ſich bilden, ſofern das feſte Land über das Waſſer hervorragte, denn wo Erde, Waſſer und Luft zuſammen kommen, da muß ſich nothwendig organiſches Leben erzeugen. Die Metalle ſind das letzte Produkt der Mineralienbildung. Sie erzeugen ſich in den finſtern Gängen zwiſchen den früher ſchon gebildeten Bergwänden. Zur Erzerzeugung gehören zwei ſich nahe ſtehende Wände. An einer freien Fel-

senwand finden sich keine Erze. Die Polarität besteht entweder zwischen den beiden Wandflächen allein, dann entsteht Elektricität, oder zwischen den beiden Wänden und dem Mittelpunkt der Erde, dann entsteht Magnetismus. Das Produkt von jenem sind die Inflammabilien, das Produkt von diesem die Erze. Das Metall, das späteste Kind der Erde, kann also nicht den Erdkern bilden, wie man oft geglaubt hat, es kommt nur in den Gängen zwischen den Gebirgen und verhältnißmäßig in nicht großer Tiefe vor. Da man ferner das Eisen vorzugsweise an den Polen, die edlen Metalle aber am Aequator findet, so ist auch dieß ein sicherer Beweis, daß sich seit Erschaffung der Erde die Erdachse keineswegs, wie einige geglaubt haben, verändert hat. Endlich beweisen die Abweichungen der Magnetnadel je nach dem geringeren oder häufigeren Vorkommen der Eisenerze, daß nicht die Erde als solche, wie einige geglaubt haben, sondern daß nur das Eisen auf der Erde magnetisch ist, und daß die Magnetnadel nicht nach dem Nordpol zeigt, weil dort der Nordpol ist, sondern weil dort Eisen ist. Wie der Erde die Krystallisation, den Inflammabilien die Elektricität, den Metallen der Magnetismus zukommt, so den Salzen der Chemismus, der chemische, auflösende Prozeß.

Durch Auflösung der schon geschaffenen Elemente schafft die Sonne in Wasser etwas Neues, daß auf

ſeinen höchſten Stufen die Wiederholung der ganzen Natur, der Organismus iſt. Die Kalkbildung, die mit dem Salz ſich ſchließt, iſt das Vorbild der organiſchen Welt. Wenn ſtatt der bisherigen zwei Elemente deren drei zuſammenwirken, wenn zu der Wechſelwirkung zwiſchen Luft und Erde (Elektricität) auch noch die zwiſchen Waſſer und Erden (Chemismus) kommt, und alſo Luft, Waſſer und Erde zuſammen wirken, welches überall am Meeresufer geſchieht, ſo entſteht ein neuer Prozeß, Elektro-Chemismus, ein durch Elektricität beſtändig unterhaltener chemiſcher Prozeß, eine durch die Luft beſtändig rege gehaltene Polarität zwiſchen Waſſer und Erde. Dieſen Prozeß nennt man Galvanismus, und er iſt der Anfang alles organiſchen Lebens, das organiſche Leben ſelbſt. Sein Produkt iſt eine mit Waſſer und Luft gemiſchte Erde, ein oxydirter und gewäſſerter Kohlenſtoff, d. h. Schleim. Aus dem Schleim am Meeresufer iſt alles Lebendige hervorgegangen. „Die Liebe iſt aus dem Meerſchaum entſprungen.“ Sofern nun aber in dieſem erſten organiſchen Prozeß nur die drei niedern Elemente zuſammenwirken, iſt er auch nur eine Wiederholung des Planeten. Soll er das ganze Sonnenſyſtem wiederholen, ſo muß auch das vierte und höchſte Element, das Feuer, hinzukommen; dieß bildet den Unterſchied in der organiſchen Welt. Zu den

Pflanzen gehören nur drei, zu den Thieren vier Elemente.

Zuerst von den Pflanzen. Sie gehören zugleich der Erde, dem Waſſer, der Luft an, bilden ſich in alle drei hinein, aus allen dreien heraus durch den magnetiſchen Ernährungsprozeß (Wachſen), durch den chemiſchen Verdauungsprozeß (Saftbildung) und durch den elektriſchen Athmungsprozeß (Lufteinhauchung). Dem entſpricht denn auch die Bildung der Pflanze. Sie beſteht aus Zellgewebe (Erde), Saftröhren (Waſſer), Spiralgefäßen (Luft). Das erſtere herrſcht vor in der Wurzel, das zweite im Stengel, das dritte im Laub. — Indem aber das höhere Element in die niedern einwirkt, indem das Feuer aus der Pflanze das Thier zu erzeugen ſtrebt, geſchieht der erſte Verſuch dazu in der Blüthe der Pflanze, die nichts iſt, als eine Wiederholung der ganzen Pflanze, aber ins Feuerelement erhoben. Daher tritt auch in der Blüthe die erſte ſelbſtſtändige Bewegung, die thieriſche ein (im Moment der Befruchtung), und zugleich der Gegenſatz der Geſchlechter, denn ein Männliches im Gegenſatz gegen ein Weibliches gibt es nur, wenn die Sonne und ihr Feuerelement mit den Planeten und deſſen drei niedern Elementen polariſirt wird. — „Die Eintheilung der Pflanzenorgane iſt aber zugleich die Eintheilung des ganzen Pflanzenreichs.“ Alſo gibt es zwei Hauptklaſſen, Blüthen-

lose (geschlechtslose) und Blüthenpflanzen (geschlechtliche). Unter den erstern sind die niedrigsten, die blos Zellgewebe sind, Brande, Schimmel, Pilze; dann folgen die, welche blos Saftröhren sind, Tremellen, Conferven, Flechten, Moose; hierauf die Spiralgefäßpflanzen, Farrenkräuter. Bei den Pflanzen der höhern Klasse erscheinen die drei ersten Bestandtheile der Pflanzen schon scharf gesondert als Rinden (Zellgewebe), Bast (Saftröhre), und Holz (Spiralgefäße). Daher sind die niedrigsten dieser Klasse die Rindenpflanzen (Rohrgewächse, Gräser); dann folgen die Bastpflanzen (Lilien), endlich die Holzpflanzen (Palmen.) Noch eine Stufe höher, und jene ersten drei Bestandtheile sondern sich noch schärfer in Wurzel, Stengel und Laub. Es folgen nun die Wurzelpflanzen (Rüben), die Stengelpflanzen (Ericoiden und Stellaten) und die Laubpflanzen (Personaten, Labiaten, Asperifolien, Gentianen ꝛc. ꝛc.). Wieder eine Stufe höher, und die Blüthe wird vorherrschend. Deren Theile sind Samen, Gröbs (Pistill) und Blume. Es gibt also Samenpflanzen (Ranunkeln, Malven, Geranien), Gröpexpflanzen (Rutaceen, Reseden ꝛc. ꝛc.) und Blumenpflanzen (Nelken, Mohne ꝛc. ꝛc.). Zuletzt bildet sich die Frucht aus, in drei Formen, der Nuß, der Pflaume, des Apfels. Dahin gehören nun die vollendetsten und edelsten Pflanzen, die Nuß-, Pflaumen- und Aepfelpflanzen.

Wie die Pflanze in ihrer höchsten Lebensäußerung, in der Blüthe, Thier wird, so ist das Thier eine fortlebende, losgerissene, sich frei bewegende Blüthe. Im Thier ist die ganze Pflanze enthalten, es ist nur etwas Neues hinzugekommen, zu den drei niedern Elementen der Pflanze ist das höchste Element hinzugekommen. Die Pflanze ist Planet. Das Thier ist Sonne und Planet zugleich. Der Anfang des Thiers ist Blüthenstaub, Sonnenäther, bewegliche Pünktchen, Nervenmasse. Dieser solaren Nervenmasse setzt sich zuerst die härteste, planetarische Erdmasse im Knochen entgegen. Die niedrigsten Thiere, Infusorien, sind nackte Nervenmasse; eine Knochenmasse umgibt dieselbe und es entsteht die Koralle. Zwischen Nerv und Knochen bildet sich dann das Fleisch aus. Diese drei Dinge, Nerv, Fleisch und Knochen, bilden das Thier im Thier; was sonst noch im Thier ist, das ist Pflanze. Alle Eingeweide sind die Pflanze im Thier, die Wurzel der Darm, der Stamm das Gefäßsystem, das Laub die Lunge. Diese Pflanze im Thier ist aber frei geworden, nicht wurzelnd in der Erde, sondern in sich geschlossen und im eignen Kreislauf sich bewegend; daher das geschlossene Adersystem und der Kreislauf des Bluts. Was viertens die Blüthe der Pflanze war, das ist im Thier das Geschlecht.

Wie das ganze Pflanzenreich nur die auseinandergelegten Theile und Eigenschaften der Pflanze sind, so auch ist das Thierreich nur das zerfallende Urthier, der auseinandergelegte Mensch. Im niedrigsten Thier ist nur das niedrigste Organ entwickelt, es entsteht eine neue und höhere und immer wieder eine höhere Thierart, je mehr neue und höhere Organe hinzutreten. Es gibt mithin genau so viel Thierarten, als es Organe gibt, nicht mehr und nicht weniger. Da wir im Thier überhaupt zwei Systeme, das pflanzliche und das thierische, unterschieden haben, so unterscheiden wir darnach auch zuerst Pflanzenthiere und Thierthiere. In den erstern herrschen die drei vegetabilischen Systeme der Gefäße, des Darmes und der Lunge, und der niedrigste Sinn, das Gefühl vor; in der zweiten dagegen die drei animalischen Systeme der Knochen, Muskeln und Nerven, und die höhern Sinne. Beim Gefäßsystem unterscheiden wir Saugadern, Venen und Arterien. Darnach zerfällt die erste und niedrigste Classe der Thiere in Infusorien, Polypen und Quallen. In jeder dieser Classen gibt es wieder Unterarten, je nachdem sich die Thiere der benachbarten Art nähern. Die zweite Thierklasse bilden die Darmthiere, und da wir im Darmsystem Magen, Leber und Drüsen unterscheiden, so zerfällt darnach diese Classe in Maden, Muscheln und Schnecken, welche wieder nach

dem Geſetz ihrer nachbarlichen Verwandtſchaft Unterarten haben. Die dritte Claſſe ſind die Lungenthiere, und wie im Lungenſyſtem das Fell, der Kiemen und die Luftröhren (Droſſel) unterſchieden werden, ſo unterſcheiden die Thiere, in welchen dieſes Syſtem vorherrſcht, ſich in Würmer, Krabben und Käfer. — Die höhern Thiere, in denen die animaliſchen Syſteme, Knochen, Muskel, Nerv und Sinne ſich ausbilden, zerfallen in Knochenthiere = Fiſche, Muskelthiere = Lurche (Amphibien), Nerventhiere = Vögel, Sinnenthiere = Säugthiere. In jeder dieſer Claſſen wiederholen ſich aber wieder die niedern vegetabiliſchen, und dadurch werden die Unterarten derſelben bedingt. Oken führt dieſe natürlichen Unterſchiede bis in die Menſchenracen über. Er ſagt, es gibt nur ein Menſchengeſchlecht und nur eine Gattung, weil der Menſch der Inbegriff des ganzen Thierreichs iſt, aber nach der Entwicklung der Sinnorgane gibt es fünf Menſchenarten: der Hautmenſch iſt der Schwarze, Afrikaner; der Zungenmenſch der Braune, Auſtraſier; der Naſenmenſch der Rothe, Amerikaner; der Ohrenmenſch der Gelbe, Aſier; der Augenmenſch der Weiße, Europäer ꝛc.

Wir gehen nun zur Empirie über und betrachten zuerſt die Naturkräfte, dann die Naturerſcheinungen und zuletzt die praktiſche Anwendnng der Naturkenntniß.

Die Physik lag geraume Zeit in den Banden des finsterſten Aberglaubens. Man erklärte ſich die Urſache der Naturwirkungen hauptſächlich durch eine myſtiſche Dämonologie und Aſtrologie, aus Einflüſſen der Geiſter und Geſtirne. Erſt als mit Conrad Geßner und Agrikola zur Zeit der Reformation das erfahrungsmäßige Sammlen und Aufzeichnen der Naturerſcheinungen begann, konnte man nach und nach auch den Naturkräften näher auf die Spur kommen. Sturm († 1703) begründete die eigentliche Experimentalphyſik, in der ſich beſonders auch der Niederländer Muſchenbroek auszeichnete. Mehr ſpekulativ im Geiſt der mathematiſirenden Philoſophie behandelten Wolf, Graveſand, Hamberger, Krüger die Phyſik; wieder mehr empiriſch mit ſcharfem Beobachtungsgeiſt Euler, Karſten, Meyer, Lichtenberg, Käſtner, Errleben, Brandes, Munk ꝛc.; populär Wiegleb, Poppe. Fiſchers phyſikaliſches Wörterbuch, die Journale von Gilbert, Gehler, Lichtenberg, Hermbſtädt, Schweigger, die literarhiſtoriſchen Arbeiten von Rau, Wenk, Errleben, Beckmann gewähren über das ganze phyſikaliſche Gebiet eine große Ueberſicht.

Die Optik hat ihre vorzüglichſte Ausbildung durch die Deutſchen erfahren. Uns war der groſſe tiefe Blick in die phyſiſche Unendlichkeit gegeben, wie

in die geistige. Im siebzehnten Jahrhundert wurden in Holland die Fernröhre erfunden, die Teleskope zuerst von Huygens, später von Reichenbach, Tiedemann, in jüngster Zeit aber von Fraunhofer unendlich verbessert; die Mikroskope von den Holländern Löwenhoek und Hartsoeker und später von Lieberkühn. Im siebzehnten Jahrhundert entdeckte Snell die Strahlenbrechung, im achtzehnten Tschirnhausen die Brennspiegel, der Elsäßer Lambert die Photometrie. Systematisch wurde die Optik behandelt von Euler, Herschel, Fuß, Kästner, Langsdorf, Karsten, Spengler, Ruhland, Brandes ꝛc. und von Göthe in seiner berühmten Farbenlehre.

Auch die Akustik hat ihre Vervollkommnung in Deutschland erhalten. Athanasius Kircher erfand das Sprachrohr; Euler, Lambert und hauptsächlich Chladni, der Erfinder der berühmten Klangfiguren, waren die anerkannt größten Akustiker.

Die Wärme wurde vorzüglich von Lambert, Langsdorf, Böckmann untersucht. Muschenbroek erfand den Pyrometer, Fahrenheit den nach ihm genannten Thermometer.

Auch die Electricität verdankt dem deutschen Forschungsgeist viel. Hausen erfand 1734 die Elektrisirmaschine, Cunäus und Muschenbroek die Leidner-, Kleist die Verstärkungsflaschen,

Wilke den Elektrophor. Systematisch wurde die Elektricitätslehre behandelt von Euler, Winkler, Aepinus, Kratzenstein, Bohnenberger, Ritter, Singer, auch vom Dichter Arnim, Schmidt, Weber, Schöffer, dem Holländer van Marum. Eine Geschichte der Elektricität hat Kühn geschrieben.

Den Galvanismus haben erforscht Humboldt, Ritter, Gmelin, Kielmayer, Pfaff, Reinhold, Tromsdorf ꝛc.

Um die Kenntniß des terrestrischen Magnetismus erwarben sich früher Kircher und Euler großes Verdienst. Im Jahre 1776 entdeckte Mesmer auch den animalischen Magnetismus, der eine so große Rolle in der Heilkunde und Seelenlehre spielen sollte, und dessen berühmteste Erforscher Gmelin, Eschenmayer, Kieser, Justinus Kerner, Hensler, Zimmermann ꝛc. waren.

Auch in der Chemie haben Deutsche die folgenreichsten Entdeckungen gemacht. Ein deutscher Mönch, Basilius Valentinus, war der erste selbstständige chemische Forscher und Experimentator in Europa; und der berühmte Theophrastus Paracelsus der Begründer eines neuen chemischen Systems, das an die Stelle der altgriechischen Lehre von den vier Elementen nur die drei Sal, Mercurius, Sulfur setzte, die von der neuen Chemie wieder auf zwei, Sauer- und

Wasserstoff, aber noch nicht auf das letzte eine reduzirt wurden. Eine der größten chemischen Entdeckungen war die der Schießpulver-Bereitung durch den Mönch Berthold Schwarz. Später im siebenzehnten Jahrhundert machte sich Glauber als guter Chemiker besonders durch das noch jetzt nach ihm benannte Salz bekannt, dann Homberg als gründlicher Forscher, Becher besonders durch Anwendung der Chemie auf die Mineralogie und Stahl durch sein berühmtes phlogistisches System, das am Ende des vorigen Jahrhunderts durch das antiphlogistische des Franzosen Lavoisier gestürzt wurde. Seitdem ist die Chemie immer umfassender geworden und zugleich immer tiefer in die Naturgeheimnisse eingedrungen, und der Deutsche ist den Fortschritten des Auslandes bald vorangeeilt, bald nachgefolgt. Hier glänzen die Namen Kielmayer, Gmelin, Winterl, Hermbstädt, Göttling, Döbereiner, Prechtl, Pfaff, Klaproth ꝛc. Die Ideen des schon ältern Richter blieben nicht ohne Einfluß auf die großen Lehren des Berzelius. Die Geschichte der Chemie bearbeitete sehr gründlich Gmelin, sodann Bergmann, Tromsdorf, in Wörterbuch Klaproth, ein sehr beliebtes populäres Handbuch für Liebhaber der natürlichen Zauberei Wiegleb; Journale schrieben Crell, Gehlen, Scherer.

Die alte Alchimie oder Goldmacherkunst hörte auf, sobald sich die Aufklärung verbreitete. Die zahllosen ihr gewidmeten ältern Schriften sind jetzt fast ganz vergessen. Jngel in Berlin war der letzte gläubige Theoretiker in dieser alten Kunst noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Ueber die Geschichte der Alchimie schrieben v. Murr, Fuchs und noch jüngst gab Schmieder ein recht interessantes Werk darüber heraus.

An der Förderung der mathematischen Wissenschaften haben die Deutschen keinen geringen Antheil gehabt, obgleich sie von den Franzosen in der praktischen Anwendung, von den Engländern insbesondere in der Mechanik übertroffen wurden. Byrge, ein Schweizer, erfand 1610 die Logarithmen. Der große Philosoph Leibnitz erfand nicht lange darauf den Differenzial-Calkul. Prätorius erfand 1616 den Meßtisch. Wolf (der Philosoph), Euler, Bernoulli, Klügel, Hindenburg, Vega, Langsdorf, Abel Bürja, Gilbert, Mönnich, Schweins, Busse, Meier Hirsch, Grüson und viele andere erwarben sich in den verschiedenen Gebieten der Mathematik die mannigfachsten Verdienste. Für den Ueberblick dienen das mathematische Wörterbuch von Klügel, die Geschichte der Mathematik von Kästner, die Journale von Bernoulli, Funk, Hindenburg, Kästner, Breithaupt.

Besonderes Verdienst um die Verbreitung und Vereinfachung des mathematischen Unterrichts in den Schulen erwarb sich Pestalozzi und dessen Schüler Schmidt.

In der Mechanik zeichnete sich zuerst der Niederländer Stevin aus. Ueber die Schwere schrieb Bilfinger ein interessantes Buch. Später wurde die Mechanik systematisch bearbeitet von Gerstner, Bernoulli, Kästner, Brandes und das Verdienst war hierbei, vorzüglich das des Sammlens und des theoretischen Ordnens, weniger das der Entdeckung.

Fast noch gründlicher, als die Lehre von den Naturkräften, ist die von den Naturerscheinungen oder die Naturgeschichte bei uns behandelt worden, weil hier der uns Deutschen eigne Sammlerfleiß und die wissenschaftliche Neugierde das reichste Feld der Befriedigung fand.

Schon im Zeitalter der Reformation und in Verbindung mit der allgemeinen damals beginnenden Aufklärung, schuf Conrad Geßner in Zürich das erste System einer treuen Sammlung und Anordnung der Naturwahrnehmungen ohne Wunder, und übertraf hierin nicht nur den ältern Paracelsus und Albertus Magnus, sondern auch den Aristoteles und Plinius. Er war der Begründer der neuern, von jedem Aberglauben und von allem Fabelhaften

freien Naturbeobachtung. Seine Schüler gingen ins Detail und erforschten die einzelnen Zweige der Naturgeschichte. Das Systematisiren folgte erst wieder hinter den Erfahrungen, und die Deutschen blieben darin sogar hinter ihren Nachbaren zurück. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts konnte Klein sein System gegen dasjenige von Linné nicht behaupten, und Blumenbach und Bechstein, Forster und Link waren, ohne Eifersucht gegen Buffon und andre große Ausländer, mehr Sammler als Systematiker. Erst in neuester Zeit haben wir durch die Naturphilosophie in die Ueberfüllung und Verwirrung der bisherigen Classificationen eine bewundernswürdige, doch noch nicht durchaus infallible Ordnung bringen sehen, und die Naturgeschichten von Oken und Schubert haben an Consequenz und innerer Einheit alle andern übertroffen. Allgemeine naturgeschichtliche Wörterbücher haben Gmelin, Martini, Nemnich geschrieben; die Literatur der Naturgeschichte aber ist zusammengestellt von Beseke, Heyne, Schneider, Scheuchzer, Böhmer, Fibig und Rau ꝛc.

Für Astronomie waren schon im 15ten Jahrhundert Peurbach und Regiomontanus, im 16ten die Nürnberger Werner, Schoner und Apianus, sodann Stöffler thätig. Im 17ten trat der große Kepler mit seiner unsterblichen Entdeckung der Entfernungs- und Umlaufsgesetze der

Planeten auf, Scheiner mit der Entdeckung der Sonnenflecken, Hevel und Dörfel mit ihren Beobachtungen des Monds und der Kometen. Im 18ten begannen mit Herschel, der als Deutscher in England lebend mit seinem Riesentelescop die weiten Räume des Himmels durchmusterte, (1781) zuerst den Planeten Uranus und die Doppelsterne entdeckte, und mit Tobias Mayer, der die erste Mondcharte entwarf, eine Reihe der wichtigsten Entdeckungen und der fleißigsten Zusammenstellungen. Olbers entdeckte (1802) den Planeten Pallas und (1807) die Vesta, Harding (1804) die Juno, und unlängst haben Encke und Biela die nach ihnen benannten Kometen als Gesellschafter der Planeten mit kurzer Umlaufszeit um die Sonne und regelmäßiger Wiederkehr erkannt. Zuletzt hat Struve in Dorpat mit dem besten Instrument, das die Welt bis jetzt gekannt hat, nämlich mit dem von Fraunhofer in München verfertigten Riesenrefraktor, Herschels Entdeckungen am Fixsternhimmel, besonders in Bezug auf die Nebelsterne und Doppelsterne sehr erweitert.

Durch astronomische Berechnungen zeichneten sich am meisten aus Tobias Mayer, von Zach, Wurm, Bohnenberger, Littrow. Durch allgemeine und zugleich populäre Uebersichten über das Gesammtgebiet der Astronomie Theodor von Schubert in Petersburg, durch Handbücher vor allen

Bode, Littrow, Brandes, denen sich in jüngerer Zeit eine große Menge anderer angeschlossen haben. Eins der beliebtesten Handbücher wurde das von Gelpke obgleich (oder weil?) es aus fast lauter frommen Exclamationen über die Größe Gottes und der Welt bestand. Merkwürdig ist das Handbuch des Philosophen Fries, weil darin umgekehrt die unermeßliche Außenwelt als klein dargestellt wird in Vergleich mit der sittlichen und geistigen Größe des Menschen. Die geistreichste und umfassendste Anwendung der Naturphilosophie auf die Astronomie hat G. H. Schubert gemacht. Auch die Geschichte der Astronomie ist öfters bearbeitet worden. Pfaff in Erlangen ist mit besonderer Vorliebe in die Geschichte der alten Astrologie eingedrungen; Schaubach, Ideler, Scheibel, Stuhr haben über die Astronomie bei den Griechen, im Orient, über die alten astronomischen Namen ꝛc. geschrieben. Astronomische Zeitschriften gaben Bode, von Zach, Gruithuisen heraus. Die besten Himmelsatlanten sind von Bode, Struve, Harding.

Im Einzelnen unterscheiden wir den Fixsternhimmel mit seinen Milchstraßen, Nebelflecken, Sternhaufen, Doppelsternen und Sternen aller Größe von dem Sonnen- und Planetensystem, in dem wir leben, mit Sonne, Planeten, Monden und Kometen. Das Nächste nimmt man immer zuerst; also hatte man

sich schon einigermaßen im Hause der Sonne orientirt, als man von dem unermeßlichen Sternhimmel über ihr noch gar nichts wußte. Erst galt die Erde als der Mittelpunkt der Welt, dann galt die Sonne dafür, und eigentlich war es erst Herschel, der die Aufmerksamkeit des Zeitalters von der kleinen Sonne, die uns bloß groß erscheint, weil sie uns nahe ist, auf die Unendlichkeit des mit andern Sonnen und großen Sternsystemen angefüllten Raums aufmerksam machte, da man bisher diesen unermeßlichen Fixsternhimmel immer mehr für einen bloßen Hintergrund, für eine Dekoration unsrer kleinen Welt gehalten hatte. Außer Herschel haben besonders noch von Zach, Bessel und in jüngster Zeit vorzüglich Struve den tiefen Fixsternhimmel durchforscht und ein übersichtliches, zugleich empirisches und philosophisches Werk darüber hat G. H. Schubert geschrieben „die Urwelt und die Fixsterne.“ Ueber den Einfluß dieser Entdeckungen des Unermeßlichen auf die Ansichten von unsrer kleinen Erde und insbesondere auf den historischen Offenbarungsglauben, habe ich mich in meiner „Reise nach Oestreich“ und in meinem „Geist der Geschichte“ schon ausgesprochen. Ich füge also nichts hinzu, als daß es wohl der Mühe werth ist, die in jenen unendlichen Räumen sichtbare Gottheit mit der in unsrer kleinen planetarischen Geschichte offenbarten Gottheit in Einklang

zu bringen, und dem auch von dieser Seite hereinbrechenden Rationalismus zu begegnen.

Die Sonne speziell erforschten Tob. Mayer, von Zach, Schröter, Hell; den Mond Lambert, Boskowich, von Zach, Burckhardt. Die ältere Mondcharte von Tob. Mayer wurde durch den vollständigen Mondatlas der berühmten „selenotopographischen Fragmente" Schröters weit übertroffen, doch haben es die schärfern Fernröhre Fraunhofers möglich gemacht, daß auch Schröter wieder in der Präcision der Abzeichnungen übertroffen wird. Die in Dresden angefangene Mondcharte versprach viel, gerieth aber ins Stocken; dagegen hat Wilhelm Beer in Berlin, der Bruder des Dichters Michael, und des Compositeurs Meyer Beer, und mit ihm Mädler eine andere entworfen, die sehr genau ist und guten Fortgang hat. Die größte Vorliebe für das Mondstudium beurkundete Gruithuisen in München, da man aber zuweilen zu viel im Monde sehen wollte, zog er sich Börnes Spott zu, dessen humoristische Schilderung der Mondbewohner aber Gruithuisens Verdienste nicht in Schatten stellen kann. Das beste Werk über den Planeten Venus schrieb ebenfalls der unermüdlich beobachtende Schröter, dessen Auge für die kleinsten Unebenheiten und Färbungen auf den Planeten so fein war, wie das Auge Swammerdams für die Anatomie der Insekten. Außer ihnen beobachtete auch

von Lindenau die Venus. Ueber den Mars theilten Beer und Mädler genauere Beobachtungen mit. Ueber den Jupiter wieder Schröter und Späth; über den Uranus Herschel, Bode und Wurm; über die Aesteroiden außer ihren Entdeckern Bode und Schröter; über die Kometen endlich Bessel, Bode, Olbers, Lambert, Encke, Voigt, Littrow ꝛc.

Steigen wir nun aus dem Himmel zur Erde nieder und sehen, was über unsere Planeten selbst geforscht und geschrieben ist. Die allgemeinen astronomischen und physischen Verhältnisse der Erde sind von dem Philosophen Kant, Bergmann, Kästner, in neuerer Zeit besonders durch die Berechnungen und Vergleichungen des berühmten Alexander von Humboldt und durch den allumfassenden Sammlerfleiß Ritters erläutert worden. Unter den zahlreichen systematischen Lehrern zeichnen sich aus Julius Fröbel, Zeune, Karl von Raumer, Vollrath Hoffmann ꝛc. Die athmosphärischen Erscheinungen der Erde haben eine ganz neue Wissenschaft veranlaßt, die Meteorologie, für die Lampadius, von Buch, Humboldt, Brandes, Kastner, Kämptz, die erstern durch Forschungen, die letztern durch reichhaltige Handbücher das meiste geleistet haben, obgleich dieser Theil der Naturlehre immer noch zu den räthselhaftesten gehört. Die vergleichenden Beobachtungen des Barometers dürften

eine der intereſſanteſten Leiſtungen der neuern Zeit ſeyn, und einer der ſonderbarſten und ſeltenſten iſt der Verſuch von Brandes geweſen, die flüchtigen Sternſchuppen zu berechnen, worin wenigſtens der Beweis liegt, welchen ausdauernden Eifer man der Naturforſchung auf deutſchem Boden zu widmen im Stande iſt. — Die Luft insbeſondre haben erforſcht ſeit dem berühmten Erfinder der Luftpumpe, Otto von Guerike, beſonders Hindenburg, Herbert, Tromsdorf, Scherer, Wolf, Humboldt. Das Waſſer Leidenfroſt, Buſſe, Zimmermann, Scherer, Kaſtner, Otto, Langsdorf, Silberſchlag.

Als den Patriarchen der Geognoſie und Mineralogie verehrt die ganze Welt unſern großen Werner im ſächſiſchen Freiberg. Um die Gebirgskunde erwarben ſich beſondre Verdienſte der berühmte Reiſenden Pallas, Silberſchlag, Keßler von Sprengeiſen, von Trebra; um die Kunde der Vulkane beſonders von Beroldingen, Noſe, Walther, Prezyſtanowsky ꝛc. Der Naturphiloſophie wurde dieſe Lehre auf die geiſtreichſte Weiſe vermittelt durch Steffens. Die Mineralogie im Allgemeinen iſt, wegen ihrer großen nationaldkonomiſchen Wichtigkeit immer mit vielem Fleiß gefördert worden. Die Reichthümer im Schooß der Erde waren dieſes Fleißes wohl werth. Daher erſcheint ſchon im Zeitalter der Reformation Georg Agricola als der erſte wiſſen-

schaftliche Begründer der Mineralogie; nach welchem sich Jung, Becher, Wallerius vorzüglich auszeichneten, bis Werner sie alle an Leistungen und Ruhm übertraf. Die Männer, die nach Werner das meiste thaten, waren von Buch, Hacquet, Leonhardt, Karsten, Voigt, Hebestreit, Succow, Lenz, Bartels, Charpentier, Rose, Titius, Klipstein, Ferber, Batsch, Ludwig, Breithaupt, Weiß ꝛc. Mineralogische Journale gaben Schröter, Lenz und Schwabe heraus; Wörterbücher Reuß und Zappe.

Die organische Natur in ihrem primitiven Grundcharakter hat vor allen Kielmayer, der desfalls nicht ohne großen Einfluß auf die Naturphilosophie geblieben ist, und Reubel, dann vorzüglich Oken erforscht. Der bei weitem größte Fleiß aber wurde den beiden organischen Reichen, dem Pflanzen- und Thierreich insbesondre, und wieder den einzelnen Unterabtheilungen derselben gewidmet.

Die Botanik fing im Zeitalter der Reformation mit dem Zürcher Conrad Geßner an. Unter den vielen Kräuterbüchern jener Zeit zeichnete sich das von Tabernämontanus am meisten aus. Die Botanik wurde im Verlauf der Jahrhunderte im Stillen fortgebildet durch Bauhin in Basel, durch Jung, Paul Herrmann, Ruysch, Rivinus, Scheuchzer, Volckamer in Nürnberg; Muntink, Dillenius bis auf Albrecht von Haller,

der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den größten Ruhm der Naturkunde und Dichtkunst vereinigte. Bald darauf entriß der Schwede Linné allen andern Völkern die Ehre, die unermeßliche Pflanzenwelt nach festen Regeln, zu ordnen. Auf Linnés System bezogen sich fortan alle Botaniker, sey es um es zu bekämpfen, oder, was noch weit mehr der Fall war, es zu berichtigen und zu bewähren. Als Erforscher des innern Organismus der Pflanzen oder als Pflanzenphysiologen glänzten unter uns besonders Kölreuter, Treviranus, Senebier, Frenzel, Meyer. Auch Göthe nahm an diesen Forschungen Theil. Als Sammler und Ordner zeichneten sich besonders Pallas, Jacquin, Link, Ludwig, Batsch, Nees von Esenbeck, Wildenow, Hedwig ꝛc. durch Wörterbücher Borkhausen, Gmelin, Dietrich ꝛc. durch Journale Römer und Usteri und Schrader, durch Floren Römer, Hoffmannsegg und Link, Roth, Sturm, Schrader ꝛc. aus. Die Pflanzengeographie und Pflanzenphysiognomik wurde von Humboldt in die Wissenschaft eingeführt.

Auch die Lehre von den Thieren wurde zuerst durch Conrad Geßner wissenschaftlich begründet. Durch allgemeine zoologische und physiologische Forschungen zeichneten sich besonders aus: Reimarus, Froriep, Treviranus, Oken, Wiedmann, Succow ꝛc. durch naturgeschichtliche Sammlungen

und Anordnungen Pallas, Reinhold Forster, Blumenbach, Zimmermann, Schinz, Fischer ꝛc. den Vögeln widmeten sich besonders Bechstein, Schäffer, Borkhausen, Neumann ꝛc., den Amphibien Meyer, Rösel von Rosenhof, den Schlangen insbesondere Schneider, den Fischen Schneider, Klein, Erlach, Schönwald ꝛc. den Insekten zuerst ihr berühmter Anatome Swammerdam, später der systematische Rösel, Panzer, Römer ꝛc., nicht zu gedenken der zahlreichen Beobachter einzelner Gattungen.

Die Lehre von Menschen greift theils in die Zoologie und Medicin, theils in die Philosophie hinein, je nachdem man mehr den Körper oder Geist auffaßt; doch hat man in neuerer Zeit gefühlt, der Mensch müsse als ein Ganzes genommen und seinem Studium eine eigne Wissenschaft, die Anthropologie, gewidmet werden. Auf der einen Seite stieg die Philosophie durch die empirische Psychologie und durch Kant von ihren absoluten Höhen immer tiefer ins Menschliche hinab. Man gab die Offenbarung auf und suchte den Quell alles Wissens nur im menschlichen Erkenntniß-Vermögen. Auf der andern Seite führten die sehr genauen anatomischen und physiologischen Forschungen Sömmerings, Reils, Autenrieths, Webers ꝛc. die uns den menschlichen Körper durchsichtig machten bis zum feinsten Aederchen, wie

einen Crystall, bald auch zur Erforschung der geheimnißvollen Grenzen zwischen dem Körperlichen und Geistigen. So begegnete die Seelenlehre, die von der Philosophie aus ins Körperliche hinabstieg, der Seelenlehre, die aus der Zoologie und Physiologie ins Geistige hinaufstieg; aber beide blieben noch eine geraume Zeit gesondert.

An der Spitze der Seelenlehre ersterer Art steht Kant, dessen Anthropologie erst kürzlich wieder von Herbart edirt wurde. Diese Anthropologie und die physische Geographie bilden den Uebergang zur Kritik der Vernunft des großen Kant und verhalten sich dazu wie die Physik des Aristoteles zu dessen metaphysischen Werken. Sie bezeichnen die Erfahrung als die Wurzel der Philosophie. Aber auch ohne diese Beziehung ist Kants Anthropologie als ein selbstständiges und populär geschriebenes Werk von eigenthümlicher Bedeutung. Sie lehrt die Seelenkräfte auf eine einfache Art unterscheiden, und ist durchaus nur auf den gesunden Menschenverstand, und durchaus nicht auf die Erweckung oder Befriedigung eines mystischen Sinnes berechnet, eignet sich daher in vorzüglichem Grade zur ersten Belehrung. Herbart macht ihr in der Einleitung einen leisen Vorwurf der Nüchternheit oder des Profanen. Es ist wahr, Kant genügt dem nach Höherm dürstenden Geist hier so wenig, wie in seinen andern Schriften, er geht

nur bis dahin, von wo Andere erst ausgehn zu müssen glauben; aber er ist eben deshalb ein Aristoteliker und kein Platoniker, und wenn wir den halsbrechenden Sprüngen unsrer par force Denker lange genug zugesehen haben, thut es uns ordentlich wohl, wieder einmal unten im Thale den ruhigen Spaziergänger zu betrachten. Die Philosophie schwankt nun einmal beständig zwischen der Pedanterei der Vorsicht und der tollkühnen Genialitätssucht. Gewiß hat Kant die Tiefe der menschlichen Seele nicht erschöpft, aber seine Anthropologie gewährt dennoch eine klare und lehrreiche Uebersicht über die, ich möchte sagen, geographische Vertheilung der Seelenäusserungen auf der Oberfläche des Lebens, im Individuum und in der ganzen Gattung. Dieses Wissen ist zur Verständniß der Gesellschaft und Geschichte Jedem nöthig, und hier gewiß so gefällig als möglich vorgetragen; das tiefere Wissen um den geheimen Zusammenhang der Seele mit dem Natur- oder gar mit dem Geisterleben darf man freilich bei Kant nicht suchen, gehört aber auch nur für Eingeweihte und will mit großer Vorsicht gehandhabt seyn. Wenn ich einer Dame oder einem jungen Menschen eine Seelenlehre empfehlen sollte, so gäbe ich ihnen für das erstemal gewiß lieber Kants Anthropologie als irgend ein anderes Werk in die Hand.

Nach Kant hat es nicht an etwas langweiligen

Psychologien gefehlt, worin die Seelenkräfte anatomirt und classificirt werden, wie Knochen, Muskeln und Gefäße. In dieser Gattung ist besonders umfangreich das Werk von Biunde. Vornehme oberflächliche Vorlesungen gab Carus heraus, die indeß durch den Reichthum der Citate und Beispiele belehren. Scheidler gab den reichsten Ueberblick über die psychologische Literatur.

An der Spitze der Seelenlehre zweiter Art, die von der Natur ausgingen, steht Schubert. Dieser gehört nicht mehr der aristotelischen Schule Kants sondern der platonischen Schellings an. Er beschränkt sich nicht auf die Oberfläche der psychischen Erscheinungen, sondern sucht in die Tiefe der Seele einzudringen, und er gibt nicht eine bloße Aneinanderreihung und Beschreibung von Seelenkräften (wie auch Carus trotz seines kleinen Schelling'schen Anstrichs von Ideal-Realität nicht mehr gegeben hat), sondern er faßt das Seelenleben, dem Organismus analog, in seinem innern Zusammenhange auf, in ächt naturphilosophischer Weise. Sein Werk ist bei weitem das am meisten systematische und zugleich umfassendste in dieser Gattung. Es ist nicht zu verwechseln mit verwandten naturphilosophischen Werken, z. B. Steffens Anthropologie, Eschenmayers Psychologie, weil diese keineswegs ausschließlich von der Seele, sondern zugleich von der ganzen Natur, selbst

von der unorganischen und von der Astronomie handeln, und weil dieselben, in philosophischer Consequenz fortschreitend, der Erfahrung, den Beispielen, dem Detail der Erörterungen nicht viel Raum übrig lassen, während Schubert mit dem größten Sammlerfleiß alle Seiten des umfangreichen Buchs mit Thatsachen aus der Erfahrung bereichert hat. Nun gibt es zwar Sammlungen dieser Art, und zum Theil sehr reichliche, wie die schon erwähnten von Kant, Carus, Scheidler und noch ältere von Muratori, Henning, Mauchart ꝛc., aber diesen fehlt wieder das System, die tiefe naturphilosophische Begründung.

Er trennt Leib, Seele, Geist. Daß die Seele unabhängig vom Leib leben könne, beweist der Traum, und derselbe Traum beweist auch eine Unabhängigkeit der Seele vom Körper: „Die Wirksamkeit und Weise der Seele wird demnach, sobald sie in mehr oder minderem Grade unabhängig vom Leibe sich zu äussern vermag, eine so ganz eigenthümliche und von der gewöhnlichen verschiedene, daß wir daraus schließen können, was die Seele für sich allein, in ihrer Besonderheit vom Leibe seyn möge. — In einigen Fällen, so dürfte man sogar hinzufügen, lassen uns solche Zustände die Seele in ihrer Besonderheit und Verschiedenheit selbst vom Geiste erkennen, und es ist unter anderem auffallend, wie die Sprache der Seele so ganz nur in Bildern und An-

regungen von Gefühlen, ſtatt der Worte beſteht, während die Sprache des Geiſtes die eigentliche, gedankenvolle Menſchen- und Wortſprache iſt. Wenn dann beim Einſchlafen oder im Irreſeyn des Fiebers der Geiſt in ſeine innern Tiefen zurücktritt, und nun blos noch die Strahlen der Seelenthätigkeit in das leibliche Leben herabfallen, nur noch die Seele ſpricht, da verwandeln ſich ſogleich die Worte, in denen wir beim Wachen und im geſunden Zuſtand denken, in eine Reihe von Bildern. Wenn dagegen der Geiſt beim Erwachen die ihm gebührende Herrſchaft zurücknimmt, dann gibt er der Sprache wiederum das Gepräge ſeiner Natur: welche urſprünglich in Zeichen, Zahlen und Tönen nicht blos das Erſcheinen der Dinge für das äuſſre Auge, ſondern ihre innre Bedeutung für eine höhere Ordnung des Seyns und Lebens erkennt und darſtellt."

Hierbei muß natürlich die Rede vom Magnetismus ſeyn. Der Verfaſſer ſieht in der Entdeckung deſſelben einen Wink des Himmels. „Wie im letztverfloſſenen Jahrhundert ein frecher Sinn der Empörung gegen jedes feſt in einer höheren Ordnung Begründete, der Seele Alles genommen hatte, was ihr theuer und werth, ja was das eigentlich Ihrige iſt: den Glauben an einen Gott und an ſeine des Menſchen ſich erbarmende Vorſorge; den Glauben an eine Kraft des Gebetes, ja an das ſelbſtſtändige

Daſeyn und Fortbeſtehen des Geiſtes im Menſchen, da trieb der Schmerz des großen Verluſtes die kranke Seele in ihr Innres zurück. Es wurde ihr hier, denn ungewöhnliche Krankheiten erfordern ungewöhnliche Heilmittel, gegen den gewöhnlichen geſunden Gang ihrer Natur, das im Schlafe wieder gegeben, was man ihr im Wachen genommen, und wenn auch das theure Geſchenk häufig, ja bei den Meiſten, ſo vergänglich und ohne tiefer gehende Nachwirkung geblieben, wie ein liebliches Traumbild; ſo hatte es doch zugleich in jener armen Zeit auch die tröſtende, aufrichtende Kraft eines ſchönen, reichen Traumes."

In der Wechſelwirkung der Seele mit dem Körper und der Auſſenwelt erkennt der Verfaſſer eine höhere Potenz des körperlichen Organismus, und vergleicht mit dem Athmen, Ernähren und Bewegen, mit Schlaf und Wachen die verſchiedenen ſogenannten Seelenvermögen. Sehr einleuchtend und ſchön iſt die Vergleichung des Gefühls mit der Nahrung, weil hier die Analogie des Hungers und der Uebersättigung, der Diät und der Schwelgerei ſehr nahe liegt, und die Vergleichung der Muskelbewegung mit dem Willen. Minder klar erſcheint uns die Vergleichung des Athmens mit einem Einſaugen des geiſtigen Elementes, in welchem wir leben. „Selbſt am ruhig ſchlafenden Menſchen erkennen wir das Athmen daran, daß die eben noch geſenkte Bruſt ſich hebt;

an allen lebenden Seelen wird das Athmen des belebenden Einflusses durch etwas erkannt, was wir lieber Erhebung als Spannung (τόνος) nennen möchten. Diese Erhebung ist es, welche die an dunklem Orte wachsende Pflanze mit geradem Zuge hinausführt, aus einer Spalte ihres Kerkers nach dem Licht; welche der singenden Lerche den Aufflug nach oben lehrt; welche die Menschenseele beständig zu dem Fragen und Sehnen nach einem Göttlichen aufwecket. Merken wir auf den (pausenweise oder gleichsam wie in Pulsen nach §. 31.) gehenden Verlauf unserer Gefühle und unsers Denkens, so werden wir immer auf den Moment eines Nachlassens oder Zerstreuens einen neuen Moment des Zusammenfassens und der erneuten inneren Spannung folgen sehen. Dieses sind die Athemzüge und Pulsschläge des inneren Lebens, welche da am fühlbarsten werden, wo dieses Leben seinen höchsten und besten Aufschwung nimmt. — Der künstliche Magnet athmet, damit sein inneres, lebendiges Wirken fortbestehe, einen unsichtbaren, durch alles Irdische gehenden magnetischen Strom ein; die Kraft, welche die lebende Seele athmend in sich aufnimmt, damit sie fortlebe, das ist die Mitwirkung jenes Bandes, welches der Geist um alles Wesen des Sichtbaren und Unsichtbaren geschlungen hat; die Kraft, womit Er alle Dinge, die sichtbaren wie die Unsichtbaren, hält und trägt." So schön dieser Ge-

danke iſt, ſo ſcheint er doch ein Pleonasmus zu ſeyn, denn was der Verfaſſer mit dem Schlafen und Wachen verglichen hat, iſt doch im Grunde das nämliche, was er hier mit dem Aus- und Einathmen vergleicht, nämlich die An- und Abſpannung, die Polariſation zwiſchen Arbeit und Ruhe, oder ernſter und heitrer Thätigkeit. Was Schubert über die in letztrer Beziehung vorkommenden Kontraſte ſagt, iſt ſehr intereſſant. Er hat verſucht, die Sache unter eine Art von Regel zu bringen, nach gleichſam optiſchen Geſetzen. Wie das grüne Farbenbild das rothe, das blaue das gelbe hervorruft und umgekehrt, ſo weist er nach, daß Philoſophie und Drama, Mathematik und Muſik, Sprachſtudium und Naturwiſſenſchaft, einander ergänzen. Nicht nur daß Moliere ein eifriger Schüler des Deskartes war, Luſtſpieldichter überhaupt gewöhnlich ernſt, Trauerſpieldichter ſentenzenreich und zur Philoſophie geneigt, umgekehrt aber Philoſophen und Denker häufig große Liebhaber der Bühne waren, z. B. Ariſtoteles, Leſſing, ſo trifft auch eine Glanzperiode der Philoſophie jedesmal mit einer dramatiſchen zuſammen. Sophokles, Ariſtophanes, Plato ſtehn ſich ſo nahe als Goethe, Schiller, Kant und Schelling. Eben ſo auffallend iſt die Liebe der Schulmänner und Sprachforſcher zu Gärten, Blumen, Landſchaften, und wenigſtens hin und wieder der Naturforſcher, wie z. B. Werner zu Spra-

chen, während ebenfalls die große philologische Periode der Italiener und Holländer mit dem ersten Aufschwung der Naturwissenschaften zusammenfiel, und auch jetzt wieder, nachdem die Theorien der Erfahrung wieder mehr Platz machen, das Sprach- und Naturstudium, besonders auffallend auf einigen Universitäten Hand in Hand gehen.

Die schwierigen Fragen nach dem Anfang und Ende der Seele, nach der Präexistenz derselben vor dem gegenwärtigen Leben, nach der Fortdauer ꝛc. löst der Verfasser einfach als Christ, doch nicht ohne die abweichenden Ansichten anzuführen. Vielleicht hätte er gerade hier noch etwas ausführlicher seyn dürfen. Hier hätte die indische, muhamedanische und selbst die rabbinische Lehre noch eine genauere Erwägung verdient, obgleich der Verfasser der letztern eine verhältnißmäßig größere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Ich will zwar nicht sagen, daß er der abgeschmackten Mährchen des Talmud hätte gedenken sollen, die nur Spiele einer eben so grausamen als geängstigten Phantasie sind, z. B. die Bestrafung eines Juden nach dem Tode, die darin bestand, daß er in eine trächtige Hindin verwandelt wurde, und nun nicht nur die widerliche und der menschlichen Seele widerstrebende Gemeinschaft mit zwei Wesen in einem Körper, sondern auch gleich dem Aktäon die Angst der Flucht vor den Zähnen der Hunde er-

dulden mußte. Aber abgesehn von diesen und ähnlichen Talmudhistörchen, hat die rabbinische Seelenlehre doch einen eigenthümlichen Zug, der Beachtung verdient. Sie erklärt nämlich die Widersprüche im Charakter der Geschlechter und die oft seltsamen Sympathien und Antipathien derselben aus der Seelenwanderung dergestalt, daß weibliche Seelen in männlichen Körpern mit Weibern, männliche Seelen in weiblichen Körpern mit Männern sich abstoßen als gleichnamige Pole, umgekehrt aber trotz des gleichen körperlichen Geschlechts sich wegen des verschiedenen Geschlechts der Seelen anziehen. Eine fabelhafte, doch gewiß feine und sinnreiche Erklärung so mancher ehelichen Gegensätze.

Die Seelenwanderung überhaupt, soll man sie denn so ganz ohne Weiteres verdammen? Der Verfasser erklärt sich auf's entschiedenste für eine bleibende Physiognomie des Menschen, die zwar Fortdauer, Läuterung, Veredlung, aber kein Anderswerden im Sinn der Seelenwanderung zulasse. Warum diese Beschränkung? Ich will zwar die nahe liegende Analogie vom Wahnsinn, von der Besessenheit, vom Traum, worin in demselben Körper mehr als eine Seele thätig scheint, nicht benutzen, um darauf einen Beweis für die Seelenwanderung zu gründen; aber wenn ich den Hang der Menschen zum Putz, zum Reisen, zur Geschichte, zur Poesie, zum Theater, zur

Veränderung überhaupt betrachte, so scheint darin eine ursprüngliche und sehr unschuldige, ja nothwendige Tendenz der Seele angedeutet, sich zu entäussern und an ein Fremdes hinzugeben, um es sich dann erst anzueignen.

Was ist die Poesie anders, als ein unvollkommner Versuch der Zauberei und Seelenwanderung? Welch andrer Trieb liegt der Reiselust, der Theaterlust und so manchem großen Heldenleben zum Grunde? Dies ist ein eben so starker Trieb in uns als der Trieb zur Selbsterhaltung. Variatio delectat nicht blos, sie ist uns unentbehrlich. Dafür ist uns die Mannichfaltigkeit in Natur und Geschichte gegeben, daß wir, was wir an uns selbst nicht anders finden, wenigstens in Andern finden. Dauern wir fort, so muß unser unendlicher Wissens- und Lebenstrieb, der immer zugleich Veränderungstrieb ist, sich doch wohl steigern, es müssen uns, wie viele poetische Gemüther sich längst geschmeichelt haben, ferne Welten eröffnet werden, durch die wir reisen können von Stern zu Stern. Aber darf dann die Phantasie bei einer solchen bescheidnen Reise stehen bleiben? Der Erkenntnißtrieb kann sich nicht mit dem bloßen oberflächlichen äussern Schauen begnügen, er muß durch Verwandlung unmittelbar in die fremde Sache eindringen. Dann erst weiß man eine Sache ganz, wenn man sie selbst geworden ist.

Sollten wir auch annehmen müssen, des Men-

schen Seele sey zu ewiger Einseitigkeit verdammt, wie das Thier, so muß es doch auch bevorzugte höhere Geister geben, welche das Glück genießen, sich durch unmittelbare Verwandlung von dem wahren Wesen fremder Dinge zu unterrichten, und der Poesie ihres Lebens eine Vielseitigkeit zu geben, deren Mangel wir beschränkten Sterblichen schmerzlich vermissen, und ohne die es eigentlich nicht der Mühe werth ist zu leben. Will man sich indeß über die Beschränkungen, Einseitigkeiten, über die Willkür und Härte des Schicksals, die uns verdammt, gerade mit einer solchen Seele und Physiognomie in so enger Einseitigkeit durch die Welt zu gehn, beklagen, so kann man sich mit einer kühnen pantheistischen Vorstellung trösten. Man darf nur annehmen, daß es nur Einen Geist gebe, den allgemeinen ewigen Geist, der in Allem ist, der aber durch Selbstbeschränkung zugleich in unzählbare einseitige Seelen emanirt ist, die hinwiederum wandernd durch die Mannichfaltigkeit zur Einheit zurückkehren. Wenn die Liebe der Gottheit zur Welt jederzeit durch die Inkarnation ausgedrückt worden ist, und hierin eigentlich die höchste Poesie aller Religionen beruht, so sollte man sich doch nicht so gegen die Verwandlungen sträuben.

Denken wir uns unsre Seele unsterblich, so können wir sie doch wahrlich nicht zu einem ewigen Einerlei verdammen, und wenn es auch toujours per-

drix wäre. Immerfort im Lichtglanz ſchweben, immerfort ſingen, welch unſinnige Beſtimmung für den reichen Geiſt! Etwas weniger abgeſchmackt, doch eben ſo einſeitig ſind die altnordiſchen und muhamedaniſchen Vorſtellungen von einer Verewigung irdiſcher Freuden im Himmel. Die edelſte wie die gemeinſte Vorſtellung iſt hier gleich fehlerhaft, weil ſie einſeitig iſt, weil ſie eine ewige Monotonie für den Geiſt verlangt, deſſen Element gerade der Wechſel iſt, wenn auch immer von einem (perſönlichen) Brennpunkt aus und wieder im Hindlick auf einen andern (göttlichen) Brennpunkt. Man darf ſagen, es bleibt den ewigen Geiſtern eigentlich nichts übrig, als ſich zu verwandeln. Die unſterblichen Seelen alle ſind genau in dem Fall wie Wiſchnu, der ſich ſo oft inkarnirte, wie Jupiter, der es vor Langeweile im Himmel nicht aushalten konnte, kurz wie alle Gottheiten und Dämonen von jeher. Selbſt im chriſtlichen Himmel gibt es keine Engel und in der chriſtlichen Hölle keine Teufel, die nicht als Schutzgeiſter oder Verführer immer mit der Welt ſich beſchäftigten, weil auch ſie vor Langeweile nicht in dem Einerlei ihres abgeſchmackten Aufenthaltsortes bleiben könnten. Daher iſt die Legende vom Ritter Wahn ſo vortrefflich. Ihm war es vergönnt, lebendig in den Himmel zu kommen, aber er ſehnte ſich wieder heraus, wie Dante aus der Hölle. Und warum? Es ging dort einför-

mig her, der Wechsel des Lebens fehlte. Gibt es denn aber ein abstraktes Seyn, ist denn nicht alles Leben, und somit nothwendig Wechsel, Verwandlung?

Eine ganz eigenthümliche Stellung in Bezug auf Seelenkunde behaupteten Gall und Lavater. Der erstere machte die Entdeckung, daß gewisse Erhöhungen und Vertiefungen an der Hirnschaale den Ueberfluß oder Mangel gewisser geistiger Eigenschaften andeute. Nun wurden alle Schädel betastet und man wollte den Charakter jedes Menschen auf diese bequemste Weise erforschen. Sogar Verbrecher wurden untersucht, um z. B. aus dem Vorhandenseyn des Diebsorgans zu schließen, ob Einer gestohlen habe. Endlich schlug man vor, für neugeborne Kinder eine bleierne Mütze zu verfertigen, deren innere Erhöhungen und Vertiefungen darauf berechnet seyn sollten, alle schädlichen Gehirnorgane des Kindes gewaltsam niederzudrücken und dagegen die Organe der Tugend, Weisheit ꝛc. hervorzupressen; und man hoffte, durch dieses einfache Mittel der lieben Jugend und allen künftigen Generationen das Organ der Neuerungssucht für immer auszutilgen. — Eine eben so interessante Spielerei war die Physiognomik Lavaters, des frömmelnden Schweizers, der besonders die Weiblein rührte. Seine Nachweisungen des Seelenausdruckes im Körper erregten besonders durch die Kupfer großes Aufsehen und waren immerhin verdienst-

licher, als seine Unterstützung der religiösen Schwächlichkeit, des weibischen Gespensterglaubens ꝛc.

Eine weit größere Rolle spielte der 1775 von Mesmer in Oberschwaben entdeckte thierische Magnetismus, den Gmelin zuerst wissenschaftlich behandelte und über den nach und nach viele hundert Schriften geschrieben worden sind. Eine Geschichte desselben hat Zimmermann verfaßt. Gewiß gehört diese Entdeckung zu den wichtigsten, die je gemacht wurden, und gereicht unserm Vaterlande zur besondern Ehre. Eine Zeitlang war die Welt von den wunderähnlichen Erscheinungen des Magnetismus überrascht. Die Magnetiseurs wurden Mode, nutzten sich aber eben dadurch ab. Hier Unzulänglichkeit, dort Charlatanerie und grober Misbrauch brachten die Sache beim Publikum in Miskredit, und selbst im wissenschaftlichen Gebiet erregte das Theoretisiren und Herumfaseln in diesem geheimnißvollsten und zartesten aller anthropologischen Probleme ein gewisses Misbehagen. Die häufige Wiederkehr der schreckenerregenden Krämpfe und bald erfolgenden Todesfälle bei Somnambulen ließ auch zweifeln, ob das Magnetisiren eine Heilmethode, oder ob es nicht vielmehr eine Mishandlung der Natur sey. Daher erwarb sich Hensler in jüngster Zeit ein wahres Verdienst, indem er nachwies, daß jene qualvollen und verzehrenden Krämpfe ꝛc. keineswegs, wie man ge-

raume Zeit annahm, nothwendig und der eigentliche Normalzuſtand der Magnetiſirten, ſondern umgekehrt ein Zeichen der furchtbarſten innern Störungen durch die Einwirkung negativer, feindlicher Potenzen ſeyen, und daß es beim Magnetiſiren vor allem auf den Accord der urſprünglichen magnetiſchen Stimmung im Magnetiſeur und in dem Magnetiſirten ankomme. Er theilte alle Menſchen in vier Klaſſen, die gar keinen, oder die einen feurigen, oder die einen feuchtkalten, oder die einen gemiſchten Magnetismus haben, und bewies aus Beiſpielen, daß wenn der Magnetiſeur den gleichen Magnetismus habe, wie die Somnambule, die Heilung eben ſo gewiß erfolge, als ſie zerſtört würde, wenn ſich der beiderſeitige Magnetismus nicht entſpräche.

Je mehr im Allgemeinen die Heilkunſt den Magnetismus fallen gelaſſen hat, einen um ſo größern Einfluß hat derſelbe auf Philoſophie und Theologie gewonnen. Er wurde die Grundlage eines neuen Geiſterglaubens, dem beſonders Juſtinus Kerner in Weinsberg, Eſchenmayer, Franz Baader, Görres, von Meyer ꝛc. gehuldigt haben. Das meiſte Aufſehen erregte im Jahr 1829 das von Kerner herausgegebene Buch „die Seherin von Prevorſt“, die ausführliche Krankheitsgeſchichte einer Somnambule, welche Geiſter der Verſtorbenen ſah und dieſelben durch ihr Gebet aus dem Purgatorio

erlösen half. Ich habe gleich anfangs diesen Geisterglauben bekämpft, weil er mir als eine sehr krankhafte Zuterscheinung vorkam, die eben nicht geeignet war, unser ohnehin erschlafftes Nationalgefühl zu stärken.

Dieses ganze moderne Geisterwesen erklärt sich einfach aus der Stagnation und Langeweile der Zeit, die der Julirevolution vorherging, und noch insbesondere aus dem Extrem des Aberglaubens, das der frühere Unglaube der Revolution im Zeitalter der Restauration nothwendig hervorrufen mußte. Nur in sofern hat die Sache ein historisches Interesse und ist ein Zeichen der Zeit, nicht blos eine zufällige Spielerei. Das Bedürfniß lag in den Menschen zu dieser bestimmten Zeit und so fanden sich denn die Geister ein, um sogleich wieder zu verschwinden, wenn das Bedürfniß nicht mehr da ist.

Die Erscheinungen selbst haben allemal die Gefälligkeit, sich nach denen zu richten, welche sie sehn oder nicht sehn wollen. Luther wollte keine Wunder der Heiligen mehr sehn, und siehe, es gab keine mehr; aber er wollte noch Wunder des Teufels sehn, Hexerei und Zauberei, und siehe, es gab noch welche. Thomasius wollte nun auch keine Hexen mehr sehn, und siehe, es gab keine mehr. Wenn die Heiligenbilder und Reliquien wirklich Wunder wirkten, wenn diese vermeintlichen Wunder nicht blos Pfaffentrug

und Täuſchung der Gläubigen waren, warum geſchehn ſie denn nicht mehr? Wenn die Hexerei Wirklichkeit war, warum hörte ſie denn ſeit Thomaſius auf? Vermochte ein Ungläubiger ſie zu unterdrücken, wenn die Sache nicht bloß Schein war? Sollten die Heiligen mit ihren hunderttauſend ſegensreichen Wundern ſich ſo eigenſinnig plötzlich zurückgezogen haben, bloß weil der böſe Luther nicht mehr daran glauben wollte? und ſollte der als ſo mächtig und zudringlich geſchilderte Satan es nicht verſtanden haben, die Zweifel des guten Thomaſius zu beſchämen, wenn es wirklich einen in der Welt wirkſamen Satan gab? Wenn es Einem einfiele, am Regen zu zweifeln, würde ſich der Regen beleidigt fühlen und ſofort ausbleiben? Gewiß nicht, es würde fortregnen, man möchte daran glauben oder nicht, und der Zweifler würde tüchtig naß werden, wenn er ſich keines Regenſchirms bediente. Warum ſind denn nun aber die Reliquienwunder, und warum ſind die Hexereien ausgeblieben, ſobald es den Menſchen beliebte, nicht mehr daran zu glauben? Scheint aus dieſen Thatſachen nicht zu folgen, daß zwar der Regen etwas Wirkliches, die Reliquienwunder und Hexereien aber bloße Einbildungen waren?

Die Wunderſucht erzeugt ſich periodiſch. Sie iſt ein Produkt pfäffiſcher Verdummung, oder ſie iſt eine Reaktion gegen die Proſa der Vernunft. Wenn

die Vernunft den Aberglauben ausrottet, geht ſie in der Regel in ihrem Eifer zu weit und rottet das Schöne mit der Lüge oder Täuſchung aus, die zufällig mit ihr verbunden war, und dann folgt unfehlbar eine poetiſche Reaktion, die aber ihrerſeits wiederum zu weit geht, und um des Schönen willen auch wieder das Dumme und Wahnſinnige reklamirt. So erfolgte im Mittelalter eine Reaktion des Heidenthums; man ſtürzte ſich, der einfachen Gottesminne in einſamer Zelle müde, wieder in die zauberiſche Bilderwelt des Alterthums. So erfolgte in unſerer Zeit eine Reaktion zum Mittelalter. Man ſuchte, der allzu proſaiſchen Aufklärung müde, wieder die alten Wunder hervor. Ja man kann dieſe periodiſchen Reaktionen noch weiter und bis ins Heidenthum ſelbſt verfolgen. Im geläuterten Griechenthum nehmen wir eine aſiatiſche Reaktion, eine Tendenz zu indiſcher Ueberladung wahr, und wie viele ſolche immer wieder glücklich beſeitigten Rückfälle erwähnt das alte Teſtament beim Volke Gottes? Dennoch liegt in der Weltgeſchichte ein Princip des Fortſchritts. Das Rad dreht ſich zwar immer um ſich ſelbſt herum, kommt aber doch vorwärts. Die alten Dummheiten kehren immer wieder, aber ſie nehmen allezeit ab, die Vernunft der Menſchen nimmt allezeit zu.

Eine eben ſo ſichere geſchichtliche Wahrnehmung

iſt es, daß ſich die Wunderſucht allemal an große neue Entdeckungen hält. Was hat man nicht ſelbſt vom mineraliſchen Magnetismus gefabelt, bevor ſeine Geſetze ſchärfer determinirt waren, und wie viel mehr muß nicht der noch ſo vielfach unerklärliche animaliſche Magnetismus phantaſievolle und leichtgläubige Menſchen irre führen!

Doch iſt es höchſt mißlich, aus Vorgängen in der Einbildung eines Menſchen ſogleich Schlüſſe zu ziehen auf Himmel und Hölle, auf das Geiſterreich, auf die ganze ewige Weltordnung, zumal wenn die Einbildungen Folgen der Krankheit ſind, und wenn ſie ſich unter einander widerſprechen. Durchaus unſtatthaft ſind die Beweisführungen, die auf Kurioſitäten der Natur beruhen, und die aus Abnormitäten, Verkrüppelungen, ſeltenen Konflikten allgemeine Zuſtände herleiten wollen. Aus einem ſonderbaren Krankheitsfall, bei dem die Phantaſie, wenn auch unwillkürlich, die größte Rolle ſpielte, gleich einen allgemeinen Zuſtand von Dezillionen Seelen nach dem Tode erklären wollen, dürfte nicht weniger kühn ſeyn, als wenn es einem Phyſiker einfiele, aus der Fata Morgana nnd ähnlichen optiſchen Täuſchungen die Realität jener Nebelbilder beweiſen zu wollen.

Auch über das verwandte Gebiet des Wahnſinns iſt in neuerer Zeit bedeutend viel geſchrieben worden, und beſonders hat Friedreich in Würz-

burg mit gröſtem Fleiß alles dahin einſchlagende, die Naturgeſchichte, Geſchichte und Statiſtik der Narrheit, die Heilmethoden ꝛc. zuſammengeſtellt, und die Reſultate ſind für die Anthropologie überhaupt von großem Werthe. Die Weisheit iſt in unſern Tagen ziemlich zweideutig geworden. Die Weiſen zanken ſich über das, was weiſe ſey. Unter dieſen Umſtänden ſcheint es das weiſeſte, vor allen Dingen zu unterſuchen, was nicht weiſe ſey. Die Narrheit iſt zum Glück weniger zweideutig; von ihr aus läßt ſich vielleicht ausmitteln, was die Weisheit iſt. Sie verhält ſich zum Menſchen ungefähr wie das Nichts zu Gott. Die Philoſophen haben ſich in jüngſter Zeit genöthigt geſehen, Gott aus dem Nichts heraus zu konſtruiren, warum ſollten ſie nicht auch die Weisheit aus der Narrheit konſtruiren?

Auf jeden Fall iſt jede Narrheit die Krankheit irgend eines Vermögens unſerer Seele oder unſeres Geiſtes, und Krankheiten haben das Eigene, erſtens das kranke Organ ſcharf von den übrigen Organen zu ſondern und auffallend herauszuſtellen, zweitens die äuſerſte Gränze zu bezeichnen, bis zu welcher die krankhaft gereizte Kraft eines Organs möglicherweiſe geſteigert werden kann. Daher dienen körperliche Krankheiten zur genauern Kenntniß der körperlichen, und geiſtige Krankheiten zur genauern Kenntniß der geiſtigen Organe. Die Krankheit iſt gewißermaßen

ein Scheidewaſſer, das eine beſtimmte Kraft des Organismus von den andern ausſcheidet, und ein Vergrößerungsglas, das dieſelbe dem Auge näher bringt.

Officielle Jahrbücher der Narrheit, eine Chronik der Verrückten, eine erfahrungsmäßige, jährlich fortgeſetzte Naturgeſchichte des Wahnſinns muß demnach für die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes ſehr erſprießlich ſeyn, erſprießlicher vielleicht, als ſo manche Jahrbücher, worin die Narrheit ſich für Weisheit ausgibt.

Die Medicin erfreut ſich einer unermeßlichen Literatur, die ſich leider noch in keine Bibel hat zuſammenziehen laſſen. Confeſſionen, Sekten zählt ſie genug, und wie ſich die theologiſchen am Ende doch im Glauben vereinigen, ſo vereinigen ſich die mediciniſchen höchſtens im Unglauben. Nirgends herrſcht ſo viel Verwirrung und Widerſpruch unter den entgegengeſetzten Parteien, nirgends ſo viel Unſicherheit in jeder Partei ſelbſt. Wie ſich die Vernunft zur Noth berechnen läßt, die Dummheit aber nie, ſo läßt der geſunde Zuſtand des Körpers, aber nicht der kranke ſich berechnen. Dies iſt die gefährliche Klippe, woran das conſequenteſte Syſtem und die längſte Erfahrung noch immer geſcheitert ſind.

Der Menſch hat die Natur von außen in ihren unermeßlichen Räumen und Maſſen bezwungen, nur in ſich ſelbſt vermag er die dunkle Gewalt nicht zu

meiſtern, und je mehr man draußen die wilden Kräfte bezähmt, deſto zorniger ſcheinen ſie in dem innern Schlupfwinkel rege zu werden. Kaum läßt die Ironie der Natur ſich verkennen, die uns mit der Beute der ausgeplünderten Tropenländer, und mit jener raſtloſen Arbeit, die über und unter der Erde wühlt und gräbt, löst und bindet, trotzend gegen jedes Element und gegen Gift und Tod, um dem grollenden Naturgeiſt den verborgnen Schatz abzuzwingen, jenes Heer von Krankheiten geſendet hat, das dem alten Fluche gleich, der den Hort der Nibelungen verfolgt, den Beſitzer alles Reichthums durch den Beſitz ſelbſt zu verderben droht. Die Europäer waren viel geſünder, als ſie noch ärmer und auf den Genuß der Produkte beſchränkt waren, die ihnen die Natur auf ihrem eignen Boden freiwillig darbot. Welches indeß auch die Urſachen der jetzt ſo allgemein gewordnen Krankheiten ſeyen, wie viel dazu die ſitzende Lebensart ſo vieler Millionen und die Liederlichkeit beigetragen haben mag, genug, die Thatſache ſelbſt läßt ſich nicht verkennen. Es herrſchen jetzt bei weitem mehr Krankheiten, als früher. Der Arzt iſt in unſrer Zeit unentbehrlicher geworden, als es der Prieſter im Mittelalter war.

Gegen dieſen übermächtigen Feind haben ſich nun die Menſchen aufgemacht, und lange Schlachtlinien gebildet, doch iſt keine Einigkeit unter den Führern,

und die Waffen fehlen oder der Feind weiß sich unsichtbar zu machen und zu verstellen. Der Proteus Krankheit entschlüpft immer wieder. Man weiß, daß man die Natur nur durch sich selbst bezwingen kann. Wohlthätig hat sie jedem Gift ein Gegengift gegeben. Aber es ist schwer, in der unendlichen Tiefe des Organismus die wahre Ursache, Stelle und Eigenheit einer Krankheit, noch schwerer, im unendlichen Umkreis der Natur das einzige Mittel dagegen zu entdecken. Die guten alten Hausmittel, durch eine lange Tradition bewährt, haben nicht mehr ausgereicht. Man versuchte nachher auf allerlei Weise, und scharfsinnige Combinationen oder das gute Glück führten auf neue Mittel. Man verdankte die wichtigsten medicinischen Entdeckungen Zufällen. Zuletzt wurden die Theorien und Methoden Mode, welche theils aus der Combination der Erfahrungen von selbst hervorgingen, theils auch wohl auf bloßer philosophischer Speculation beruhten. Gewöhnlich rief ein einseitiges System das grade entgegengesetzte hervor, und wenn diese beiden im Kampfe sich erschöpft hatten, trat ein sog. eklektisches Verfahren ein, d. h. die Aerzte nahmen von jedem System, was ihnen beliebte und in ihre jedesmalige Erfahrung am meisten zu passen schien, bis sich wieder eine einseitige Theorie geltend machte.

Die Geschichte der Medicin, die von Curt

Sprengel aufs gründlichste beschrieben ist, liefert einen traurigen Beweis, wie sehr die Menschheit über eine ihrer wichtigsten Angelegenheiten immer im Irrthum herumgetappt ist. Man braucht nämlich nur die Systeme der berühmtesten und anerkanntesten Aerzte zu vergleichen, um überall Widersprüche der gröbsten Art zu entdecken. Was der eine aus den flüssigen Theilen herleitet, das erklärt der andre aus den festen; was dieser mit Hitze heilen will, heilt jener mit Kälte; wo hier das Entgegengesetzte empfohlen wird, soll dort das Gleiche helfen; will man einmal den Geist aus dem Körper, so will man ein andermal den Körper aus dem Geist curiren u. s. f. Frägt man aber, wie alle diese wunderlich sich widersprechenden Systeme entstehen konnten, so findet man die Antwort fast immer in einer grade vorherrschenden Mode der Zeit, die mit der Medicin ursprünglich nicht das geringste zu schaffen hatte.

Als im Mittelalter die alte einfache Heilart der gewöhnlichen Verwundungen und Volkskrankheiten, die sich durch Tradition fortpflanzte und hauptsächlich eine Angelegenheit der Weiber war, den Theorien weichen mußte, adoptirte die neue auf Universitäten wissenschaftlich gelehrte und literarisch bearbeitete Medicin sogleich die theologisch-mystischen und die alchymistischen Moden der Zeit. Selbst der größte der damaligen praktischen Aerzte, der sich eine unermeß-

liche Erfahrung erwarb, Theophrastus Paracelsus, leitete seine Heilkunst ausdrücklich nur aus seinem mystischen Weltsystem her, aus der Correspondenz zwischen dem Mikro- und Makrokosmus, der kleinen Welt im Menschen und der großen Außenwelt. Diese Theorie war fruchtbar und leitete ihn auf viele richtige Heilungen; aber seine Schüler fielen in die krassesten Extreme. Die Einen, z. B. Crollius, sahen fortan nur auf die Aehnlichkeit der Krankheit und des Heilsmittels und curirten die Gelbsucht durch Safran, Hirnkrankheiten durch die hirnartig aussehende Knospe der Klatschrose ꝛc. Die Andern entlehnten aus der Alchymie die Lehre vom Stein der Weisen oder von der Universaltinktur und hofften, derselbe zu entdeckende Urstoff, aus dem man Gold machen wollte, werde auch alle Krankheiten heilen.

Zur Zeit der wüthenden Religionskämpfe konnte die Medicin in Deutschland keine Fortschritte machen. Nur die Niederländer, die etwas früher zur Ruhe gelangten und es sich zur Ehre schätzten, alle Wissenschaften in Flor zu bringen, thaten auch viel für die Heilkunde. Aber auch jetzt machte diese Wissenschaft doch wieder nur äußre zufällige Veranlassungen zu allgemeinen innern Principen. Das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert war bekanntlich einer unglaublichen Völlerei und Unmäßigkeit in Essen und Trinken ergeben. Als nun Helmont sein neues

mediciniſches Syſtem begründete, worauf lief es hinaus? auf die Herleitung aller Krankheiten aus dem Magen!

Die Holländer Ruyſch und Löwenhoek zeigten durch die ſchärfſte Anatomie das wundervolle Gewebe des menſchlichen Gefäßſyſtems, den Baum mit hunderttauſend lebendigen Zweigen. In dieſem Jahrhundert der Polyhiſtorei und Mikrologie war das Mikroſcop das Univerſalinſtrument. Swammerdam fand über tauſend Muskeln und Nerven in einer Raupe, die Theologen zergliederten die h. Schrift, Philologen die Alten, ein neues Wort in das Lexikon eingetragen galt ſo viel als die neue Tulpe, die man mit einem neuen Namen taufen und dem bogenlangen Regiſter beifügen konnte. Die Hiſtoriker zeichneten rieſenhafte Stammbäume von der kaiſerlichen herab bis zur letzten Patrizierfamilie einer kleinen Reichsſtadt und vergaßen ſelbſt nicht die todtgebornen Kinder. In dieſem Zeitalter war es natürlich, daß der berühmte holländiſche Arzt Boerhave alle Krankheiten aus Verirrungen der feinſten Säfte in dem feinſten Geäder der Gefäße, z. B. Entzündungen aus Verirrungen von Blutkügelchen in zu engen Gefäßen u. herleitete.

Friedrich Hoffmann bildete dieſe ſeltſame Theorie noch weiter aus, indem er nicht die zufälligen Hinderniſſe der verirrten Bewegung, ſo wie Boer-

have, ſondern ein intenſives Uebermaaß der bewegenden Kraft ſelbſt oder mit einem Wort, den Krampf als die Urſache aller Krankheiten annahm.

Sofern dieſe Syſteme ein Extrem des Materialismus bezeichneten und ſelbſt Seelenleiden auf eine bloße Verſtopfung der Gefäße oder auf Krampf zurückführten, trat alsbald in dem berühmten Stahl das andre Extrem hervor. Aber auch dieſen veranlaßten nur äußere, der Medicin ferne liegenden Dinge zu ſeiner berühmten Theorie. Es war der durch Spener und Franke eingeführte Pietismus, von dem er ausging, indem er die Seele als die plaſtiſche Kraft des Körpers, als den Bildner des Leibes bezeichnete und alle Krankheiten für Zuſtände des Kampfes ausgab, in welchem ſich die Seele mit einer fremden und feindſeligen Kraft befinde, um dieſelbe zu überwinden und aus dem Körper auszuſtoßen. Dieſer Feind aber ſollte ausſchließlich das Blut ſeyn, daher Aderläſſe die Hauptſache bei dieſer ganz neuen Heilmethode wurden. Es war eigentlich eine mediciniſche Zubereitung zum Quietismus, zu gänzlich leidenſchaftloſer Ruhe in Gott.

Man kehrte jedoch bald zum Materialismus und zur Empirie zurück. Chriſtoph Ludwig Hoffmann ging von den Muskelfaſern aus und leitete alle Krankheiten aus der Fäulniß derſelben her.

Krankheiten waren ihm buchstäblich die einseitig beginnende Verwesung.

Stoll war der erste historische und geographische Arzt, d. h. er wies die große Verschiedenheit und Veränderlichkeit derselben Krankheit nach Zeit und Ort nach, da er aber doch ein reizbares, für alle krankhafte Einwirkungen höchst empfängliches Organ im Menschen haben mußte, um jene veränderlichen Einflüsse zu erklären, so schien ihm die Galle dazu am geeignetsten, und sofern es ihm natürlich nun darauf ankommen mußte, die fremden Ansteckungsstoffe auszuscheiden, wählte er dazu als sein Universalmittel die Vomitive.

Nunmehr lag es sehr nahe, daß irgend ein anderer Arzt diesen Ausstoßungen einen etwas bequemeren Weg anweisen würde, und Kämpf machte sich wirklich um die mit Brechmitteln gemarterte Welt verdient, indem er in seine ruhmvoll über Deutschland wallende Fahne die — Klystierspritze setzte.

Die Empirie nahm leider damals vor allen Theoretikern beinahe alles zugleich an. Das Geschlecht war unnatürlich verweichlicht. Die Männer trugen die Hände in Muffen, die Weiber schnürten sich die Rippen entzwei, Perücken und Frisuren mit Puder und Pomaden hemmten die natürliche Ausdünstung ꝛc. Dazu waren die Sitten verdorben und mehr noch

als dies alles leistete den Aerzten eine gewisse Sucht, krank zu scheinen, Vorschub. Dies war das Zeitalter der Vapeurs, der koketten Ohnmachten, der interessanten Blässen ꝛc. Kurz es war die goldne Zeit der Doktoren und Apotheker und die Menschheit mußte zugleich aderlassen nach Stahl, vomiren nach Hoffmann, purgiren nach Kämpf und hohe Kolben nach ellenlangen Rezepten mit allem Gestank der alten und neuen Welt angefüllt, ausleeren, um am Ende wieder auf Helmonts Theorie zurückzuführen, daß der wahre Sitz der Krankheit der (durch die Arznei) verdorbene Magen sey.

Die vorherrschende Empirie bedurfte vor allen Dingen Reinigung, Ermäßigung und in dieser Beziehung gab Reil das erste gute Beispiel. Nach ihm zeichneten sich eine große Menge deutscher Aerzte durch zahlreiche glückliche Heilungen aus, wobei ihnen eine reiche Erfahrung mehr zu Statten kam, als ein allzu eigensinniges Systematisiren. Wenn sie in die Literatur einwirkten, geschah es meist nur für Physiologie. So Autenrieth, Mayer, Biel, Blumenbach ꝛc. In der Anatomie zeichnete sich vor allen Sömmering aus, als Chirurg Heister, Richter, als Accoucheur Stein. Als populärer Arzt, der besonders den Krankheiten durch eine Gesundheitslehre vorzuarbeiten strebte, erwarb sich Hufeland allgemeine Achtung. Ich kann nicht alle große Aerzte

hier nennen, es kommt mir nur darauf an, die interessanten Erscheinungen der medicinischen Literatur hervorzuheben, und dies führt uns von dem großen Verdienst der Empiriker wieder zu dem vielleicht nicht so großen, aber berühmteren Leistungen der Theoretiker zurück. Unermeßlich viel ist gethan für die Monographie einzelner Krankheiten oder einzelner Organe oder Heilmittel, und in hundert Jahren liest kein Mensch zu Ende, was alles in Deutschland über medicinische Gegenstände geschrieben ist. Aber auch diesem Reichthum gehe ich hier vorüber, da ich, wenn ich auch einzelne ihrer Wichtigkeit oder Sonderbarkeit wegen hervorstechende Erscheinungen besprechen wollte, gegen die Masse des Uebrigen nur ungerecht erscheinen würde und bei weitem nicht genug in diesem Gebiet orientirt bin. Nur die allgemeiner, auch dem größern Publikum interessanten Theorien muß ich noch erwähnen.

Von größter Wichtigkeit für die Medicin war die Entdeckung des thierischen Magnetismus durch Mesmer, indem derselbe die magnetischen Kuren einführte und auf das gesammte Gebiet der Physio-Psychologie ein überraschendes Licht warf, wie oben schon gezeigt worden. Doch dieser Spiritualismus der Heilkunst hinderte nicht, daß der Materialismus immer krasser wurde. Die Empirie überhäufte sich mit Heilmitteln aller Art. Alle Augen-

blicke entdeckte man ein neues, oder wurde ein altes wieder aus der Vergessenheit durch historisches Studium der Medicin ausgegraben. Im Gebrauch herrschte die größte Willkür; der Aengstliche glaubte nicht genug thun zu können, der Geniale oder Leichtsinnige wagte ein summarisches Verfahren, Versuche des Einfachen. Um aus der Verwirrung herauszukommen, suchte man instinktartig das Einfache, und nahm gern das erste beste, das einmal geholfen hatte, als das einzige Heilmittel. So das kalte Wasser, Schwitzen, gewisse Mineralbäder ꝛc., die in allerlei Krankheiten helfen sollten.

Das Streben nach Vereinfachung führte endlich gegenüber der unermeßlichen Anhäufung von Methoden und Rezepten zur Homöopathie. Der berühmte Arzt Hahnemann nämlich kehrte zu einem geläuterten Paracelsismus zurück und lehrte, daß man nicht durch etwas Andres, Verschiednes, Entgegengesetztes (allopatisch), sondern durch etwas Verwandtes, Gleiches (homöopatisch) heilen, daß man die Krankheit durch ein Mittel heben müsse, was im gesunden Körper eben dieselbe Krankheit hervorgebracht haben würde, und daß die Arzneien durchaus nur einfach und nicht in großen Massen gereicht werden sollten, da die äussre Masse und innre Wirksamkeit in umgekehrten Verhältnissen stünden. Er hat eine ungeheure Umwälzung in der Medicin veranlaßt. Wir

kommen zu den Aerzten in dieſelbe Stellung, wie zur Zeit der Reformation zu den Prieſtern. Dort ſtanden Neuerer in der Religion der Prieſterhierarchie gegenüber und mußten an den geſunden Menſchenverſtand, ſo wie an das Intereſſe der Layen appelliren, um ſich auf die Layen zu ſtützen und mit ihnen zu ſiegen. Jetzt ſtehen Neuerer in der Medicin der Doktorenhierarchie gegenüber und nun rufen auch ſie den Verſtand und das Intereſſe der Layen auf zu Schutz und Schirm der guten Sache. Iſt unſer Verſtand vielleicht weniger hinreichend, den mediciniſchen Streit zu prüfen, als ehemals den theologiſchen? Das wollen wir ſehen. Sind wir dabei weniger intereſſirt? Gewiß nicht! Zuletzt fällt jeder Streich, den ſich die mediciniſchen Parteien verſetzen, auf uns Patienten zurück, und Alles, was ſie Gutes ausdenken, kommt zuletzt uns zu Gute. Mich dünkt, wir haben daher ein ſehr gutes Recht, uns nach den Grundſätzen zu erkundigen, nach welchen uns die Aerzte behandeln, und es dürfte zuweilen nützlich ſeyn, ſie zu erinnern, daß ſie der Kranken und nicht die Kranken ihretwegen da ſind, da es allerdings ſchon oft den Anſchein gehabt hat, als bildeten die Aerzte ſich das Letztere ein. Haben die Völker ihr Intereſſe gegen die Prieſterherrſchaft verfochten, haben ſie ſich gegen weltlichen Deſpotismus durch Verfaſſungen und Preßfreiheit ſicher geſtellt, was für ein Vorrecht dürften

wohl die Aerzte haben, uns abzuschlachten, ohne uns darum Rede zu stehen? die Homöopathen treten als Reformatoren auf, kündigen uns an, daß uns die Aerzte mit ihrer bisher herrschenden allopathischen Methode eben so gebrandschatzt und doch nicht geholfen haben, wie ehemals die Pfaffen mit dem Ablaß, stellen eine äusserst einfache und allgemein verständliche medicinische Lehre auf, zürnen und klagen über die blinde Wuth der herrschenden ärztlichen Kaste, die sie verketzert, und wenden sich an uns, das Volk, um Schutz gegen sie zu suchen. Zugleich treten eine Menge von Layen auf, welche sich zu Rittern der Homöopathie aufwerfen, wie ehemals Hutten und Sickingen zu Rittern des Lutherthums, weil sie sich selig preisen, durch homöopathische Kuren schnell von langjährigen Uebeln geheilt worden zu seyn, und es für ihre heiligste Pflicht halten, alle leidenden Mitmenschen des gleichen Segens theilhaftig zu machen. — Das sind die Thatsachen. Sollen wir Layen nicht so dringenden Anforderungen Gehör geben! Was wäre aus der Reformation geworden, wenn die Layen sich nicht eingemischt, wenn sie gefürchtet hätten, theologische Streitigkeiten gingen über ihren Horizont hinaus und müßten den Theologen allein überlassen bleiben? Dann wäre Luther verbrannt worden.

Die Einmischung der Layen ist hier nicht zufällig, sie gehört wesentlich zur Sache. Die ganze

Homöopathie beruht auf dem Grundsatz, daß der Patient Mitwisser des Arztes ist, daß sich bestimmte Heilmittel voraussetzen lassen, welche bei der durch Erfahrung errungenen Infallibilität der Hahnemann'schen Arzneimittellehre dem Patienten so bekannt seyn können, als dem Arzte selbst. Es bleibt der Willkühr des Arztes nichts mehr überlassen. Der Patient kann selbst vergleichen, auf welche Heilmittel die Symptome seiner Krankheit hinweisen.

Nur bei den sogenannten Hausmitteln spielte vorlängst die Homöopathie eine große Rolle. Man heilte z. B. erfrorne Glieder durch Schnee, verbrannte Glieder durch Wärme ꝛc. Am meisten mußte schon früher die homöopathische Heilung in der Einimpfung der Kuhpocken auffallen, wo offenbar dasselbe Gift, das die Krankheit erzeugt, als Gegenmittel gebraucht wird. Doch findet sich in der ganzen Geschichte der Arzneikunst vor Hahnemann noch keine Spur eines homöopatischen Systems. Nur Theophrastus Paracelsus und noch mehr sein Schüler, der seiner Zeit nicht unberühmte Arzt Crollius, streift mit seinem System nahe daran an. So viel ich weiß, hat noch kein Neuerer auf diese Uebereinstimmung aufmerksam gemacht, weshalb ich es hier thun will. Crollius hat die tolle Idee, daß diejenigen Heilmittel, welche den Krankheitssymptomen äusserlich in Gestalt, Farbe und Geruch ähnlich sind, die sichersten seyen. Allein

so abgeschmackt dies ist, so ist von dieser Theorie doch nur noch ein kleiner Schritt bis zu der Homöopathie. Er hätte die äussere Aehnlichkeit nur in eine innere umtaufen sollen. Sonderbar aber ist es, daß seine physiognomischen Mittel in der That oft ächt homöopathische sind, wo wirklich die äussere Aehnlichkeit auch zugleich eine innere begleitet. Am merkwürdigsten aber ist, daß er schon die qualitative Wirkung der kleinsten Arzneiportionen im Gegensatz gegen die quantitativen der großen verfocht. Er sagt in seinem Werk Basilica chymica in der deutschen Quart-Ausgabe (Frankfurth bei Gottfried Tampachen, ohne Jahrzahl) Seite 52.: „Es hat die Seele oder eigene Form eines jeden Dings viel mehr und kräftigere Wirkungen, dann der Körper oder ihre Materie jemals haben kann: Sintemal ein jedes Ding sein Wesen von der Form empfängt. Aus diesem folgt viel Nützliches: Als erstlich, dieweil die Kranken das geringe Gewicht der Arzneien viel leichtlicher können einnehmen und gebrauchen: Sintemal ihrer viele also beschaffen, daß sie viel lieber wollen sterben, als ganze Becher voll grober und trüber Tränke aussaufen. Zum Andern dieweil durch den wiederholten Gebrauch solcher Arzneien der Magen gar nicht wird verletzt, sintemal sie an ihrer Wirkung kein Hinderniß empfinden.“ Schade nur, daß er die Seele, den Geist, die Wirkung zu sehr mit der äus-

ſerlichen Form verwechſelt. Im Uebrigen ſtimmt, was er hier ſagt, wörtlich mit den Lehrſätzen der neuern Homöopathie überein.

Die Bedingungen aber, unter welchen das im geſunden Körper die Krankheit erzeugende Mittel dieſelbe Krankheit in dem ſchon kranken Körper heilt, ſind folgende: 1) der Kranke muß die ſtrengſte Diät halten, damit nicht die Wirkung ſchädlicher Nahrungsmittel die der Arznei ſtöre; 2) die Arznei ſelbſt muß ganz einfach oder nur mit völlig indifferenten Stoffen, als Waſſer, Milchzucker ꝛc. gemiſcht ſeyn; 3) die Arznei muß in den mikroskopiſch kleinſten Theilchen eingenommen werden, weil ihre qualitative Wirkung in demſelben Verhältniß zunimmt, in welchem ihre quantitative Maſſe abnimmt.

Dies iſt in wenig Worten ausgedrückt die ganze Zauberkunſt der Homöopathie. Da iſt nichts Unverſtändliches und nichts Unanſtändiges, nichts Geheimes und nichts Auſſerordentliches. Jeder verſteht die Sache und wird durch ihre Einfachheit und Wahrſcheinlichkeit frappirt. Es kommt nur noch auf die Probe an. Nun, dieſe Probe iſt gemacht worden. Es gibt der dankbaren Layen viele, welche ſich beeilt haben, zum Lobe der Homöopathie zu ſchreiben, der ſie ihre früher von Allopathen Jahrelang umſonſt verſuchte Heilung zu verdanken haben; und es gibt noch weit mehrere, die, ohne etwas Oeffentliches darüber geſagt

zu haben, mit dem gleichen Enthusiasmus von den an ihnen selbst oder den Ihrigen sichtbar gewordenen Wundern der Homöopathie sprachen.

Auf der andern Seite hat man auch wieder über Charlatanerie geklagt, die Homöopathen aufs äusserste verspottet und verdächtigt und wenigstens bewiesen, daß sie nicht in allen Fällen helfen können, daß ihr System noch nicht vollendet genug auf die Erfahrung angewandt ist, daher alle besonnene Aerzte, welche den Werth der neuen Methode zu würdigen wissen, doch die alte Methode überall beibehalten, wo sie durch die Erfahrung bewährt ist.

Da der Streit noch nicht beigelegt ist, da er sich bald hier, bald da immer wieder aufs heftigste erneuert, kann man auch die ihm gewidmete Literatur noch nicht überblicken. Sie ist sehr zahlreich, sie beläuft sich bereits auf mehrere hundert Flugschriften, von den gelehrtesten und ernsthaftesten bis herab zu den witzigsten und gröbsten.

Die Cholera machte beiden Parteien eine Diversion. Vor ihr half weder Homöopathie noch Allopathie. Desto mehr aber wurde gegen sie geschrieben, binnen zwei Jahren mehrere hundert Schriften, deren einziger Werth in der Beschreibung und Geschichte der Krankheit besteht, und vielleicht auch darin, daß sie beweisen, wie wenig man weiß.

Verlassen wir nun die Medicin, die es nur mit

der Bekämpfung einer feindseligen Natur zu thun hat, um zu den Wissenschaften und Künsten überzugehn, durch welche die freundliche Natur gepflegt, durch die ihr die reichsten Schätze abgewonnen werden. Die Literatur der Oekonomie und Industrie ist sehr zahlreich. So lange die Deutschen noch mehr im Gemüth lebten, also im ganzen Mittelalter bis zum Ausgang der Reformation, herrschte das theokratische System. Seitdem der Verstand herrschend geworden, ist an die Stelle jenes frühern das physiokratische System getreten. Damals lebte man in Gott, und Weltentsagung war das Höchste, wornach man strebte. Jetzt umklammert man fest die Natur, und Weltgenuß ist das Höchste geworden. Der Verstand hat es sich zur dringendsten Aufgabe gemacht, dem Sinnengenuß, darum auch dem physischen Wohlstande zu dienen. Allen Scharfsinn und alles Combinationsvermögen wenden wir auf, die Natur zu benutzen, ihr die Schätze und Genüsse abzuzwingen, die uns erfreuen sollen. Dieses Streben ist natürlich und löblich, wenn über den irdischen Gütern die höhern des Geistes nicht gänzlich verabsäumt werden.

Melioration ist die Absicht der Physiokraten. Sie wollen die Zeugungskraft der Natur verstärken und veredeln, ihre Produkte vermehren und verfeinern. In beiden hat die Intelligenz Wunder gethan. Die

Erziehungskunst der Erde hat reichere Früchte getragen, als die der Menschen. Der Boden, die Pflanzen- und Thierwelt haben der Veredlung sich willig und dankbar gefügt. Des Menschen Anstrengung und Kunst strebt die rauhe Erde, die Adam zuerst bestellte, wieder in ein Paradies umzuschaffen. Auf der Stätte, wo Sumpf und Wüsten waren, erheben sich blühende Gärten, mit fremden und edlen Früchten und Thieren angefüllt. Landbau und Viehzucht haben die Natur erzogen und gebildet, ihre Kräfte bis zum höchsten Grad entwickelt und ihr auch da, wo sie schwach und arm erschien, durch Inoculation den fremden Segen mitgetheilt. Durch Verpflanzen, Pfropfen und Vermischen ist die Vegetation wie die Thierwelt in unsern rauhen Gegenden bereichert und verfeinert worden; so wie gleichzeitig der Mensch durch die Aufnahme fremder Geistesprodukte gebildet wurde. Wie aber unser eignes geistiges Schaffen und Wirken umfassender und wichtiger ist, als jener fremde Unterricht, so ist auch in materieller Hinsicht die Fabrikation, die künstliche Verarbeitung der Naturerzeugnisse das wichtigste. Die Naturprodukte erhalten ihren höhern Werth erst durch den Gebrauch, den man davon zu machen weiß. Hier entsteht durch die Kunst eine zweite Natur zum nähern, feinern, zum mehr geistigen Dienst des Menschen. Durch die Fabrikate werden uns nicht nur Genüsse verschafft,

die uns die Natur unmittelbar nicht darbieten kann, sondern die menschliche Kraft und Einsicht wird dadurch auch auf unendliche Weise verstärkt, und somit zugleich die Vervollkommnung des Geschlechts befördert. Ohne jene Fabrikate, die dem Geist nach allen Richtungen seiner Thätigkeit Werkzeuge leihen, würde die Natur stets unvollkommen bleiben. Ohne sie wäre die Wissenschaft und Kunst in ihren herrlichsten Erscheinungen ganz unmöglich. Wir brauchen zu unsern Erkenntnissen und Kunstwerken theils Instrumente, theils künstlich bereitete Stoffe, ohne welche wir nichts ausrichten können. Nicht nur der Genuß des Lebens, auch die Bildung und Veredlung des Geistes hängt von jener materiellen Cultur ab. Die so hoch gesteigerte und alles umfassende Pflege derselben in unsern Tagen ist also unser größter Ruhm und Gewinn.

An diese materielle Cultur schließt sich unmittelbar der Handel an, indem er den Umtrieb und Austausch der gewonnenen Natur- und Kunstprodukte bezweckt. Wie alles besprochen und beschrieben wird, so hat auch der Handel eine Literatur gefunden. Er ist in ein wissenschaftliches System gebracht und zugleich in seinen historischen Erscheinungen gewürdigt worden. Das meiste hat man jedoch über seine Mängel, Hemmungen und nothwendigen Verbesserungen geschrieben.

Urſprünglich beruht der Handel in einem bloßen Austauſch der Produkte, die ein Land im Ueberfluß erzeugte, und andern Ländern, welche daran Mangel litten, mittheilte. Daran knüpfte ſich ſodann die Gewinnſucht, indem ein Land theils ſeine Produkte höher ſchätzte, als die es dagegen eintauſchte, theils ſich mit Gewalt ein Monopol der Production und Ausfuhr verſchaffte, theils bei ſeinen Abnehmern ein ſteigendes Bedürfniß nach ſeinen Produkten künſtlich erzeugte. In dieſer Handelspolitik waren ſchon die Phönizier ſehr gewandt, jetzt ſind es die Engländer. Endlich verlor man den urſprünglichen Zweck des Handels gänzlich aus den Augen und machte den reinen Gewinn dergeſtalt zur Hauptſache, daß der Handel ein bloßes Glückſpiel der Individuen wurde. Nunmehr wurde der Begriff eines Handelsartikels von den Gegenſtänden des Bedürfniſſes, die ein Land entbehrte, das andre im Ueberfluß beſaß, auf alle mögliche Gegenſtände ausgedehnt. Alles wurde überflüſſig, ſobald der Verkauf deſſelben einen Vortheil brachte, und alles wurde Bedürfniß, deſſen Ankauf denſelben Vortheil gewährte. Die Kunſt beſtand jetzt nur noch darin, alles Vermögen beweglich zu machen, es zur Waare zu ſtempeln, den Vertrieb derſelben zu befördern. Das Mittel dazu war das Geld, worein man jeden andern Beſitz verwandeln konnte. Durch Geld wurde jeder Beſitz veräußerlich, zum Austauſch

geſchickt, beweglich, zugleich aber trat an die Stelle ſeines natürlichen und dauernden Werthes ein künſtlicher und wechſelnder, und auf dieſes Steigen und Fallen des Werthes wurden die Speculationen des Kaufes und Verkaufes berechnet. Um das Handelsſyſtem zu vollenden, bedurfte es nur noch eines Schrittes, und man that ihn, indem man dem Credit die weiteſte Ausdehnung gab. Nachdem man alle nur erdenklichen phyſiſchen und ſogar geiſtigen Güter zu Waare gemacht und in ein baares Vermögen verwandelt hatte, durfte man dieſes baare Vermögen nur noch durch ein künſtliches ins Unendliche vermehren, um dem Handelsverkehr den größtmöglichen Umfang und die größtmögliche Schnelligkeit zu geben. Mit dem geborgten Vermögen konnte man die ungeheuerſten Speculationen machen, und mit hundertfach verſtärkten Mitteln den hundertfachen Gewinn erreichen. Zugleich aber wurde durch das Syſtem der Intereſſen den Verleihern im Gelde ſelbſt ein neuer ſicherer Handelsartikel eröffnet, der ins Große getrieben, im Syſtem der Staatsanleihen wieder jeden andern Handel verdunkelte. Der Triumph des modernen Handels wurde darin erreicht, daß man mit geborgtem Vermögen wieder durch Ausleihen gewann, und aus Nichts Etwas machte.

Der urſprüngliche und natürliche Produktenhandel leidet natürlich unter dieſem Geldhandel ausnch-

mend, indem der durch ihn redlich gewonnene Gewinn sogleich wieder in jenem zweiten höhern Handel zur Waare und einem neuen Risico ausgesetzt wird. Hundertmal verrinnt im Geldhandel wieder, was durch den Produktenhandel gewonnen war, und jener zehrt beständig von diesem, wie alles künstliche Vermögen vom natürlichen, aller Scheinwerth vom wahren Werthe zehrt. So viel die Geldspekulanten aus dem Nichts, womit sie anfangen, gewinnen, so viel wird den ursprünglichen Besitzern von ihrem Etwas entzogen. Ein reicher Geldhändler macht zehn und hundert arme Waarenhändler. Der Produktenhandel leidet in Deutschland auch noch durch andre Beschränkungen. Wir Deutsche produciren theils selbst, theils sind wir durch unsre Lage in der Mitte von Europa zu einem sehr einträglichen Transitohandel berufen. Aber gerade dieser verhältnißmäßig geringe Vortheil, dessen wir uns im Vergleich mit den Seestaaten zu erfreuen haben, wird uns verkümmert durch die Handelssperren mitten in unsrem Binnenlande. Der große Vortheil des Volks wird dem kleinen des Fiscus aufgeopfert.

Die moralische Wirkung des physiokratischen, Industrie- und des Handels-Systems ist unermeßlich und bezeichnet den Charakter der jetzigen Zeit mehr als alles andre. Das ganze Dichten und Trachten einer unzählbaren Mehrheit der Menschen läuft auf physi-

ſchen Genuß, oder auch nur auf den Erwerb der dazu erforderlichen Mittel hinaus. Alles will durch Induſtrie oder Handel Geld erwerben, um zu genießen, oder gar nur, um zu haben, denn gemeine Seelen verwechſeln nur zu oft den bloßen Reichthum mit dem Genuß, den ſie ſich dadurch verſchaffen könnten. Wenn allerdings der Reichthum jedes Schöne und Große zu unterſtützen geeignet iſt, ſo dient er doch nur als Mittel. Wenn er aber nur dient, den gemeinen Genüſſen und Lüſten zu fröhnen, oder gar zum Zweck erhoben wird, iſt er durchaus verderblich. Der jetzt herrſchende Luxus und die Genußſucht, die ſich faſt aller Stände bemächtigt hat, iſt ein geringeres Uebel, als die Habgier. Dieſe iſt ganz gemein und ſchändlich, und verderbt die Menſchen von Grund aus. Verſchwenderiſch und luxuriös waren die Menſchen von jeher, ſobald ſie etwas hatten, aber ſo habgierig und wucheriſch ſind ſie noch nie geweſen, als jetzt. Nicht das Genießen iſt jetzt die Hauptſache, ſondern nur das Erwerben. Ueber dem Eifer, zum Beſitz zu gelangen, vergißt man ganz den Genuß. Daher iſt nichts ſo ingeniös, als die Erwerbsarten in unſrer Zeit, und nichts abgeſchmackter und nichtswürdiger, als die Weiſe, des Erworbenen ſich zu erfreuen, die Vergnügungen des Reichthums. Die Anſtrengung, den Fleiß, das Genie der Erwerbenden müſſen wir bewundern; den Gebrauch, den ſie

vom Erworbenen machen, müssen wir meistens nur belächeln. Uebrigens hat dies zum Theil seinen Grund in dem Umstande, daß wirklich die meisten Menschen mehr erwerben, um dem Uebel der Armuth zu entgehn, als um das Glück des Reichthums zu genießen. Ihr Streben ist mehr negativ gegen die Armuth, als positiv für den Reichthum berechnet. Es sind verhältnißmäßig nur wenige, die wirklich zum Genuß gelangen, die meisten müssen sich nur des Mangels erwehren, daher ist die Arbeit wichtiger und interessanter, als der Erfolg.

Daß aber alles menschliche Treiben jetzt auf Erwerb ausgeht, ausgehen muß, ist gewiß im Vergleich mit frühern Zeiten eine sehr traurige Eigenthümlichkeit der unsern. Man kann einmal nicht leben ohne Geld, man muß zu erwerben suchen, um nicht unterzugehn; man muß ein Mehr zu gewinnen suchen, weil ein Weniger leicht mit dem bürgerlichen Tode droht. Darum wird von früh auf schon den Kindern eingeprägt, daß sie in dieser Welt nur dazu berufen sind, ihr Unterkommen zu suchen, den Erwerb als das höchste Lebensziel zu betrachten. Schon die Erziehung drückt ihnen den Stempel eines Lastthieres auf, das sein Brod verdienen muß. Das Schlimmste ist, daß jedes Mittel geheiligt erscheint, sobald es dem Zweck des Erwerbs dient. Nur das Criminalgesetz enthält die Ausnahmen von der Regel; Aus-

nahmen, welche die Moral zu machen hätte, werden selten beachtet. Die Erwerbsucht rottet das heiligste Gefühl im Herzen aus und die meisten Ehen werden nur wie ein Handel abgeschlossen. Man frägt nach dem Gelde, nicht nach dem Liebreiz und der Tugend der Braut. Die Menschenliebe und Ehrlichkeit leiden am meisten bei diesem Jagen nach Gelde. Man ruinirt den Nebenmenschen, um selbst zu gewinnen, man betrügt auf gesetzlichem Wege, und begeht eine Menge ganz unscheinbarer, aber nicht minder schlimmer Mordthaten durch geschickte Verdrängung der Concurrenten. Selbst die Gefühle der Ehre, des Patriotismus und der Frömmigkeit werden vergiftet durch die Rücksicht auf das Geld. Nicht das gemeine und alte Uebel der Bestechung kommt hier in Frage, sondern ein ganz neues allgemein verbreitetes und weit gefährlicheres Uebel. Fast alle Staatsdiener, sogar die Priester machen sich ihre Besoldung zum Hauptaugenmerk. Ja die Staaten selbst müssen erwerben und Handel treiben, weil sie ohne Geld nicht mehr existiren können. Dadurch ist das Privatleben wie das öffentliche von Grund aus umgestaltet worden.

Früher achtete man den Menschen, jetzt nur noch das Geld. Die Gewalt selbst borgt ihre Mittel nur noch vom Gelde, und um die heiligste Autorität steht es schlecht, wenn sie kein Geld hat. Aller Glauben und Aberglauben, auf welchen in frühern Zeiten die

Macht, Würde und Legitimität beruhten, ist jetzt in den einzigen an das Geld zusammengeschmolzen. Der reichste Staat ist der legitimste und der reichste Privatmann der nobelste. Das Geld duldet keinen andern Unterschied, als den seiner Besitzer. Es entwaffnet jede andere Macht, überstrahlt jeden andern Glanz. Darum hat es aber auch jenes Phantom der Ideologen, die allgemeine Gleichheit, wirklich ins praktische Leben eingeführt, so weit dies möglich ist. Geld ist der Schlüssel zu allem, und jeder Mensch kann ihn finden. Die Gleichheit des Geldreichthums oder des Geldmangels hat alle Stände gemischt. Der reiche Jude wird baronisirt, der arme Baron wird ein Kornjude, ja es gibt Fürsten, die von Pensionen leben, und Juden, die sie bezahlen.

Von der Nationalökonomie, als einer neuen Wissenschaft, die in alle vereinzelten Bestrebungen des Erwerbes erst Ordnung und Zusammenhang bringen soll, ist schon bei der Politik die Rede gewesen. In das Einzelne der ökonomischen, industriellen und Handelsliteratur denke ich hier nicht einzugehn. Ich bemerke nur, daß unter den Landwirthschaftslehrern Thaer, unter den Lehrern der Viehzucht, besonders der veredelten Schafzucht, Elsner, den größten Ruhm erworben hat, daß aber eine Menge Provinzialjournale und Handbücher und Anweisungen mit einander wetteifern, die Intelligenz zu Be-

zug auf Produktion möglichst zu schärfen. Für die Industrie und alle möglichen Richtungen der technischen Thätigkeit geschieht nicht weniger. Beckmann begründete unter uns die Literatur der Gewerbslehre. Dinglers polytechnisches Journal ist das Hauptorgan für diese Gegenstände in Deutschland; Krünitz sammelte in seinem Riesenwerk alles ältere technologische Wissen; unzählige Lehrbücher, unter denen sich besonders die vielen populären Anweisungen von Poppe bemerklich machen, sind dem Unterricht einzelner Gewerbe und Handwerke gewidmet. Unter den Theorien der Handelswissenschaft zeichnet sich die von Murhard aus. Geschichten des deutschen Handels schrieben Fischer, Sartorius und beziehungsweise Gülich.

Von der physischen Geographie ist oben schon die Rede gewesen. Die mathematische wurde zuerst im Zeitalter Luthers von Apianus und Loritus bearbeitet. Sebastian Münster entwarf die ersten brauchbaren Charten und Mercator († 1594) erfand die Projektion der Charten, in deren Netz noch heute alle Länder eingezeichnet werden. Großen Ruhm erwarb sich Cluver durch sein lateinisches Compendium der alten und neuen Geographie, Merian durch seine mit unzähligen Kupfern ausgezierten Topographien, Homann mit seinen Charten, die eine Zeitlang alle Bedürfnisse befriedigten und

ungeheuer verbreitet waren. Mit Hübner fing das moderne encyclopädische Wesen an, mit Büsching das statistische Detail, mit Gatterer die strengwissenschaftliche Behandlung. Seitdem haben Gaspari, Hassel, Cannabich, Stein, Volger ꝛc., als die fleißigsten Sammler und Ordner in der mathematisch-politischen Geographie sich ausgezeichnet. In der Chartenzeichnung glänzt gegenwärtig vorzüglich Berghaus, das Herder'sche Institut in Freiburg im Breisgau, Rühle von Lilienstern, der sehr populäre Stieler ꝛc. Die vielfachen Landesvermessungen und die Militärcharten der einzelnen deutschen Bundesstaaten, so wie eine Menge Specialcharten von einzelnen Provinzen, Gebirgen ꝛc. übertreffen bei weitem alle Leistungen der frühern Zeiten, obgleich auch hier noch nicht alles gethan ist. Gleiches Verdienst haben die zahlreichen Topographien oder Beschreibungen einzelner Gegenden, von Valvasors trefflicher Beschreibung Krains an bis zu Ebels Schweiz.

Unsre Reiseliteratur ist sehr reichhaltig. Obgleich wir keinen Theil an der Seeherrschaft und keine Colonien hatten, sind doch gebildete Deutsche immer viel gereist. Die ersten Deutschen Reisebeschreibungen stammen noch aus den Zeiten der Pilgerfahrten nach Jerusalem. Später ergoß sich der Strom der Reisenden durch Holland in die

neue Welt. Einige in dem Türkenkriege Gefangene, wie Schiltberger, und einige Gesandte in die Morgenländer, wie Olearius, beschrieben ebenfalls ihre Reisen. Am merkwürdigsten aber waren die deutschen Jesuiten, die als Missionäre nach Amerika und China kamen, weil der schlaue Orden die Erfahrung gemacht hatte, daß deutsche Gelehrsamkeit, Ausdauer und Gutmüthigkeit zu dem schwierigen Missionsgeschäft am besten taugen. Dobrizhofer ertheilte uns die ersten genauen Nachrichten vom Innern Südamerikas, Kircher über das merkwürdige Reich von China und Tieffenthaler war der erste Europäer, der von China nach Indien über den Himalaja reiste und das höchste Gebirg der Erde, den Davalagiri zuerst entdeckte, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Bald darauf begannen die wissenschaftlichen Reisen, und es gelang vielen deutschen Gelehrten, Naturforschern, Aerzten im Dienst fremder Seemächte die wichtigsten Beobachtungen zu machen. Kämpfer kam in holländischen Dienst nach Japan, das er zuerst ausführlich beschrieb. So reiste auch Liechtenstein mit Holländern durchs innere Afrika. Philipp aus Frankfurt a. M. gründete in englischem Dienst Botany-Bay; Reinhold Forster und sein noch berühmterer Sohn Georg machten in englischem Dienst mit Cook die erste wissenschaftliche Reise um

die Welt und beschrieben sie. Aehnliche nicht minder berühmte Reisen um die Welt machten später in russischem Dienst Krusenstern, Langsdorf, Bellinghausen, Otto von Kotzebue (Sohn des Dichters). Gleichfalls in russischem Dienst durchreisten Pallas, Georgi ꝛc. das innere Rußland, Gmelin Sibirien, Ledebur das Altaigebirge, Parrot das Gebirge Ararat, Klaproth und Kupfer den Kaukasus, Eichwald die Gegenden des kapischen Meeres, Engelhardt den Ural. In dänischem Dienst machte Carsten Niebuhr die berühmte Reise nach Arabien und Persien.

Einer der merkwürdigsten Reisenden war der Basler Burckhardt, der in englischem Dienst Arabien, Syrien und Nubien durchreiste, als muhamedanischer Gottesgelehrter am Grabe des Propheten predigte, und endlich an der Pest in Egypten starb (1817). Die Werke aller dieser Reisenden sind wissenschaftliche Meisterwerke des ersten Ranges.

Allmählich fing Deutschland an, auf eigne Kosten und zu eignen Zwecken zu reisen. An der Spitze dieser neuen Reihe berühmter Reisender steht Alexander von Humboldt, der nicht nur unter den deutschen, sondern unter allen europäischen Reisenden den größten Ruhm errang und unbestritten die erste Stelle einnimmt, ohne daß weder Engländer, noch Franzosen sie ihm streitig machen. Er ist

der Napoleon unter den Naturforschern, der mit seinem stolzen Blick alles umfaßte und übersah, der auf den Cordilleren und auf dem Altai stand und dem von den kleinsten und beschwerlichsten Barometervergleichungen bis zu den kühnsten und weitesten Totalblicken alle Reiche und Gebiete der Natur als eine unermeßliche Eroberung vorlagen.

Durch ihn und seine vornehmen Verbindungen verbreitete sich ein Geschmack für das Reisen auch in den höhern Kreisen der deutschen Gesellschaft. Der Prinz Maximilian von Neuwied unternahm und beschrieb eine sehr lehrreiche Reise in die Urwälder von Brasilien. Zwei andre Prinzen Bernhard von Weimar und Paul Wilhelm von Würtemberg bereisten Nordamerika. Noch in diesem Augenblick reist der geistvolle Fürst Pückler-Muskau in Afrika.

Unter den deutschen Gelehrten, die aus Auftrag deutscher Regierungen reisten, zeichneten sich Pohl und Natterer, die für Oestreich, Spix und Martius aus, die für Baiern nach Brasilien reisten, Ehrenberg und Hemprich, die für Preußen, und von Prokesch, der für Oesterreich nach Egypten reiste. Auch an Privatreisenden fehlte es nicht, die auf eigne Kosten weitere Unternehmungen wagten. So besonders Leopold von Buch, der Norwegen, Langsdorf, der Brasilien, Seezen

der den Orient bereiste, Sieber aus Prag, der um die Welt fuhr, der Frankfurter Naturforscher Rüppel, der die Nilländer bis tief nach Kordofan und Darfur durchreiste, der Leipziger Pöppig, der erst ganz kürzlich seine höchst interessanten Reisen in den Anden und am Amazonenstrom beschrieben hat, der Schweizer Rengger, der lange in Paraguay gefangen saß, von Weech, der Brasilien besuchte, der Missionär Gutzlaff und der preußische Seefahrer Meyer, die in China waren ꝛc. Unzählicher Reisender in den europäischen Ländern nicht zu gedenken.

Die schöne Literatur.

1.
Die poetische Eigenthümlichkeit der Deutschen.

Gerade in unserer Zeit, die alle Eigenthümlichkeit aufgegeben zu haben scheint und in der bunteſten Unordnung und ewig ſich ſelbſt wiederſprechend je das Fremdeſte nachäfft, muß man an eine frühere Zeit erinnern, in welcher ſich der deutſche Geiſt in ſtrenger Eigenthümlichkeit, ſelbſchöpferiſch von andern unterſchied, andere übertraf.

Die deutſche Eigenthümlichkeit iſt das Romantiſche. Obwohl der Name an die Römer erinnert, ſo iſt doch die Sache ſelbſt eine deutſche. Dies iſt eben ſo hiſtoriſch als pſychologiſch gewiß.

Ohne die Dazwiſchenkunft der alten Deutſchen würden weder die Römer und Griechen, noch das Chriſtenthum, noch der Orient das hervorgebracht haben, was wir das Romantiſche nennen. Man

muß zugeben, daß ſich alle dieſe Elemente in der Poeſie des Mittelalters vermiſcht haben, allein das germaniſche Element iſt das vorherrſchende. Das Chriſtenthum blos in Verbindung mit dem orientaliſchen Geiſt erzeugte noch nicht die eigentliche Romantik, die unbeſtritten erſt dem Zuge der deutſchen Völkerwanderung folgte.

Die Deutſchen traten als Feinde der antiken Welt auf, die ſie zertrümmerten, und ihre Verachtung derſelben wurde durch das Chriſtenthum noch vermehrt. Daher übte die antike Poeſie keinen Einfluß auf ſie. Dagegen nahmen ſie ſeit ihrer Bekehrung ein chriſtliches Element in ihre altheidniſche Heldenpoeſie auf, und ſeit den Kreuzzügen zugleich ein orientaliſches. Die alte Heldenpoeſie blieb die Grundlage der Romantik, das romantiſche Subjekt blieb allezeit der deutſche Ritter; der große Thaten der Tapferkeit vollbrachte. Allein dieſe Thaten beſchränkten ſich nicht mehr, wie in der altnordiſchen Heldenpoeſie und zum Theil noch in den älteſten deutſchen Heldenſagen auf das wilde Austoben der Kraft, ſondern ſie erhielten im Glauben höhere Ziele. Die alte ungeſchwächte Kraft wurde höhern Ideen des Chriſtenthums dienſtbar und milderte ſich durch geiſtige Selbſtüberwindung. Die romantiſche Ehre und Liebe waren aber den Deutſchen ſchon als Heiden eigen geweſen. Finden wir ferner, daß ſeit den Kreuz-

zügen eine Neigung zu kunſtreichen myſtiſchen Allegorien, zu Sinnſprüchen, Gleichniſſen und Fabeln und endlich zu phantaſtiſcher Häufung von Abenteuern in die deutſche Poeſie gekommen iſt, ſo können wir dies zwar auch dem Einfluß des orientaliſchen Geiſtes zuſchreiben, mit dem die Deutſchen in der Hohenſtauffiſchen Zeit bekannt wurden, jedoch beweißt die alte Edda, daß dieſer Orientalismus ſchon urſprünglich im deutſchen Geiſt lag.

Das vorherrſchende germaniſche Princip in der Romantik des Mittelalters gibt ſich auch in ſprachlicher Hinſicht durch die Verdrängung der antiken Metrik und durch die Einführung des ächt deutſchen Reimes zu erkennen. Der Reim wurde nebſt den deutſchen Versmaaßen ſelbſt von den Völkern adoptirt, in deren Sprachen ſich, wie bei Italienern, Spaniern und Franzoſen vorzugsweiſe der lateiniſche Dialekt erhielt.

Nicht weniger entſchieden iſt der rein deutſche Urſprung und Charakter der gothiſchen Baukunſt, denn das, was dieſelbe von der byzantiniſchen, mauriſchen und antiken Kunſt unterſcheidet, iſt das eigentlich Deutſche, und das iſt eben die Hauptſache. Auch iſt dies allgemein anerkannt.

Unterſucht man ferner die pſychologiſchen Beſtandtheile des Romantiſchen, ſo wird man bald finden, daß der eigentliche Kern deſſelben das deutſche

Herz, die tiefe Gemüthlichkeit, jene vielgestaltige Liebe iſt, die erſt durch die Deutſchen im Leben wie in der Kunſt aufkam und die antike, ungemüthliche, nur ſinnliche und verſtändige, zwiſchen Leidenſchaft und Philoſophie ſchwankende Denk- und Lebensart verdrängte.

Wir ſehen dies noch deutlicher, wenn wir die Beſtandtheile des Romantiſchen näher anatomiren.

Die Heiligung der Frauen und der Liebe ſelbſt durch die Adoration der irdiſchen Geliebten, iſt rein deutſchen Urſprungs und ich möchte dies den Grundzug des Romantiſchen nennen.

Die Freude an Naturſchönheiten, die Bewunderung ſchöner Landſchaften und Ausſichten, die poetiſche Wanderluſt, der Hang, ſich in einem fernen ſchönen Lande, vorzüglich im Süden, nicht aus Noth, ſondern aus Liebe niederzulaſſen, und eben ſo der Sinn nicht für die Idee des Vaterlandes oder Staats, ſondern für die vaterländiſche Gegend, das Heimweh, alle dieſe Beziehungen des menſchlichen Herzens zur Natur und Landſchaft, die einen ſo weſentlichen Beſtandtheil des Romantiſchen bilden, ſind urſprünglich deutſch.

Die Herausſtellung der Perſönlichkeit, die ungezügelte Freiheit, die durch alle Geſetze, Convenienzen und Normalitäten brechend, die innerſte Natur des Individuums offenbart,

vom heiligſten Geheimniß der Ehre und der Liebe bis zum launigſten Spiel des Humors oder zum lächerlichſten Selbſtverrath der Eitelkeit und Schwäche, dieſe reiche Quelle der romantiſchen Poeſie, iſt ebenfalls im deutſchen Charakter entſprungen. Den geſetzmäßigen Alten war ſie ſo fremd wie den unterwürfigen Orientalen.

Ich will die Analyſe nicht weiter führen. Jenes romantiſche warme Leben in uns kann doch nie ganz unter Begriffe gebracht werden und ſeine unerſchöpfliche Tiefe iſt gerade ſein Hauptreiz.

In der älteſten Zeit offenbarte ſich das deutſche Gemüth noch in keiner Kunſt, ſondern nur in dem poetiſchen Heldengeiſt des Volks, in der Luſt der Fahrten und Abenteuer und in der Frauenliebe. Das Schönſte, was Tacitus von unſern Urvätern ſagt, iſt, daß ſie in unſern Urmüttern etwas Heiliges verehrt haben. Wir Deutſchen ſind Kinder der Liebe, andre Völker, deren Urväter ihre Weiber verächtlich als Sclavinnen behandelten, ſind nur Kinder der Sinnlichkeit.

Erſt im Mittelalter, nachdem das deutſche Weſen mit dem römiſchen, chriſtlichen und orientaliſchen in mannigfaltigen Conflikt gekommen war, nachdem das Verwandte ſich ausgeglichen und vermiſcht, das Eigenthümliche dagegen in der Reibung mit Fremdem nur noch mehr verſchärft hatte, wurde es ſich ſeiner

ſelbſt bewußt und objectiv und trat in eine äußere Kunſtwelt heraus. Oder man kann dies auch ſo faſſen. Der Deutſche beſiegte und beerbte den Römer. Er wurde der Herr in Europa. Sein enger heimathlicher Geſichtskreis dehnte ſich aus, das Leben geſtaltete ſich ihm wunderbar reich in kirchlicher, wie in politiſcher und ſittlicher Beziehung. Aber noch in ſeiner vollen Jugendkraft trug er ſeinen Geiſt und ſein Gemüth auf die Welt über, die er um ſich her zu ſeiner Ehre und Luſt aus den Trümmern der alten Welt geſtaltete. Nach eigner Phantaſie baute er ſich ſeine Kirchen, ſeine Burgen, ſeine reichen Städte, wenn er auch die erſte Anweiſung dazu von den Griechen und Römern entlehnt hatte, und nach eigner Phantaſie ſchuf er ſich ſein häusliches Leben, ſeine Trachten, ſeine geſelligen Sitten, ſeine Lieder und ſeine poetiſche Welt, faſt durchaus unabhängig von ältern Muſtern

Damals war alſo das Leben ſelbſt ganz von dem poetiſchen Geiſte und Gemüth des Volkes durchdrungen, und es entſtand daraus ein vollkommen originelles Ganze.

In ſpäterer Zeit ſehen wir umgekehrt die Kunſt ſich vom Leben trennen, eine blos in Büchern oder in wenigen fürſtlichen Gallerien als todter Schatz und als ein ariſtokratiſches Privilegium aufbewahrte Kunſt, gegenüber einer geſchmackloſen Wirklichkeit des

gesammten übrigen Lebens. So wie aber Kunst und Leben sich trennten, hörte auch alle Originalität auf und wir wurden sklavische Nachahmer der Alten und Fremden.

Dies ist in wenig Worten die Geschichte unsrer Kunst und Poesie. Doch muß ein so großer Verfall näher erklärt, und kann vielleicht entschuldigt werden.

Das unbefangene deutsche Gemüth hatte sich seiner Romantik ganz und ohne Vorbehalt hingegeben. Die befangene Politik des römischen Stuhls aber trieb Misbrauch mit dieser schönen poetischen Schwärmerei. Politische Leidenschaften und Laster aller Art vergifteten die Kirche, verwirrten das Reich von oben und von außen her, und der Widerstand von unten und von innen her aus der Kraft und dem Gemüth des Volks war zu schwach, weil das Volk immer noch in Entzückung dalag, immer noch wie von einer himmlischen Erscheinung geblendet war und hinter der Maske des heiligen Vaters die Teufelsfratze nicht erkannte. Das Volk ging in seinem guten Glauben, in seiner schönen Schwärmerei unter, es war zu ehrlich, es kannte die Spitzbüberei und Heuchelei noch nicht. Es ließ sich trotz seiner herrlichen Kraft, wie ein Held im Gebet von hinten niederstechen oder wie im Kelch des Abendmahls vergiften.

Als das deutsche Volk endlich von ungeheurem Schmerz aufgestachelt den tausendjährigen Verrath

plötzlich inne wurde, und gerieth in eine Art von Raserei und schleuderte wie die wahnsinnige Braut das verhaßte Geschmeide, den Schmuck der alten Rosen und Myrthen oder wie Herkules das vergiftete Hochzeitskleid der Dejanira von sich. Die alten Gegenstände der heißen Andacht, der brünstigsten Liebe, wurden als höllische Talismane, als Werkzeuge teuflischer Verführung fortgeworfen, und an die Stelle des unbegrenztesten Vertrauens trat ein eben so tiefes Mistrauen, an die Stelle der alten Zufriedenheit sich beglückt wähnender Liebe trat das herbe Gefühl der Reue, sich einer unwürdigen Geliebten preis gegeben zu haben, und eine Leerheit, eine misbehagliche Resignation, ein mürrisches Verschmähen des Trostes. Endlich heilte diese Wunde die Zeit, die alte Liebe kehrte nicht wieder, an ihre Stelle trat Zerstreuungssucht, Tändelei, Wollüstelei, Hang zur Abwechslung, ganz so wie bei einem unglücklichen Liebhaber, dem endlich die Zeit zu lang wird, ohne daß er durch seine neuen Zerstreuungen befriedigt würde.

Daher hörte seit der Reformation die bildende Kunst auf, das Leben zu schmücken. Kirchen, Klöster, Schlösser, Städte wurden zerstört; was von den noch unvollendeten Domen stehen blieb, blieb auch unvollendet. Die arme ungläubige Zeit hatte kein Geld und kein Herz mehr, fertig zu machen, was die reiche und fromme Zeit begonnen. Auch aus den Sitten

verschwand der alte Liebeszauber, die Schönheit und Fröhlichkeit. Da zum Glück alles Gute deutsch gewesen war, konnte man das Schlechte nur aus der Fremde holen, und so wurde jetzt alles schlecht, doch wenigstens nicht auf deutsche, sondern auf ausländische Weise schlecht.

Die gothische Baukunst wurde jetzt verachtet und verspottet und es gab nichts Höheres als ein geschmackloses Jesuitencollegium im neurömischen Styl oder ein fürstliches Lustschloß im Styl der schwülstigen Architektur von Versailles.

Die alte fromme Malerei wurde nicht weniger verachtet und es galten nur noch die affectirten Inbrünstigkeiten des h. Franciscus, des h. Ignatius ꝛc., die man den verdorbenen spätern Italienern, und die allegorischen Bekrönungen und Vergötterungen hoher Potentaten und Helden in Allongeperücken, so wie die wollüstigen Schäferscenen, die man den Franzosen abgelernt hatte. Der eigenthümliche Geist der Nation wurde höchstens noch in den Winkeln gefunden, wohin er sich gleichsam aus Furcht und Scham verkrochen hatte, und wo er Dinge trieb, wie man sie eben nur in Winkeln zu treiben pflegt. Daher die Viehstücke und besoffenen Bauern, die pissende Kuh von Potter und die Barthaare von Denner, die Zahnbrecher und Heringsköpfe, die Besenstiele und Citronenschalen, die in dieser Niedrigkeit des Gegenstandes

Univ. Bibl. München

immer noch die Größe des Talentes beurkundeten, das sich bis zu ihnen herabgelassen hatte.

Die alten schönen Trachten, die jede Kraft des Mannes, jeden Reiz des Weibes hervorhoben, mußten auf dieselbe Weise ausländischen Trachten weichen, und diese verhäßlichten sich von Jahrzehent zu Jahrzehent. Der schöne Menschenleib wurde zur Carricatur. Wie man im Kopf den eignen Geist verschmähte und einen fremden einnahm, so verschmähte man auch auf dem Kopfe das eigne Haar und unterwarf ihn der hundertjährigen Tyrannei der Perücken und Zöpfe, die von der Allongeperücke herab bis zum zierlichen Rattenschwänzlein abwechselnd beinah die ganze Reihe der Bestien durchkopirten. Der Hut machte alle diese Verwandlungen mit. Das schöne und bequeme Kleid gestaltete sich nach und nach zu dem abgeschmackten, unmännlichen und unsinnigen Frack, den wir noch heute tragen. Beim andern Geschlecht waren die Metamorphosen der Frisuren, Hüte und Hauben, Schnürleiber, Reif- und andrer Röcke noch mannigfaltiger, bei allem Wandel aber behielt die Mode unabänderlich drei Gesetze: das Kleid muß unnatürlich — muß häßlich — muß undeutsch seyn.

Die Dichtkunst gerieth nicht weniger in Verfall und unter fremde Herrschaft. Es kam bald nach den Reformationskriegen so weit, daß die Dichter selbst

unſre Sprache verlernten; die Gelehrten ſchrieben nur noch lateiniſch, die Ungelehrten affectirten ihre Mutterſprache mit fremden Wörtern aus neuen Sprachen zu überladen, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre in der deutſchen Sprache wie in der engliſchen der Sprachmiſchmaſch legitim geworden.

Dem Untergange der altdeutſchen Kunſt folgte unmittelbar eine ganz kunſtloſe kriegeriſche barbariſche Periode. Dann fingen die begünſtigteren Geiſter an, ſich aus der Fremde wieder etwas Kunſt zu holen. Einige Fürſten ſammelten ausländiſche Statuen und Gemälde, ließen italieniſche und franzöſiſche Baumeiſter kommen. Einige gelehrte Dichter überſetzten franzöſiſche, antike und engliſche Werke und ahmten ſie ſklaviſch nach, um es den vornehmern Nachbarn hierin gleich zu thun. Aber dieſe äſthetiſchen Liebhabereien blieben die Sache der höher Gebildeten, ſie konnten nicht Sache des Volks werden, das in ſeiner unäſthetiſchen Barbarei verharrte.

Man fühlte endlich, daß die Trennung der Kunſt vom Leben unziemlich ſey und nun wollte man auf einmal wieder beide auf einander beziehen. Die Baukunſt bequemte ſich mehr nach dem Bedürfniß, die Poeten und Genremaler wählten Scenen des wirklichen Lebens zu Gegenſtänden ihrer Darſtellung. Aber die Baukunſt wurde deshalb nicht ſchöner, und auch die Genregemälde aus der modernen Welt, die ſich

besonders unter dem Namen der Romane und bürgerlichen Schau- und Luſtſpiele verbreiteten, waren nichts Schönes. Man hatte nur das, was ſchlecht geworden war, zu verherrlichen geſucht. Man wollte zur Natur zurückkehren und vergaß, daß der ganze Zuſtand der Gegenwart unnatürlich ſey.

Nun erfolgte eine romantiſche Reaction. Man verwarf, wie billig, dieſe Anpreiſungen der modernen Unnatur, und ſuchte nun das echt Deutſche der alten Zeit wieder hervor. Hierbei fiel man jedoch abermals in einen Fehler. Das Alte, was einmal untergegangen iſt, läßt ſich künſtlich nicht mehr zurückzaubern. Der ganze Verſuch fiel um ſo kümmerlicher aus, je erhabener und majeſtätiſcher das Vorbild war, das man zu erreichen ſuchte. Zur Vollendung oder nur zur Nachahmung der alten Dome fehlte vor allem das Geld. Nur in der Malerei konnten die ſ. g. Nazarener und in der noch wohlfeilern Literatur die ſog. Deutſchthümler die alten romantiſchen Geſtalten, Trachten, Sangesweiſen von neuem heraufbeſchwören. Aber dieſer Traum des Mittelalters blieb ein Traum, und wurde von allen verſpottet, die das gegenwärtige Leben luſtig genießen wollten, oder von der Zukunft eine natürliche Wiedergeburt des Lebens und nicht blos eine künſtliche des Scheins erwarteten.

Nur in der Wahrheit, nur in der richtigen

Auffassung des traurigen Misklangs zwischen unsrer Kunst und unserm Leben, haben die größern Dichter der neuern Zeit sich über die Erbärmlichkeit des imitatorum pecus erhoben; und zwar entweder mit tragischer Würde, oder mit philosophischer Ironie oder mit dem lebenslustigen Humor, der den gesunden Menschen auch im Unglück nie verläßt.

Daher ist auch die große Herrschaft des Verstandes über das Gemüth, die im Ganzen unsrer Kunst so nachtheilig ist, im Einzelnen grade am meisten zu bewundern. Da es nun einmal nicht zu ändern ist, da sich das Volk im Ganzen noch nicht von seinem Verfall erholt hat, noch nicht zum vollen Gefühl seiner alten Kraft zurückgekehrt ist, da der Einzelne es auch mit allen Reizmitteln vergeblich versucht, ihm dieses Gefühl beizubringen, so muß es diesem Einzelnen vergönnt seyn, sich als solcher privatim zu emancipiren, so gut er kann, und je einsamer er sich fühlt, desto reicher wird er seine innere Welt mit Traumbildern und Gedanken anfüllen, die ihm ersetzen müssen, was ihm die Wirklichkeit nicht bietet. Es ist aber ein Reichthum der Reflexion, kein unmittelbarer des Gefühls. Man findet ihn nicht gegeben, man muß sich ihn sammeln. Man theilt ihn aber auch nicht unbefangen, als etwas Allen gemeinschaftliches mit, sondern man ist geizig damit, kokettirt damit. Selbst das größte Ta-

lent ist unter diesen Umständen nicht frei von dem Eigensinn und von der Einseitigkeit einer in der Einsamkeit gebildeten Persönlichkeit. Hier bricht unwillkührlich der Stolz des überlegenen Geistes in vollem Uebermuth, dort die Kleinlichkeit eines sich selbst beliebäugelnden Narcissus mit aller weibischen Schwäche hindurch, weil diese Talente sich einem indifferenten, willen- und urtheilslosen Publikum gegenüber befinden, was längst gewohnt ist, alles zu nehmen, wie es ist, und weil kein großartiges Volksleben sie vor der Hoffart und den Launen der Einsamkeit schützt. Ein Sänger im alten Griechenland, ein alter Ritter oder Bürger konnte in der Mitte eines tüchtigen Volkslebens unmöglich die vornehmen Grillen fangen, die bei unsern geistreichsten Dichtern und Denkern grade am häufigsten sind, weil diese auf ihrer Studierstube, und vom praktischen Leben fern, bei Thee- und Ofenhitze nothwendig auf allerlei wunderliches Zeug verfallen müssen.

2.

Aesthetik und Kunstliteratur.

Auf der Höhe der Zeiten, vieler Jahrhunderte Werk überblickend und im Mittelpunkt der Gegenwart, die unersättlich in neuen Erfindungen und von

der wechselsüchtigen Mode wie von einer Furie gepeitscht ist, wo Alle alles wollen, das Aelteste und Neueste, das Hinterste und Vorderste, und wo man recht eigentlich darauf ausgeht, das Heterogenste zusammenzuzwingen; in einer solchen Zeit mußte der wissenschaftliche Geist instinktartig angezogen werden, das poetische Chaos zu ordnen, im unermeßlich Mannigfaltigen die Einheit zu suchen und alles auf ein höchstes ästhetisches Princip zurückzuführen.

Aber auch die Kunstpraxis erforderte Lehrbücher. Je mehr das Schöne aus der Natur an die Kunst, aus dem eignen unmittelbaren Seyn und Erleben in das Bilden in todten Stoffen außer uns, und endlich sogar wieder aus der bildenden Kunst in die Poesie, von der sichtbaren Gestalt an das bloße Wort und in die Einbildung überging, um so mehr verlor sich auch das ästhetische Naturgefühl, der angeborne Sinn für das Schöne, der vor aller Reflexion da ist und durch sie nur abgestumpft wird. Dem schwachen Sinne mußten nun Regeln zu Hülfe kommen; die Kunstschulen wurden immer reicher an Regeln und Worten, je ärmer sie an Schönheit wurden.

Wie viele Theorien und Geschichten der Kunst es auch schon gibt, und wie viel Treffliches sie enthalten, so haben sie dem Bedürfniß doch immer noch nicht vollkommen genügt, und noch immer gehört eine

gute Aesthetik unter die frommen Wünsche. Der Grund, warum wir mit denen, die wir schon besitzen, niemals ganz zufrieden sind, scheint mir vorzüglich darin zu liegen, daß sie sämmtlich zu abstrakt, und viel zu wenig auf die Einbildungskraft berechnet sind. Sie nähren allerdings den Verstand mit Regeln und Principien und füllen das Gedächtniß mit technischen und historischen Namen, aber sie geben kein Bild, keine Anschauung des Schönen, sie reden nicht zur Phantasie, und man kann ganze Bände von Kunstlehren und Kunstgeschichten durchlesen, ohne daß man von dem Schönen, wovon immer die Rede ist, irgend eine lebhafte Vorstellung erhielte. Und doch ist es grade die Einbildungskraft, auf welche die Aesthetik wie die ausübende Kunst selbst wirken muß, wenn sie ihres Zweckes nicht verfehlen will. Was hilft uns das lange und breite, philosophische und technologische Gerede, wenn es nicht am Ende darauf hinausläuft, uns eine recht klare Vorstellung vom Schönen zu geben.

Die Geschichte der Aesthetik, wie sie in Deutschland ausgebildet worden, kann uns am deutlichsten beweisen, wo ihre Fehler und Mängel liegen.

Unsre Literatur der wissenschaftlichen Aesthetik begann mit artistischen Handbüchern, worin der Meister dem Schüler die mechanischen Kunstmittel lehrte. An der Spitze dieser Meister aber stand der ehrwür-

dige Albrecht Dürer, dessen „Unterweisung der Messung“ sich würdig an Vitruvs und Leonardo da Vincis Werke anreihen darf. Seitdem aber sind über jede Art von Kunst zahlreiche und mehr oder weniger treffliche Lehrbücher erschienen; aber so nothwendig dieselben sind, so kann man doch nicht sagen, daß sie allein eine Aesthetik begründen, weil sie das Schöne nicht für sich, sondern nur in Bezug auf die Mittel betrachten, durch die es künstlich hervorgebracht werden soll. Natürlicherweise sind diese Lehren für den ausübenden Künstler unentbehrlich, und jede besondere Kunst setzt eine besondere Technologie voraus, worin der Meister dem Schüler die Regeln, Handgriffe und Geheimnisse der Kunstpraxis mittheilt. Indeß sind alle Mittel der Kunst immer nur untergeordnet ihrem Zweck, dem Schönen, und man kann erst sagen, wie man es machen soll, wenn man weiß, was man machen soll.

Auch dies aber ist verkannt worden. Eine technologische Methode hat sich mit einer philologisch-archäologischen verbunden, um eine Aristokratie gelehrter Kennerschaft zu gründen, die über den Aeusserlichkeiten der Kunst alles Schöne in Vergessenheit zu bringen suchte. Man sprach geraume Zeit nur von Linien und Pigmenten, von Meißel und Pinsel und von der Anwendung zahlloser artistischer Regeln. Aber aus dem Meißel wird die Venus, aus dem

Pinsel wird die Madonna, aus dem Gradus ad Parnassum und Herrmanns Metrik werden Virgils und Pindars Gedichte, aus Türks Generalbaß wird Mozarts Don Juan nicht erklärt. Etwas ganz andres ist die Kunst, den Marmor zu wählen, den Meißel zu handhaben, die Farben zu mischen, die Instrumente zu verfertigen und die Finger darauf zu setzen, und etwas ganz andres ist das Schöne selbst, das durch diese mechanische Mittel erzielt wird. Nie muß man das Werkzeug mit dem Werke verwechseln. Nie muß man sich einbilden, das Schöne bestehe nur in Kunstwerken, und die Kunstwerke seyen nur dazu da, damit der Kenner wieder rückwärts jeden Pinselstrich analysiren und zeigen könne, wie das Ding gemacht ist. Das hieße nur Kinder zeugen, um sie gleich nach der Geburt zu anatomiren. Nun gibt es aber wirklich eine Menge banausische Freunde der Kunst, die vom Handwerksgeist niedergedrückt, den Fuß beständig mit dem Leisten verwechseln und niemals fragen: ist es schön? sondern immer nur: wie ist es gemacht? Sie haben einen Raphael vor sich und reden nur von Leinwand, Linien und Pigmenten, gerade so wie die Philologen beim Plato und Sophokles nur an die Anwendung der Grammatik denken. Wenn sie nur alle griechischen, lateinischen, italienischen und französischen Kunstwörter an den Fingern herzählen können, so glauben sie die

Sache von Grundaus zu verstehn, und wenn sie auf den ersten Blick sehn, ob in einem alten Bilde ein einziges Fleckchen retouchirt ist, so gilt ihnen dies zehnmal mehr, als wenn sie auf den ersten Blick den Sinn und die Schönheit des Dargestellten erkannt hätten. In ihren Compendien und Kritiken sprechen sie immer nur von diesen Aeusserlichkeiten, und wenn man ihre weitläufigen Beschreibungen durchgelesen hat, so hat weder das Herz ein Gefühl, noch der Verstand einen Begriff, noch die Phantasie ein Bild gewonnen. Wie sehr es gerade der Triumph des Künstlers ist, so zu arbeiten, daß man ihm die Arbeit gar nicht ansieht, daß man an ihn und seine Mühe gar nicht denkt, diese technologischen Pedanten fressen sich doch wie Holzwürmer in sein Werk hinein und nagen an dem Oel und Fett der schönen Farben, deren bloßer Schimmer unser Aug ergötzen sollte. Daher gibt es denn auch Künstler, welche dieser Gattung von Kritikern huldigen, und ihre Werke blos zu technologischen Kunststücken herabwürdigen, an denen man auf den ersten Blick den mechanischen Fleiß erkennt und bewundert und darüber nicht einmal zu der wunderlichen Frage gelangt, was denn eigentlich diese Künstlichkeit bedeute, worin ihre Schönheit liegen soll.

An die technischen Lehrbücher reihte sich eine zweite Gattung von Lehrbüchern an, sobald das Stu-

tium der Alten überhand nahm. Dieß waren die archäologischen Untersuchungen.

Aber die Geschichte des Geschmacks und der Kunst kann die eigentliche Aesthetik auch nicht ersetzen, obgleich man häufig gehofft hat, auf diesem Wege dem Ziel am nächsten zu kommen. Die Geschichte sucht nicht das Schöne auf, sondern im Schönen nur das Historische, den Charakter der verschiednen Zeiten, den Zusammenhang der Kunst mit Religion, Sitten und Nationalität, das Costum, den ästhetischen Bildungsgang, das Akademische, die Schicksale der Künstler und ihrer Werke ꝛc., wieder lauter Nebensachen, deren Betrachtung vom eigentlichen Schönen selbst abführt.

Wer weiß es nicht, welches unverhältnißmäßige Uebergewicht einst Winkelmann und sein Jahrhundert dieser archäologischen Hilfswissenschaft der Aesthetik verliehen haben. In jenem gelehrten Zeitalter war dies freilich natürlich, doch vom Glanz der Kennerschaft verführt, ließen sich diese Kenner auch von all der Pendanterei berücken, welche gewöhnlich die Folge einseitig gelehrter Bildung ist. Daher jene Last von Citaten, antiquarischen Notizen, scharfsinnigen Anmerkungen über das Costum, biographischen Berichtigungen ꝛc., womit man die Aesthetik fast erdrückt hat. Hat man denn aber jemals das Schöne gezeigt, wenn man nur erzählte, wo der Künstler ge-

boren war, wie er hieß, was für häusliche Tugenden oder Laster er besaß, welcher Cardinal oder Herzog ihn besoldete, zu welcher Gelegenheit er sein Kunstwerk verfertigte, wie theuer es von diesem oder jenem Juden gekauft wurde, und was dergleichen Armseligkeiten mehr sind, womit selbst Lessing und Winkelmann so viele Seiten ihrer Werke angefüllt haben. Man darf behaupten, daß sehr viele dieser Notizen ganz unfruchtbar sind, die übrigen aber wenigstens nur beziehungsweise zur Aesthetik gehören. Das historische Interesse, das sie gewähren, ist kein ästhetisches, und wenn sie, allerdings oft nöthig sind, über das Costum, über symbolische Darstellungen, über zufällige, gelegentliche und individuelle Sonderbarkeiten, wie sie bei so vielen Kunstwerken vorkommen, Aufschluß zu geben, so liegt doch in ihnen eben so wenig die Aesthetik, als in den Gegenständen, auf welche sie sich beziehen, die Schönheit der betreffenden Kunstwerke liegt. Je unverständlicher ein Kunstwerk, desto weniger schön ist es auch, wenigstens wird der Genuß desselben erschwert und die Aufmerksamkeit vom Schönen auf das Räthselhafte abgelenkt.

Wenn nun gar das Interesse eines Kunstwerkes blos in seiner Dunkelheit, schwierigen Verständlichkeit, historischen Seltenheit oder Sonderbarkeit besteht, so mag immerhin der Antiquar seine Meisterschaft daran üben, aber der Aesthetiker geht dabei leer aus. Muß

der Antiquar zu Hülfe gerufen werden, wie ein Accoucheur, ohne den die ästhetische Geburt nicht zum Licht der Verständniß gelangen kann, so steht es schlimm um Kind und Mutter. Es gibt aber unter den Kunstforschern sehr viele solcher Accoucheure, die daher auch an allerlei seltsamen Naturspielen und Mißgeburten des Alterthums eine gewisse medicinische Freude haben, und die häßlichen und ungeheuern Werke dunkler Zeiten, in denen die Kunst erst anfing, höher schätzen, als die Ideale späterer Zeiten, gerade so wie gewisse Aerzte die todten Kinder im Spiritus lieber haben, als die lebendigen.

Ueberdies vergißt man über der Geschichte des Kunstschönen gar zu sehr das Naturschöne, das ausserhalb aller Geschichte liegt. Es gibt Thoren, die nichts für schön halten, was nicht gemeißelt oder gemalt, was nicht in dieser oder jener Zeit gemeißelt oder gemalt ist. Man bewundert z. B. wie treu die Griechen oder die altdeutschen Maler oder Shakespeare die Natur auffaßte, und doch verachtet man die Natur selbst. Man preist die Schönheit in Raphaels Bildern und geht ihr in der Wirklichkeit gleichgültig vorüber. Es wäre noch gut, wenn man nur das echte Natürliche und Schöne in der alten Kunst bewunderte, allein man bewundert eben so oft auch das blos historisch Merkwürdige, Alterthümliche, Manirirte.

Eine dritte Gattung ästhetischer Lehrbücher begann mit dem Aufschwung der Philosophie im vorigen Jahrhundert. Man fing an die Künste zu klassificiren und in ein System zu bringen, und da in der ganzen vorkantischen Periode die sogenannte Erfahrungsseelenlehre das Steckenpferd der deutschen Philosophie wurde, wozu unter andern auch vorzüglich das Beispiel der Engländer mitwirkte, so sahen wir jene beliebten psychologischen Eintheilungen entstehn, die noch jetzt im ästhetischen Gebiet allgemeine Geltung haben. Man unterschied in den Seelenkräften, wodurch wir das Schöne schaffen, Genie, Talent, Witz ꝛc., und in denen, durch welche wir das Schöne empfinden, Reizung, Erhebung, Rührung, Lachen, Schrecken ꝛc. und trug diese innere Wirkungen wieder als äussere Eigenschaften auf das Schöne über, und unterschied demzufolge das Reizende, Erhabene, Rührende, Lächerliche, Schreckliche, Sentimentale, Naive, die Grazie und Würde ꝛc. Es ist wahr, diese Unterscheidungen sind richtig und nothwendig, aber sie erschöpfen die Aesthetik noch nicht, sie beantworten noch bei weitem nicht alle ästhetischen Fragen. Es sind Begriffe des Verstandes, Abstraktionen, bei denen uns gerade das, was in der Aesthetik das wichtigste ist, die bestimmte Vorstellung einer besondern Schönheit verschwindet. Man denkt, aber man sieht und fühlt nicht, weil die Phantasie mit solchen Abstraktionen nichts anzufan-

gen weiß. Man erhält nur leere Namen und Schaalen in welche das Schöne gefaßt werden soll, aber dieses selber fehlt. Wenige ärmliche Beispiele fahren wie Gespenster durch das dürre logische Gebäude, und erinnern unsre Phantasie mehr an das, was ihr fehlt, als was sie gewinnt.

Ich bin zwar weit entfernt, die theoretische und praktische Wichtigkeit der Untersuchungen über das Gefühlsvermögen, über die Einbildungskraft ꝛc. nicht einsehen zu wollen, allein ich bin der Meinung, daß diese Untersuchungen nicht in die eigentliche Aesthetik, sondern in die Psychologie gehören. Es ist etwas ganz andres, ob ich den schönen Gegenstand selbst betrachte, seine Eigenschaften analysire und das vollständige Bild davon mir einpräge, oder ob ich vom Gegenstande selbst abschweifend nur in mein eignes Innre sehe und nachforsche, welche Wirkungen und Stimmungen darin auf jene Betrachtung erfolgen, oder ob ich noch weiter abschweifend mich in die Seele des Künstlers versetze und sein Talent, sein Genie untersuche. Die Aesthetik hat sich allein mit dem erstern, mit dem Gegenstande, zu beschäftigen, das übrige ist Sache der Psychologie.

Besonders die kritischen Philosophen aus der Schule Kants verbreiteten dieses psychologische Verfahren und es wurde selbst von den spätern Philosophen des Absoluten beibehalten, indem diese nur zum

Range von Ideen erhoben, was jene als bloße kritische Begriffsunterschiede angenommen hatten. Daher hört man jetzt überall von der Idee des Schönen, des Erhabenen, der Grazie, der Würde, des Komischen, des Tragischen, des Naiven, des Sentimentalen ꝛc. reden.

Darüber hat man denn ganz vergessen, daß das Schöne auch objektive Merkmale und Unterscheidungszeichen habe, die weit näher liegen und wichtiger sind, als jene blos subjektiven, von diesen nur abgeleiteten. Das psychologische Verfahren läßt sich nur durch seine Bequemlichkeit entschuldigen, aber nicht rechtfertigen. Die Classifikation unsrer Empfindungen ist einfacher als die der Gegenstände. Wir fassen viele Gegenstände unter einer Hauptempfindung, die sie bewirken, zusammen. Allein dieses summarische Verfahren hebt doch den unendlichen Unterschied der unter einer subjektiven Rubrik zusammengefaßten Objekte nicht auf, und wenn wir in der Empfindung keiner unterscheiden, so helfen uns jene Rubriken wenig mehr. Wir sehn ein, daß jeder einzelner Gegenstand auch eine ganz eigenthümliche Empfindung in uns hervorruft, die mit ähnlichen zwar verwandt, doch immer eine andre ist. Um jede solche besondre Empfindung zu bezeichnen, reichen jene Rubriken, reicht die arme psychologische Terminologie nicht aus, wir müssen daher den Gegenstand selbst nennen, um

die Empfindung derselben anzudeuten. Wir müssen die Rose nennen, um ihren Geruch zu bezeichnen, und können uns nicht mit allgemeinen Geruchsbestimmungen helfen. Will der psychologische Aesthetiker nur einigermaßen deutlich seyn, so muß er Beispiele geben, welche die Regel erklären. Alle Analyse der Empfindung und alle allgemeine Definitionen des die Empfindung hervorrufenden Gegenstandes helfen nichts, wenn wir nicht den bestimmten einzelnen Gegenstand sehn.

Auf diese psychologischen Lehrbücher folgten sodann seit etwa vierzig Jahren die rein metaphysischen. Mit der Physik, Logik und Ethik wurde auch die Aesthetik, mit dem Wahren und Guten auch das Schöne in die großen philosophischen Systeme einregistrirt, und so wurde die Aesthetik aus einer selbstständigen Wissenschaft ein Filial der großen philosophischen Kirche, ein Seitenflügel des philosophischen Gebäudes. Wer möchte zweifeln, daß der Philosophie unbedingt und nothwendig das Recht zusteht, wie alles, so auch das Schöne in den Kreis ihrer universellen Betrachtungsweise zu ziehen. Wenn man aber bedenkt, daß die Philosophie auch bei der Betrachtung des Schönen lediglich auf Wahrheit ausgeht, so muß man eingestehn, daß dieser Zweck nicht der ist, den die Aesthetik für sich verfolgen kann; und so wie es neben der Naturphilosophie und philo-

sophischen Ethik noch immer eine selbstständige Wissenschaft der Natur und des historischen Lebens geben muß, so muß es auch neben der philosophischen Aesthetik noch eine empirische und praktische Aesthetik geben, die mit jener nie verwechselt werden darf. Man hat sie indeß oft genug verwechselt, man hat das Schöne zu zeigen geglaubt, indem man es in der allerleersten Abstraktion indifferenzirte und differenzirte, polarisirte und potenzirte, subjektivisirte und objektivisirte, realisirte und idealisirte ꝛc. Was soll doch ums Himmelswillen der Künstler, was der Liebhaber mit diesen Terminologien anfangen, die für die Aesthetik ewig barbarisch bleiben werden, wie richtig und nothwendig sie auch in der Philosophie sind? Wie soll unsre Phantasie durch solchen leeren Wortschall befruchtet werden, damit sie fähig werde, die Regel auf die Erfahrung anzuwenden, und den aus dem Lehrbuch geschöpften Geschmack thatsächlich auszubilden?

Dennoch herrscht namentlich in unserer neuesten Zeit dieses philosophische Verfahren dergestalt vor, daß es sich selbst in die Tagblätter eingedrängt hat, und geradezu darauf auszugehen scheint, die Erfahrung in ihrem eigenen Gebiete anzugreifen, zu vernichten, und künftig alles von vorn herein philosophisch anzuschauen. Die Philosophie bleibt nicht auf ihre Schule beschränkt, sie will das Leben selbst tyranniſiren, und

indem sie sich gleichsam vom Himmel zur Erde herabläßt, entstehen aus dieser Verbindung Ungeheuer und Wechselbälge der Literatur, die mit ihrem unmenschlichen Galimathias wenigstens die Sprache verwirren, wenn sie auch sonst nicht viel schaden können.

Der ästhetische Sinn und das Geschmacksurtheil liegen in uns vor und ohne alle Philosophie. Wir wissen, was schön ist, und was es nicht ist, unmittelbar indem wir den Gegenstand wahrnehmen. Weder der Liebhaber in dem Genuß, noch der Künstler im Erzeugen des Schönen frägt je nach Philosophie. Das Schöne ist ihm gegeben, ohne daß es dabei der geringsten Mitwirkung philosophischer Begriffsentwicklungen bedarf, und wenn er zuletzt die Philosophie in irgend eine Beziehung mit dem Schönen bringen will, so wird er den philosophischen Begriff immer nur aus der gegebenen Erfahrung ableiten, niemals aber umgekehrt die Erfahrung willkürlich so lange verdrehen, bis sie dem entspricht, was ein vorgefaßter philosophischer Satz etwa davon verlangt. Alle verkehrten der Erfahrung widersprechenden Folgerungen aus fernliegenden Principien werden vor der unmittelbaren Wirklichkeit des Schönen wie leichte Nebel zerstieben.

Die Philosophie pflegt mit einer Negation des Schönen zu beginnen, es einstweilen als nicht vorhanden zu betrachten, und dann erst sein Daseyn als

möglich, nothwendig und wirklich aus dem Nichts heraus zu demonstriren. Sie kommt zuletzt erst auf den Punkt, wo wir uns schon zu Anfang befinden, und gelangt auf dem allerweitesten Wege zur Gegenwart des Schönen, die uns so nahe ist. Das Schöne gewinnt durch diese Umständlichkeit, mit der man es absichtlich umgeht und gleichsam Versteckens damit spielt, ganz und gar nichts, verliert aber auch nichts dabei, denn es bleibt ewig dasselbe, die Philosophen mögen es auf noch so verschiedenen Wegen herleiten.

Da es der Philosophie allein um Wahrheit zu thun ist, so sucht sie auch im Schönen nur das Wahre, während die Aesthetik umgekehrt auch im Wahren nur das Schöne sucht. Ueberdies schweben dem Philosophen gewöhnlich zwei Ideen vor, die Idee der Nothwendigkeit in allen Dingen und die Idee des Guten, zwischen denen die Idee des Schönen wie zwischen zwei Stühlen niederfällt. Der Philosoph beweist: so ist es und so muß es seyn! und er beweist ferner: es ist gut so, wie es ist! aber daß es auch schön ist, so wie es ist, bekümmert ihn bei weitem weniger. Die meisten Philosophen betrachten die Schönheit der Welt neben ihrer Wirklichkeit, Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit nur als eine freundliche Zugabe des Weltenschöpfers und gewissermaßen als etwas blos Zufälliges, ja viele, sehr viele Philosophen würden, wenn sie die Welt gemacht hät-

ten, die Schönheit rein vergessen haben. Sie haben selten recht gewußt, was sie mit der Schönheit anfangen sollen, und sie in ihren Systemen wie ein eigentlich überflüssiges Möbel bald auf diese, bald auf jene Seite geschoben, bald zwischen, bald unter das Wahre und Gute gesteckt. Dagegen sind einige Mystiker auch wieder so kühn gewesen, das Schöne dem Wahren und Guten überzuordnen, und alles in der Welt schön zu finden, weil sie in allem die Liebe Gottes sahen und empfanden. Das Gesagte wird hinreichen, um darzuthun, daß die Philosophie des Schönen, die Untersuchungen der ästhetischen Seelenvermögen, die Kunstgeschichte und die technologischen Anweisungen niemals die Aesthetik selbst seyn können, obgleich ihnen der Rang von ästhetischen Hülfswissenschaften gesichert bleibt.

Die Aesthetik selbst ist nur die Lehre vom objectiven Schönen, das heißt vom Schönen, wie es unmittelbar im äußern Gegenstande erscheint. Wie ist der schöne Gegenstand beschaffen? Das ist die einzige Frage, welche die Aesthetik zu beantworten hat. Wie sich aber diese Schönheit zum Wesen der Dinge überhaupt verhält, was für eine göttliche Absicht oder Nothwendigkeit ihr zu Grunde liegt, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen sie entstand, wer sie hervorgebracht, durch welche Kräfte und Mittel sie entstehen konnte, was für Wirkungen sie auf uns äu-

ſtert ꝛc., das alles ſind Fragen, deren Beantwortung die Grenzen der reinen Aeſthetik überſchreitet. Miſcht man dieſe Fragen durcheinander, ſo muß eine unendliche Verwirrung entſtehn, eine Verwirrung, wie ſie noch gegenwärtig herrſcht.

Die reine Aeſthetik hat nur die Thatſachen des Schönen vorzulegen, ſo wie die Naturgeſchichte die Thatſachen der Natur. Sie muß ein Spiegel, ein umfaſſendes Gedächtniß des Schönen ſeyn, wie die Naturgeſchichte ein Spiegel und ein Gedächtniß der Natur iſt. Sie bringt aber auch auf dieſelbe Weiſe das Schöne in ein Syſtem, wie die Naturphiloſophie die Natur in ein Syſtem bringt; denn ſie ſammelt und vergleicht alles Schöne und ordnet es nach dem Geſetz ſeiner Verwandtſchaften in Gattungen und Arten, die ſich von ſelbſt in ein natürliches Syſtem zuſammenfügen. Umfaſſende Erfahrung und Sammlung, richtige Vergleichung und Anordnung des Schönen iſt die einzige Aufgabe der Aeſthetik.

Dieſe Aufgabe aber iſt, wie die der Naturgeſchichte, trotz ihrer Einfachheit, ſchwer zu löſen, weil ſie eine unermeßliche Erfahrung, ein unermeßliches Detail erfordert, und um ſo ſchwerer, weil die Aeſthetiker bisher faſt immer nur auf die oben gerügten Nebenſachen ihr Augenmerk gerichtet und für die Hauptſache, für die Naturgeſchichte des Schönen noch ſo viel als gar nichts geleiſtet haben. Die

Aesthetik hat noch den doppelten Zweck, theils das wahre Schöne von dem, was fälschlich dafür gehalten wird, zu unterscheiden, theils das noch nicht bekannte Schöne zu entdecken. Jenes ist nöthig, weil die Menschen immer über das Schöne streiten und vieles für schön halten, was es nicht ist, oder für nicht schön, was doch schön ist; dieses ist nöthig, weil die Menschen noch lange nicht alles Schöne bemerken, was sie bemerken sollten.

Um aber nun diesen doppelten Zweck zu erreichen, gibt es nur ein Mittel, nämlich Vergleichung der schönen Gegenstände. Wer unterscheiden will, muß zuerst vergleichen können. Der Geschmack kann nur dann sicher urtheilen, wenn er das wahre Schöne mit dem scheinbar Schönen, das vollkommene Schöne mit dem nur zum Theil Schönen, das Schönste mit dem minder Schönen zusammenstellt. Eben so muß auch, wer neues Schöne entdecken will, zuvor das vorhandene vergleichen, und wird nach den Gesetzen der Analogie und Association zu einer dritten noch unerkannten Schönheit am sichersten von zwei gegebenen Schönheiten aus hingeleitet werden.

Um aber vergleichen zu können, muß man Erfahrung, muß man eine große Bekanntschaft mit dem Schönen sich erworben haben. Wo diese mangelt, verunglücken die bloßen philosophischen Raisonnements und die sogenannten Phantasien über die

Kunſt faſt immer, und dienen weit mehr, den Geſchmack zu verwirren, als ihn aufzuklären. Die Erfahrung iſt indeß nicht etwa blos da zu ſuchen, wo man ſich ihrer bisher mit zu viel Ueberhebung gerühmt hat, nämlich nicht im Gebiet der Kunſtwerke allein, ſondern auch und ganz vorzüglich in der Natur und im Leben ſelbſt.

Die Schlegel'ſche Schule und Solger haben im Sinne Göthe's am meiſten zur Vergötterung der Kunſt beigetragen. Göthe ſelbſt ſah im Schönen nichts andres, als „das Reſultat einer glücklichen Behandlung." Die Natur ſollte, wie Solger behauptet, nur in ſo weit ſchön ſeyn, als ſie ſich künſtleriſch auffaſſen laſſe. Das aber heißt das Pferd beim Schwanz aufzäumen. Die Kunſt iſt und bleibt, wie ſchon der alte Ariſtoteles geſagt hat, eine Nachahmung der Natur, und wenn auch in den Schranken der Schönheit, ſo iſt doch die Schönheit in der Natur eher da geweſen, als die in der Kunſt.

Carl Seidel, den ich für einen der wärmſten Freunde und beſten Kenner des Schönen halte, hat daher nur halb recht, wenn er in ſeiner reichhaltigen Schrift „Charinomos" die Aeſthetik hiſtoriſch behandelt wiſſen will. Dies kann und ſoll von demjenigen Theil des Kunſtſchönen gelten, der mit den Zeiten ſich beſtändig ändert, aber nur nicht vom Naturſchönen und auch nicht von dem Theil des Kunſt-

schönen, der sich immer gleich bleibt. Er stellt es freilich mit Recht als einen Erfahrungssatz hin, daß die ästhetische Bildung immer durch den Geist der Zeit bedingt worden sey, und daß jede Kunst nur einmal in einer bestimmten welthistorischen Periode ihr Blüthenalter erlebt habe. Er zeigt, daß, was einmal verschwunden ist, so nie wiederkehrt, wie es war, und daß die Bestrebungen, den Geist der alten Kunst aufs neue zu beschwören, sey es im antiken plastischen Sinn, oder im romantischen in Bezug auf Baukunst und Malerei, nothwendig vergeblich bleiben oder doch nur zu krankhaften Resultaten führen müßten. Darum meint er aber auch, daß alle Kunst historisch aufzufassen sey, und daß die ästhetische Wissenschaft nichts dringenderes zu thun habe, als das Schöne nach seinen verschiedenen auf einander folgenden Erscheinungen oder Entfaltungen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern darzustellen. Diese historische Eintheilung scheint ihm viel zweckmäßiger und natürlicher, als irgend eine technische oder philosophische. Und er hat gewiß Recht. Wer sieht nicht ein, daß z. B. die antike Baukunst mit der antiken Plastik näher zusammen hängt, als mit der sogenannten gothischen Baukunst, und wieder die großen symbolischen Rittergedichte des Mittelalters mit den gothischen Domen näher, als mit dem Virgil oder Homer? Die Aehnlichkeit

des Stoffs, in welchem der Geist zweier ganz verschiedener Zeiten sich darstellt, ist gewiß nicht so bedeutend, als die Aehnlichkeit des Geistes, der in ein und derselben Zeit in verschiedenen Stoffen, in allen Künsten zugleich sich offenbart. Wo also von Kunst die Rede ist, da wird Seidels Theorie ohne Zweifel angewendet werden müssen.

Indeß scheint der verdiente Aesthetiker es zu wenig beachtet zu haben, daß sich ja das Schöne mit nichten auf die Kunst beschränkt, daß es vor aller Kunst schon in der Natur vorhanden war, und daß wir auch bei der vollendetsten Kunst nie diese Mutter alles Schönen vernachläßigen sollen. Wenn sich nun die Aesthetik z. B. über die Schönheit der Landschaft nur unter den so sehr beschränkten Bedingungen der Landschaftsmalerei äussern sollte, so wäre dies mehr als ärmlich, es wäre verkehrt; denn man kann nur umgekehrt von der Schönheit der Landschaftmalerei reden, indem man das Urbild der Natur zuerst ins Auge faßt. Und wie die Landschaft, so ist ja so vieles, ist alles in der Natur, sofern es nicht Werk unserer Cultur ist, von den historischen Bedingungen unabhängig. Der Aesthetiker wird also den historischen Maaßstab bei der Kunstschönheit anlegen dürfen, aber auch nur bei dieser, und die Naturschönheit wird er immer als frei von aller Wandelbarkeit für sich betrachten müssen. Er muß aber noch mehr thun, er

muß auch in der Kunst neben dem, was darin vergängliche Geburt einer nie wiederkehrenden Zeit ist, die ewige und unerschöpfliche Quelle neuer Entfaltungen nachweisen. Er muß also dreifach unterscheiden, die Schönheit der Natur, die keine höhere Entfaltung mehr zuläßt, die Schönheit der Kunst, sofern sie in verschiedenen Zeiten auf bestimmten Stufen einseitig vollendet worden ist, und wieder die Schönheit der Kunst, sofern sie noch einer unendlichen Entwicklung in der Zukunft fähig ist, sofern in ihr das Leben nie ersterben kann, vielmehr in ewig junger Verwandlung sich neu entfalten muß.

Solger behauptete, das Schöne sey eine Durchdringung der Idee und Erscheinung oder Form, und die Idee entspringe nur in dem menschlichen Geiste, der Künstler trage sie erst aus seinem Geiste in die Wirklichkeit oder Erscheinung über und durchdringe damit die Form, woraus das schöne Kunstwerk hervorgehe.

Ich behaupte dagegen: die Idee liegt nicht im Geist des Künstlers, sondern im äussern Gegenstande, oder im Geist des Künstlers nur in so fern, als sie im äussern Gegenstande liegt. Jede Gattung von äussern Dingen, sey es in der Natur oder im Leben, trägt ihre Idee in sich. Der Künstler kann diese Idee nicht in sich erzeugen, sondern nur ausser sich erkennen und die Natur nach der in ihr liegenden

Idee kopiren. Die ganze Reihenfolge von ästhetischen Ideen, welche vermeintlich im Geist des Menschen entspringen, taugt nichts, ist ein trockenes System von Abstraktionen. Ihr muß die lebendige Reihenfolge von Ideen entgegengesetzt werden, die in den äussern Dingen selbst liegen. Das Erhabene, Reizende, Würdige, Anmuthige, Tragische, Komische ꝛc. sind nur todte Begriffe, abgezogen von einer Menge ganz heterogener Gegenstände; lebendige Ideen dagegen, die jedwede etwas Wesenhaftes, Selbstständiges und Eignes haben, sind z. B. die Idee des Mannes, des Weibes, des Frühlings, des Todes, der Liebe, des Krieges, der Ehre ꝛc. Dieß sind Centralpunkte von bestimmten und eigenthümlichen ästhetischen Kreisen. Diese natürliche Ideenreihe war den antiken Künstlern offenbar geläufiger, als die philosophische Begriffsreihe unsrer modernen Aesthetiker. Die Idee des Mannes und des Weibes schwebten diesen Künstlern gewiß lebhafter vor, als die Ideen des Erhabnen und Reizenden. Der Mann ist erhaben, aber das Erhabene macht noch nicht den Mann. Das Weib ist reizend, aber das Reizende macht noch nicht das Weib. Es ist dem Philosophen leicht, die Begriffe des Erhabenen und Reizenden von Mann und Weib zu abstrahiren, aber es wäre dem Künstler rein unmöglich aus dem bloßen Begriffe des Erhabenen und Reizenden heraus einen Mann und ein Weib zu bil-

den, wenn dieſe nicht in der Natur vorhanden wären. Die antiken Künſtler haben nicht philoſophirt. Sie haben die in der ganzen Maſſe der Männerwelt liegende Idee der Männlichkeit erkannt und in der Maſſe der Weiber die Idee der Weiblichkeit. Sie ſtudirten alle Merkmale der Männlichkeit und Weiblichkeit und ſtellten in ihrem Apoll das vollendete Bild der erſtern, in ihrer Venus das der letztern dar. Gerade da, wo ſie wirklich ſich bemühten, abſtrakte Begriffe darzuſtellen, z. B. die Anmuth in den Grazien, haben ſie ſich etwas allegoriſch Kaltes, Modernes zu Schulden kommen laſſen, und nur da, wo ſie der unmittelbar in der Natur liegenden Idee folgten, ſind ihre Darſtellungen untadelhaft, vollkommen, warm, lebendig, ewig, wie das Naturleben ſelbſt. Ihre Venus iſt das ewige Weib, ihre Diana, Juno, Pallas, Hebe ſind Nuancen des Weibes, aber ihre Horen, ihre Muſen ꝛc. ſind nur verkörperte Begriffe, nur zufällig ſchön und nur zufällig ſo wie ſie ſind. Man kann dieſe Allegorien auch anders ausdrücken, aber die Idee des Weibes läßt ſich nicht anders ausdrücken. Das iſt der Unterſchied.

Im Grunde halten ſich alle Künſtler zu allen Zeiten an jene ewigen, in der Natur ſelbſt liegenden Ideen, auch ohne ſich Rechenſchaft davon abzulegen. Vom Phidias, der die Ideen des Mannes oder Weibes in den edelſten Situationen und Nuancen dar-

ſtellt, bis herab zum Thiermaler, der auch den Pferden ihre Idealität abzugewinnen ſucht, gehn die Künſtler beſtändig, wenn ſie nicht von herrſchenden Meinungen mißleitet werden, von den Naturideen aus. Das thun ſogar die Baumeiſter. Es iſt nicht wahr, daß ſie abſtrakte mathematiſche Begriffe verwirklichen wollen, daß ſie etwa blos von der Idee des Zirkels oder des Dreiecks ausgehen. Nein, ſie gehn von der Idee eines Gebäudes aus, von der Idee eines Tempels, eines Pallaſtes, eines Theaters, und wenden dabei die Mathematik nur an als ein dienendes Mittel. Das thun auch überall die Dichter. Sie ſtellen die Ideen einer Leidenſchaft oder Tugend, einer natürlichen Situation z. B. des Familienlebens, des Krieges, der Kirche, des Staates ꝛc. dar, die denn von ſelbſt erhaben oder reizend, tragiſch oder komiſch ſind, und keineswegs todte Begriffe des Tragiſchen oder Komiſchen, aus denen ſich nimmermehr ein tragiſcher Held oder eine wirkliche Handlung und Begebenheit herausſchöpfen läßt.

Dieſe natürlichen, in den Dingen ihrer Gattung nach liegenden Ideen ſchwebten auch beſtändig den Kritikern vor. Welches Kunſtwerk in der Welt läßt ſich aus unſern philoſophiſchen Handbüchern der Aeſthetik beurtheilen? Ich kann z. B. nicht den geringſten Roman rezenſiren, ohne dabei zu fragen: entſpricht dieſe Handlungsweiſe des Helden der Idee

der Männlichkeit, der Liebe, der Ehre ꝛc. oder nicht? entspricht die Situation der Idee des Familienlebens, der Nationalität, des Staats ꝛc. oder nicht? Man kann Jedes nur nach der in ihm liegenden Idee beurtheilen, den Ritter nach der Idee der Ritterlichkeit, den Priester nach der Idee des Priesterthums, den Deutschen, Franzosen oder Engländer nach der Idee ihrer Nationalität. So urtheilt auch jeder Rezensent unwillkürlich und es fällt ihm nicht ein, dabei an die unnützen Rubriken der ästhetischen Lehrbücher zu denken. Die Kritik der bildenden Künste kann auf keine Weise anders verfahren. Auch sie muß immer zuerst sehn, ob ein Bauwerk, eine Statue, eine Gemälde der Idee entspricht, die in ihrem bestimmten Gegenstande liegt. Nur wenn die Kritik diese Ideen richtig erkennt, kann sie auch richtig urtheilen, und nur in diesem Falle können wir auch alle das Schöne empfinden, das der Künstler in sein Werk gelegt hat. In einer Gemäldegallerie nur nach den Begriffen der Erhabenheit oder Anmuth jagen, heißt nicht viel mehr, als nur nach der rothen oder blauen Farbe jagen. Was man aus mehrern Gemälden gemeinsam abstrahirt, ist nur das Mittel, das Wesenlose; das Wesentliche ist das, was jedem Bilde einzig eigenthümlich ist, sein bestimmter Gegenstand.

Man wende mir nicht ein, daß ich hier die Schönheit mit der Wahrheit verwechsle. Ich bin

weit entfernt, zu verlangen, daß ein Kunstwerk nur die treue Kopie des Wirklichen, nur wahr seyn solle. Nein, es soll wahr, aber auch schön seyn, indem es die wirklichen Dinge keineswegs kopirt, wie sie sind, sondern die in ihnen liegende Idee zur Erscheinung bringt. Das treue Portrait eines Mannes ist wahr, aber noch nicht schön; das Ideal der Männlichkeit wahr und zugleich schön. Das Schöne liegt aber hier keineswegs in etwas Abstraktem, Allgemeinem, das sich von der Männlichkeit trennen ließe, sondern es liegt einzig nur in der Wahrheit, mit welcher hier nicht ein einzelner Mann, aber die Männlichkeit aufgefaßt ist. Es gibt schlechterdings keinen allgemeinen ästhetischen Maaßstab, an dem man jedes mögliche Schöne messen könnte. Jede Gattung von Dingen hat ihr eigenes ästhetisches Maaß, einen eigenthümlichen Typus, der auch in der vollendeten Idealität derselbe bleibt, und sich von dem Typus jeder andern Gattung aufs strengste unterscheidet. Es gibt nur verschiedene ästhetische Grade, je nachdem die Individuen einer Gattung ihrem eignen Ideal näher oder ferner stehn, aber das Ideal einer Gattung selbst ist vermöge des in ihr liegenden eigenthümlichen und unveränderlichen Typus niemals mit andern Idealen in eine und dieselbe ästhetische Reihe zu stellen. Der Unterschied der Gegenstände macht die hergebrachten ästhetischen Rubriken,

die von subjektiven Unterscheidungen herrühren, völlig unpraktisch. Die Natur prägt den Künstlern ihre ewigen Typen ein, und die rohen Arrondirungssysteme der philosophischen Aesthetiker können diese Typen niemals verwischen.

Eine Aesthetik in diesem Sinn ist noch nicht vorhanden, wird sich vielleicht nicht ausführen lassen und wenigstens immer Bruchstück bleiben; aber ich kann mir nicht denken, daß eine, die anders wäre, den Zweck erfüllte.

Wenn es vielleicht kommenden Jahrhunderten oder Jahrtausenden gelänge, „die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" besser, als es bisher geschehen ist, zu finden, so würde sich auch die Aesthetik finden. Es kommt nur auf den Willen und auf das gemeinschaftliche Zusammenwirken Aller an. Haben doch schon die St. Simonianer von einer Verschönerung der ganzen Erde, von einer Verbindung der Aesthetik mit Nationalökonomie geträumt.

Ich kann mich nicht leicht von diesem Gegenstand losreißen, weil er mir wirklich praktisch und von Wichtigkeit scheint und mir überhaupt lieb ist. Die Erkenntniß des Schönen in der Natur und im Leben und das Hinwirken zur Verschönerung, da wo es fehlt, ist in der That eine sociale Pflicht. Es ist ein ungeheuern Widerspruch in der Menschheit, daß sie sich in ästhetischer Hinsicht so häufig unter das Thier erniedrigt und die Schön-

heit ihrer eignen Erscheinung so wenig achtet, „den Tempel des Leibes" so oft entweiht und der äussern Natur, der Landschaft, so wenig nachhilft, ja sie sogar oft verhindert, wenn sie etwa freiwillig ein Paradies schaffen will.

Man glaubt jetzt, dem sey immer so gewesen, aber es ist nicht wahr. Unsre Sitten und Trachten, unsre Werke und Vergnügungen sind durchaus auf einen Abweg der Unschönheit, oder der wirklichen Häßlichkeit gerathen, der in der Weltgeschichte neu ist, und wohl Beachtung verdient. Man glaubt, wenn etwas nur nicht schädlich sey, so könne es immerhin häßlich seyn, darauf komme es nicht an. Aber ist die Angewöhnung des Häßlichen nicht dennoch ein moralisches Uebel, und sogar ein physisches? Ich bin überzeugt, die Abwesenheit aller Romantik, die Entfernung jeder schönen Aufwallung, das alleinige Jagen und Trachten nach dem Nützlichen in unsrer Zeit, wodurch selbst in den niedern Ständen die s. g. Geldheirathen an die Tagesordnung gekommen sind, hat sehr schädlich auf die Blüthen der nachkommenden Generationen eingewirkt. Was für ein Geschlecht vermögen Eltern zu zeugen, die sich nur um des Geldes, um der Versorgung willen zusammen finden? Auf der andern Seite erhitzt sich zwar das gebildete Publikum an geschriebenen Romanen und erdichteten Leidenschaften; aber ist dieses Nachjagen nach einer Traumliebe neben den

prosaischen Ehen in der Wirklichkeit nicht noch schlimmer?

Unsre Trachten, unsre steifen Vergnügungen, die Geschmacklosigkeit selbst der kleinsten Gegenstände des Hausraths haben eine Gewohnheit des Häßlichen hervorgebracht, die als eine andre Natur den ursprünglich richtig urtheilenden Naturinstinkt verdrängt hat. Ach, das ist schön! hört man alle Augenblicke rufen, und erschrickt, wenn man sieht, was die hellen Augen der Tochter, und sogar die düstern des von Amtssorgen gedrückten Vaters in Flammen setzt? Ein Aermel so dick wie eine Wasserhose, eine Tabakspfeife und dergleichen. Das nennt so das Volk in Masse schön. Ueberhaupt was dem Volk noch schön erscheinen soll, muß etwas Gemachtes seyn. Das ist charakteristisch. Der abgeschmackteste Kupferstich hängt neben der schönen Tochter des Hauses und es fällt Niemandem ein, die Frazze von der Wand zu reißen.

Die Künstler selbst verstehen sich nicht auf die Natur. In Rom sogar laufen sie allemal einem Modell nach, das gerade in der Mode und und durch einen Zufall berühmt, dessen Portrait von Käufern gesucht ist, und lassen andre Schönheiten ungemalt. Erst der jetzige König von Baiern kam auf die glückliche und so nahe liegende Idee, die schönsten Mädchen Münchens in ihrer Blüthezeit malen zu lassen. Eine Walhalla in diesem Sinn wäre etwas werth.

Wie, wenn wir seit Jahrhunderten die treuen Portraits der schönsten Töchter unsres schönen Vaterlandes in einer Gallerie versammelt sähen? Und eben so der schönsten, nicht blos der berühmtesten Männer? die schönsten Landschaften ꝛc.

Die Kunst, die freie, phantastische, die in ihrer göttlichen Willkür nie eingeschränkt werden darf, muß doch wie der Riese Antäus in der Luft umkommen, wenn sie nicht aus dem festen Boden der Natur frische Kraft empfängt.

Doch ich muß zur Literatur der Aesthetik zurück. Ich will nur die Koryphäen jener verschiedenen Gattungen namhaft machen. Die ältern technischen Lehrbücher sind jetzt fast ganz verschollen. Eben so der erste Versuch des Wolfianer Baumgarten, die Aesthetik in ein wissenschaftliches System zu bringen oder mathematisch zu schematisiren. Wichtiger war der Einfluß Berninis, des neurömischen und des französischen oder eigentlich Versailler Kunstschwulstes, der in Deutschland, wie überall, herrschend wurde, ohne bedeutende Spuren in der Literatur zu hinterlassen. Erst als die Engländer zu einer edlern Einfachheit zurückkehrten und sich gegen die Franzosen exponirten, diese aber nach ihrer Weise sich das fremde Verdienst gleich aneigneten, und nun ein Wetteifer entstand, wer das alte Gesetz des Aristoteles „die Kunst solle Nachahmerin der Natur seyn“ am

beſten auslegen könne, nahmen auch die deutſchen Schriftſteller enthuſiaſtiſchen Antheil. Berlin hing damals dem Franzoſen Batteux an, der nur die Natur und nichts als Natur, aber nur durch die Brille des verbildeten franzöſiſchen Hofgeſchmacks ſah und dem das „buhlſeuchige Hofgeweibe“ wie es Rabelais nannte, in der Schäferpoeſie ganz ſo naiv vorkam, als wenn die Courtiſanen von Paris wirklich Hirtinnen geweſen wären. Kurz, Batteux war der erſte Verkünder jener bis auf den heutigen Tag ſo beliebten Affectation der Natürlichkeit, und Ramler war ſein Apoſtel in Berlin, vielleicht nur, weil der damalige König alles Franzöſiſche billigte, vielleicht nur aus Serviliſmus. Nachher führte der aus der Schweiz gekommene, mit Bodmer und Breitinger und der neuen Schweizer Schule, (die im Sinn der Engländer die wirkliche Natürlichkeit der blos affectirten entgegenſetzte) verwandte Sulzer in demſelben Berlin zwar keine äſthetiſche Reform, aber doch eine gewiſſe encyclopädiſche Kennerſchaft durch ſein Kunſtlexicon ein, worin nach alter Weiſe hauptſächlich techniſche Regeln, einige hiſtoriſche Nachrichten und einige Anweiſungen zum guten Geſchmack rückſichtlich der Natürlichkeit enthalten ſind.

Man ſprach aber noch wie der Blinde von der Farbe. Das größere Publikum der Gebildeten hatte ſich höchſtens mit der Poeſie, d. h. mit der damali-

gen klassischen oder der klassischen nachgeäfften französischen beschäftigt, um die übrige Kunst hatte es sich wenig bekümmert, und überließ es dem Architekten, sich mit Baukunst, dem Maler, sich mit der Malerkunst besonders abzugeben, ohne daß es ihm einfiel, ein Urtheil über diese Kunst geltend zu machen, oder nur einen Genuß in der Betrachtung zu suchen. Man sah in den ältern Städten täglich die großen Dome des Mittelalters vor Augen, aber die Augen waren für die Kunst derselben verschlossen und es fiel niemand ein, diese Dome schön zu finden. Es war vielmehr Mode, sie als etwas Abgeschmacktes, Altfränkisches, Schwülstiges zu verachten, weil die guten Deutschen sich dies von den modernen Jesuiten und Franzosen hatten aufschwatzen lassen. Auch Gemälde kannte das Publikum kaum. Die der alten Zeit waren in den Reformationskriegen zu Grunde gegangen, und neue Gallerien erst im Entstehen und in den Lustpalästen, in den kleinen Versailles weniger üppiger Fürsten, z. B. der Dresdner Auguste verschlossen.

Der Kunstsinn war aber einmal angeregt, und mußte seine Befriedigung zunächst in einer Orientirung suchen. Diese war natürlich zunächst nur den Reichen möglich. Ein wohlhabender Edelmann, Herr von Hagedorn, war der Erste, der als Mäcen der Maler und großer Gemäldekenner in seinen interes-

ſanten „Betrachtungen über die Malerei" das Gebiet der bildenden Künſte in eine gewiſſe Ueberſicht brachte und die hiſtoriſche Kenntniß deſſelben, ſo wie ein richtiges Geſchmacksurtheil zu verbreiten ſich beſtrebte. Hagedorn gehörte der höhern Geſellſchaft an und hatte ſeine Kunſtliebe an den Höfen und auf Reiſen genährt. Von Seiten der Gelehrten, der Univerſitätspedanten, geſchah nichts. Dieſe trieben zwar archäologiſche Studien, aber ohne Geſchmack, und als Klotz anfing, ſich auch in die Beurtheilung äſthetiſcher Alterthümer zu miſchen, offenbarte ſich erſt recht die Barbarei, in welche die damalige Gelehrſamkeit verſunken war.

Alle dieſe Männer waren nur Vorläufer. Der eigentliche Heros der neuen Kunſtbegeiſterung wurde Winkelmann, ein ſehr merkwürdiger, in der Bildungsgeſchichte deutſcher Nation nicht unwichtiger Mann. Wenn Geringeres mit Größerem verglichen werden darf, ſo erſcheint Winkelmann in einer ähnlichen Stellung wie Luther. Der Held von Wittenberg emancipirte die geſunde Vernunft, als die Unvernunft und Lüge der Kirche am höchſten geſtiegen war. Winkelmann emancipirte den geſunden Geſchmack, als die Geſchmackloſigkeit, als die Häßlichkeit in der höchſten und gleichſam giftigſten Blüthe ſtand. Beide waren Männer des Volks, von unten aufgeſtiegen; beide begaben ſich zwar in einen Stand,

ſchlugen aber mit ihrem Geiſt durch die Schranken deſſelben. Luther warf die Mönchskutte, Winkelmann die Schulpedanterei von ſich. Nun war freilich die äſthetiſche Emancipation weder ſo wichtig wie die religiöſe, noch ſo ſiegreich. Winkelmann floh den deutſchen Boden, mußte ihn fliehen, denn nur der beitre italieniſche Himmel konnte ihm gewähren, was die gelehrte deutſche Stubenluft ihm nun und nimmer gewährt hätte.

Es iſt rührend, im tiefen Norden unter Schneegeſtöber in einer elenden platten und armen Landſchaft, in einer dunkeln Schulſtube den Mann zu finden, der berufen war, das Reich des Schönen herzuſtellen. Als armer Schulmeiſter las er die Alten, las ſie wiederholt, lernte ſie auswendig, lebte nur noch im Gedanken an Griechenland und Rom, ſuchte ſich Gönner in Dresden, wurde katholiſch und eilte nach Italien, als in ſeine wahre Heimath. Hier zeigte er der Welt an den Muſtern der antiken Plaſtik und der mittlern Malerei, was das einfach Schöne ſey, das man unter ſchwülſtigen Künſteleien vergeſſen hatte. Man erſtaunte über die Verblendung, in der man ſich bisher befunden hatte und alles jauchzte dem Kunſtrichter zu, deſſen klares Auge überall das Schöne, das man ſchon beſaß, noch einmal entdeckte, indem man es nun erſt zu verſtehen anfing.

Nun begann man, mit ihm zu wetteifern oder

ihn fortzusetzen. Während sein Freund Mengs die Malerei nicht nur übte, sondern auch darüber schrieb, und der vielseitige Lessing in seinem Laokoon bewies, daß man, um so frei und klar zu sehn, wie Winkelmann, nicht einmal nach Italien gehn dürfe, verfaßte der Schweizer Füßli sein berühmtes und vortreffliches Künstler-Lexikon. An diese Kunstkenner schloß sich bald eine jüngere Generation, Fernow, der in seinen römischen Studien sehr vorurtheilslose Ansichten aussprach und der erste war, der die Geschmacklosigkeit der Peterskirche zu rügen wagte. Ferner Böttiger, dem man sein Verdienst immer geschmälert hat. Dieser Dresdner Antiquarius ist von Tieck (im gestiefelten Kater) und später noch von Andern oft und viel verspottet worden, weil er die allerminutiösesten Dinge, die kleinsten Nebensachen der Toilette und des Costums mit einer Wichtigkeit und Vornehmigkeit behandelt hat, als gälte es die ewigen Wahrheiten der Bibel oder wenigstens das Wohl des Staates. Nun ist allerdings viel Pedanterei in seinem Styl, wie in seinen Forschungen selbst; aber ist dieses Wichtignehmen des Kleinen, dieser Stolz auf unbedeutende Entdeckungen, diese Aengstlichkeit in Ausmittelung der leisesten Nuancen, diese gewissenhafte Delikatesse grade für die undankbarsten Gegenstände, diese beinah ritterliche Galanterie eines Fleißes, den nicht sein Gegenstand, der

nur sich selbst belohnt, ist dies alles nicht ein Kriterium des echten Antiquars? Wahrlich, es gehört eine seltne Hingebung dazu, sich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben, wie Böttticher gethan; aber auch diese Kleinigkeiten wollen gekannt seyn, und wenn es auch nur wäre, um zu wissen, daß es Kleinigkeiten sind. Zwar die Erläuterungen des Iffländschen Spiels, zwar die Erklärung von Almanachskupfern sind für die Vergessenheit geschrieben, allein was Böttticher über die Kunst und insbesondre über das häusliche Leben der Alten geschrieben, wird immer einen reichen Rahmen zu den Werken Winkelmanns und Andrer bilden. — Noch viele andre Gelehrte und Kunstreisende haben sich um die Kunstgeschichte und um das Kunsturtheil verdient gemacht, Hirt, Zoega, Ramdohr, v. Quandt, v. Murr, Wendt, Schorn, Waagen, Johanna Schopenhauer ꝛc. Fiorillos Geschichte der Kunst könnte besser seyn.

Als die jüngsten Ausläufer dieser Winkelmannschen oder historischen Schule treten v. Rumohr und Schnaase hervor. Herr von Rumohr ist ein gar feiner Schmecker in der Kunst wie in der Küche, doch seine Polemik gegen den alten Hirt hat einen gar zu vornehmen Hinterhalt. Wenn zwei Kunstkenner sich aufs gehässigste über die Aechtheit und den Werth von Bildern streiten, so ist das schon uner-

freulich; wenn aber vollends Einer sich auf hohe und höchste Zustimmungen beruft, wo bleibt da das freie Urtheil, wo die Würde des Kunstrichters?

Persönlichkeiten, Aengstlichkeiten, Eifersüchteleien, Stichcleien und Lobhudeleien sind die Seele, eine gelehrt und vornehm thuende Sprache ist das äußere Gewand der heutigen Kunstpolemik.

Neulich hat Schnaase in seinen niederländischen Briefen eine ganz unabhängige Stellung genommen und mit eben so viel Liebe als historischem Geist die Kunstwelt einer neuen Anordnung und Ansicht unterworfen; ein erfreulicher Beweis, daß die Liebe zur Kunst immer wieder von selbst sich erzeugt, so sehr sie uns auch durch das Kunstgeschwätz und Kunstgezänk von den Akademien her verleidet werden könnte.

Die psychologischen Aesthetiker, die vom Gegenstand ganz abstrahirten, um nur die Seelenkräfte zu behaupten, durch die das Schöne empfunden oder in der Kunst hervorgebracht wird, waren natürlich keine bildenden Künstler oder deren Gönner, sondern vielmehr Dichter und Philosophen, gewohnt, nicht unmittelbar Schönes zu sehen, sondern nur darüber nachzudenken. So Schiller, Jean Paul, Bouterwek. Verleugnet sich der treffliche Geist dieser Männer auch in ihren ästhetischen Systemen nicht, so

sind dieselben doch gewiß nicht das Ausgezeichnetste, was sie geleistet haben.

Bald nach diesen kamen die metaphysischen Aesthetiker, meist aus Schellings Schule, wie jene aus der Schule Kants hervorgegangen waren. Merkwürdig ist, daß es grade Schwelger in allen Genüssen der Kunst und Natur waren, die unmittelbar aus der sinnlichsten Wirklichkeit in die geistigste Idee hinübersprangen. Heinse bezeichnet den Uebergang zu Friedrich Schlegel und Tieck. Aus der klassischen Wollust Winkelmanns führten diese drei Männer allmählig durch Schellings Philosophie hindurch zu der nazarenischen Buße und Entsagung. Der eigentliche Aesthetiker dieser Periode ist leider in Novalis zu früh gestorben. Solger hat ihn schlecht ersetzt.

Ein großer Ideenreichthum bleibt dieser Schule unbestritten. Die Sehnsucht nach der schönen That, der Drang, das Schöne auch dem Leben wiederzugeben, und es nicht blos in der Kunst als Leiche anzubeten, brachte zuerst Schwung in die neue Aesthetik. Aber da man den Drang nicht stillen, das Ziel nicht erreichen zu können hoffen durfte, irrte man gleich anfangs ab. Statt der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts, statt der Verschönerung des großen Volkslebens konnte Heinse nur die ästhetische Gestaltung des Privatlebens als Ausnahme bei einem genialen Künstler versuchen, und diese Einsei-

tigkeit, dieſes eitle Privilegium rächte ſich ſogleich durch die unvermeidlich damit verbundene Ausſchweifung. Tieck ſchwelgte eine gute Weile mit, ſprang aber ſogleich ins andre Extrem über, aus der Magdalenenſünde in die Magdalenenbuße, und gab der Aeſthetik eine ganz neue, wieder große Hoffnungen erweckende Richtung, indem er ſie an die älteſte Kirchenmalerei und Kirchenmuſik, überhaupt an die Kirche und an den Himmel wies. Dies war die Tendenz der berühmten „Phantaſien eines kunſtliebenden Kloſterbruders," welche Tieck von dem früh verſtorbenen Wackenroder adoptirte und ergänzte. Friedrich Schlegel machte denſelben Weg aus der wildeſten Schwelgerei in die Kloſterhallen. In ſeiner „Lucinde" hatte er noch Heinſes Lebenskunſt, d. h. die Raffinerie einer durch geiſtige Reize noch pikanter gemachten Wolluſt, gelehrt. Die allzu faunenhaft geſpannte Muskel erſchlaffte aber bald bei ihm und ruhte aus im frommen Speck, und er lehrte uns nun, wie ſchön es einſt im Schooß der alleinſeligmachenden — Kirche geweſen ſey.

Damit hing nun die Romantik in der Poeſie, die neue Myſtik in der Theologie und Philoſophie, die Reſtauration und das hiſtoriſche Princip in der Politik zuſammen, wovon ich ſchon in den frühern Theilen ausführlich geſprochen habe. In der Malerei äußerte ſich dieſe neue Richtung als Nazarenis-

mus, als Rückkehr zu der altitalienischen und altdeutschen frommen Kunst. Faßt man diese Erscheinungen als Gegenwirkungen gegen den frivolen französischen Geist auf und bedenkt man, daß sie sich in ihren Einseitigkeiten nothwendig bald abschleifen und den Bedürfnissen und Bedingungen des Jahrhunderts fügen mußten, so muß man ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihnen sowohl die Ueppigkeit, aus der sie hervorgingen, als die Magerkeit, in der sie ausgingen, verzeihen.

Offenbar hätten wir von Navalis, wie uns seine vortrefflichen Aphorismen ahnen lassen, das vollkommenste System der Aesthetik im Sinne der Romantik und metaphysisch-mystischen, alles auf Gott und die höchsten Dinge beziehenden Richtung zu erwarten gehabt. Ast gab ein durchdachtes, aber vielleicht zu systematisches System der Aesthetik nach Schellings dualistischer Grundidee heraus. Solger vermittelte den ungeheuren Kunstreichthum des Südens auf eine schmeichelhafte und feine Weise der modernen Geisteshoffart des Nordens, indem er erklärte, es gäbe nichts Schönes, als in der Kunst, und alle Kunst entsprünge aus den philosophischen Ideen der Kunst und folglich sey die Philosophie nicht nur Gesetzgeberin, sondern auch eigentlich Schöpferin der Kunst. Damit arbeitete er seinem Nachfolger Hegel vor, so weit dieser auch die Aesthetik vorzu-

nehmen geruhte, und die verschiedenen verrückten Aesthetiken der Hegelianer, z. B. die von Trahndorf, fließen alle noch aus dieser Quelle geistiger Hoffart, die gerne alles haben möchte, und von allem, was sie haben will, sagt, sie habe es gemacht, oder noch toller, sie sey es selbst.

Offenbar hat die kunstliebende Klosterbruderschaft, die Romantik und der Nazarenismus, wenn auch immer einseitig, doch die Kunst gefördert; aber jene öden Berliner Kunstdenker, Solger, Hegel und ihre Schüler, haben nur wie ein Nebelwind vom Norden her kalt und herabstimmend gewirkt.

Poetische Künstler wissen nichts mit diesen philosophischen Sätzen anzufangen und ärgern sich, wenn man sie nach einem Lehrbuch beurtheilt, das sie nicht verstehen. Der Freund der schönen Natur ekelt sich völlig daran.

Sofern diese philosophischen Kunstschwätzer, deren es leider eine große Menge gibt, wohl gefühlt haben, sie müßten sich zur Wirklichkeit herablassen und die Kunst, wie sie ist, beurtheilen, haben sie der Kunst selbst großen Nachtheil gebracht. Nichts schlägt die Künstler so sehr nieder, nichts depopularisirt die Kunst in den Augen des Volks so sehr, als die suffisante Vornehmigkeit, mit der die philosophischen Lakaien überall in einer immer unverständlicher wer-

denden Sprache ſich das groſse Wort in allen Kunſtſachen anmaſſen.

Die Verdienſte einzelner Männer um einzelne Künſte dürfen nicht unerwähnt bleiben. Unter den Schriftſtellern über Baukunſt werden für das gröſsere Publikum der Laien immer die von der gröſsten Wichtigkeit ſeyn, die uns dieſe Kunſt hiſtoriſch kennen lehren. Die umfaſſendſte Geſchichte der Baukunſt aller Völker und Zeiten ſchrieb Stieglitz, über die Baukunſt der Alten ſchrieb vorzüglich Hirt, die gothiſche analyſirte am tiefſinnigſten Boiſſerée, und für die Anwendung ſchöner Baukunſt in der neuen Zeit war vorzüglich thätig Weinbrenner. Ueber die damit verwandte Gartenkunſt haben früher Hirſchfeld, Grohmann ꝛc. geſchrieben, ſie alle aber hat unlängſt der geiſtreiche Fürſt Pückler-Muskau durch ſein herrliches, von der reichſten Phantaſie, vom wärmſten Naturſinn und vom feinſten Geſchmack diktirtes Gartenwerk übertroffen.

Ueber Plaſtik und Malerei findet man das Beſte bei den ſchon genannten Kunſthiſtorikern von Hagedorn an, bei Winkelmann, Füßli, Fernow ꝛc. Ueber Landſchaftsmalerei insbeſondere ſchrieb Koch, Geßner, Semler. Eine Geſchichte der Kupferſtiche ſchrieb Heinecken, der Holzſchnitte Unger; über Steindruck ſchrieb der Erfinder deſſelben Senefelder.

Auch das äußre Verhältniß der bildenden Künste zum Leben ist vielfach besprochen worden. Auf der einen Seite hat der Enthusiasmus der Akademien ein neues goldnes Zeitalter der Leone und Medicäer mitten im Norden herbeiführen wollen, auf der andern Seite hat Koch in Rom in seiner Rumfordschen Suppe mit derber Prosa die Inconvenienzen dieser Kunsterhitzung nachgewiesen. Doch ich habe mich in meiner „Reise nach Italien" über diese Dinge zur Genüge ausgesprochen.

Natürlich ist es, daß auch in den bildenden Künsten, wie in der Poesie, eine encyclopädische Liebhaberei, eine Vermischung aller Geschmäcke herrschend geworden. Nicht nur baut man eine byzantinische Kirche neben eine gothische und diese wieder neben ein antikes Staatsgebäude, sondern man mischt sogar an ein und demselben Gebäude alle Style in einander. Nicht anders in der Malerei. Plastische Formen und nasse Gewänder in Bildern, die andrerseits an Raphael, Dürer, oder Eyk und Perugino erinnern. Antike Hermesköpfe an altdeutschen Pagen, und umgekehrt Lukas Kranach'sche Bürgerstöchterchen als Heroinen.

Doch eins hat die Malerei vor der Poesie voraus, die Genremalerei. Während die Maler bereits in der Natur und im Leben neue Ideen und ein Mittel neuer Popularität suchen (deren die bil-

denden Künſte leider ſehr entbehren), ſchweifen unſre Dichter immer noch im Land der Träume oder in der Vergangenheit herum, oder ſtellen das heutige Leben nur nach hergebrachten Regeln ſentimental oder humoriſtiſch dar. Die wahren Zeichner der Wirklichkeit, die poetiſchen Genremaler ſind noch ſehr ſelten, und doch muß die Poeſie nothwendig dieſe Bahn einſchlagen. Die übertriebene Umſtändlichkeit der engliſchen Sittenmaler, und die Frazzenhaftigkeit der franzöſiſchen, die in der Natur nur die Unnatur, im Leben nur Laſter, Peſt, Tod und jedes Aergſte aufſuchen, hat uns bereits in die Mitte genommen, und wir folgen dieſen wenig tröſtlichen Führern, ohne noch daran zu denken, daß es uns zukommen und daß es einſt unſer Ruhm ſeyn wird, ſie zu übertreffen, ihre Einſeitigkeit und Ausartung abzuſtreifen und von Natur und Leben nur die ſchöne Seite aufzufaſſen.

Die Muſik iſt ſo ſehr Kunſt, daß die ſie betreffende Literatur durchaus nur Nebenſache bleibt. Es würde eine Abſchweifung ſeyn, wollte ich mich hier näher auf Muſik einlaſſen. Ich bemerke nur, daß auch in der Muſik eine Vermiſchung der Geſchmäcke (Kirchenmuſik und die wildeſte Teufelsmuſik in derſelben Oper), und ein ſtarkes Uebergewicht der ſtudirten Künſtlichkeit, des geſuchten Affects über die einfache und natürliche Empfindung und deren

Ausdruck, daher insbesondre ein Uebergewicht der Harmonie über die Melodie und der Instrumente über den Gesang wahrgenommen wird, übereinstimmend mit derselben Geschmacksmengerei, Jagd nach Effekt und Ueberkünstelung in der Dichtkunst.

Bekanntlich waren es Deutsche, vorzüglich Niederländer, die im Mittelalter erst den Geschmack für Musik in Italien anregten und die Blüthezeit der italienischen Kirchenmusik vorbereiteten. Aus dieser bildete sich die Opernmusik heraus, die Italien mit Frankreich verband und jene allmählige welsche Geschmacksherrschaft begünstigte, die der politischen an die Seite ging. Gegen diese welsche und weltliche Richtung der Musik erhob sich im vorigen Jahrhundert wieder eine edle Opposition der deutschen Kirchenmusik seit Sebastian Bach, aus der sich aber wieder durch Mozart, Weber ꝛc. eine deutsche Opernmusik bildete, die jetzt in eine Huldigung aller möglichen Geschmäcke übergegangen ist, so daß auch dagegen wieder eine doppelte Opposition hervorgetreten ist, nämlich der Versuch einer Herstellung der altitalienischen Kirchenmusik und der alten Volksmelodien durch Thibaut, und einer Belebung des Volksgesangs in Singvereinen, vorzüglich vermittelst des Chorals durch Kocher. Diese letzteren Versuche stehen noch in genauer Verbindung mit der Schule Pestalozzis, der bekanntlich auch die Erziehung zur Musik

bezweckte und dieſelbe für eins der vorzüglichſten und edelſten Bildungsmittel hielt.

Was Marpurg, Forkel, Gruber für die Geſchichte der Muſik leiſteten, hat in jüngſter Zeit Kieſewetter durch ſein meiſterhaftes Werk übertroffen. In Bezug auf Theorie, Geſchmack ꝛc. iſt unendlich viel geſchrieben worden, am geiſtreichſten von Callot-Hoffmann, Weber, Rochlitz, Rellſtab ꝛc. Von den Generalbaßſchulen und andern Lehrbüchern verſtehe ich nichts. Was ich von den zahlloſen Raiſonnements und Phantaſien über Muſik, von den Auseinanderſetzungen der Schönheiten Mozarts ꝛc., von den muſikaliſchen Kritiken und Antikritiken halten ſoll, weiß ich ebenfalls nicht. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich vermuthe, daß auch in dieſem Gebiet äſthetiſcher Kritik der falſche Enthuſiasmus der Romantiker, die Conſequenzenſucht und das vornehme Abſprechen der Philoſophen und ſelbſt die Frivolität der Ironiſten und Humoriſten ſich bis zum Ueberfluß geltend gemacht haben. Gewiß wird im Ganzen zu viel über die Muſik geſprochen. Statt ihr zuzuhören, ſpricht man hinein, was ſie ſtören und irre führen muß.

Auch über das Theaterweſen will ich mich hier kurz faſſen, da von den dramatiſchen Dichtern erſt ſpäter die Rede ſeyn kann. Mag man ſich hin und wieder großer Erfolge gerühmt haben und noch

rühmen, doch ist im Ganzen das Theaterwesen in Deutschland noch nie recht zur Blüthe gekommen. Dazu gehört eine große Hauptstadt, ein großes Nationalinteresse und eine große Freiheit. Vom geistlichen Festspiel schritt unser Theater fort zu bürgerlichen Fastnachtsspielen. In beiden herrschte ein derber Volkshumor neben mancher alterthümlichen Geschmacklosigkeit. Sie gingen unter. Alle Poesie wurde Hofpoesie, alle Theater wurden Hoftheater, auf denen man die höfischen Festspiele von Versailles copirte, wobei Oper und Ballet die Hauptsache waren. Allmählig machte sich daneben auch die steife Tragödie geltend, wie sie die deutschen Hofpoeten dem französischen, und diese dem Seneca nachübersetzten. Godsched in der großen Allongeperücke hielt dies für das goldne Zeitalter der Bühne, doch erwarb er sich wahres Verdienst um die Geschichte des deutschen Theaters durch seine Sammlung und Commentation der alten Fastnachtsspiele. Erst der Schlesier Stranitzki brachte wieder fröhliches Leben und einen lustigen Volkston auf die Bretter, indem er die Comödien des mährchenhaften Gozzi aus Italien nach Wien verpflanzte und daselbst das liebenswürdige Leopoldstädter Theater gründete, das bis auf diese Stunde, nun schon über hundert Jahre lang seinem volksthümlichen Charakter treu geblieben ist, ihm aber eben nur treu bleiben

konnte, sofern es sich in einer niedern Sphäre hielt.

Mit Lessing begann eine neue Epoche. Die Gallomanie wurde verbannt, die Muse stieg wieder vom höfischen Cothurn herab auf den bürgerlichen Soccus. Der Geschmack verließ die Hoftheater und wanderte mit den herumziehenden Truppen, welche die besten Schau- und Lustspiele der Engländer und der neuen deutschen Dichter aufführten. Der Heros dieser Zugvögel war Eckhof, der erste große deutsche Mime. Zwischen den Wanderern und den fixirten Schauspielern in der Mitte stand Schröder, der zwischen Hamburg, Hannover, Braunschweig wechselte. Eine feste Stellung in Berlin nahm Fleck ein. Diese talentvollen und unvergeßlichen Männer thaten, was Lessing wollte und schufen die deutsche Bühne dergestalt um, daß sie sich von der französischen mehr entfernte, der englischen mehr näherte und alle ersten hoffnungsvollen Produktionen deutscher Schauspieldichter dem Publikum nicht ohne patriotischen Enthusiasmus vor Augen stellte. Damals versuchte Engel zuerst eine Theorie der Mimik und Flögel sammelte reiche Notizen zur Geschichte besonders der komischen Literatur.

Die Höfe, damals ohnehin mit Aufklärung prahlend, gingen auf die Neuerungen ein und begünstigten das deutsche Schauspiel, da Iffland in

Berlin den populären Ton zu erhalten suchte, während Göthe und Schiller in Weimar es auf die ideale Höhe der griechischen Tragödie hinaufzutreiben wagten. Aber die doppelte Abhängigkeit von den Höfen und von den gelehrten Dramaturgen war der fernern schönen Entwicklung der Bühne nicht günstig. Kotzebue und das Heer seiner kleinen Nachäffer ließen Ifflands Ehrlichkeit fallen und schmeichelten der sozialen Demoralisation, die im Gefolge der Franzosenherrschaft in Deutschland aufs neue überhand nahm. Die griechischen Versuche blieben ohne Erfolg. Dagegen hatten einige Stücke von Göthe und Schiller einen großen Enthusiasmus für das Romantische erweckt, der nachher auch in den patriotischen, antifranzösischen Gesinnungen Nahrung fand. August Wilhelm Schlegel und Tieck vindicirten in ihren dramaturgischen Werken dem romantischen Drama und besonders dem göttlichen Shakspeare, ja sogar dem altdeutschen Schauspiel, ihren hohen Werth, da es aber an entsprechenden neuen dramatischen Dichtern fehlte, welche diesen Geschmack an der Bühne selbst in Flor gebracht hätten, und da ihnen Schiller schon zu klassisch war, so mußten sie das Feld ihrem unermüdlich thätigen Gegner Kotzebue überlassen, dessen moderne Frivolität zum Theil jetzt noch vorherrscht. Natürlich lag für die Dichter eine große Aufforderung in dem Bedürfniß

nach romantischer Bühnenpoesie und Viele haben hier nach dem Kranz des Ruhms getrachtet. Doch die Poetischen waren nie hinlänglich bühnengerecht, die Bühnengerechten nicht hinlänglich poetisch. Die besten Dichtungen wurden nur gedruckt, ohne auf die Bretter zu kommen oder sich darauf zu erhalten, und auf den Brettern herrscht jetzt als Romantiker Raupach, der bühnengerechteste, aber gewiß nicht poetischte. Unter den Schauspielern glänzte nach Iffland vor allem Devrient in der Epoche Kotzebues und jetzt Seydelmann in der Epoche Raupachs.

Was vor dreißig Jahren modern war, ist jetzt schon veraltet, z. B. vieles und vielleicht das Lustigste bei Kotzebue. Seitdem hat noch keine neue Dichterschule sich für poetische Auffassungen des wirklichen Lebens gebildet, und es war nicht möglich, weil die Bühne unter einer zu strengen Censur steht. Man gibt also die alten Stücke oder ihre matten Nachahmungen heutiger Lustspieldichter und französische Conversationsstücke und Genrebilder, unter denen man aber aus denselben politischen Gründen auch wieder nur die mattesten auswählt. Man hat also das eigentliche wirkliche Leben und alles, was darin groß und wichtig und ergreifend ist, von der Bühne ausgeschlossen. Nur die Vergangenheit darf uns in romantischen Dichtungen vorübergeführt werden, aber auch sie steht unter einer Censur, die sogar eine

freiwillige ist, und selten wird eine jener zahllosen Tragödien in Jamben ausgeführt, ohne daß darin loyale Predigten vorkämen. Diese direkte und indirekte Einmischung der Restaurationspolitik ins Bühnenwesen ist indeß vielleicht ein Fortschritt der Zeit, denn sie beweist, daß die Bretter, welche die Welt bedeuten, und die Welt selbst in Relation treten, während früher die Bühne nur eine Art von Traumwelt, ganz unabhängig von den wahren Zuständen war.

Von der Theaterkritik ist kaum etwas mehr zu sagen, als daß sie unter der Kritik ist. Was Tieck, Börne, der verstorbene Schreivogel (West) und zuletzt Lewald in diesem Fach, wenn auch in verschiedenem Sinn, geleistet, hat einen geläuterten Geschmack, einen würdigen Ton nicht allgemein einführen können. Im Gegentheil ist die ungeheure Masse unsrer Theaterkritiken in Journalen und zum Theil auch in Flugschriften von Gunst, Bestechung, Rivalität, Neid, Bosheit und Rache diktirt, und man findet neben einer grenzenlosen Hoffart, die das unbedeutendste Bühnentalent in hergebrachten Phrasen zum „ersten Künstler Europas" stempelt, zugleich die gemeinste Pöbelsprache, die nicht selten grade die würdigsten Schauspieler zu beschimpfen sucht. Das Beste dabei ist, daß all dieses Geschreibe, obgleich es nicht aufhört, doch beim Publikum hinlänglich dis-

creditirt ist. Nur das ist schlimm, daß einsichtsvollere Bühnenkenner immer weniger geneigt werden, ihre reinere Stimmen in diesem bestialischen Lärmen vernehmen zu lassen.

3.

Dichtkunst.

1.

Charakter der neuern Poesie.

Wir gehn zur Poesie über, welche unter allen Künsten für die gegenwärtige Zeit und vielleicht für alle Zeiten die höchste Bedeutung hat. Die Poesie erschließt am tiefsten das menschliche Herz und wirkt wieder am tiefsten. Was keiner Kunst gelingt, das Innerste des Menschen bis in den geheimsten Gedanken und Empfindungen zu spiegeln, vermag allein die Poesie, und dies gibt ihr die Macht über die menschliche Seele, der alle Völker gehuldigt haben. Durch diese Offenbarung des Menschlichen ist die Poesie das wirksamste Mittel und zugleich die höchste Blüthe der Humanität. Die Poesie ist aber auch die dauerhafteste unter den Künsten, die unvergänglichste, weil ihre Denkmale auf die leichteste Weise vervielfältigt und immer wieder erneuert werden können. Völker

wechseln, Staaten werden zertrümmert, ein Glaube verdrängt den andern, Irrthum wird, was einst als Wahrheit gegolten, die Werke der bildenden Kunst zerfallen in Staub, nur die Dichtungen überdauern die Stürme der Zeit und glänzen noch nach Jahrtausenden im ersten Jugendschimmer. Um alle Zeiten schlingt die Poesie den Kranz, vereinigt und versöhnt alle. Mitten im ewigen Wechsel erhält sich die stille Blumeninsel der Dichtung, der irdische Himmel, wo die matten Seelen Erquickung finden, wo die Urväter und Urenkel die gleichen Entzückungen theilen. Selbst die Religion ist die Stätte des Friedens nicht, weil ein Glaube den andern ausschließt; nur in der Poesie beruht jener Gottesfrieden, den die wilden Gemüther in heiliger Scheu anerkennen, und der sie mit der Leier des Orpheus bezähmt und die fremdesten Völker und Menschen versöhnt.

Die Deutschen haben eine angeborne Neigung zur Poesie, ja man kann ihren Nationalcharakter vorzugsweise den dichterischen nennen, da er so schwärmerisch, gutmüthig, phantastisch, abergläubisch, warm und gewitterhaft ist. Der Deutsche besitzt ein außerordentlich zartes und tiefes Gefühl, eine flimmernde Phantasie, einen starken Hang zu Allegorie und Symbolik, große Gewandtheit in verwickelten Dichtungen, eine Alles fortreißende Flamme der Begeisterung, einen feinen Sinn für die Natur und das Idyllische,

Familienmäßige, Heimathliche, und faſt noch mehr Illuſion für das Fremde und Wunderbare. Am augenfälligſten zeigt ſich unſer poetiſches Genie in den Mißbräuchen, die wir damit machen, und die eine Ueberfülle der Kraft verrathen, in dem Ueberſchwenglichen unſrer eigentlichen Dichtungen und in den poetiſchen Anſichten des Lebens, der Natur, der Geſchichte und aller Wiſſenſchaften, die überall vorſchlagen und weßhalb wir von den ſogenannten praktiſchen Nationen verhöhnt werden. Auch in die trockenſte Wiſſenſchaft miſchen wir gerne das Herz, die Begeiſterung und orientaliſche Bilder.

Wenn man die neue Entwicklung der deutſchen Poeſie außerordentlich zu preiſen pflegt, ſo hat man unſtreitig ein Recht dazu. Die Kunſt hat ſich in jeder Hinſicht vervollkommnet und unſterbliche Werke hervorgebracht, die das Andenken unſrer Zeit der ſpäteſten Nachwelt überliefern werden. Die Humanität iſt durch unſre Dichter weit allgemeiner und eindringlicher gefördert worden, als durch irgend einen Moraliſten oder das Unglück. Die Literatur ſelbſt hat einen neuen großen Schwung erhalten, da die Dichter den ganzen Zauber unſrer Sprache entfaltet und die Gelehrten wieder deutſch gelehrt haben, nachdem ſie in die äußerſte Sprachbarbarei verfallen waren.

Die ganze neuere Poeſie der Deutſchen bildet

einen besondern Cyclus, der in demjenigen der gesammten neuern Poesie Europas eingeschlossen und mit demselben von aller frühern Poesie des Mittelalters, des Orients, der Griechen und Römer und des mythischen Alterthums getrennt werden muß. An der Pforte der gesammten neuern Poesie steht Dante, an der Pforte der deutschen Jakob Böhme, beide gleich einsam. Der letzte Abglanz des Mittelalters ward noch zum Heiligenschein des neugebornen Kindes. Gotttrunkne Seher tauften es mit heiligem Feuer. Dante sah in die Abendröthe des Mittelalters, Jakob Böhme in die Morgenröthe der neuen Welt. Dem feierlichen magischen Morgen aber folgte bald ein heller, bunter, lärmender, weltlicher Tag.

Im Getümmel dieses Tages, im Glänzen und Flimmern so vieler blendender Erscheinungen, im Wechseln und Wogen der Namen und Moden ist es schwer, eine richtige Charakteristik des ganzen neuen poetischen Treibens zu entwerfen. Die Gegenwart übt einen gewissen Zauber über uns, sie blendet uns selbst mit kleinen Lichtern durch die Nähe derselben. Leicht werden wir verführt, bei einem Gegenstand die übrigen zu vergessen, sey es, daß er uns gebieterisch ausschließliche Bewunderung und Anbetung abzwingt, oder daß wir uns an ihm festzuhalten suchen, um in der allgemeinen Verwirrung nicht zu straucheln, um wenigstens etwas ganz zu lieben und zu besitzen, da

unſer Intereſſe ſonſt zu ſehr zerſplittert würde. Auf dieſe Weiſe ſind einſeitige Meinungen und Urtheile über die neuere Poeſie ſehr häufig geworden. Man kann ihnen in der That nicht entgehn, wenn man ſich nicht über die Verwirrung hinausſchwingt und auf der Höhe der Geſchichte einen freien Standpunkt zur Ueberſicht gewinnt, wenn man ſich nicht aus der Gegenwart und von ihren dringenden, haſtigen, widerſprechenden Anforderungen befreit, und in die Vergangenheit flüchtet, um an dieſer die Gegenwart zu meſſen.

Wir müſſen die Geſchichte der Poeſie bis zu dieſer letzten Entwicklung verfolgen. Die Poeſie hat ſchon viele große Perioden erlebt, bevor ſie zu dieſer letzten übergegangen iſt. In jeder dieſer Perioden ging eine Verwandlung in ihr vor, bildete ſie ſich auf einer gewiſſen Stufe eigenthümlich aus, entfaltete ſie uns eine Seite nach der andern. Man hat gewöhnlich zwei Hauptperioden angenommen, die griechiſche oder antike, und die mittelalterliche oder romantiſche. Schlegel hat ſie dadurch zu charakteriſiren geſucht, daß er die antike Poeſie plaſtiſch, die romantiſche pittoresk nannte. Dies iſt keine müßige Vergleichung. Die Unterſchiede in den Künſten überhaupt wiederholen ſich wieder in jeder insbeſondere. Das Geſetz ihrer äußern Verwandtſchaft iſt zugleich das Geſetz ihrer innern Unterſchiede. Die Poeſie

verändert sich nach ihrer Verwandtschaft mit den übrigen Künsten und jede ihrer Entwicklungen und geschichtlichen Perioden entspricht einer solchen Verwandtschaft. Nur muß man nicht bei der Plastik und Malerei, nicht bei Schlegel's Andeutung stehn bleiben. Es gibt neben der Poesie fünf Hauptkünste, Baukunst, Plastik, Malerei, Musik und Schauspielkunst. Diesen entsprechen auch in der That die Perioden und verschiednen Entwicklungen der Poesie. Die älteste religiöse Poesie der Kosmogonien und Mythen war wesentlich architektonisch, die spätere griechische und römische und ausschließlich antik genannte Poesie war plastisch. Die lyrische Poesie der rohen Völker nach dem Untergang der antiken Welt und vor der höchsten Cultur des Mittelalters war musikalisch, das romantische Mittelalter selbst pittoresk. Die moderne gelehrte Poesie endlich, die in die Rollen aller Zeiten sich einstudirt, dürfen wir mit Recht eine theatralische nennen, und in ihr ist in der That so viel von allen frühern poetischen Gattungen enthalten, als in der Schauspielkunst von allen andern Künsten aufgenommen ist. Selbst die einzelnen Dichter unter uns versuchen sich in allen Gattungen und Formen der Poesie, weil es Rollen sind, die sie spielen; in der frühern Zeit bildete jeder Dichter nur eine Gattung eigenthümlich aus.

Die poetische Begeisterung der ersten Menschen

ſchien die letzte Blüthe der Schöpfung zu entfalten. Derſelbe Naturgeiſt, der den Bau der Welt gegründet, ſpiegelte ſich in den Kosmogonien der kindlichen Völker. Die Poeſie war noch nicht losgeriſſen von der Natur, ſie belebte die Maſſen, war noch nicht ausſchließliches Eigenthum eines Individuums, ſie vertheilte ſich in abweichende Anſichten, wie die Menſchen in Stämme, aber ſie blieb Eigenthum der Generationen, und wie ſie keinem Dichter, ſondern dem Volk angehörte, ſtellte ſie auch keinen Helden, nichts Einzelnes dar, ſondern das Weltganze. Alle ihre Formen waren architektoniſch. Mit dem Heldenthum riß das Individuum von der Maſſe ſich los und die Heldenfabel von der Kosmogonie, die Statue vom cyclopiſchen Bau und die Geſchichte, die Poeſie und bildende Kunſt entfalteten die höchſte Blüthe dieſes Lebens in Griechenland und Rom. Aber auch hier war die Dichtkunſt eng an die Gegenwart und ihren herrſchenden Charakter gebunden, und was wir claſſiſch an ihr nennen, war die ſtrenge Conſequenz des plaſtiſchen Naturtriebs, der jenes Menſchenalter aus dem dunkeln Mutterſchooß der kosmiſchen Zeit befreite, aber ihm zugleich die beſtimmte Geſtalt einer in ſich begränzten Vegetation gab. Als dieſes Leben in der einſeitigen Richtung abgeblüht, begann ein andrer großer Menſchenſtamm ſich nach einer neuen Richtung zu entfalten. Wie dort die Sinnlichkeit

zuerſt ſich losgeriſſen vom allgemeinen Leben, ſo ſuchte hier das Gemüth ſich ſelber zu ergreifen und die erwachende Sonne der Liebe rief aus der erſtarrten Memnonsſäule des Volks die erſten Töne hervor. Das Gemüth der Völker ſprach in eigenthümlichen Naturlauten ſich aus, die jetzt verhallt ſind, wie aller Ton verhallt, von denen nur ein fernes Echo noch Zeugniß gibt. Dies ſind die „Stimmen der Völker," wie Herder ſie genannt, wie alte Sagen ſie bezeichnen, wie ſie noch jetzt in Volksliedern nachklingen, und wie ſie noch rein und urſprünglich vernommen werden bei den heidniſchen Stämmen entlegner Welttheile.

In dieſer Richtung wurden die Völker ergriffen vom Chriſtenthum und ſie entfaltete die höchſte Blüthe im Mittelalter. Das nationelle Gemüth wurde Weltgemüth; die Stimme, nur dem nationellen Ohr vertraut, wurde Bild, den Augen aller offenbar. Die Poeſie wurde wieder kosmiſch und darum auch wieder in dem Maaß architektoniſch, als die Malerei es iſt; wie ſie von univerſeller Kosmogonie ausgegangen in individueller Plaſtik erſtarrt war, ergoß ſie ſich aus den mannigfachen Quellen der Völker wieder in die zuſammenſchlagenden Wellen eines unendlichen Meeres. Die chriſtliche Romantik war aber verſunken in das bewegliche Element des Gemüthes, wie jene ältere Poeſie erſtarrt in den ſinn-

lichen Formen. Daher war ſie an dieſelbe Conſequenz gefeſſelt und auch in ihr waltete noch ein gewiſſer Inſtinkt, der beſtimmte Gränzen nicht überſchreiten konnte, innerhalb derſelben aber mit vollkommener Sicherheit ſich bewegte, und wie die antike Poeſie hat auch die romantiſche etwas Claſſiſches.

Dieſes Claſſiſche, die unwillkürliche Sicherheit und Harmonie des Gegenſtandes und der Form, in welcher die Kunſtwerke vollkommen den Werken der Natur gleichen, und noch von demſelben ſchöpferiſchen Triebe gebildet ſcheinen, der den Himmel, die Berge, die Pflanzen und Thiere ſo und nicht anders geſchaffen, als müßt' es ſo ſeyn, dies iſt es eigentlich, was alle ältere Poeſie von der modernen unterſcheidet. Die poetiſche Begeiſterung jener Alten war ſchaffender Naturtrieb, ohne Wahl, ohne Schwanken. Die unſrige iſt Sache der Reflexion geworden, und wir wählen und ſchwanken.

Die neuere Poeſie iſt ganz theatraliſch. Man geht in die Poeſie, wie man ins Schauſpielhaus geht, um ſich auf eine angenehme Weiſe zu täuſchen und zu unterhalten. Die Poeſie iſt nicht mehr mit dem Leben verbunden, die höchſte Blüthe deſſelben, ſondern ſteht ihm gegenüber, wie der Traum dem Wachen. Sie iſt nichts Unwillkürliches, Nothwendiges mehr, nicht mehr die Ausgießung eines heiligen

Geiſtes, der von innen kommt, nicht mehr Schöpfung eines drängenden, unbewußten, unwillkürlichen Naturtriebs, nicht mehr das freie Wachsthum, von dem man nicht weiß, wie es entſteht. Sie iſt vielmehr eine Fertigkeit geworden, die man nach Willkür anwendet, ſo oder anders, und ein bloßes Spielzeug für die Unterhaltung. Sie entſteht nicht mehr, ſie wird nur gemacht; ſie iſt nicht mehr, ſie ſcheint nur; ſie glaubt an ſich ſelbſt nicht mehr, ſie will nur täuſchen. Zum Dichten bedarf man nicht mehr der innern heiligen Begeiſterung, ſondern nur einige Kenntniß von dem, was die Leute beluſtigt, und einiges Talent. An die Stelle des unbewußten Dranges im Gemüth iſt ein vollkommen klares Bewußtſeyn im Verſtande getreten. Der Dichter ſchafft nicht, wie ihn der dunkle Trieb dazu zwingt. Er ſetzt ſich hin und reflektirt, was will ich machen, und wie muß ich es machen, um die Leute zu beluſtigen? Daſſelbe Talent, was früher ſich von ſelbſt einfand, wenn das Gemüth des Dichters in poetiſcher Begeiſterung war, gehorcht jetzt den ängſtlichen Vorſchriften des Verſtandes. Ehemals hatten die Dichter keinen Zweck, ſie ſprachen ſich nur aus, wie die Quelle ſich ergießt, und wie der Vogel ſingt. Sie waren größer, als andre, wie ein Berg höher iſt als andre. Jetzt aber haben ſie den Zweck, die Leute zu beluſtigen, und wetteifern um den Effekt, und da

ſie ſich nicht mehr nach dem innern Genius allein, ſondern nach dem Beifall von auſſen richten, ſo ängſtigen ſie ſich um den Ruhm, und gehn auf Stelzen, um ſich einer über den andern zu erheben.

Oder iſt es anders? Bei den wahrhaft groſſen und originellen Dichtern allerdings. Bei ihnen iſt noch immer, wie bei den älteſten Sängern der Vorwelt, die Poeſie Leben, und ſie dichten, weil und wie ſie müſſen, nur vom innern Genius getrieben und unbekümmert um den Beifall. Doch der groſſe Haufen der Dichter iſt von der Art, wie ich ihn eben beſchrieben, und gerade das Daſeyn dieſes groſſen Haufens charakteriſirt unſre Periode. Aber ſelbſt unſre beſten Dichter müſſen der Zeit ihren Tribut zollen. Sie ſind einmal Kinder dieſer Zeit, und der Naturgeiſt, der in ihnen waltet, geht aus der Natur unſrer Zeit hervor. Wie Kinder eines Schauſpielers müſſen ſie ſelbſt Schauſpieler werden, die Rollen werden ihnen gleichſam angeboren.

Univerſalität iſt der Charakter dieſer Zeit. Man iſt alles in allem. Man verſetzt ſich in alle Zeiten und Länder, man ahmt alles nach. Die Bilder der fernſten Vorwelt, der fremdeſten Natur miſchen ſich täglich in die Bilder der Gegenwart. Wir reiſen an einem Tage durch alle Zonen, durch alle Zeitalter, und unſer Zimmer, in dem wir ruhig ſitzen bleiben, wird die Mithrahöhle, an deren Wänden

Welt und Himmel ſich ſpiegeln. Die alten Dichter gingen nicht über den Kreis der Nationalität hinaus, Shakſpeare zauberte ſchon die ganze Welt in ſeine Dichtungen, doch ſie trugen durchaus den Stempel einer engliſchen und ſeiner Individualität. Unſere neuern Dichter aber nehmen mit dem fremden Gegenſtand auch die fremde Anſicht deſſelben an, zaubern ſich nicht nur Griechenland in die nordiſchen Wälder, ſondern auch eine griechiſche Denkweiſe in ihre nordiſchen Geiſter. Dieſelbe deutſche Treue, mit welcher unſre alte Maler die Natur copirten, zeichnet jetzt unſre Dichter aus, ſofern ſie ſich an Vergangnes und Fremdes wenden. Treibt ſie die Sehnſucht nach dem alten Hellas, ſo wollen ſie ganz Griechen ſeyn, daß ſie vor Plato beſtehn und vor Ariſtophanes nicht zu Spott werden. Reizt ſie das Mittelalter, ſo möchten ſie kein Riemchen am Harniſch der alten Ritter, kein Kreuz auf dem Weg auſſer Acht laſſen. Kein Volk kann ſich ſo gut in ein andres hineindenken, als das deutſche. Unſre Dichter treiben mit dieſem Rollenwechſel eine gewiſſe Andacht. Es iſt in der That ein neuer Polytheismus. Wir machen alles zu Gegenſtänden der poetiſchen Anbetung, und gleichen den alten Heiden vollkommen in der Toleranz, in welcher ſie alle fremden Landesgötter, ſobald ſie die Gränze des Landes übertraten, zu den ihrigen machten.

Keine Welteroberung war jemals größer, als welche jetzt unsre Dichter unternehmen. Jeder Winkel der Natur und Geschichte wird von ihnen heimgesucht und dem unermeßlichen Reich der Phantasie einverleibt, davon die Literatur zahllose Landcharten entwirft. In dieser universellen Richtung folgt aber die Poesie nur dem Verstande, der ihr vorausgegangen. Diese neuere Poesie hängt innig mit der neuern Wissenschaft zusammen. Von ihr empfängt sie den Charakter, wie die Poesie des Mittelalters ihren Charakter von der Religion empfangen. Damals herrschte mehr das Gemüth, jetzt der Verstand. Die Phantasie, unfähig jemals selbstständig zu werden, folgt dem Impuls, den sie dort mehr vom Gemüth, hier mehr vom Verstand empfängt. Dort verwandelt sie Stimmungen, Gefühle, hier Begriffe, Gedanken in Bilder und Worte. Das Gemüth kehrt sich mehr nach innen, zieht die Welt mit geheimnißvollem Zuge in das Innere hinein, der Verstand kehrt sich mehr nach aussen, und die Gedanken werden Schwingen, die den Menschen durch alle Räume, durch alle Zeiten tragen. Dort concentrirt sich alles Licht und Leben in eine volle glühende Sonne. Hier fährt es sprühend, funkelnd auseinander in unzählige Sterne, das Unendliche zu durchdringen, zu bevölkern.

Jenes große Reich der neuern Poesie, dessen Gränzen nirgend sind, läßt sich doch in gewisse Sy-

ſteme eintheilen. Der Eintheilungsgrund liegt theils in den Gegenſtänden, theils in den Formen, vor allem aber in dem Geiſt, der Auffaſſungsweiſe, der Weltanſicht unſrer Dichtungen. Darnach haben ſich gewiſſe Schulen gebildet. Es iſt aber ſchwer, ſie genau zu unterſcheiden. Wie im großen Römerreich die Völker, ſo haben ſich in unſrem poetiſchen Reich die Dichtungsarten vermiſcht. Von jeder iſt etwas auf die andre übergegangen, indem theils einzelne Dichter im univerſellſten Beſtreben alle Rollen durchgemacht, theils abwechſelnd ein ganzer poetiſcher Zeitraum von einer Mode beherrſcht worden iſt, deren charakteriſtiſches Gepräge ſich allem aufgedrückt.

Am auffallendſten iſt dieſe Vermiſchung in Rückſicht auf den Unterſchied des Alterthümlichen aller Art, deſſen Erinnerung durch die gelehrten Forſchungen der Philologie und Geſchichte den Dichtern mitgetheilt werden, und des Modernen, das jedem Dichter der Augenſchein, die eigne Erfahrung, Sitte, Natur einprägt. Wir unterſcheiden darnach im Allgemeinen gelehrte Dichter und Naturdichter, oder ſolche, die Stoff und Behandlungsweiſe der Poeſie aus dem Studium der Vergangenheit entlehnen, und ſolche, die ſie nur aus der Gegenwart entlehnen. Aber dieſer Gegenſatz iſt nicht ſcharf beobachtet. Die gelehrten Dichter können niemals ihre Natur verläugnen, und wie ſehr z. B. ein Voß ſich beſtreben

mag, ein alter Grieche zu werden, er bleibt immer ein ungeschlachter niedersächsischer Bauer. Eben so mischen sich in die Nachahmungen der alten Ritterpoesie, und in jede Darstellung der Vorzeit die Gesinnungen und Eigenheiten der modernen Welt unwillkührlich ein. Auf der andern Seite können sich aber auch die modernen Naturdichter niemals ganz von dem Einfluß der gelehrten Bildung, der tausendfältigen schon von früher Jugend an ihnen eingeprägten Erinnerungen der Vorzeit losreißen. Unwillkürlich umschweben sie die Bilder einer andern Welt, und durch Erziehung und Literatur ist eine zahllose Menge von Begriffen theils aus dem griechischen und römischen Alterthum, theils aus dem Mittelalter auf uns übergegangen, und so innig mit unsrer ganzen Denk- und Ausdrucksweise vermischt, daß sie uns zur andern Natur geworden sind.

Der Unterschied beschränkt sich also nur auf ein Mehr oder Weniger des Alterthümlichen und Fremden in unsrer poetischen Literatur. Demzufolge müssen wir aber allerdings im Allgemeinen eine Gattung von gelehrten Dichtern, denen jenes mehr zukommt, und die eben deßhalb auch nur bei dem mehr gelehrten und gebildeten Publikum Eingang finden, von den ungelehrten unterscheiden, die das gesammte Publikum versteht, weil sie nur so wenig Fremdartiges

in ihre Dichtungen aufnehmen, als etwa überall bekannt und geläufig worden ist.

Ein solcher Unterschied fand bei den Alten nicht Statt. Es gab bei ihnen religiöse Mysterien, die auch in die Poesie ein Dunkel brachten, das nur den Geweihten erhellt wurde; aber ihre profane Poesie war jedermann verständlich. Hierin herrschten niemals Gelehrsamkeit, fremde Begriffe, fremde Ausdrücke. Diese sind eine charakteristische Eigenheit nur unsrer neuern Zeit. Nur bei uns scheidet sich das Publikum in ein gelehrtes und gemeines. Wir besitzen eine zahllose Menge von Dichtungen, die demjenigen nur Dunkelheiten enthalten, der nicht den ganzen Apparat mythologischer und historischer Kenntnisse sich angeeignet hat, den ihr Verständniß erfordert.

Indem wir ferner alle Nationen in der Runde nachgeahmt haben, und die größten Schönheiten dieser Nachahmungen gerade in der Aneignung der nationellsten Eigenthümlichkeiten bestehen, erfordert der Genuß derselben auch eine genauere Bekanntschaft mit diesen Völkern. Hierin unterscheiden sich die Dichter, wie das Publikum. Die örtliche Lage hat einigen Einfluß. Die vorzüglichsten Nachahmer der leichten französischen Manier, z. B. Wieland und in gewissem Sinn auch Göthe, waren Westdeutsche; die Nachahmer der Engländer sämmtlich Norddeutsche. Auch

die Zeit macht hierin einigen Unterschied. Man kennt den Wechsel der Gallomanie, Anglomanie ꝛc.

Wir haben über den Einfluß sowohl der Schulgelehrsamkeit als der fremden Literatur im Eingang dieses Werks uns schon im Allgemeinen ausgesprochen. Auch die Poesie ist diesem Einfluß unterworfen und entlehnt daher eine Menge ihrer Unterschiede. Wichtiger aber noch, als diese, sind die Unterschiede, die aus der religiösen und philosophischen Denkweise auf die Schöpfungen der Poesie und auf den Geschmack an denselben übergehen. Wir Deutschen weichen in unsrer Art zu fühlen, zu denken und zu glauben so wesentlich von einander ab, wie schon unsre Trennung in Confessionen beweist, daß dies nothwendig auf die Poesie einwirken muß. Auch hier ist wieder die Natur im Spiele. Der Norddeutsche ist phantastischer, witziger, humoristischer, der Süddeutsche gefühlvoller, ernster, leidenschaftlicher. Die Natur ist immer der letzte Grund. Es sind dieselben Grundbedingungen, welche machen, daß Norddeutschland mehr den Protestantismus, mehr die Verstandesphilosophie und mehr die phantastisch-witzige Poesie, Süddeutschland mehr den Katholicismus, mehr die Naturphilosophie und mehr die Gefühlspoesie ausgebildet hat. Aus demselben Grunde sind auch der gelehrten Dichter mehr in Norddeutschland, der ungelehrten mehr in Süddeutschland zu fin-

den. Die große Verschiedenheit in den Grundansichten der Dichter, die auf ursprünglichen Naturverschiedenheiten beruht, und durch die religiöse Trennung noch entschiedener ausgeprägt ist, unterscheidet unsre poetische Literatur von der aller andern Völker. Nirgends finden wir eine so große Mannigfaltigkeit in so starken Gegensätzen. Die allgemeine Verflachung hat zwar auch hier auf der Oberfläche die charakteristischen Unterschiede abgerieben, und ein indifferenter Dichterpöbel breitet sich über ganz Deutschland aus, wo aber noch irgend eine Tiefe zu finden ist, da finden sich auch jene Grundunterschiede. Das oberflächliche Gesindel flieht sie, haßt sie oder bemitleidet sie; und wo ein Dichter sich entschieden einer Confession oder Philosophie anschließt, ist er der entgegengesetzten verdächtig. Dies täuscht häufig über den Werth der ausgezeichnetsten Dichter, und verkümmert den Genuß derselben. Wir dürfen nur an Ludwig Tieck denken, dessen beste Dichtungen bis auf den heutigen Tag von einer Menge Leuten geschmäht werden, weil ein gewisser katholischer Geruch darin ist.

Wir wollen zu den einzelnen Gattungen der Poesie übergehn, und Lyra, Epos und Drama besonders betrachten. Jede dieser Gattungen hat bei uns geherrscht, heute mehr die eine, morgen die andre; alle sind nach allen möglichen Seiten ausgebildet worden, und selbst nicht wenige einzelne Dichter ha-

den sie alle zugleich behandelt, am universellsten unter allen übrigen Göthe. Homer war nur Epiker, Anakreon und Pindar waren nur Lyriker, Aeschylos und Sophokles nur Dramatiker, unsre modernen Dichter sind aber gern und leicht alles in allem. Woher dies komme, haben wir schon oben erörtert.

Man kann in unsrer neuern Poesie einen Uebergang vom Lyrischen durchs Dramatische zum Epischen unterscheiden, doch ohne dabei die Gränzen allzuscharf zu ziehn. Anfangs hat unstreitig die lyrische Poesie das Uebergewicht gehabt. Die schlesische Schule, bis auf welche man zurückgehn muß, war vorzugsweise lyrisch, so nachher die Schule von Haller, Gleim, Utz, Hagedorn ꝛc., und die von Klopstock, Voß, Stollberg ꝛc. Dann bemächtigte sich der Deutschen die Theaterwuth, und nach dem Vorgange Lessing's begründeten Schiller und Göthe, Iffland und Kotzebue die dramatische Periode, ungefähr in derselben Weise, wie auf die Arien, Symphonien und Oratorien in der Musik die Opern, auf Bach und Händel Mozart folgte. Jetzt aber sind wir vorzugsweise episch geworden in jener Sündfluth von Romanen, welche die schöne Literatur gänzlich unter Wasser zu setzen droht.

Dieser Uebergang ist sehr natürlich. Wenn man auch nicht behaupten darf, daß er der ursprünglich nothwendige Gang sey, den die Poesie jedes Volks,

oder überhaupt des menschlichen Geschlechts nehmen müsse, so ist er doch für unser Volk und unsre Zeit nothwendig geworden. Die Poesie des Menschengeschlechts hat mit einer rein epischen Symbolik begonnen, und aus dieser objectiven Weltpoesie hat sich allmählig erst die subjective Lyrik entwickelt, so wie der Mensch selbst immer freier und selbstständiger geworden ist. Jene älteste Poesie ging aus einer harmonischen, gläubigen Weltansicht hervor, die neue Poesie der Deutschen dagegen aus einer zerrißnen, völlig disharmonischen und ungläubigen Ansicht der Dinge. Dort ging man vom Ganzen zum Einzelnen über, und von dem Aeussern zum Innern, vom objectiven All zur subjectiven Persönlichkeit. Das alte mythische Epos zerfiel in Dramen, und diese wieder in lyrische Charaktere, wie aus der Theokratie die Heldenkämpfe, und aus diesen die bürgerliche Freiheit hervorging. Aeschylos begann den Homer ins Drama zu übersetzen, und Anakreon löste wieder die lyrischen Tiraden aus den Stücken des Euripides, wie Blüthen vom Baume los, und ließ sie als lyrische Blätter frei herumfliegen. Eben so löste sich aus dem alten Tempelbau die Statue los und trat frei und stolz in die Mitte der heiligen Hallen, wie der Mensch in die Mitte der Schöpfung, aus deren Schooß er sich endlich losgerungen. Dies war der ursprüngliche, natürliche Gang aller menschlichen, mithin auch

der poetiſchen Entwicklung. Die neuere Poeſie nimmt aber den umgekehrten Gang. Sie iſt weſentlich eine Reſtauration und Reorganiſation aus völlig aufgelöſten anarchiſchen Elementen. Jene älteſte Poeſie, immer mehr ſich zertheilend, zerſetzend löſte ſich im römiſchen Zeitalter endlich völlig auf und ging in faulige Gährung über, bis nur dürre Knochen zurückblieben und auch dieſe zuletzt in Staub zerfielen. Da begann im chriſtlichen Mittelalter der erſte große Reorganiſationsprozeß, und eine neue Poeſie ſchlug ihr großes Blüthenauge gegen den Himmel auf. Aber auch dieſe Blüthe welkte wieder, trug nur eine herbe Frucht in der didaktiſchen, ſpießbürgerlichen und ſatyriſchen Zeit kurz vor und nach der Reformation, ſchrumpfte vollends elend zuſammen und fiel in den Koth jener großen Heerſtraße, welche die Nachbarn im dreißigjährigen Kriege durch Deutſchland zogen. Zum zweitenmal aber reorganiſirte ſich die Welt, und in dieſer Periode leben wir jetzt. Bedenkt man nun, daß die neue Poeſie aus einer allgemeinen Auflöſung ſich reorganiſiren mußte, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie nicht wie die Urpoeſie des Geſchlechts von einem Ganzen ausgehend ſich ins Einzelne verbreiten konnte, ſondern umgekehrt vom Einzelnen in concentriſcher Richtung wieder ein Ganzes ſuchen mußte. In einzelnen Menſchen mußte wieder ein poetiſches Gefühl zu dämmern anfangen, wie im fauligen

Schlamme das neue Leben in Infusorien zu dämmern beginnt, und die ersten Dichterschulen mußten sich in der Empfindung, in einem dunklen Ahnen, in einem gewissen poetischen Mesmerismus zusammenfinden, bevor sie den höhern Sinn für alles Schöne entfalten konnten, wie die organisirende Natur die Oberfläche des Lebermeers, worin die Keime künftiger Schöpfungen noch chaotisch durcheinander gähren, zuerst mit der Priestleyschen grünen Materie, mit breiweichen Wasserpflanzen und Schaaren von reizbaren und phosphorescirenden Wasserthieren bedeckt, bevor die höhern Organismen vielgestaltig an das Licht reifen. So sehn wir jene lyrischen Dichter von Opitz bis Voß, wasserreich und doch lebendig sich fühlend, und nicht wenig leuchtend in der alten Hexennacht, die neue Entwicklung der Poesie beginnen. Ihnen folgen dann bald höhere, freiere, edlere Gestalten, und ein neues Paradies tritt sonnenhell aus der Nacht und über dem kalten prosaischen Gewässer hervor. Was in der Lyra zuerst sich nur gefühlt, wird frei im Drama, und ordnet sich harmonisch zum Ganzen im Epos.

Gehn wir nun von der Lyrik aus, so müssen wir derselben, zufolge des eben Gesagten, eine allgemeine Bedeutung für die Entwicklung unsrer Poesie überhaupt zuerkennen, und sie auch danach, nicht blos nach ihrem besondern, gleichsam specifischen Werth

und Gewicht beurtheilen. Wollten wir nur das letztere berücksichtigen, so würden wir die meisten ältern Lyriker als unbeholfene Anfänger beseitigen und sie den meisten neuern unbedingt nachstellen müssen. Sehn wir aber auf jene allgemeine Bedeutung, so erhalten auch die schlechten Lyriker der ersten Periode einen Vorrang vor den meisten weit bessern der gegenwärtigen Zeit, und das Publikum ist gerecht genug, dies anzuerkennen. Es achtet noch immer einen Opitz, Flemming, Haller, sogar Gleim, Kleist, Hölty, obgleich die neueste Lyrik sie sehr weit an ästhetischem Gehalt übertrifft. Man denkt doch immer, jene Leute haben das angefangen, was diese nun leicht und glücklich fortsetzen.

Die lyrische Poesie hat nicht nur das neue goldne Zeitalter begonnen, sondern auch fortwährend darin einen vorzüglichen Rang behauptet. Ja die größten unsrer neuern und neuesten Dichter waren zugleich Lyriker, vor allen Schiller und Göthe. Man darf behaupten, daß wir Deutsche mehr als irgend ein andres Volk von Natur schon lyrisch gestimmt sind. Man spricht immer vom deutschen Herzen. Unsre Lyrik bestätigt das Daseyn dieser überwiegenden Gemüthskraft. Schon die ältesten Denkmale der germanischen Vorzeit erwähnen unsrer Bardengesänge, im Mittelalter blühte ganz Deutschland in einem einzigen großen lyrischen Frühling, und jetzt bringt wie-

der jedes Jahr viele tausend Lieder. , Eigentlich ist der Faden der lyrischen Poesie in Deutschland nie ganz abgerissen, wenn auch allerdings verdünnt worden. Wir waren immer Gefühlsmenschen, und Lyrik ist die erste und einfachste Sprache des Gefühls. Unsre lyrischen Gedichte sind gleichsam Zinsen eines unermeßlichen Capitals von Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, das uns unter allen Umständen treu geblieben ist.

Lyrik ist die Poesie der Jugend, und die deutsche Jugend hat von jeher mehr als irgend eine andre geschwärmt. Das Gefühl fließt über, und es ist diesen jungen Dichtern wahrscheinlich mehr darum zu thun, zu singen, als gehört zu werden. Wie die Vögel im Frühjahr zwitschern sie auf allen Zweigen und scheinen gar nicht zu wissen, daß ihrer so viele tausende sind und daß sie doch immer nur das alte Lied singen. Es drängt sie einmal, ihre Stimme hören zu lassen, und die meisten verstummen wieder, wenn der Frühling des Lebens vorüber ist. Daher die ungeheure Masse von lyrischen Dichtern und die Aehnlichkeit ihrer Lieder. Warum sollten sie auch die unschuldige Freude nicht haben, blühen doch auch viele tausend Blumen nebeneinander. Wenn sie nur nicht alle auf Unsterblichkeit Anspruch machen, so kann niemand etwas dagegen haben. Im Mittelalter war es auch schon so. Auch damals sangen un-

zählige Dichter und über dieselben Gegenstände. Wir können die Minnesänger nicht einzeln betrachten, es war ein ganzes Volk.

Es ist noch dieselbe Gemüthskraft, die damals zum Gesange trieb, wie jetzt, nur scheint sie damals mehr der Natur vertraut und gesunder gewesen zu seyn, jetzt ist sie mehr in Reflexionen verkümmert, und oft krankhaft. Die Begeisterung wird, statt aus der Natur, oft aus Büchern geholt, sie ist oft gelehrt, erkünstelt, überfeinert. Doch im Allgemeinen schlägt immer wieder die gesunde Natur vor.

Die lyrische Poesie drückt allgemeine Stimmungen des Gefühls aus, oder Gefühle bei besondern Gelegenheiten, die sich jedoch mehr oder weniger immer auf einen herrschenden Grundton im Gemüth zurückführen lassen. Es gibt im Allgemeinen nur vier solche vorherrschende Stimmungen des Gefühls, denen auch die Hauptarten der lyrischen Gedichte entsprechen. Sie richten sich nach den Temperamenten. Die sanguinische Stimmung bringt die heitern, fröhlichen Lieder, die cholerische die trotzigen, kriegerischen, die melancholische die sentimentalen, sehnsüchtigen, klagenden, die phlegmatische die zufriednen, idyllischen Lieder hervor. Der Gegenstand der erstern ist vorzüglich Liebe, Lust und Wein, der zweiten Vaterland, Ehre, Freiheit, Krieg, der dritten die klagende Liebe, Tugend, Religion, der letzten die Land-

schaft, das Stillleben, die Familie. Der Form nach entspricht der ersten vorzüglich das gesellige Lied, der zweiten die Ode und Dithyrambe, der dritten die Elegie und der Hymnus, der vierten die poetische Erzählung, die malerische Schilderung.

Die sanguinischen Lieder der Lust und des frohen Genusses sind ausserordentlich zahlreich, aber sie fallen gleich den Lustspielen allzuoft ins Süßliche, Sentimentale, oder ins Gemeine, wenn ich so sagen darf, Gefräßige, oder ins Spielende bis zur Albernheit. Der eine Dichter, besonders aus der Schule Gleim's, Mathisson's, Tiedge's ꝛc. erinnert sich mitten in der Lust an irgend eine langweilige Tugend die ihn schulmeisterlich zur Mäßigung nöthigt, oder citirt den Anakreon und Horaz und kokettirt mit einer in den Armen der Liebe oder beim Weinglas sehr pedantischen Classicität. Der andre, besonders aus der Schule von Voß, Bürger ꝛc. will den Volkston halten, und lobpreist die derbe Hausmannskost. Ein dritter endlich, besonders aus der Schule von Göthe, will zart seyn und raffinirt und moralisch dazu, und tändelt nur wie ein Castrat. Doch besitzen wir sehr vortreffliche einzelne Lieder der Lust und des Frohsinns, die zu bekannt sind, als daß ich sie hier erwähnen sollte. Unter den neuesten Dichtern dieser Gattung haben sich Wilhelm Müller und Friedrich Rückert ehrenvoll ausgezeich-

net. Der letztere besitzt ein unermeßliches Talent für den Versbau und besonders für die Harmonik desselben. Durch Alliterationen, Assonanzen und Reime weiß er das gesammte Material der Sprache in Accorde zu fassen und in der künstlichsten Verschlingung jedem Wort eine musikalische Bedeutung zu geben. Doch sagt diese Künstlichkeit der einfachen Empfindung nicht immer zu, und eben so wenig die orientalische Fülle seiner Bilder. Er spricht mehr die spielende Phantasie, als die Empfindung an, und darum ist ihm auch die sanguinische Weise vor allen die natürlichste.

Die Liebeslieder der frohen sanguinischen Art gelingen uns Deutschen im Allgemeinen weit weniger, als den Italienern. Im Leiden und Klagen sind wir stärker, als im Besitz und Genuß. Schamhaft und genügsam wissen wir der Geliebten von fern zu huldigen, mit dem Geringsten beglückt zu scherzen, uns über die Sprödigkeit anmuthig zu trösten, aber den Besitz wissen wir nicht poetisch zu würzen, er macht uns prosaisch. Die verschmähte und die hoffende Liebe begeistert uns, die beglückte kühlt uns ab. Auch kann man da vor Pruderie und Anstandsrücksichten zu keiner recht herzlichen Lust kommen. Nur die Volkslieder, die Kuhreigen, Schnaderhupferl ꝛc. der fröhlichen Alpenbewohner thun dies. Die Weinlieder sind in Deutschland gewiß besser, als irgend wo anders, wie wir

denn auch trotz der Prahlereien einiger Fremden, noch immer die besten Trinker sind und bleiben. Aber auch in die Weinlieder hat sich ein falscher Ton namentlich durch die verschiedenen Zwecke der beim Weine sich versammelnden Gesellschaften eingeschlichen. Sie sind zu etwas verlängerten Toasten geworden. Der Freimaurer trinkt der Menschheit, der Soldat dem Kriege, der Liberale dem Vaterland und der Freiheit, der Student seinen kleinen Privilegien zu. Gemischte Gesellschaften aber haben eine gewisse Sorte von Liedern, die sie eigentlich nur beim Wasser singen sollten. Da heißt es, daß man beisammen sitze, daß man lustig trinke, daß man Bier oder Wein oder Punsch vor sich habe, daß dieselben schmecken und lustig machen, und dergleichen mehr, was sich für jeden von selbst versteht, der vor dem Glase sitzt, und lustig genug ist, überhaupt ein Lied anzustimmen.

Von dieser Art sind denn auch die Lieder, die im Allgemeinen eine freudige Stimmung ausdrücken, oder zu derselben auffordern sollen. Mit genauer Noth bezeichnen sie die leere Stelle, in welche der Dichter die Poesie hineingewünscht hat. Sie gleichen Ueberschriften auf Noten: Allegro, Andante etc. aber die Noten fehlen. Man ruft nach der Freude: komme doch, erscheine, steige herunter, Tochter des Himmels, sey unser Gast! oder man verkündigt sich: sie

iſt da, die liebe Freude, nun ſitzen wir fröhlich beiſammen ꝛc.

Die choleriſchen Lieder ſetzen eine hohe leidenſchaftliche Flamme voraus, und werden ſelten gedichtet, wo dieſe Flamme nicht wirklich in des Dichters Buſen lodert. Sie paſſen nur für exaltirte Zuſtände, und da man ſich im gewöhnlichen Leben damit nicht ſonderlich beliebt macht, ſo werden ſie auch weniger erkünſtelt. Ihr Gegenſtand iſt ſtürmiſche Begeiſterung für Ehre, Freiheit, Vaterland und zorniges Entflammen gegen den Feind, das Laſter, die Schwäche. Selten iſt dieß Feuer der Leidenſchaft rein perſönlich, weil perſönliche Leidenſchaft ſelten poetiſch iſt. Meiſtertheils iſt es eine geſellige, nationelle Begeiſterung, die in dieſen Liedern flammt. Unter jenen ſeltenen Feuerſeelen, für deren perſönliche Leidenſchaft wir uns wegen ihrer Reinheit und Tiefe intereſſiren, ſteht unter uns Deutſchen Hölderlin oben an. Der göttliche Wahnſinn dieſes Dichter iſt in ſeiner Art das Herrlichſte, was die Poeſie kennt.

Die jüngſtvergangene Zeit der patriotiſchen Begeiſterung hat eine große Menge Vaterlands-, Freiheits- und Kriegslieder hervorgerufen. Schon früher hatte Schiller den Grundton dazu angegeben. Körner, Arndt, Schenkendorf haben zu ihrer Zeit ſehr zeitgemäß geſungen und wahre Begeiſterung erweckt. Die ſchönſten Lieder aber waren die von Ludwig

Follen, ſchmetternde Trompetenklänge, freudig, herrlich, voll wilder und unbändiger Schlachtenluſt.

Die melancholiſchen Lieder drücken gewöhnlich allgemeine Stimmungen der Sehnſucht des Leidens und der Trauer aus, oder auch die Empfindungen bei beſondern ernſten und traurigen Anläſſen. Die wahre Melancholie entſpringt in der Seele ohne allen äuſſern Anlaß und ſucht ſich ſelbſt ihren Gegenſtand. Die Jugend hat ihre melancholiſche Periode, und da die Jugend am meiſten lyriſch iſt, ſo ſind auch die meiſten lyriſchen Gedichte von der melancholiſchen Art. Die ſentimentale Naturbetrachtung und die Klage der Liebe bilden den Hauptinhalt dieſer Gedichte. Sie ſind natürlich und rührend, wenn die Empfindung wahr iſt, und die Gränzen nicht überſchreitet. Es gibt aber auch eine Menge Lieder, worin theils eine gekünſtelte Empfindſamkeit, theils eine übermäßige, feige, weibiſche Weinerlichkeit herrſcht. So finden wir bei Matthiſſon, Tiedge, Koſegarten viel zu viel Reflexion, gelehrte Citate, abſichtliche Zierlichkeit und viel zu genaues Ausmalen. Man ſieht, daß die Dichter ſelbſt weniger empfunden, als gedacht haben, und ſie wecken daher auch weniger Empfindungen, als ſinnliche Vorſtellungen und Gedanken. Dieſe Dichter wollen aber dennoch voll tiefer Empfindung erſcheinen, und übertreiben daher den Ausdruck derſelben. Sie tauchen die Feder

in den ewig rinnenden Thränenzuber der elegischen Wehmuth und nehmen einen gewissen winselnden Klageton an, den wir höchstens bei einer unglücklichen Louise Brachmann natürlich finden.

Zu der melancholischen Gattung müssen auch die religiösen Lieder gerechnet werden. Wir sind daran sehr reich, und viele dieser Lieder sind höchst vortrefflich, doch sind die von Novalis die innigsten. Leider aber finden wir gerade die schönsten frommen Lieder nur zerstreut in den Sammlungen weltlicher Gedichte. Die Kirche nimmt keine Notiz davon. Hier herrschen noch die alten Gesangbücher, die in einem barbarischen Zeitalter von höchst unpoetischen Theologen abgefaßt worden, oder schlechte Versifikationen der Psalmen. Die wenigen guten Ausnahmen machen diesen Mißbrauch nur noch augenscheinlicher. So entzieht sich denn die protestantische Kirche selbst die Mittel, wodurch sie die Seelen gewinnen könnte. Die Philosophie bot sich ihr an, sie hat sie befehdet; die Poesie bot sich ihr an, sie hat sie gleichgültig zurückgewiesen.

Die Lieder von der phlegmatischen Gattung bilden eine niederländische Schule in der Lyrik. Stilleben ist ihr Wesen und ihr Gegenstand. Zufriedenheit ist die Stimmung, aus der sie hervorgehen, die idyllische Natur, die Familie, das nüchterne Glück ihr Gegenstand, Voß, Kosegarten, der Feldprediger

Schmidt mit seinen Musen und Grazien in der Mark waren die Tonangeber. Auch hier ist man nicht bei der Natur stehn geblieben, sondern hat die Alten citirt, besonders den Theokrit und Horaz. Nichts war wohl so lächerlich, als diese gelehrte Bauernhaftigkeit und bäurische Gelahrtheit.

Im vorigen Jahrhundert gab es auch eine große Menge didaktische, besonders moralische Gedichte, die jedoch in dem jetzigen sehr abgekommen sind. Sie waren niemals von poetischem Werth, wenn sie nicht wie die Lehrgedichte Schillers zugleich eine edle und große Leidenschaft und Begeisterung beurkundeten. Eben so haben jetzt die Fabeln abgenommen.

Im neuen Jahrhundert sind dagegen die Romanzen häufiger geworden. Wir sind aus der Theorie in die Erfahrung, aus dem philosophischen Gebiet ins historische übergegangen und so suchen wir auch in der Poesie lieber die Beispiele, als die Belehrungen. Unsre größten Dichter haben Romanzen gedichtet, und die Zahl der geringern Romanzendichter ist nicht zu berechnen. Gewisse sehr beliebte Sagenstoffe sind zehn und zwanzigmal behandelt worden. Einer unsrer verdientesten Romanzendichter ist Gustav Schwab. Andre Dichter haben übrigens auch die Romanzen, wie alles, ins Gemeine hinabgezogen. Alle Thorheiten unsrer modernen Romane, fade Galanterie, matte Grausamkeit und schwächliche

Resignation haben den alten Rittern und Damen in neuen Romanzen aufgebürdet werden müssen, und wir hören dabei nur das alterthümliche Versmaaß, wie das Echo von alten Burgtrümmern wiederhallen.

Wir gehn zum Drama über. Wenn der Anfang unsres poetischen Zeitalters mehr lyrische Gedichte hervorgebracht hat, und im gegenwärtigen Augenblick mehr Romane zum Vorschein kommen, so ist die Mitte zwischen beiden vorzüglich von Schauspielen ausgefüllt. Die glänzende Zeit des Dramas ist jetzt schon vorüber, wenigstens unterbrochen, dagegen erlebt jetzt der Roman sein goldnes Alter.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Schauspiele fast ausschließlich der neuern Periode der deutschen Poesie angehören. Das Mittelalter war groß im Epischen und Lyrischen, von Dramen verlautet aber erst am Ende desselben ein weniges. Unter allen Musen sind die dramatischen in Deutschland am spätesten eingewandert und haben ihren ersten Einzug wie in Griechenland auf dem Thespiskarren gehalten. Alberne geistliche Festspiele und weltliche Fastnachtspossen waren die ersten ärmlichen Gaben derselben. Jene geistlichen Dramen erlangten nie die ideale Ausbildung wie in Spanien, und diese weltlichen Burlesken entstanden und verschwanden mit dem Wohlstand des dritten Standes und wurden nie, was sie

in England und Italien geworden sind. Haus Sachs ließ seinem Zeitalter eine ganze dramatische Welt wie in einer magischen Laterne schnell vor den Augen vorübergehn, aber die bleichen gedrängten Gestalten verschwanden in der Nacht des Zeitalters, in deren dicker Finsterniß Jesuitismus, Orthodoxie und Hexenprocesse eine allgemeine große Tragikomödie statt aller andern aufführten.

Als Deutschland sich wieder erholte, war Macht und Wohlbehagen vom Volk hinweg an die Höfe der Fürsten gezogen, und hier allein hatte man Geld und Langeweile genug, dem alterschwachen Hofnarren Melpomenen und Thalien zu Gehülfinnen zu geben. Die vornehme Welt gieng aber damals in die französisch-italienische Schule und verschrieb sich von dort das Theater mit allem Zubehör. Doch hatte sich zum Glück neben der Verzerrung des antiken Geschmacks noch ein romantisches Element erhalten, das sich vorzüglich in der Oper eine neue Bahn brach, und das französische Lustspiel begann allmählig, lustig genug zur Natur zurückzukehren. Endlich drang die Theaterlust auch in die Städte, die noch einigen Wohlstand aus dem Mittelalter sich gerettet, oder zu neuer Blüthe sich emporgearbeitet und vorzüglich die alten Hansestädte, vor allem Hamburg, öffnete der Muse Shakespeare's den Zutritt und machte das bisher nur höfische und ausländische Drama bürgerlich

und volksthümlich. Was früher schon zum Theil erstrebt worden, vollendete Lessing, den man als den Begründer der neuen deutschen Dramaturgie betrachten darf. Nicht nur, daß er als Kritiker den Geschmack sichtete, der Nation die besten fremden Muster vor Augen hielt und den Schauspieldirektionen und dem Publikum ein allmächtiges Orakel wurde, auch als Dichter selbst gab er das erste Beispiel und stimmte das deutsche Drama auf den Ton, den es seitdem behalten hat. Emilia Galotti war das erste deutsche Trauerspiel, Minna von Barnhelm das erste Lustspiel.

Seit Lessing ist durch Göthe, Schiller, Schröder, Jünger, Iffland, Kotzebue ꝛc. das deutsche Theater zum höchsten Flor gekommen, aber auch wieder tief herabgesunken. Jede dramatische Gattung ist wieder ausgeartet, nachdem sie eine Zeit lang zu einer bewundernswürdigen Blüthe gelangt war. Das Trauerspiel, das seinen Gipfelpunkt in Schiller erreicht hat, ist zur Schicksalstragödie hinabgesunken. Das Lustspiel, durch Kotzebue wenn nicht zur Vollkommenheit, doch zur höchsten Popularität gesteigert, ist wieder nach Frankreich abgeirrt und ahmt nur noch französische kleine Intriguenstücke und Vaudevilles nach. Auch die Rührspiele, früher durch Iffland zu einer wahren Nationalangelegenheit der Deutschen gemacht, haben den Weg nach Frankreich

genommen und ahmen die grauſamen Melodramen und Delinquentenſtücke der Pariſer nach. Sogar die Oper iſt ſeit Mozart wieder verfallen und theilt alle die Gebrechen, denen alles Dramatiſche jetzt unterliegt. Die Tragiker ſuchen mit erſchöpfter Kraft Originalität zu forciren; die Komiker aber, die alles, ſelbſt ihren Ruhm leichter nehmen, begnügen ſich von Alten und Fremden zu borgen, zu flicken und die guten Gedanken andrer nur ein wenig zu moderniſiren. Je mehr aber der Geiſt aus dem Drama gewichen iſt, deſto unverſchämter hat das Sinnliche darin ſich vorgedrängt. Wie überhaupt auf den Theatern mehr die Ballette und großen Prachtopern und Schauſtücke mit allem Glanz der Dekorationen und Maſchinen vorherrſchen, ſo ſtrebt auch wieder der Dichter ſeinen einzelnen Produkten ſo viel als möglich äuſſern Glanz zu verleihen, um ihnen den Theatereffekt zu ſichern.

Die Luſtſpiele ſind in Deutſchland noch gar nicht recht gediehen. Die witzigſten, und die am meiſten zum lachen reizen, ſind nicht für die Bühne geſchrieben. Die populärſten, die auf die Bretter kommen und den lauteſten Beifall finden, ſind gewöhnlich etwas gemein. Nur Dichter, die wie Tieck der Bühne ſelbſt entſagen, dürfen dem Luſtſpiel ſeine ganze unbändige Freiheit laſſen, auf der Bühne ſelbſt iſt man ziemlich zahm und höflich. Tolle Poſſen und

Satyren werden dort nicht geduldet, außer wenn sie gemein und bäurisch sind, wie Rochus Pumpernickel und der Ritter Tulipan. Geistreiche feinere Possen mit Anwendung auf die Legion von Lächerlichkeiten in unserm öffentlichen Leben, Komödien in der Manier des Aristophanes wären etwas Unerhörtes. Man bringt nur die kleinen Thorheiten einzelner Stände und Individuen auf die Bühne, und ist ehrlich oder dumm genug, die Kleinstädter immer nur in kleinen Städten zu suchen. Auch glaubt man nicht lustig seyn zu können, wenn nicht irgend ein sentimentales liebendes Paar oder ein rührender Familienzirkel dabei ist. Die lächerlichen Personen sind gewöhnlich nur Nebenpersonen. Der Kreis, in dem sich die Intrigue dreht, ist nur ein Familienkreis. So lange man den Komiker nicht zur Hauptperson macht und jenen Kreis nicht auf das große öffentliche Leben ausdehnt, wird das Lustspiel stets beschränkt und kleinlich bleiben.

Die Bühne läßt uns im Wesentlichen zweierlei Gattungen von Lustspielen sehn, die sogenannten hohen und feinen und die niedern und gemeinen. Jene sind für die vornehme Welt und spielen in der vornehmen Welt. Sie sind gewöhnlich etwas langweilig und nie so gewandt und fein als die französischen derselben Gattung. Der Scherz wird hier immer durch die Rücksicht auf Höflichkeit und Etikette ge-

mäßigt und gewöhnlich an die Bedienten, Soubretten und einige alte Karikaturen gewiesen. Auch gestattet die deutsche Moral keine großen Freiheiten und statt liebenswürdigen Leichtsinnes sehn wir an den vornehmen Herren und Damen im Vordergrunde gewöhnlich nur steife Förmlichkeit. Von einer Freiheit, wie sie in Beaumarchais Figaro herrscht, ist bei uns gar die Rede nicht.

Weit besser sind die gemeinen Lustspiele für die gemeine Welt. Sie sind derb, oft unsittlich, aber wenigstens lustig und von rascherem Gange. Sie halten sich auch mehr an die Natur und haben ein weit reicheres Feld von Karikaturen vor sich, als jene vornehmen Lustspiele. In dieser Gattung hat vorzüglich Kotzebue das Zwerchfell der Deutschen zu erschüttern gewußt. Merkwürdig ist bei fast allen diesen Lustspielen der Umstand, daß das Lächerliche fast immer mit dem Altmodischen identificirt wird. Es gibt wenig deutsche Lustspiele, worin nicht irgend eine Karikatur die altmodische Tracht, Perücke, Zopf und Haarbeutel trüge. Die Verspottung des Alten ist gewissermaßen zum System erhoben worden. Wenn man sich aber in diesem Spott gewiß schon hinlänglich erschöpft hat, thäte man besser, die Thorheiten der Gegenwart schärfer ins Auge zu fassen.

In der jüngsten Zeit ist das Lustspiel sehr herabgesunken. Kleine Stücke von einem Act, meist den

Pariſern abgeborgt, haben die gröſsern einheimiſchen mehr als billig verdrängt. Sey es, daſs man die Kürze und den Wechſel überhaupt lieb gewonnen hat, oder daſs die Ballette und kleinen Opern Vor-, Zwiſchen- und Nachſpiele nöthiger gemacht haben, man ſieht auf den Bühnen unverhältnisſmäſsig mehr kleine Stücke, als groſse, und auch im Buchhandel erſcheinen mehr Sammlungen kleiner Luſtſpiele, als einzelne groſse. Dieſe dramatiſchen Kleinigkeiten ſind faſt immer nur Fabrikwaare der Pariſer und äuſserſt geiſtlos, oder wenn ſie geiſtreich ſind, ſo bezieht ſich ihr Witz auf örtliche Verhältniſſe, welche dieſſeits des Rheins keine Anwendung mehr finden.

Die **Rührſpiele** können wir als beſondre Gattung kaum unterſcheiden, da ſie gröſstentheils Luſtſpiele heiſsen und in den meiſten eigentlichen Luſtſpielen auch etwas Rührendes vorkommt. Diderot führte dieſe rührende Manier ein und wirkte damit mehr auf die Deutſchen, als auf ſeine eignen Landsleute. Iffland war der Heros des Rühr- und Thränenſpiels, doch hat auch Kotzebue dafür das Seinige reichlich gethan. Dieſe Stücke bilden eigentlich eine Mittelgattung zwiſchen Trauer- und Luſtſpielen. Sie beginnen wie ein Trauerſpiel und enden wie ein Luſtſpiel. Der Held oder die Heldin wird eine Weile geängſtigt und dann endet doch alles nach Wunſch. Früher herrſchte darin mehr Empfindſamkeit und man

ſuchte dem Publikum nur weiche Thränen zu entlocken, jetzt herrſcht darin mehr Grauſamkeit und man ſucht durch Grauſen und Schrecken und den darauf folgenden fröhlichen Ausgang lebhafte Contraſte in den Empfindungen hervorzubringen. Die ſanfte Rührung iſt indeß hier immer beſſer am Platz, als der Schrecken, den man nie unnütz mißbrauchen ſoll. Es iſt eine wahre Barbarei, erſt die Grauſamkeit auf den höchſten Gipfel ſteigen zu laſſen, um ſich recht an ihrer Wolluſt zu letzen, und dann wieder die Wolluſt der Gnade und Verſöhnung damit abwechſeln zu laſſen. Man will den Genuß eines Türken und Cannibalen mit dem eines guten Chriſten und Menſchenfreundes paaren. Bald bringt man in das rührende Melodrama einen falſchen allzutragiſchen Ton und mißbraucht das Entſetzliche, bald bringt man in das echte Trauerſpiel einen falſchen allzumilden Ton und mißbraucht das Mitleid. Man ſcheut ſich ſogar nicht, die beſten tragiſchen Stoffe deßfalls umzuarbeiten und da wo der Tod und die Strafe als nothwendiger Schluß des tragiſchen Ganzen eintreten ſoll, plötzlich Gnade und eine Hochzeit eintreten zu laſſen.

Endlich müſſen wir auf das Epos übergehn. Die epiſche Poeſie iſt in der Form des Romans jetzt offenbar die herrſchende geworden. Das Epos in Verſen dagegen erſcheint nur noch als eine verkrüppelte Nachgeburt früherer Zeiten. Unſre mittelalter-

lichen Vorfahren waren unübertrefflich groß im Heldengedichte. Ihre Werke jedoch, so ähnlich den alten Domen, wurden lange Zeit verkannt, wie diese. Als die Deutschen wieder anfingen, poetisch zu werden, ahmten sie nur fremde Muster nach, die Alten und die Franzosen, dann auch Italiener und Engländer. Wie in der Baukunst machte sich auch im Epos ein gewisser jesuitisch-französischer Hofgeschmack geltend, worin die heidnischen Götter und christlichen Heiligen in buntscheckigen Allegorien und neumodischen Frisuren den Triumphwagen Ludwigs des Vierzehnten und seinesgleichen ziehn mußten. Nach Deutschland wurde die epische Muse durch Voltaire verpflanzt, dessen Henriade Schönaich in eine Hermaniade übersetzte. Da die Deutschen indeß, wenn sie einmal bei fremden Mustern stehn, sich immer instinktartig die bessern wählen, so gingen unsre epischen Dichter auch bald von Voltaire auf Milton, Arioste, Tasso, Virgil und Homer über. Klopstock borgte vom geistesverwandten Engländer die christlich-mythische Idee, und von Homer die rührende Einfalt und die äußre Form. Diese Form suchte Voß in seiner Louise noch treuer zu copiren. Sobald aber Herder wie mit einem Zauberschlag die Poesie aller Völker und die frühere unsres eignen Volks rings um uns hergestellt und Welten über Welten entdeckt hatte, griffen die Dichter auch bald nach allen möglichen epischen Formen

und ahmten sie in bunter Vermischung nach, vor allen Fouqué und Ernst Schulze.

Man kann nicht läugnen, daß unsre neuere und neueste epische Literatur an unzähligen Schönheiten überreich ist, doch besteht die ganze Ausbeute derselben durchgängig nur in solchen einzelnen Schönheiten. Ein vollkommen genügendes Ganze hat kein Dichter mehr zu Stande gebracht. Allen insgesammt schadet der Umstand, daß es Nachahmungen sind, sey es nun mehr der Sache nach, oder der Form. Man kann das Gedicht nicht mehr aus der Natur, nur wieder aus einem Gedicht entlehnen. Daher sind solche Dichter, wie nach Leonardo da Vincis Ausdrucke die Maler, welche nicht nach der Natur, sondern nach der Manier einer Schule malen, nicht Söhne, sondern nur Enkel der Muse. Jene alten Dichter schilderten ihr Volk, ihre Zeit. Wie lächerlich ist es aber, wenn ein moderner deutscher Dichter die Muse Homer's anruft, und von seiner Leier spricht, oder in Ossian's Telyn zu greifen vorgibt. Wie ekelhaft ist der Gedanke, daß ein Dichter, der möglicherweise so eben Kaffee getrunken hat und Tabak raucht oder schnupft, sich erdreistet, den Lesern vorzuspiegeln, er sey ganz und gar, mit Haut und Haar unter die alten Griechen oder unter die Ritter des Mittelalters gefahren. Sie würden sich schön wundern, diese Hektor's und Achille, diese Roland's und

Tancred's, wenn sie sähen, wie in dem „tintenklexenden Seculum" die Mäuse in ihren Helmen nisten. Und die alten Dichter selbst, was würden sie zu ihren modernen Nebenbuhlern sagen? Sie würden glauben müssen, mit ihnen sey alle Poesie von der Erde verschwunden, wenn ihnen diese gute Erde nicht noch immer von Zeit zu Zeit einen Shakespeare oder Schiller nach Elysium nachschickte. Wenn es vielleicht nur lächerlich ist, nach einer Ilias, nach einem Orlando Furioso noch hundert und aber hundert Copien zuzuschneiden, so ist es dagegen völlig abgeschmackt, ja verderblich, willkürlich die Formen der Alten auf moderne, unpassende Gegenstände anzuwenden, oder gar die verschiedensten Formen in einen bunten Schleim durcheinander zu kneten, wie Ernst Schulze in seiner Cecilie.

Suchen wir ein echtes, vollkommenes, unsrer Zeit ganz eigenthümliches Epos, so werden wir es wohl nur im Romane finden. In frühern Zeiten erschien der Roman so zurückgedrängt und krüppelhaft, als es in der unsern das Heldengedicht ist. Der ganze Unterschied zwischen Roman und Heldengedicht ist derjenige der Zeiten und ihres Charakters. Die Helden und Schicksale der Alten ließen sich besingen, die unsrigen lassen sich nur noch beschreiben. Unstreitig übt unser alles umfassender, alles durchdringender Weltverstand den größten Einfluß, wie auf alle

Erſcheinungen des neuern Culturzuſtandes, ſo auch auf die ungeheure Maſſe der Romane. Folgte die Poeſie im griechiſchen Alterthum der ſinnlich-plaſtiſchen Richtung, und im chriſtlichen Mittelalter dem einen geraden ſtarken Strome der Gemüthskraft, ſo folgt ſie jetzt nur dem Verſtande nach allen Seiten und in alle Tiefen der Weltbetrachtung. Sie geht gleichſam hinter dem Verſtande her, um alles zu genießen, was er entdeckt. Sie muß ſich aber demzufolge von allen alten ſtrengen Formen loswinden, und die allerfreieſte Form wählen, und dieſe hat ſie vollkommen im Roman gefunden. Es gibt keine freiere poetiſche Form, als die des Romans, wie es keinen freiern poetiſchen Geiſt gibt, als den des Romans, und wie überhaupt der Geiſt in unſerm Zeitalter nach Freiheit ſtrebt.

Was das griechiſche Alterthum dichtete, ging gleichſam zuvor durch das Medium des Sinnlichen. Es war plaſtiſch geformt, bevor es in das Gedicht überging. Was das Mittelalter dichtete, ging durch das Medium des Gemüths, der Begeiſterung und Leidenſchaft. Es war gefühlt, bevor es zum Worte wurde, bevor die Himmelsgluth im Schall und Rauch des Namens ſich niederſchlug. Was aber wir dichten, geht durch das Medium des Verſtandes, der Betrachtung, Beurtheilung und Ueberlegung. Das iſt das Charakteriſtiſche unſrer Poeſie, und ganz ver-

züglich unſres Romans, in welchem dieſe Poeſie ihre eigentliche Heimath gefunden hat. Auch das unſichtbare Wort mußte bei den Griechen den Sinnen ſchmeicheln, im Mittelalter aber das Herz im tiefen Grunde bewegen, bei uns muß es dem Verſtande ſchmeicheln. Die Griechen überſetzten die ſchöne Natur, das Mittelalter den Glauben, wir überſetzen unſre Wiſſenſchaft in die Poeſie. In nichts anderm beſteht das Weſen unſres Romans. Die griechiſche Weltanſicht war eine ſinnliche, die mittelalterliche eine fromme, die unſre iſt eine verſtändige. Die Poeſie hat ſich immer dieſen allgemeinen Weltanſichten verſchiedner Zeitalter angeſchloſſen, warum ſollte es die unſrige nicht auch?

Die verſtändige Anſicht der Dinge iſt immer eine epiſche, denn ſie ſtellt ſich am freieſten der Objectenwelt gegenüber. Darum ſagt ihr die epiſche Form auch am meiſten zu, und vorzüglich der Roman, weil dieſer die freieſte epiſche Form iſt.

Die noch immer friſch quellende Gemüthskraft in unſrer Nation findet auch noch immer ihren unmittelbaren Ablauf in der Lyrik und im Drama. Der immer mehr alles überflügelnde Verſtand reißt aber doch die meiſten Dichter in die Romane fort, und wie mehrere unſrer vorzüglichſten Dichter in der Jugend Lieder geſungen, in der vollen Manneskraft Schauſpiele gedichtet und bei herannahendem Alter

Romane geſchrieben, ſo zeigt ſich auch in der Maſſe des Dichtervolks ein ähnlicher Stufengang. Die Romanſchreiber nehmen reißend überhand, wie vor dreißig Jahren die Schauſpieldichter, und vor ſechzig Jahren die Lyriker.

Der Roman entſtand, indem die Heldengedichte des Mittelalters in Proſa aufgelöſt wurden. In dieſem bürgerlichen Gewande und im Contraſt mit der durchaus nicht mehr ritterlichen Zeit wurden ſie lächerlich und veredelten ſich erſt wieder, indem ſie ſich ſelbſt ironiſirten, komiſche und ſatiriſche Romane wurden. So wurde aus der Heldenpoeſie der Don Quichote des Cervantes, und aus der Legendenpoeſie das Decamerone des Boccaccio. Es war der reformatoriſche, das Mittelalter verneinende Verſtand, der die modernen Romane ſchuf. Da aber dieſer Verſtand einerſeits mit Spott ſich waffnete, andrerſeits das Studium des klaſſiſchen Alterthums im Gegenſatz gegen die Scholaſtik und fromme Poeſie des Mittelalters pflegte, ſo bot ſich den neuen Romanſchreibern als das paſſendſte Vorbild Lucian dar. Ihm ſind daher auch alle Romane der Reformation mehr oder weniger nachgebildet. Was Boccaccio für Italien, Cervantes für Spanien that, das that Rabelais für Frankreich und etwas ſpäter Swift für England. Die Deutſchen ahmten anfangs die Satyre in Predigten, Dialogen, Briefen ꝛc. nach (S Brand, Eras-

mus, Hutten, Fischart ꝛc.) doch erst nach dem dreißigjährigen Kriege gingen sie auf den eigentlichen Roman ein, und zwar auf eine originelle Weise.

Der „abentheuerliche Simplicissimus“ und „die Insel Felsenburg“ stehen ziemlich einsam in der Literatur da und erlangten bei weitem nicht den Ruhm, den die gleichzeitigen beiden schlesischen Dichterschulen genossen. Die Verse galten damals noch weit mehr als die Prosa. Inzwischen sind diese Romane doch indem sie sich zuerst von der satyrischen Manier entfernten, und Begebenheiten der wirklichen Welt, das Leben gewöhnlicher Menschen unter den Einflüssen ihrer Zeit und im Kampf mit der Noth der Zeit, naiv in homerischer Einfalt schilderten, die Prototype des eigentlichen modernen Romans geworden, dessen Tendenz nicht jene Satyre, sondern in der That eine ruhige epische Weltansicht ist.

Da inzwischen nach dem dreißigjährigen Kriege der französische Geschmack überhand nahm und steife Madrigale, steife Schäferspiele, steife Helden- und Liebesromane, steife Helden- und Liebestragödien, deren Stoffe man größtentheils aus der Bibel, der antiken Welt oder aus dem Orient entlehnte, als Erzeugungen der steifen und liederlichen Höfe jede andere Art von Poesie in Deutschland wieder verdrängten, so bildete sich der Geschmack und das Talent für den in homerischer Einfalt malenden Roman

nur in England aus und erst von dorther erhielten wir ihn wieder, in der s. g. Anglomanie, welche die Romane Goldsmiths, Fieldings ꝛc. bei uns einführte.

Aber diese Romane verloren den unbefangenen epischen Charakter wieder, indem einerseits die Aufklärer, die Illuminaten, Nicolaiten und Freigeister sie wieder zu Satyren benutzten, wie Nicolai, Schummel ꝛc., andrerseits durch Rousseau von Frankreich her jene berühmte Sentimentalität hineinkam, die Göthes Werther, den Siegwart ꝛc. unermeßlich verbreiteten, und drittens durch Voltaire, Crebillon ꝛc. wiederum von Frankreich her die frivole Manier eindrang, der besonders Wieland, Thümmel, Heinse ꝛc. huldigten.

In diesen neuen Richtungen entfaltete sich der Roman nach allen Seiten. Aus den Romanen der Aufklärer gingen allmählig eine unzählige Menge theologische, philosophische, politische, pädagogische, moralische, kurz, doktrinäre Romane aller Art hervor, in denen die Romanenform nur Nebensache, der Lehrzweck Hauptsache war. Da spielten denn alle möglichen Zeitansichten und Systeme hinein.

Die sentimentalen Romane behaupteten keine lange Selbstständigkeit. Sie wurden entweder philiströs, gutmüthige Schilderungen und Anpreisungen der Häuslichkeit, des Familienlebens, des weichlichen Friedens „in den guten achtziger Jahren,“

durch Starke, Lafontaine ꝛc., oder ſie gingen in den tragikomiſchen Humor Hippels, Jean Pauls ꝛc. über, indem ſie den Widerſpruch des bürgerlichen Stillebens in jener Philiſterzeit mit einer erhabenen Poeſie, mit den zarten Anforderungen des Herzens und den größern Hoffnungen der Nation auffaßten.

Auch die frivolen Romane zertheilten ſich in zwei Gattungen, von denen die eine nur den liederlichen Sitten der Zeit ſchmeichelte, wie Julius von Voß, Schilling, Langbein, Laun ꝛc. oder dieſelben gar der Philoſophie und Religion zu verkuppeln trachteten, wie Friedrich Siegel in der Luzinde, die andere aber mit der Schärfe des Sarkasmus ſich waffneten, um eingreifend in die revolutionären Tendenzen der Zeit alle Grundlagen der Religion, Sitte, Wiſſenſchaft und Kunſt ſchadenfroh zu untergraben, wie Heine und ſeine Schule.

Nun war aber durch Herder, Wieland, Göthe der Sinn für das Mittelalter wiedergeweckt worden, und man abſtrahirte von der Gegenwart, um ſich in den Geiſt der Vorzeit zu verſenken. Dies geſchah anfangs auf ſehr rohe Weiſe in den Ritter-, Räuber- und Geſpenſterromanen durch Spieß, Kramer, Vulpius ꝛc. Nachher aber verfeinerte ſich dieſer Geſchmack. Auf der einen Seite brach die reine katholiſche Romantik ſich Bahn und ſchuf vortreffliche Gemälde der ritterlich-kirchlichen

Vorzeit, erweckte die alten Sagen und umkleidete sie mit einem neuen schönen Gewande in den treuen Farben ihrer Zeit. So Tieck, Arnim, Fouqué ꝛc. Auf der andern Seite gingen die eigentlich historischen Romane, abgesehen von jener bestimmten katholischen Tendenz, in alle Länder und Zeiten, in alle Winkel der Geschichte ein, um uns in einem Orbis Pictus neuer Art, in unendlichen Tableaux die Costume der ganzen Erde vorüberzuführen. Schon vor Walter Scott hatten in Deutschland Feßler, Meisner, die Naubert, Caroline Pichler ꝛc. diese historischen Romane eingeführt, doch brach die ungeheure Fluth derselben allerdings erst mit der Nachahmung jenes berühmten Schotten herein.

So ist denn im ganzen Umfang der Welt, so weit sie in die Betrachtung des menschlichen Geistes fällt, nichts übrig geblieben, was nicht Gegenstand eines Romans geworden wäre. Der Roman hat im weitesten Sinne die Wissenschaft und Kunst, das Denken und Dichten verschmolzen. Er ist die Form, in welcher die ganze unermeßliche Erudition des Verstandes in unsrer Zeit, sich der Poesie vermittelt hat.

So viel über die Gattungen der Poesie. Ich will aber, indem ich in die Charakteristik der Dichter eingehe, nicht diese Gattungen, sondern lieber die Zeitfolge festhalten, und mich, da ich hauptsächlich

nur von der Bildung und Entwicklung der neuern Poesie handle, über die ältern Zeiten kurz fassen.

Die deutsche Poesie des Mittelalters war, wie oben schon gezeigt worden, wesentlich romantisch, die vorherrschend antike Richtung begann erst mit der Reformation.

Wir finden zwar schon sehr frühzeitig unter den deutschen Dichtern auch Nachahmer der Alten, z. B. die Nonne Rhoswitha, die Comedien im Geschmack des Terenz schrieb, den Annalisten Saxo und einige andre historische Poeten, die den Lucan nachahmten; allein sie schrieben lateinisch und waren weit entfernt, die vorherrschend romantische Richtung der jungen deutschen Poesie zu verändern. Selbst dasjenige, was aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt wurde, z. B. Virgils Aeneide, nahm, wie die ganze antike Mythologie, (Frau Venus, Gott Amur ꝛc.) ein durchaus christlich-deutsches, ehrbar-naives Gepräge an, und diente in der Poesie wie in der Baukunst nur als phantastische fremdartige Zier des gothischen Gebäudes.

Die vortreffliche Geschichte der altdeutschen Poesie von Büsching und von der Hagen, so wie die verwandten Arbeiten von Görres, den Brüdern Grimm, Mone, Lachmann ꝛc. überheben mich der Mühe, ins Einzelne einzugehn. Ich will nur die Hauptsachen hervorheben, und unterscheide demnach in dem großen

Reichthum jener ältern Poesie 1) als noch aus der Heidenzeit herstammend, das deutsche Heldenepos und die Volkssage; 2) als aus dem Geist und der Geschichte des Christenthums entsprungen, die geistliche Poesie und Legende; 3) als erste Blüthe der sittlichen Verfeinerung die Frühlings- und Minnepoesie; 4) als dem Orient entlehnt, das allegorische Epos und die Fabel. So folgten sie sich auch in der Zeit auf einander, und Allegorie und Fabel bildeten unmittelbar den Uebergang zum bürgerlichen Meistergesang und zu den Anfängen des Dramas in den Fastnachtsspielen.

Dem herzoglichen Heldengeist der Hohenstaufen folgte der kurfürstliche Krämergeist unter den Habsburgern, der tiefpoetischen Begeisterung der Kreuzzüge die hämische Scholastik; da mußte wohl die Poesie untergehn. Eine neue Zeit wurde vorbereitet. Die Reformation sollte durch die Kraft der Vernunft die Fesseln des Aberglaubens und der Lüge brechen, die Zeit sehnte sich aus ihrer Bedrängniß heraus, man suchte etwas Andres, und indem man eine der Gegenwart widersprechende Zukunft suchte, verweilte man gern bei der Betrachtung einer eben derselben widersprechenden Vergangenheit. Man warf sich mit Vorliebe auf die griechisch-römische Literatur, man flüchtete gleichsam dahin.

Je näher dem Zeitalter der Reformation, desto

mehr verschwand die Naivetät, mit der man sonst das alte Heidenthum angesehen. Das Mitleid, womit die gläubigen Christen darauf zurückgeblickt, verwandelte sich in Bewunderung, ja Neid und Nachahmung. Aber jene Alten waren nur den Gelehrten zugänglich und so äußerte sich denn die Nachahmung auch anfangs zumeist im streng gelehrten Gebiet. Den deutschen Meistersängern folgten die lateinischen Dichter, die auf Universitäten berühmt waren, aber nicht ins Volk drangen. Erst die Satyriker der Reformation bildeten den Uebergang jener lateinischen Gelehrtenpoesie zur deutschen Volkspoesie. Lucian übte mächtigen Einfluß auf die Reformation. Er wurde überall nachgeahmt, in Deutschland von Sebastian Brand, Erasmus, Hutten und vielen andern bald mehr moralisch empörten, bald mehr geistreich ironisirenden Spöttern. Da der Religionsstreit die Leidenschaften vergiftete und die Gemüther roh machte, so artete diese Satyre in die gröbste Polemik, in ein unflätiges Schimpfen aus und ging darin zu Grunde.

Unter den Hohenstauffischen Kaisern war der Adel poetisch gewesen, unter den Luxemburgischen wurden es die Bürger, unter den Habsburgischen kam die Poesie an die Gelehrten, aus der lebendigen Hand an die todte Hand. Die Reformation riß nieder, der dreißigjährige Krieg kehrte aus. Durch die zahl-

reichen blutigen Brechen zog fremde Sitte in das verödete Vaterland. Deutschland glich damals fast in jeder Hinsicht einem eroberten Lande, wo Fremde aller Art sich tummelten und die Herrschaft übten. Die unter Brand und Mord geborne jüngere Generation war im höchsten Grade verwahrlost und ahmte die Fremden nach. Man kleidete sich niederländisch, aß schwedisch, prahlte spanisch, fluchte ungarisch und türkisch und mischte in die Rede, die man für die vornehmste und eleganteste hielt, so viel nur immer möglich ausländische Brocken ein. In dieser neuen Barbarei aber drang allmählich ein doppelter Einfluß vorherrschend durch und bereitete die folgenden Geschmacksperioden vor, nämlich einerseits das auf Universitäten und Schulen gepflegte philologische Studium der Alten, und die an den Höfen und beim Adel aufkommende französische Mode nach dem Muster des Hofes unter Ludwig XIV.

Der Protestantismus war damals in Bewegung gesetzt ein fressendes Zornfeuer, in der Ruhe ein erkältendes nordisches Schneelicht, und konnte am allerwenigsten eine nationelle Poesie begründen. Doch mit dem Studium der Alten, das er für Verstandeszwecke begünstigte, kam auch ungerufen die Muse. Auf der katholischen Seite war ebenfalls die zeugende Kraft ausgetilgt, der alte Uranus vom abtrünnigen Sohn entmannt, und die Jesuiten konnten dem Pro-

teſtantiſmus nur mit den von demſelben geborgten Waffen der Gelehrſamkeit und des Geſchmacks die Spitze bieten. So wurden auf den katholiſchen wie auf den proteſtantiſchen Schulen die alten Claſſiker als Canon des Geſchmacks geprieſen. Mag man den Mangel einer nationellen Poeſie beklagen, die Bekanntſchaft mit den griechiſchen Dichtern war doch ein Balſam, faſt der einzige für die vielen Wunden, an denen Deutſchland in jener Zeit verblutete. Erſt aus der Belebung des antiken Geſchmacks ging die freiere Bildung hervor, durch welche ſich auch die deutſche Poeſie wieder verjüngen konnte. Die bloße blinde Vorliebe für die Alten, die geſchmackloſen Nachahmungsverſuche blieben freilich lange Zeit die einzige Entſchädigung für die beßre noch ſchlummernde Poeſie.

Auf die Art und Weiſe der Nachahmung übte die neue franzöſiſche Poeſie den größten Einfluß aus. Mit wenigen patriotiſchen Ausnahmen ſahen die deutſchen Dichter nur durch die franzöſiſche Brille, auch wenn ſie antike Muſter vor ſich hatten. Sie waren eigentlich nur Nachahmer der Nachahmer, ehe um die Mitte des 18ten Jahrhunderts durch Klopſtock, Voß ꝛc., die reine deutſche Gräkomanie jene franzöſiſche Manier verdrängte. Ich faſſe daher dieſe ganze belletriſtiſche Periode unter dem Namen der Gallomanie zuſammen.

2.

Gallomanie.

Frankreich, obgleich unter der alten Frankenherrschaft noch deutsch und Deutschland innig verbunden, hatte sich im Verlauf der Jahrhunderte immer schärfer abgesondert, und der germanische Einfluß war je mehr und mehr der lateinischen Reaction gewichen. Der niedre fränkische Adel hatte sich schon unter den Karolingern durch Bürgerkriege aufgerieben, der hohe Adel wurde später durch die Könige entkräftet, das alte gallisch-römische Volk wurde in Sprache und Gesinnung entschieden vorherrschend, und die Politik der Könige selbst verband sich mit allen romanischen Elementen namentlich in Italien gegen das deutsche Element. Als vollends die altfranzösische, der deutschen und englischen so ähnliche Nationalpoesie unterging und das antike Studium überhand nahm, bildete sich in Frankreich eine neue poetische Schule, die einerseits Nachbildung des Römischen, andrerseits moderne Hofpoesie war und in beiden Fällen im graden Widerspruch mit dem deutschen Wesen stand. Die Pariser Gelehrten wetteiferten mit den Italienischen in der Pflege des antiken Geschmacks und erhielten besonders durch die fleißigen niederländischen und holländischen Gelehrten, von Antwerpen und Leiden her Nahrung und Unterstützung. Da aber in Frankreich damals alles, also auch Gelehrsamkeit

und Poesie, zu Hofe ging und unter Ludwig XIV. die moderne Musterdespotie sich bildete, so entstand jener seltsame Parnaß, da Apollo in der pedantischen Allongeperücke mit der Geige das Concert der hochfrisirten in Schnürbrüste und Reifröcke versteckten Musen dirigirte, um dem galanten Hofe zur scherzhaften Unterhaltung und zur Belebung seiner Festivitäten zu dienen. Von der alten Devise der französischen Ritterschaft „Gott, König, Ehre, Dame" ließ man blos Gott und die Ehre weg, und die ganze Poesie war einzig darauf berechnet, dem König und den Damen zu schmeicheln. Daher im Trauerspiel das streng monarchische Princip, die neuen Sophokleße und Senecas Schüler von Hobbes. Daher Horaz der Abgott jener Zeit, das Muster für alle Hofschmeicheleien. Daher endlich die Frivolität der Singspiele, Lustspiele, Madrigals und Triolette. Die Wollust in den Lustschlössern und Parks, wenn der Hof sich aufs Land zurückzog, begünstigte die moderne Schäferpoesie, und aus Theokrit, Anakreon, noch mehr aber Longos, wurden seufzende Schäfer und kokette Nymphen geplündert. Es ist nicht zu leugnen, daß schon damals der Zusammenfluß aller Talente in Paris einen Wetteifer des Geistes erzeugte und daß sehr ausgezeichnete poetische Kräfte dort verschwendet wurden, allein die Beziehung aller Poesie auf die Hofschmeichelei und höchst unsittliche Ga-

lanterie vergiftete noch überall die Keime des Edlen.

Auch in England nahm dieser frivole Geschmack durch Karl II. überhand, und selbst die reichen und stolzen holländischen Krämer ahmten pedantisch und mit einer gewissen derben Solidität die Versailler Gartenkunst und Poesie nach. Hier wurde sie nach dem bigotten Spanien verpflanzt, und dort gewann sie sogar die Tochter des frommen Gustav Adolf. Die beiden Extreme des Katholischen und Protestantischen beugten sich herüber, dem Pariser Geschmack zu huldigen. Wie er in fremde Länder eindrang, lese man in den geistreichen Briefen der Gräfen d'Aunoi über Spanien. Was Wunder also, daß seit dem dreißigjährigen Kriege die Deutschen, die verwahrloſt, matt, phlegmatisch, ohne innerlichen Haltpunkt, ohne eine vaterländische Idee jedem Einfluß von außen offen ſtanden, dem übermächtigen Geist der französischen Mode erlagen! Die vornehmen Deutschen, welche damals häufig das Ausland bereisten, um sich zu bilden oder zu zerstreuen, fanden überall den fröhlichen, unterhaltenden, genußreichen Ton von Paris und beeilten sich, ihn auf dem heimathlichen Boden zu verpflanzen. Man lese darüber die höchst interessanten Memoiren des Freiherrn von Pöllnitz. Bald modelten sich alle deutschen Höfe, mehr oder weniger, nach dem Muſter von Versailles

um, und besonders ging der vielgereiste luxuriöse Kurfürst August von Sachsen mit dem glänzendsten Beispiel voran, wie es in der gleichfalls von Pöllnitz verfaßten merkwürdigen Schrift „das galante Sachsen“ vortrefflich dargestellt ist.

In Bezug auf die Poesie unterscheiden wir verschiedne Epochen der Gallomanie, und wollen sie kurz skizziren.

Der erste Deutsche, der nach den unflätigen Schimpfschriften des religiösen Kampfes wieder in gebildeter Sprache dichtete, dabei aber fremde und vorzugsweise französische Muster wählte, war Opitz, der 1639 noch während des dreißigjährigen Krieges starb, ein an Höfen angesehener und vielgereister Mann, der mit einem den Deutschen überhaupt eignen Universalismus den Honig aus allen damals spärlich blühenden ausländischen Blumen sammelte und nach Deutschland übertrug, zugleich aber auch der ältern deutschen Poesie des Mittelalters sein Studium widmete und keineswegs den deutschen Geist dem fremden opfern, sondern beide nur verbinden wollte. Man darf nur einen Blick in seine dramatischen und selbst lyrischen Werke thun, um darin sogleich die französischen, italienischen und holländischen Muster zu erkennen. Gleichwohl finden wir bei ihm echt deutsche Lieder, so wie auch in der Trutznachtigall seines isolirt stehenden Zeitgenossen, des Jesuiten Spee

Töne der alten Minnesinger wiederklingen. Dieses lyrische deutsche Element war der charakteristische Vorzug der ersten schlesischen Schule, an deren Spitze Opitz stand, und aus der ausser dem ebenfalls vielgereisten Flemming, der Persien besuchte, die trefflichen deutschen Liederdichter Tscherning, Simon Dach, Paul Gerhard hervorgingen. Auch machte Andreas Gryphius den glücklichen Versuch, das Drama in dem echt deutschen Sinne des Hans Sachs weiter auszubilden, und seine höchst geistreichen Schauspiele nähern sich weit mehr dem romantischen Geist des altenglischen, als dem antikisirenden Geist des französischen Theaters, welchem letztern schon Opitz und später vorzüglich Lohenstein huldigte. Dagegen ahmte der treffliche Logau in seinen Sinngedichten den Martial und die geistreichen französischen Spötter nach, wobei er viel eigenthümlich deutschen Witz hinzuthat.

Diese erste schlesische Schule, die halb französisch antikisirte, halb die lyrischen und dramatischen Elemente der ältern deutschen Poesie auszubilden strebte, repräsentirte den edelsten Geschmack der damaligen Zeit, ihr huldigten alle feinern Geister.

Schon ziemlich tief unter dieser Schule stand der poetische Orden der Pegnitzschäfer, den Harsdörfer am Ende des dreissigjährigen Krieges aus Freude über die endliche Herstellung des Frie-

dens aus den Ueberresten der alten Meistersänger in Nürnberg gründete. Auch dieser Harsdörfer war wie Opitz vielgereist und pflegte in dem neuen Orden das Element der Schäferpoesie, der modernen Nachahmung des Theokrit, die in dem Italiener Guarini ihren vornehmsten Meister, aber in Frankreich, Spanien (selbst Cervantes) und Deutschland zahllose Nachahmer fand. Diese Pegnitzschäfer waren matte Gesellen. Sie vereinigten die Affektation des Auslands mit der pedantischen Steifheit und Langweiligkeit der Meistersängerei. Betulius war der vorzüglichste unter ihnen, aber auch er ist nicht mehr lesbar.

Noch tiefer stand die poetische Rosengesellschaft, welche gleichzeitig von Philipp von Zesen in Hamburg jenen süddeutschen Dichterorden entgegengesetzt wurde. Hier herrschte wegen der Nähe der Niederlande und wegen des Handels vorzüglich der spanische Einfluß. Daher einerseits die barbarische Wortmengerei, die nirgends mehr übertrieben wurde, die aber auch in einer solchen Seestadt am wenigsten auffallend war. Daher ferner die Manier der breiten moralischen Romane, die vorzüglich in Spanien beliebt waren und von da nach Frankreich übergingen. Daher auch die Beziehung auf Ost- und Westindien in poetischen Reisebeschreibungen. Franzisci in

Lübeck, der erste deutsche Büchermacher von Profession, schrieb unter andern eine Novelle, die einen dicken Foliband einnimmt, und worin er in der Manier des Decamerone von Baccaccio gesprächsweise die Wunder der neuen Welt, die tropische Natur und alle die Mährchen beschreibt, die damals über sie im Schwange gingen. Dieses in seiner Art einzige Buch heißt „ost- und westindischer, wie auch chinesischer Lust- und Staatsgarten." Im Schwulst, Bombast und deklamatorischen Aberwitz des Romans überboten sich Zesen, Bucholz und der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig. Ihre s. g. Wundergeschichten, des erstern Wundergeschichte Ibrahims und Isabellas oder der afrikanischen Sophoniebe, des zweiten Wundergeschichte des Herkuliskus und der Herkuladiska, und des letztern durchlauchtige Syrerin Aramene und römische Octavia bilden den Uebergang von den alten schönen Volksromanen (Genofefa, Melusina ꝛc.) zu den modernen Romanen. Es war noch etwas von dem alten Ritterthum darin, aber schon übersetzt in die spätere steife spanische Grandezza und vollends durch deutsche Breite und Pedanterei unerträglich gemacht. Besser waren die moralisch-humoristischen Nachahmungen des Onewedo von Moscherosch und der eigenthümlich deutsche Roman Simplicissimus, worin Samuel Greifenson von Hirschberg eine sehr gute Schilde-

rung der deutschen Zustände im dreißigjährigen Krieg in Form eines abentheuerlichen Romans entworfen hat.

Inzwischen hatte Ludwig XIV. in Frankreich das prächtige Pfauenrad seines Hofes entfaltet, und blendete ganz Europa. Vor der Schweigerei und Pracht dieses Hofes aber mußte vollends weichen, was noch von alter Sitte und Einfachheit übrig war. Dieser Einfluß erstreckte sich auch auf Deutschland und die zweite schlesische Schule war bestimmt, die äußerste Entartung der Poesie zu bezeichnen. Hoffmannswaldau übersetzte den noch sehr einfachen Opitz, Lohenstein den oft schakspearschen Gryphius, Besser den reinen Flemming, Talander den noch verhältnißmäßig simpeln Zesen und Happel endlich den noch bescheidenen Francisci in unerträgliche Carrikaturen. Die zweite schlesische Schule war, ohne originell zu seyn, nur die geschmackloseste Verzerrung der ersten. Hoffmannswaldau wurde unbestritten als der erste deutsche Lyriker seiner Zeit anerkannt, und es gibt einen guten Begriff von dieser Zeit, wenn man sieht, wie derselbe Mann geistliche Lieder und unzüchtige, ja bis zum Ekel schmutzige Gedichte in demselben Bande offen unter seinem gefeierten Namen drucken ließ, und man so wenig daran Anstoß nahm, daß diese Manier sogar allgemein beliebt wurde. So sehen wir, wie der bei

Hofe hochgestellte, als ein durchaus edler, Mann geschilderte Herr von Besser nicht im mindesten glaubte, seiner Würde etwas zu vergeben, und wirklich in den Augen des Publikums nichts verlor, indem er die geheimsten Schönheiten seiner Gemahlin mit anatomischer Genauigkeit beschrieb. Von alledem ist bei Opiz, Flemming noch keine Spur zu finden, so wenig als bei den lyrischen Dichtern der spätern Zeit; damals aber war die französische Frivolität in Deutschland schon so weit gediehen, daß es zum guten und besten Ton gehörte, schamlos zu seyn. Sonderbar übrigens, daß sogar noch diese Unzucht mit einer Art von ehrlicher Treuherzigkeit gepaart erscheint, mit einer Naivetät, welche sie in Frankreich, Italien, Spanien niemals gekannt hat. Man vergleiche diesen Hofmannswaldau mit Boccaz, Aretino, mit dem französischen Lafontaine, mit dem englischen Rochester und der spanischen Reine Margrithe und man wird den schlesischen Edelmann zwar unbedingt für den schmutzigsten, aber auch für den unschuldigsten erklären. Seine Muse gleicht einem noch gesunden und unschuldigen Landmädchen, das unter verdorbene Stadtdamen kommt und in ihrer Einfalt und Ehrlichkeit glaubt, es müsse so seyn, und nur noch über ihr Erröthen erröthet. Neben dieser geschmacklosen, unbehülflichen und, man sieht es wohl, nur angelernten, nicht angebornen Sittenlosig-

keit, zeichnet diese Lyrik der zweiten Schlesischen Schule der poetische Bombast aus. Man nahm fast durchgängig den französischen Alexandriner zum klassischen Hochvers an und mit ihm das hochtrabend tragische und oratorische Pathos, die übertriebenen Allegorien und Metaphern, die Häufung unnatürlicher, bei den Haaren herbeigezogener Bilder, den kalten gelehrten und Citatenwitz, die immerwährenden Anspielungen auf die alte Mythologien und die in diesem Sinne am Hofe Ludwigs XIV. übliche Vergötterung des Königs und der Damen. Lohenstein war im Dramatischen nicht weniger schwülstig, als Hoffmannswaldau im Lyrischen, aber sittlicher. Am ärgsten aber übertrieben es die Prosaisten. Der damals allbeliebte Ziegler von Klipphausen leistete das Höchste von poetischem Schwulst in dem Normalroman jener Zeit, der berühmten asiatischen Banise, und Happel, der das Beispiel Franzisci befolgte und der zweite deutsche Schriftsteller von Profession war, überschwemmte damals schon Deutschland mit einer Fluth von drei- und vierbändigen historischen Romanen, die in Asien, Afrika, der Türkei, Spanien, Italien, Ungarn, England, Frankreich und Deutschland spielen, von verworrenen Abentheuern strotzen und weder durch Ideen noch durch die Sprache ausgezeichnet sind. Talander (oder Bohse) schrieb eben so viele, eben so schlechte

Romane, aber mehr Liebesgeschichten für Damen, unter andern auch ein „Liebeskabinett für Damen," woraus man sieht, daß sich die Fabrikschriftstellerei für das schöne Geschlecht nicht erst von heute datirt. Die Genannten, sowohl Lyriker und Dramatiker als Romanschreiber fanden zahlreiche Nachahmer, deren Namen ich hier übergehen will. Auch nahmen die französischen Uebersetzungen überhand, unter denen ich ich nur Neukirchs poetische Umarbeitung des berühmten Telemach von Fenelon erwähne. Faßmann brachte die geistlosen Gespräche der Todten in die Mode, die nichts mehr von lucianischer Satyre athmeten.

Nur sehr wenige Dichter, hauptsächlich Canitz und Günther, blieben bei der edlen Einfachheit der ersten schlesischen Schule und ihre sittlichen und gemüthlichen Gedichte bereiteten die folgende bessere Schule vor.

Unter den Romanschreibern zu Anfang des 18ten Jahrhunderts zeichnete sich nur Schnabel durch seine, jetzt von Tieck wieder herausgegebene und von Oehlenschläger umgearbeitete Insel Felsenburg aus, die in zahlreichen s. g. Robinsonaden nachgeahmt wurde und auf eine weit geistreichere Weise als Franciscis Indianischer Lustgarten die neue Welt in poetische Verbindung brachte mit der alten.

Die Katholiken gingen damals ihren besondern Weg, wie dies auch früher schon Spee und Balde gethan hatten. Ihr vorzüglichster Dichter war in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts Angelus Silesius, der seine tiefsinnige Religion der Liebe in epigrammatischen Versen verkündete. Er ist als einer der edelsten Mystiker in neuerer Zeit wieder ans Tageslicht gezogen und seine Schriften mehrfach wieder aufgelegt worden. Er holte die Poesie vom Himmel, da ihm sein armes Vaterland keine mehr bot. In andrer Weise war Pater Abraham a Sancta Clara, Hofprediger in Wien, nicht weniger ausgezeichnet als höchst geistreicher Humorist und lachender Satyriker. Seine üppige Bilderfülle war niemals Schwulst und angeklebter Flitter, sondern lebendig hervorgetrieben aus dem Reichthum seines Geistes und Herzens. Eine Auswahl seiner geistreichsten Metaphern, Antithesen und Sentenzen darf sich neben den besten sehen lassen, was deutsche Köpfe gedacht haben; auch seine einzelnen Schilderungen nach dem Leben und kleinen Genregemälde sind vorzüglich, doch ist der Zusammenhang seiner Schriften immer nur der einer Predigt oder eines moralischen Werks, und alle poetischen Schätze, die wir darin finden, sind gleichsam nur gelegentlich von seinem Genius darin ausgestreut, hier ein ganzer Haufen von Edelsteinen und Perlen, dort vereinzelt, nie aber

karg. Er hat kaum eine Seite geschrieben, worin der Geist nicht Nahrung fände. Hiebei dürfen wir auch Stranizki nicht vergessen, der ebenfalls in Wien und ebenfalls humoristisch wirkte, obwohl nicht von der Kanzel, sondern von der Bühne herab. Er war der berühmteste Schauspieler seiner Zeit, ein Schlesier von Geburt, durch die Italiener gebildet, und führte 1708 das erste deutsche Theater in Wien ein, dessen Geist und Ton sich im Leopoldstädter Theater bis auf unsre Zeit erhalten hat. Seine glückliche Mischung des altdeutschen mährchenhaften Fastnachtsspieles mit der italienischen durch Gozzi veredelten Poesie sagte und sagt dem heitern Charakter der Oestreicher besonders zu und war bei weitem den kläglichen französirten Antiken Lohensteins vorzuziehen, obgleich sich Stranizki keineswegs zur Höhe des Andreas Gryphius erhob.

Inzwischen blieb die poetische Herrschaft in Deutschland den an Bildung vorangeschrittenen Protestanten gesichert und auf die zweite schlesische Schule folgte die sächsische Schule Godscheds. Sie reinigte zwar die Poesie von dem Schmutz, den Hoffmannswaldau hineingebracht hatte, ersetzte ihn aber nur durch eine geistlose Altklugheit und selbstgefällige Kritik, mit der Godsched, immer noch den französischen Beispielen folgend, die in Frankreich aufkommende encyclopädische Philosophie eben so nachäffte,

wie früher die zweite schlesische Schule die schwülstige und wollüstige Hofpoesie der Franzosen copirt und übertrieben hatte. In dieser blinden Anbetung der französischen Novantike widersetzte sich Godsched auch aus allen Kräften der von Wien her kommenden Romantik. Stranitzkis Bestreben, das altdeutsche Fastnachtsspiel zum deutschen Nationaldrama zu erheben, war ihm ein Greuel und er ließ 1737 zu Leipzig den deutschen Hanswurst, den Repräsentanten der alten romantischen Comödie zu Ehren des steifen französischen Theaters feierlich verbrennen. Gleichwohl glaubte Godsched der eigentliche Vater der deutschen Poesie zu seyn und machte alle die Ansprüche, die später erst Lessing wirklich machen durfte. Er gab sich daher mit der Geschichte der ältern deutschen Poesie nicht weniger ab, als mit der Feststellung der Regeln für die neuere, und wir verdanken ihm in ersterer Hinsicht manche schätzbare Nachricht, während seine französische Geschmackslehre längst unter Spott begraben und vergessen ist.

Da die Gallomanie ihr Extrem erreicht hatte und zum kritischen Bewußtseyn gekommen war, trat auch die natürliche Reaction dagegen ein. Sie wurde zugleich von allen den Seiten her angegriffen, von denen sie sich in ihrer Einseitigkeit abgekehrt hatte: von der Seite der Natur durch Brokes und Haller, von der Seite einer vernünftigen und

historischen Kritik durch Bodmer und Breitinger, von der Seite des moralischen und religiösen Sinnes durch Gellert, endlich von der Seite des gereinigten antiken und des in die Mode kommenden englischen Geschmacks durch die bald folgende Periode der Gräkomanie und Anglomanie.

Der Anfang dieser Reaktion gegen die Gallomanie bezeichnet der treffliche Hamburger Brokes, der sich von den französischen Mustern abwandte und einzig und allein die Natur zum Original nahm, das er mit niederländischer Malertreue in seinem „irdischen Vergnügen in Gott" copirt hat, einem freilich sehr dicken und langweiligen Werke, worin aber zerstreut die geistreichsten, oft eines Homer nicht unwürdigen Naturgemälde vorkommen. Dann begann die schweizerische Schule, nicht ohne Einfluß von Genf, von Rousseau'schem und Bonnet'schem Geist, einen lebhaften Kampf gegen die herrschende Gottsched'sche Schule, wobei es sich eben so um die Herstellung natürlicher Einfachheit gegenüber der Verbildung und Verdorbenheit handelte, wie in dem Kampf Rousseaus gegen die herrschende französische Unnatur. An der Spitze dieser patriotischen und in den Bergen der Natur treuer gebliebnen Schweizer stand der große Naturforscher und Dichter Albrecht von Haller. Ihm folgten die rüstigen Kritiker Bodmer und Breitinger, welche die Schule

Gottscheds siegreich bekämpften. Bodmer versuchte sich auch in der Poesie, aber erst später und ahmte die Manier Klopstocks nach. Seine in schlechten Hexametern abgefaßte Noachide, ein Seitenstück zu Miltons verlornem Paradies und Klopstocks Messias würde ihn lächerlich machen, wenn er nicht als Bekämpfer Gottscheds großes kritisches Verdienst hätte. Die einfachere und natürlichere Sprache Hallers und der schweizerischen Schule fand Anklang auch im nördlichen Deutschland. Hagedorn zeichnete sich durch eine seinen Vorgängern unbekannte Leichtigkeit und Anmuth des Verses aus. Den größten Anstoß aber gab der edle Gellert in Leipzig, dessen Fabeln das erste klassische Meisterwerk moderner Poesie im 18ten Jahrhundert und auf eine früher kaum zu ahnende Weise, die in der hochdeutschen Schriftsprache verborgne Gewandtheit und Grazie entfaltete, da man bisher an ihr fast nur die Kraft gekannt hatte. Man muß die ganze Steifigkeit der frühern Sprache kennen, um Gellerts Liebenswürdigkeit vollkommen zu begreifen. Seine übrigen Werke, einige fromme Gedichte ausgenommen, blieben freilich hinter den Fabeln zurück, diese aber erlangten eine für jene Zeit ungemeine Popularität und übten gewiß den mächtigsten Einfluß auf die Umbildung der Sprache, und selbst in Wielands, Lessings, Thümmels, Göthes

Schriften herrscht der natürliche naive Ton, den Gellert zuerst angeschlagen.

Bei Gelegenheit des Streites zwischen den Godschedianern und Schweizern kam die Journalistik in Flor, da aber die Engländer hierin schon vorangegangen waren und seit der Erhebung des Hauses Hannover auf den englischen Thron in nähere Berührung mit Deutschland kamen, so fing man an, einerseits englische Muster aufzusuchen, während man andrerseits das Heil von einem gereinigten, nicht mehr französirten antiken Geschmack erwartete. Aus der Reaktion gegen Godsched gingen bald die beiden Schulen der Gräkomanie und Anglomanie hervor. Den allmähligen Uebergang zwischen Godsched und diesen neuen scharf ausgesprochnen Schulen bezeichneten die Journale der Brüder Elias und Adolph Schlegel, der Mylius, Gärtner, Giseke ꝛc. deren kleine Lichter später alle vor Lessings Sonne verschwanden.

3.

Gräkomanie.

Nichts war natürlicher als daß die deutschen Protestanten, welche den Geist des griechisch-römischen Alterthums heraufbeschworen hatten, um mit ihm gegen das katholische Mittelalter zu kämpfen.

nicht nur bei der Verehrung dieſes Alterthums verharrten, ſondern nur noch mehr dafür begeiſtert wurden, indem ſie die franzöſiſche Brille, wodurch ſie es bisher betrachtet hatten, wegwarfen.

Den Uebergang aus der Gallomanie in die Grökomanie machte Rammler in Berlin, der Ueberſetzer und Nachahmer des Horaz. Bekanntlich war dieſer berühmte Schmeichler des Auguſtus das Ideal der Pariſer Hofpoeten geworden, und ſo gab ſich denn auch Ramler Mühe bei dem groſſen Friedrich zu werden, was Horaz bei ſeinem Kaiſer oder Boileau bei ſeinem König geweſen. In Paris diente dieſe Manier der Politik. Da die chriſtlichen Heiligen ſchicklicherweiſe nicht benutzt werden konnten, den Triumph der weltlichen Macht zu verherrlichen, ſo mußten wenigſtens die heidniſchen Götter ſich dazu brauchen laſſen. Die Hofpoeten legten zuerſt in Frankreich dem vergötterten Fürſten eine glänzende Camarilla von Göttern und Halbgöttern zu, deren einziges Geſchäft darin beſtand, in allegoriſchen Darſtellungen die göttlichen Eigenſchaften Ludwigs XIV. zu bezeichnen. In zahlloſen Bildern und Gedichten erſchien der Fürſt von einem Göttergefolge begleitet, an welches die Erzämter vertheilt waren. Minerva trug ihm das Scepter vor, Mars das Schwert, Viktoria bekrönte ſeine Schläfe, Hebe verwaltete das Schenkenamt, das des Truchſeß Ceres, und Venus

war der Stallmeiſter. Auch in Deutſchland war dieſe Manier ſchon längſt durch die erſte und zweite ſchleſiſche Schule eingeführt, der Oberceremonienmeiſter war Hofmannswaldau geweſen. Die Ehre aber, die dem kleinen und kleinſten Reichsfürſtlein und Gräflein widerfahren war, durfte doch wohl Friedrich dem Einzigen nicht fehlen. Ramler berief alſo die ſämmtlichen antiken Götter und Heroen, gleichſam wie eine Muſikantenbande, von Paris nach Berlin, um den alten Fritz eben ſo zu belorbeern, wie den vierzehnten und fünfzehnten Ludwig, und ſeine Oden, Siegs- und Triumphlieder wimmeln noch von mythologiſchen Anſpielungen, die für um ſo feiner und eleganter gehalten wurden, je gelehrtere Ausleger ſie erforderten.

Gleichwohl war zu Ramlers Zeit in Frankreich ſelbſt ſchon eine wohlthätige Reaktion eingetreten. Rouſſeau hatte indirekt gewirkt. Der Aeſthetiker Batteaux wagte es, den Schwulſt zu verwerfen und das Natürliche zu empfehlen. Ramler überſetzte und verbreitete ſeine Lehre, obgleich er ihr ſelbſt noch keineswegs nachkam. Zugleich übte bereits Klopſtock Einfluß auf ihn, und dieß ſpornte ihn an, im Wohlklang antiker Versmaße mit Klopſtock zu wetteifern. Die ungereimten Verſe, die damals in die Mode kamen, und die anfangs noch etwas abenteuerlich ausſahen, z. B. Hexameter mit einer jambiſchen Vorſchlagſylbe, wurden bald reine, ja ſklaviſche Nach-

ahmung griechiſcher Metra und dieſe bloße Form beurkundet ſchon die neue Herrſchaft des antiken Geſchmacks. Es iſt nicht zu leugnen, daß Ramler trotz ſeines noch halbfranzöſiſchen Geſchmacks in einigen ſeiner ungereimten wie gereimten Gedichte ſich durch bewundernswürdigen Wohlklang auszeichnete.

Zwiſchen Ramler und Klopſtock ſtanden Gleim und Cramer, der erſte mehr dieſem, der letztere jenem verwandt. Gleim ſuchte der deutſche Anakreon zu ſeyn, wie Ramler der deutſche Horaz. Doch erwarb er ſich durch ſeine Lieder eines preußiſchen Grenadiers, welche die Thaten ſeines großen Königs verherrlichten, größern Ruhm, als durch ſeine anakreontiſchen Scherze, die der Zeit der Perücken und Reifröcke im nördlichen Deutſchland nicht ſo wohl anpaſſen wollten, als der Zeit helleniſcher Nacktheit. Das war eben der gemeinſchaftliche Fehler aller Gräkomanen, daß ſie beim beſten Willen, zur Natur zurückzukehren, ſich in der Wahl der Natur vergriffen, und die ſüdliche, antike Natur mit ihrer barbariſchen und nordiſchen tauſchen zu können meinten, ohne daß man die Verwechslung merken würde. Cramer beſang den Luther in ſtürmiſcher Ode, als deutſcher Pindar.

Einen eigenthümlichen Weg ſchlug der Schweizer Geßner ein, als der deutſche Theokrit. Seine Idyllen bevölkerten die Bäche und Haine, wo ſo viel

Barbarenblut gefloſſen, dann Klöſter, Ritterburgen und gothiſche Städte ſich erhoben hatten, wiederum mit nackten Nymphen und bocksfüßigen Satyrn, mit Philemon und Baucis und einer Schaar von kleinen Genien. Allein es iſt unverkennbar, daß ſeine Nachahmungen treuer und zugleich natürlich ſchöner waren, als die von Guarini oder irgend einem der ſchäferlichen Hofpoeten Frankreichs, daß in ihnen ein Strahl des Rouſſeau'ſchen Geiſtes durchleuchtete, und daß ſie eben dieſem Zauber einer ſchönen Naturwahrheit den Ruhm verdanken, der ihnen bleiben wird.

Lichtwehr befolgte das Beiſpiel Gellerts, ſuchte aber in ſeinen Fabeln dem antiken Muſter treuer zu bleiben und der deutſche Aeſop zu werden. Auch er enthält viel Schönes.

Allen dieſen deutſchen Horazen, Anakreonen, Pindars, Theokriten und Aeſopen ſteht der deutſche Homer Klopſtock voran. Er war es eigentlich, der durch den mächtigen Einfluß ſeines Meſſias und ſeiner Oden den antiken Geſchmack zur Herrſchaft brachte, aber nicht trotz der deutſchen und chriſtlichen Weiſe, ſondern vielmehr zu Gunſten derſelben. Religion und Vaterland galten ihm vor allem hoch, aber im Bezug auf die Form hielt er die altgriechiſche für die vollkommenſte, und glaubte den ſchönſten Inhalt mit der ſchönſten Form zu verbinden, wenn er

Christenthum und Deutschthum in griechischer Weise priese, — gewiß ein seltsamer, aber dem seltsamen Entwicklungscharakter seiner Zeit ganz natürlicher Irrthum. Zwar blieben die Engländer nicht ganz ohne Einwirkung auf Klopstock, denn sein Messias ist nur der Pendant zu Miltons verlornem Paradiese; allein Klopstock war deßhalb keineswegs ein bloßer Nachahmer der Engländer; sein Verdienst um die deutsche Poesie ist vielmehr eben so eigenthümlich als groß. Er verdrängte den bisher vorherrschenden französischen Alexandriner und Knittelvers durch den griechischen Hexameter und durch die übrigen sapphischen, alcäischen und jambischen Versmaße der Alten. Dadurch wurde nicht nur der französische Schwulst und die gedankenleere Reimerei beseitigt und der Dichter genöthigt, mehr an den Sinn und Inhalt als an den Reim zu denken, sondern es wurde auch durch die Rücksicht auf den rhythmischen Wohllaut die deutsche Sprache aufs neue durchgearbeitet und ihr eine Geschmeidigkeit abgewonnen, die den Dichtern auch dann noch zu Statten kommen mußte, wenn sie die griechische Form, als ein bloßes Studium und Exercitium später wieder verwarfen. Ueberdies wollte Klopstock, obgleich in der Form ein Grieche, doch im Geist immer nur ein Deutscher seyn und er war es, der die patriotische Begeisterung und jene Vergöt-

terung des Deutschthums einführte, die seitdem trotz allen neuen fremden Moden nicht mehr untergegangen ist, vielmehr im Gegensatz gegen das Fremde sich oft bis zur Ungerechtigkeit und Bizarrerie gesteigert hat. So wunderlich es klingt, wenn er, der Sohn der französischen Perückenzeit, sich in alcäischen Versen einen Barden nennt, und somit drei ganz heterogene Zeitalter, das moderne, antike und altgermanische vermischt, so war dies doch der Anfang jener stolzen Ermannung deutscher Poesie, die es endlich wagte, die fremden Fesseln und die seit dem westphälischen Frieden gewohnte demüthige Haltung abzuwerfen. Es that wahrlich Noth, daß wieder Einer kam, der frei auf die Brust schlug und rief: ich bin ein Deutscher! — Endlich wurzelte seine Poesie wie sein Patriotismus in dem erhabenen sittlich-religiösen Glauben, den sein Messias verherrlicht, und er war es, der nebst Gellert der modernen deutschen Poesie jenen würdevollen, ernsten, frommen Charakter verlieh, den sie trotz aller Ausschweifungen der Phantasie und des Witzes nie wieder verloren hat, und den die fremden Völker stets an uns am meisten bewundert oder mit Scheu betrachtet haben. Wenn man sich des Einflusses der frivolen altfranzösischen Philosophie und Voltair'schen Spötterei erinnert, sieht man erst ein, welchen mächtigen

Damm Klopstock jenem fremden Einfluß in der deutschen Poesie entgegensetzte.

Mehr also noch, als seine Durchbildung der deutschen Sprache, haben ihm sein Patriotismus und seine erhabene Religiosität jenes ehrwürdige Ansehen verliehen, das er immer behaupten wird. Sie haben bewirkt, daß man ihn immer bewundert hat, wenn man ihn auch kaum auszulesen im Stande war, worüber schon Lessing spottet. Es ist wahr, Klopstock verliert alles, wenn man ihn in der Nähe und im Einzelnen betrachtet. Man muß ihn in einer gewissen Ferne und im Ganzen auffassen. Wenn man ihn liest, scheint er pedantisch und langweilig, wenn man ihn aber gelesen hat, wenn man sich an ihn erinnert, wird er groß und majestätisch. Denn leuchten seine beiden Ideen, Vaterland und Religion, einfach hervor, und machen uns den Eindruck des Erhabenen. Wir glauben einen riesenhaften Geist Ossian's zu sehn, eine ungeheure Harfe hoch in den Wolken rührend. Kommt man ihm näher, so löst er sich auf in ein dünnes breites Nebelgewölk. Aber jener erste Eindruck hat auf unsre Seele mächtig gewirkt und uns zum Großen gestimmt. Obwohl zu metaphysisch und kalt hat er uns doch in den höchsten Ideen seiner Poesie zwei große Lehren gegeben, die eine, daß die entdeutschte Dichtkunst, dem heimischen Boden längst entfremdet, wieder in ihm ihre

Wurzeln ſchlagen müſſe, und nur in ihm zum herrlichen Baume gedeihen könne, die andre, daß alle Poeſie wie ihre Quelle, ſo ihr höchſtes Ziel in der Religion finden müſſe.

Dieſe neuen Lehren drängten ſich ihm aus dem Alterthum auf. Bei den Griechen fand er, was für die Poeſie jedes Volkes gilt, Sinn für das Vaterland und die Religion. In dieſer Weiſe dürfen wir Klopſtock als den erſten Vorgänger auch in der Richtung betrachten, welche den Geiſt des claſſiſchen Alterthums verfolgte. Er eröffnete ſeinen Nachfolgern zwei Wege, die einen ſuchten die griechiſchen Formen, die andern den griechiſchen Geiſt auf. Dort ſteht ihm Voß, hier Wieland am nächſten.

In Bezug auf das Formelle bildete **Voß** den antiken Geſchmack aus. Hier iſt er der Meiſter. Mit ihm begann die eigentliche **Gräkomanie**. Voß iſt der Fehler, zu welchem Klopſtock hinneigte, das Extrem dieſer ganzen falſchen Richtung unſrer Poeſie. Weiter konnte ſie nicht abirren. Voß, dieſen ſeltſamſten aller literariſchen Pedanten, trieb ein Spiel der Natur, durch welches zuweilen gerade das Fremdartigſte ein Gegenſtand des Appetites wird, zu einer tragikomiſchen Liebſchaft der griechiſchen Grazie, und er ahmte dieſelbe in den poſſirlichſten Capriolen nach. Er übernahm länger als ein halbes Jahrhundert die Siſyphusarbeit, den rohen Runenſtein der deutſchen

Sprache auf den griechiſchen Parnaß zu ſchleppen, doch immer

hartig hinab mit Geprelter entrollte der tückiſche Marmor.

Er hatte die fixe Idee, man müſſe die deutſche Sprache auf eine mechaniſche Weiſe Sylbe für Sylbe der griechiſchen anpaſſen. Er verwechſelte ſein beſonderes Talent und die daraus herfließende Vorliebe für dieſe philologiſchen Sylbenſtechereien mit einer allgemeinen Fähigkeit und mit einem allgemeinen Bedürfniß der deutſchen Sprache und Poeſie, wie wenn ein Seiltänzer verlangen wollte, daß alles auf dem Seile tanzen ſolle. Das nächſte Mittel, die deutſche Sprache am Spalier der griechiſchen aufzuziehen, waren natürlicherweiſe Ueberſetzungen. Hier wurde die deutſche Sprache der griechiſchen ſo nahe gebracht, daß ſie allen Bewegungen derſelben folgen mußte, wie ein wilder Elephant, den man an einen zahmen koppelt. Voß hat den Ruhm des treuſten Ueberſetzers, aber nur, ſofern von der Materie der Sprache und den mechaniſchen Geſetzen die Rede iſt; Geiſt und Seele ſind ihm immer unter ſeinen groben Fingern verſchwunden. Er hat in ſeinen Ueberſetzungen den eigenthümlichen Charakter und die natürliche Grazie der deutſchen Sprache ausgetrieben, und der liebenswürdigen Gefangnen eine Zwangsjacke angezogen, in der ſie nur noch ſteife und unnatürliche,

krampfhafte Bewegungen machen konnte. Sein wahres Verdienst besteht darin, daß er eine große Menge guter, aber veralteter oder nur im Volke üblicher Wörter in die moderne Schriftsprache einführte. Er war dazu gezwungen, weil er eine große Auswahl von Wörtern haben mußte, um das vorgeschriebne griechische Zeitmaaß immer aufs genauste auszufüllen. Ausserdem hat er so gut wie Klopstock gerade durch die schwierigen griechischen Exercitien die deutsche Sprache durchgearbeitet, wie die Schatzgräber zwar den Schatz nicht fanden, aber doch das Erdreich fruchtbarer machten. Ich bin weit entfernt, ihm dieses gewiß eben so mühsame als nützliche Verdienst um die Sprache abstreiten zu wollen, aber seine Studien können nicht als Meisterwerke gelten, es war Apparat, Gerüst, Schule, aber nicht das Kunstwerk selbst. Es waren Verrenkungen der Sprache, um zu zeigen, wie weit ihre Gelehrigkeit gehe, aber es war nicht die Grazie ihrer Bewegung selbst. Niemand konnte so sprechen, wie Voß schrieb. Es würde jedem qualvoll und lächerlich vorgekommen seyn, wenn er seine Worte wie Voß hätte stellen sollen. Sie klingen immer nur wie eine steife Uebersetzung, auch wo er wirklich nicht übersetzt. Diese Uebersetzungen selbst aber sind oft so sklavisch treu und darum undeutsch, daß sie erst verständlich werden, wenn man das Original liest. Und doch war jene

Treue nicht im Stande, zugleich mit dem Wortlaut auch den Geist und die Eigenthümlichkeit des fremden Autors auszudrücken. Im Gegentheil war die qualvolle Steifigkeit des Zwangs das allgemeine Kennzeichen aller seiner Uebersetzungen und alle gleichen sich darin, alle schlug er über diesen seinen Leisten. Ob Voß den Hesiod, Homer, Theokrit, Virgil, Ovid, Horaz, Shakspeare oder ein altes Minnelied übersetzt, überall hören wir nur das bockſteife Roß seiner Prose traben, und selbst der starke Genius Shakspeare's vermag es nicht um ein kleines ihn aus dem Takt zu bringen. Man kann den Uebersetzer daran erproben, daß man ihn zwei ganz entgegengesetzte Dichter übersetzen läßt. Sehn sie sich dann ähnlicher, als zuvor, so ist die Uebersetzung gewiß bei beiden untreu, im eigenthümlichen Charakter verfehlt. Voß hat diese Probe gemacht und ist schlecht bestanden. Frisch und gesund sind die guten alten Dichter in seinem Hexenkessel untergetaucht, und als Wechselbälge wieder zum Vorschein gekommen. Alle sind nun kleine Voßse geworden, alle gehn in Steifleinen, einer wie der andre uniformirt.

Voß war übrigens so sehr in jeder Hinsicht eine Karikatur Klopstock's, daß er auch dessen beide poetischen Ideen, Vaterland und Religion, nach seiner Weise umprägte. Wie ihm die Poesie in einer mechanischen Fertigkeit, Sylben zu stechen, bestand, so

ſchrumpfte dieſem engherzigen Mann auch das Vaterland in den idylliſchen Familienkreis zuſammen, und die Religion in eine ſchwarzgalligte altproteſtantiſche Polemik. Er predigte zwar den Katholiken Toleranz, wollte aber nicht die geringſte gegen ſie ausüben.

Seine Idyllen, ſeine berühmte Louiſe, ſeine Briefe verdienen blos deßwegen die Unſterblichkeit, weil ſie der Inbegriff aller Philiſterei und Familienhätſchelei des vorigen Jahrhunderts ſind. Wahrlich es hat nie ein altes Weib gegeben, die mit ſo viel breiter Selbſtgefälligkeit ſich einerſeits mit den kleinen weibiſchen Hausgeſchäften, mit Familiengaſterei, Familienbeſuchen, Gevatterſchaften, andererſeits mit weibiſchen Nachreden, Schmellen, Klatſchen, Verdächtigen und Verleumden abgegeben hätte, als dieſer Johann Heinrich; und ſo geht er fortan in damaſtnem Schlafrock und weiß gewaſchner Schlafmütze durch die Jahrhunderte.

Dieſer Erzphiliſter betrachtete ſich und ſeine Erneſtine als das zweite paradieſiſche Paar, daher er ſich und ſie auch par excellence Vater und Mutter Voß genannt wiſſen wollte. Häuslichkeit, Väterlichkeit, Mütterlichkeit ſind aber Dinge, deren ganzer Werth in ihrer Anſpruchloſigkeit beruht. Indeß kam ſeiner Eitelkeit die damals ſchon eingeriſſene Sentimentalität zu Statten, von der ich nachher beſonders reden will. Voß verkuppelte die moderne Sentimen-

talität mit der Gräkomanie und aus dieser Verbindung entstanden Mißgeburten, wie Matthissen, Kosegarten ꝛc. ꝛc., wovon nachher. Ohnehin müssen wir bei der Betrachtung der sentimentalen Poesie auf die klassischen Pfarrerfamilien zurückkommen. Hier habe ich vorläufig nur andeuten wollen, wie Voß den Klopstock karikirte und dessen großartige Vaterlandsliebe in eine verdiesterte, spießbürgerliche Häuslichkeit und Familienpimpelei verkleinerte.

Eben so ist Voß in religioser Beziehung die Karikatur seines großen Meisters Klopstock. Ich habe schon im ersten Theil jene Rationalisten geschildert, die jeder weltlichen Gewalt schmeichelnd und feiges Herzens Andersdenkende verfolgend, sich in den Augen der dummen Menge als Helden, als zweite Luthers und Huttens vorzustellen wußten, indem sie das Wahnbild eines überall umherschleichenden Jesuitismus an die Wand mahlten und gegen dasselbe fochten, als ob wirklich ein gefährlicher Feind verhanden wäre. Unter diesen Spiegelfechtern nahm Johann Heinrich Voß eine der ersten Stellen ein. Er verstand die Kunst, für einen freisinnigen Volksfreund zu gelten, während er vor jeder Gewalt einen Bückling machte, überall die Hände küßte, Fürstlichkeiten und Gräflichkeiten beschmeichelte, und sich hübsche Pensionen von den Großen verschaffte. Und worin bestand sein Heldenmuth? darin, daß er den armen

Stollberg, der ihm so manchen Freundesdienst geleistet, und den er dafür ein halbes Jahrhundert hindurch in allen antiken Versmaaßen gelobhudelt hatte, plötzlich unversehends heimtückisch überfiel, und mit Hülfe des gegen die unsichtbaren Jesuiten unübertrefflich tapfern Geheimen Kirchenrath Paulus, die gaffende Menge ein paar Jahre lang überredete, sein Geklatsch habe Deutschland von der größten aller Gefahren, von einem allgemeinen Katholischwerden, von einer Wiederbringung des ganzen Mittelalters gerettet, und er, Voß, sey gewiß ein zweiter Luther, wo nicht mehr als Luther.

Während Voß einseitig sich in der antiken Form verrannte, suchten Andere den antiken Geist. Der Anstoß ging theils von den bildenden Künsten und ihrem großen Musageten Winkelmann, theils von den geschmackvolleren Philologen aus, die von der grammatikalischen, historischen und überhaupt wissenschaftlichen Kritik allmählich zur ästhetischen übergingen. Man drang endlich in den Geist des classischen Alterthums ein, und bildete daran den eignen Geist. Man bemühte sich die plastische Klarheit, die natürliche Grazie und die Feinheit der Griechen auch auf die deutsche Poesie überzutragen, diese darnach zu veredeln und zu verfeinern, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufzuopfern. Eine Wechselwirkung, ein wechselseitiger Unterricht der Völker ist der Zweck ihres

Verkehrs, das Resultat aller historischen Erinnerungen. Wenn jedem etwas ganz Eigenthümliches inwohnt, das kein andres nachahmen kann, so bildet doch auch jedes etwas Reinmenschliches aus, das jedes andre sich aneignen kann. Unter allen Völkern des Alterthums aber haben die Griechen den unbestrittnen Ruhm der humansten Bildung. Abgesehn von ihren nationellen Besonderheiten war ihre Verstandesbildung eine so allgemeine, daß alle Völker bei ihnen in die Schule gehen können, und nicht minder ihre gesellige Kunstbildung. Die Wahrheit, Natur und Grazie dieser Bildung leuchtet allen Völkern als Muster voran. Sie war rein menschlich, darum ist es keine Nachahmung, sich nach ihnen zu richten, sondern nur ein natürliches Bestreben der menschlichen Natur, sobald sie sich ihrer bewußt wird und einige Sicherheit in dem, was sie will, erlangt hat. Wir ahmen nicht die Griechen nach, die Griechen lehren uns nur, wie wir unsern eignen Verstand ausbilden, und wie wir auch in unser Leben die Grazien einführen sollen.

Ohne Zweifel ist es der plastische klare Verstand und die leichte natürliche Grazie, was uns an den Griechen zuerst anziehen muß, was wir uns anzueignen den lebhaftesten Drang fühlen müssen, wenn wir nur einigen richtigen Takt, ein gesundes Naturgefühl aus dem Wust der mißgeschaffnen Perücken-

welt gerettet haben. Darum wandten ſich auch die erſten Männer, die den beſſern Geſchmack herſtellten, ſogleich an den Verſtand, an die Grazie Griechenlands.

Wieland war es, der den leichten atheniensiſchen Geiſt in die deutſchen Wälder und gothiſchen Städte verpflanzte, aber nicht ohne den ebenfalls immer leichter dahin tändelnden franzöſiſchen Genius. Wieland verband in ſeiner Eigenthümlichkeit die Gallomanie und Gräkomanie. Er war auferzogen in der erſten, und wandte ſich erſt ſpäter zur letztern, aber er erkannte zugleich den einſeitigen Abweg, den Klopſtock und Voß gingen, und führte die Deutſchen von deren ehrbaren Steifigkeit zu der anmuthvollen Bewegung der griechiſch-franzöſiſchen Grazien zurück. Die deutſche Poeſie, wohl zur Minnezeit in einer heitern leichten Grazie ſich bewegend, war durch die Meiſterſänger in ſteifleinenes Gewand, nach dem dreißigjährigen Kriege in Allongeperücken und Reifröcke verſteckt worden, wußte ſchier nicht mehr, wo ſie die Hände hin thun ſollte, und ſpielte albern mit dem Fächer. Warfen mächtige Genien, wie Klopſtock und Leſſing, dieſen Plunder von ſich und ſchritten aus der Menuett heraus, keck ihres eignen Ganges, ſo mußte doch in ihnen erſt die Kraft ſich ſättigen, damit andere zur Anmuth zurückkehren konnten, und die Hauptrichtung ihres Strebens ging auf Hö-

heres, um sich vorzugsweise damit zu befassen. Dieser Anmuth wieder ihre Stätte zu bereiten, bedurfte es eines eignen genialen Geistes, in dem ausschließlich diese Tendenz sich offenbarte.

Wieland trat auf, der heitre, liebenswürdige, feine Wieland, ein in Anmuth, Leichtigkeit, Scherz und Witz überfließender, unerschöpflicher Genius. Man muß nothwendig die ganze steife verrenkte, manierliche, pathetische Zeit kennen, die ihm vorherging, um den freien Schwung dieses Genius recht würdigen zu können, und um zugleich, was wir vom höhern Standpunkt der heutigen Zeit, zu dem er uns auf seinen Achseln selbst gehoben hat, etwa an ihm noch auszusetzen hätten, billig zu entschuldigen.

Wieland gab der deutschen Poesie zuerst wieder die Unbefangenheit, den freien Blick des Weltkinds, die natürliche Grazie, das Bedürfniß und die Kraft des heitern Scherzes. Keck, launig, imponirend, schnitt er die Zöpfe der Philister hinunter, entkleidete die erröthende Schönheit des fatalen Reifrocks, und lehrte die Deutschen, nicht so einseitig, wie die frühern schäferlichen Dichter, nackt in der idealischen Idyllenwelt mit Lämmchen zu spielen, sondern in der Welt, wie sie ist, durch Entfernung der Unnatur die Natur von selbst wieder zu finden, und die entfesselten Glieder in leichter, sicherer Harmonie zu bewegen.

Sein ganzes Wesen war von jenem Geiste der Anmuth, des Frohsinns, der Unbefangenheit und Sicherheit durchdrungen, frei, fein und witzig, leicht, beweglich und unerschöpflich im Scherz, wie es der natürliche und gesunde Zustand des Lebens stets verlangt, und noch mehr dazu aufgefordert durch den Gegensatz der zähen und herben Zeit. Darum fand er auch mit sicherem Tackte, was die Vorfahren und andern Völker in liebenswürdiger Grazie auszeichnet, allwärts heraus, und gewann leicht die schwere Kunst, den eigenen Geist daran zu verfeinern, der eigenen Poesie es einzuhauchen und die Musterhaftigkeit desselben den Deutschen klar zu machen. Aber es war auch fast nur diese Grazie, die er bei seinem großen Studium der alten und fremden Poesie vor allem heraushob, als das ihn vorzüglich Ansprechende, ihm vor allen Geltende. Hier ist er der einzige.

Am stärksten ward Weiland's Genius nach Griechenland gezogen. Dort fand er alle Ideale seiner Grazie, dort trank er den reinen Trunk des Lebens und der Natur. Nur wenige Geister sind in jener Heimath des Schönen heimisch geworden, jeder auf andere Weise. Ein Leben, wie das griechische, ist zu groß, als daß es ein Geist ganz erfassen könnte. Nur ein Daseyn, in diesem Leben selber empfangen und genährt, könnte dazu berechtigen. Wir aber

ſtehn fern jener Welt, und nur einzelnen Wanderern gelingt es, ſie wieder zu finden, aber als Fremdlinge. Wieland machte die Harmonie und Grazie, von denen das ganze griechiſche Leben durchdrungen war, ſeinem Geiſte eigen. Hatte vor Wieland wohl irgend ein neuer Europäer die griechiſche Grazie erkannt und in ſich aufgenommen? Ehedem deckte man mit dem Helm und Harniſch, ſpäter mit Perücken und Friſuren, unendlichen Weſten, Manſchetten und Reifröcken den herrlichen Gliederbau, die natürliche Wohlgeſtalt. Was Winkelmann hier für die plaſtiſche Kunſt, das that Wieland für die Dichtkunſt. Er lehrte an dem Muſter der Griechen wieder natürliche Schönheit anerkennen und geſtalten. Aber ſchwerlich mochte man, wenn es auch unverkennbar iſt, daß er eine der vorſtehendſten Seiten des griechiſchen Weſens aufgefaßt, doch behaupten können, er habe die Tiefe des griechiſchen Genius ganz durchdrungen, ſo wenig als die Tiefe der Romantik. Die plaſtiſche Schönheit der griechiſchen Baukunſt und Statuen, der Frohſinn und die Harmonie des griechiſchen Lebensgenuſſes, die ſpiegelreine Glätte der griechiſchen Philoſophie reichten den vollen Blüthenüberhang ihm über die hohe Mauer der Zeit herüber, aber nur dieſen. Seine griechiſchen Romane entſprechen daher nur in einem Sinn dem griechiſchen Genius, und ſind übrigens Produkte Wieland's und ſeiner Zeit und dieſer ein-

gebürgert, und auch der französische Geschmack hat seinen Theil daran.

Zu den Franzosen wandte sich sein Sinn in eben demselben ursprünglichen Bedürfniß, wie es Friedrich der Große und andere seiner Zeit wohl fühlten, nur daß der eine es als Philosoph und König, der andere als Dichter befriedigte. An jenem Weltsinn, an dem Sinn für sichere, klare Behandlung der Umgebung und jedes Verhältnisses, woraus zugleich immer die Kunst derselben entspringt, hatten die Franzosen uns Deutsche längst übertroffen. Seit Voltaire aber hatten ihre besten Schriftsteller einen so routinirten Geist gezeigt, daß in der That zwischen ihnen und den geistvollsten Autoren des spätern Alterthums, namentlich Lucian, wenig Unterschied war. Wenn wir nun allerdings finden, daß Wieland in seinen romantischen Dichtungen sich nicht blos Ariost, sondern auch Voltaire und Parny, in seinen Romanen nicht blos Lucian und Cervantes, sondern auch Crebillon, Diderot, Cazotte zum Muster nahm, so müssen wir nur die Sicherheit und Gewandtheit bewundern, mit welcher Wieland bei aller Leichtfertigkeit doch das eigentlich Schmutzige und das moralische Gift jener eben so genialen als verdorbnen Franzosen zu beseitigen wußte, und wie er der einen antiken und der andern französischen Grazie noch die dritte jüngste deutsche Grazie einer holden naiven,

zwar kokettirenden, aber doch noch mit ihrer Unschuld kokettirenden Grazie hinzufügte. Die Art, wie Wieland die franzöſiſche Frivolität mäßigte, macht ſeinem Geſchmack weit mehr Ehre, als ſeine Adoption derſelben Vorwürfe verdient. Man hat ihn oft hart darum getadelt, ihn den Verführer unſrer ſittlich reinen Nation genannt und beſonders die neualtdeutſchen Nazarener und Seufzerer haben ihn eine Zeitlang ganz verdammen wollen. Als ich, unter den Jüngern der erſte, ihn rechtfertigte und wieder einmal lobte, war man allgemein erſtaunt, wie die eben ſo dummen als zahlreichen Rezenſionen der erſten Auflage des vorliegenden Buchs zur Genüge beweiſen. That das pinſelhafte Volk, als ob es Wieland verachtete! O du holder, der Natur vertrauter Geiſt, durch deſſen ſonnenhelles Leben ein lächelnder Genius ging und mit Oberons Lilienſcepter die Alltäglichkeit deiner Zeit in ein liebliches Wunder verwandelte, du klarer, beſonnener Geiſt, der du das Maaß des Glückes in der Weisheit fandeſt, und zum Tempel der Venus nur durch den der Urania ſchritteſt, dich anmuthſtrahlenden Apoll unter Hirten, dich liebenswürdigen Gott unter deutſchen Kleinſtädtern, die noch dickere Schädel haben als Böotier, dich wollen ſie mit hängendem Maule und blinzenden Augen und gefalteten Händen verläſtern, die prüden Hämlinge der Jetztwelt. Nein, ſo lange die Welt noch lächeln und

küſſen kann, unſterblicher Freund Wieland, wird ſie dich gegen dieſe mittelalterlichen Affen vertheidigen und wenn je eine Grazie auf Erden gewandelt, oder noch wandeln wird, ſo wird ſie in Wieland ihren Liebling erkennen. Nicht dieſer natürliche leichte Sinn und Scherz, nur die ſcheinheilige ſentimentale Unzucht iſt zu verdammen. Weit entfernt, ein reines Geſchlecht zu verführen, hat Wieland vielmehr ein durch die Gallomanie bereits verdorbnes Geſchlecht zu Anſtand und Mäßigung, zu einem heitern und geiſtreichen geſelligen Genuß zurückgeführt, und erſt die ſpätern ſentimentalen und zum Theil romantiſchen Dichter verbreiteten unter der Maske überſchwenglich hoher Empfindungen das Gift einer krankhaften Wolluſt, die dem kerngeſunden Wieland ganz fremd war. Ueberhaupt die lachende Luſt iſt nie gefährlich, dies iſt nur die ernſthafte, ſinnende, weinende und betende, die Wolluſt in Göthes, in Heinſes, in Friedrich Schlegels und dergleichen Schriften. Die Sinne, bewacht vom Verſtande, ſind offene lachende Grazien, heitre Geſellſchafter, nur wenn ſie ſich in erhabne und edle Empfindungen verſtellen und unter dieſer Maske das Gemüth beherrſchen, werden ſie unreine und heimlich tödtende Gifte.

Auch muß man dem durchaus geiſtvollen Wieland nicht die Fehler ſeiner groben und faden Nachahmer zur Laſt legen, nicht die matten Tändeleien

Gerstenbergs, nicht die seichten Rittergedichte Alxingers, nicht die Gemeinheiten des elenden Blumauer, der unter Joseph II. in Oesterreich den kleinen Voltaire spielen wollte und in seiner Travestie des Virgil ꝛc. ungefähr alles zusammenraffte, was eine halbe und falsche Aufklärung in rohen Gemüthern an Frechheit und Handwerksburschenwitz hervorbrachte.

Die anmuthige und lebendige Auffassung des griechischen Alterthums durch Wieland pflanzte sich auf die vornehmern Dichter des vorigen Jahrhunderts fort, insbesondre auf Göthe. Oder fühlt ihr nicht die sanfte ionische Luft, wenn ihr seinen Wilhelm Meister, seinen Tasso, seine Iphigenie lest? Die spiegelhelle Klarheit seiner Sprache, die Unmittelbarkeit seiner Naturanschauung ist seit Homer noch von keinem wieder erreicht worden. Dieser Zauber der Form, den wir den Griechen abgelernt, ist aber so wenig blos in die engen Schranken einer Zeit, eines Volks und einer Sprache gebannt, daß er sich sogar romantischen Dichtungen mitgetheilt hat, deren Tendenz sehr verschieden von der antiken Tendenz ist. Dagegen sind gerade die künstlichen Nachahmungen des Antiken, z. B. der Trauerspiele von Sophokles nnd Euripides, wie sie die Franzosen und nach ihnen Göthe, Schiller, Schlegel und andre versucht haben, nicht das Gelungenste. Es verdient Beachtung, daß

die anerkannt besten Nebenbuhler der griechischen Anmuth und Natürlichkeit Romantiker sind, und zwar in ihren romantischen Darstellungen, nicht in ihren absichtlichen Nachahmungen des Antiken. Leicht gesellt sich zu dem vollen, kräftigen, tiefen und zarten Gemüth der Romantik die edle, freie und klare Grazie der antiken Form. Darum gelang es auch den Romantikern leicht, die fremde Göttin in ihren Zauberkreis zu ziehen, und den Zopfgelehrten und Sylbenstechern niemals, wenn sie auch ihre philologischen und mythologischen Briefe für Gevatterbriefe der Athene selbst ausgaben.

Von den spätern Pflegern des antiken Geschmacks, von denen, die ihn ganz rein und plastisch wiederherzustellen suchten, wie Göthe in der Iphigenie, Schlegel im Jon ꝛc. oder wie Graf Platen in seinen kunstreichen pindarischen und aristophanischen Dichtungen, so wie von denen, die das Antike mit dem Sentimentalen verkuppelten, wie Matthisson und die andern Elegiker, und endlich von denen, die ihn mit der Romantik in eine hermaphrodytische Verbindung zu bringen trachteten, wie Göthe im zweiten Theil des Faust ꝛc. wollen wir auch erst später reden, wenn wir die poetischen Schulen betrachten, die sich nach Göthe entwickelt haben. Eben weil sie später sind und weil in ihnen so vielerlei Einflüsse durch-

einanderſpielen, wollen wir erſt die ältern noch ſchärfer geſonderten Schulen vor Göthe betrachten, und gehn demnach über zur

4.

Anglomanie.

In England hatte die große Revolution, welche die Stuarts vertrieb, alle Kräfte der Nation aufgeregt und zugleich die der geiſtigen Entwicklung ſo förderliche Preßfreiheit erobert. Daher begnügten ſich die engliſchen Denker und Dichter nicht, wie die franzöſiſchen, mit einer Nachäfferei der Alten, ſondern wandelten ſelbſtſtändige Bahnen, und dienten nicht dem Hofe, ſondern dem Volke, der Wiſſenſchaft, der Humanität und Bildung überhaupt. Den an Freiheit und Selbſtſtändigkeit tief hinter ihnen zurückgebliebnen Deutſchen gebührt wenigſtens der Ruhm, die Vorzüge Englands bald genug anerkannt und adoptirt zu haben. Es beſchämt mich, indem ich etwas deutlicher, als es vor mir Andere gethan, die Wege nachweiſen muß, auf welchen das meiſte von deutſchen Autoren uſurpirte Verdienſt aus dem Ausland zu ihnen gebracht worden iſt; allein eine bittre Wahrheit iſt beſſer als eine ſüße Täuſchung. Es iſt wahr, und die hier auf einander folgende Geſchichte der Gallomanie, Gräkomanie und Anglomanie beweiſt es, daß unſre Großväter bei weitem den größ-

ten Theil ihres Ruhms von fremdher borgten; ja wir werden auch noch bei der Geschichte der sentimentalen und romantischen Poesie dieselbe Beobachtung zu machen haben. Unsre Passivität überwog sehr viel die Aktivität, und die Sonnen am Himmel unsrer neuen Poesie waren zu sehr großem Theil nur Monde, die das Licht von ältern und fremden Sonnen erhielten.

Zwar drang mit der Restauration unter Carl II. auch der französische Geschmack in England ein und sein vorzüglichster Anhänger war Pope, allein der alte romantische Hang der Engländer, ihr gesunder Verstand, ihr freier und bürgerlicher Geist, und ihre philosophische wie historische Einsicht wies bald die Gallomanie wieder über den Canal zurück. Die hohe Achtung, in welcher Shakespeare stand, vertrug sich nicht mit französischer Tändelei, Miltons religiöser Ernst trotzte der Gesinnung des Volks, der Frivolität des Hofes. Ossians wiederaufgefundne Gedichte und die neue Bewunderung für die altenglische Ballade nährten den romantischen Geschmack im Gegensatz gegen den antiken, den Thomson der Natur näher bringen mußte, um ihm als Landschaftsmalerei Bewunderer zu verschaffen. Die dem Nebellande eigenthümliche Melancholie fand ihren Ausdruck in Youngs Nachtgedanken. Der derbe Witz der revolutionären Polemik und Butlers veredelte sich in Swifts geist-

reichen Satyren und nahm das moderne sentimentale Element Rousseaus in sich auf in einer ganz originellen Verschmelzung des Lachens und Weinens, die unter dem Namen des Humor so große Berühmtheit und Verbreitung erlangte, und als deren eigentlichen Schöpfer Sterne (Yorik) erscheint. Endlich bildete sich der ältere spanisch-französische Roman im freien England zu klassischer Correktheit aus, indem er das Abenteuerliche abstreifte und zur Schilderung der wirklichen Lebens überging. Fielding, Goldsmith, Smollet (nicht zu gedenken des etwas zu breiten Richardson) schufen jene bewundernswürdigen Romane, in denen das moderne Leben in seinen Charakteren und Schicksalen, Reizen und Eigenheiten sich zuerst seiner selbst bewußt wurde. Zu dem allem kam noch der große Einfluß der englischen Philosophen wie Locke, Hume, Hutchinson ꝛc. der Geschichtschreiber wie Hume, Gibbon, Robertson ꝛc. und der Kritiker wie Addison, Johnson ꝛc.

In allen diesen Richtungen folgten die Deutschen mit kindlicher Aufmerksamkeit dem männlichen Genius Englands, Shakespeare wurde durch Eschenburg und Wieland, Ossian durch Denis in Wien und Stollberg, Young durch Ebert, Sterne mit großem Glück durch Bode, Smollet durch Mylius übersetzt, die altenglischen Balladen durch Herder und

Bodmer verbreitet. Aber man überſetzte nicht blos, man ahmte auch nach.

Zachariä wurde der deutſche Pope, deſſen Lockenraub er in mehreren komiſchen Heldengedichten nachahmte. Doch haben wir von Zachariä auch eine recht originelle Dichtung erhalten, den „Renommiſten," worin er die barbariſche Roheit der damaligen Jenaer Studenten mit der galanten Zierlichkeit Leipzigs, welches man damals Klein-Paris nannte, ganz allerliebſt contraſtirt. Neben dem Sebaldus Nothanker iſt dieſer Renommiſt das beſte Denkmal jener alten Sitten.

Ewald von Kleiſt wurde der deutſche Thomſon, deſſen Jahrszeiten er in dem berühmt gewordnen Gedichte „der Frühling" nachahmte. Er zeichnete ſich durch zarte Empfindungen und ſchöne Bilder gleich ſehr aus, doch theilte er die Fehler dieſer Gattung von Poeſie, die nicht unmittelbar eine ſchöne Empfindung auszudrücken wußte, ſondern erſt mittelbar im Spiegel der Reflexion, und die, ohne es vielleicht zu wollen, etwas mit ihren Reizen kokettirte.

In Klopſtocks altgermaniſche Bardengeſänge und Heldenſpiele, die Herrmannſchlacht ꝛc. miſchte ſich etwas von Oſſians Ton. In noch weit höherm Grade aber war Klopſtock der Nachahmer Miltons.

Swifts Satyren ſagten dem deutſchen Geſchmack und ich darf wohl auch ſagen, der deutſchen Sittlich-

keit mehr zu, als die Satyren Voltaires. Liscow, Rabener, Lichtenberg machen ihrem brittischen Urbild keine Schande und gehören zu den geistreichsten Schriftstellern, welche Deutschland hervorgebracht hat. Liscow hat den Vorzug des Alters, Rabener übertrifft ihn an Objectivität und einer gewissen dramatischen Lebendigkeit, Lichtenberg übertrifft wieder Rabener durch die unübertreffliche Grazie seiner Ironie. Liscow und Rabener beschäftigten sich hauptsächlich mit Deutschland, mit dessen verkehrten Geistesrichtungen, mit dem literarischen Elend in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, mit dem einreißenden Luxus, den unnatürlichen Moden, mit der Schmach der protestantischen Kirche ꝛc. und ihre Schriften haben insofern auch ein historisches Interesse. Insbesondre enthalten Rabeners mit liebenswürdigem Geist geschriebnen Briefe sehr beachtenswerthe Sittenschilderungen der Zeit.

Lichtenberg wandte sich mit so großer Vorliebe England zu, daß er eigentlich mehr diesem Lande anzugehören scheint, als uns. Hogarth übte nicht weniger Einfluß auf ihn, als Swift, und wie natürlich, da beide sich im Geist so nahe verwandt sind, obgleich dieser ein Maler und jener ein Schriftsteller ist. Lichtenbergs Hauptwerk sind die Erklärungen zu Hogarths Bildern, und eben so einzig in ihrer Art, als diese Bilder selbst. Abgesehn von ihrem

Witz, von ihrem poetiſchen Werth, iſt in dieſen Erklärungen, ſo wie überhaupt in Lichtenbergs Schriften eine Menſchenkenntniß enthalten, wie ſie vordem wohl nur im alten, menſchenreichen, verdorbnen Rom in der Kaiſerzeit gefunden wurde, und wie ſie neuerdings nur in London ſich ausbilden konnte.. Ich glaube, daß dieſe Menſchenkenntniß, mit der immer eine gewiſſe Menſchenverachtung gepaart iſt, von England her auch ſchon einige Zeit vor Lichtenberg in Deutſchland eingedrungen und auf den Geiſt Leſſings ſo wie Göthes nicht ohne Einfluß geblieben iſt. Lichtenberg ſelbſt faßte die heitre Seite der Dinge und Menſchen auf, und ſelbſt Londons Laſter werden in ſeiner gemüthlichen und feinen Ironie anmuthig. Welche Höhe der Humanität, die Menſchen ſo zu kennen, und ſo über ſie zu ſcherzen! In Lichtenbergs bucklichem Körper wohnte die feinſte und ſchönſte Seele.

Auch Thümmel ſchöpfte ſeine Bildung aus England. In ſeinem erſten komiſchen Heldengedicht „Wilhelmine“ ahmte er noch die Popiſche Manier der komiſchen Heldengedichte nach, erreichte darin aber die Meiſterſchaft, denn in dieſer Gattung exiſtirt nichts, das ſo klaſſiſch wäre, wie die Wilhelmine. Er faßt darin die kleinern deutſchen Höfe von der komiſchen Seite auf und ſein Gedicht iſt zugleich ein Maaßſtab für die Sitten der Zeit. In dem

großen Roman „Reise nach dem südlichen Frankreich“ lassen sich wohl Sternes und Fieldings Muster nicht verkennen, doch auch hier behauptete Thümmel die feine Originalität seines Geistes. Dieser Roman hat sehr viel Aehnlichkeit mit denen von Wieland, aber Wieland hat mehr französischen, Thümmel mehr englischen Geist. Am bemerkenswerthesten ist die aus diesem englischen Wesen hervortretende ungesuchte Noblesse, die vornehme Sicherheit edler Bewegung, woran es den Deutschen vorher, und leider auch noch lange nachher so sehr gemangelt hat. Wenn Thümmel die Frivolität der Vornehmigkeit mit dem scharfen Verstand und Witz der Freigeister vereinigte, so erscheint doch eins dieser Elemente durch das andre, beide erschienen durch eine nur ihm eigne Grazie gemildert. Die schwere Kunst, sich Freiheiten zu erlauben, ohne zu beleidigen, die feine altgriechische Art, den kleinen Satyr im Innern einer Grazie zu verbergen, war ihm angeboren.

Den meisten Einfluß übte Yorik auf unsern Hippel, den ersten, welcher den echten Humor, die subjektive Tragikomedie, die Selbstironisirung des Schmerzes, das Lachen im Weinen, in unsrer Poesie einführte. Dieser Humor, der eigentlich zuerst bei Cervantes und Shakspeare vorkam, ist etwas durchaus Modernes, dem frühern Alterthum Fremdes, er konnte erst zu einer Zeit hervortreten, da das im

Mittelalter entschieden vorherrschende Gemüth mit dem der neuern Bildung sich bemächtigenden Verstande in Kampf gerieth, und der eheliche Zwist zwischen Kopf und Herz, zwischen Witz und Empfindsamkeit begann. Bei den Franzosen bildete sich dieser Gegensatz äusserlich aus. Voltaire repräsentirte den Witz allein, Rousseau die Sentimentalität allein. Bei Engländern und Deutschen aber blieb der Gegensatz im Innern desselben Individuums beschlossen, wie hier überhaupt die Innerlichkeit, das Mystische stets vorwaltete. Hippels vorzüglichstes Werk sind die „Lebensläufe in aufsteigender Linie"; doch hat auch sein „Ritter von A — Z." viele Schönheiten. Man hat mit Recht seinen Empfindungen mehr Wahrheit zugeschrieben, als denen Yoriks, hinter dem sich die feinste Koketterie der Seele versteckt. Hippels Thränen sind ächte Perlen, und er ist eben so weit von der Affektation, als von der Breiweichlichkeit der spätern sentimentalen Schule entfernt. In den Lebensläufen sind Züge von Seelenschönheit, wie man sie nirgends wiederfindet.

Der langweilige, aber doch sinnige Richardson fand einen eben so langweiligen, etwas weniger sinnigen, aber mehr verständigen Nachahmer an Hermes, dessen Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" einst das Lieblingsbuch der gebildeten Damen in Deutschland, wie es Richardsons Clarisse

in England war. Zum Entsetzen breit, enthält dieser Roman doch seine Züge und eine nicht uninteressante Schilderung von Sitten und Charakteren jener Tage. Seine übrigen Romane haben weniger, oder nur ähnlichen Werth; mit seinen Bemühungen, den Damen zu predigen, begann leider jene Literatur für Damen, die jetzt zu so unermeßlichem Umfang aufgeschwollen ist.

Goldsmith, Fielding, Smollet fanden ebenfalls Nachahmer in Deutschland, die zwar ihre Originale nicht erreichten, aber als treue Maler ihrer Zeit alle Achtung verdienen. Der berühmte Buchhändler, Kritiker und Dichter Nicolai in Berlin nahm sich Goldsmiths vicar of Wakefield zum Muster und schrieb darnach in seinem „Sebaldus Nothacker" das Leben eines deutschen armen Landpredigers. Obgleich er nun von des Britten classischer Grazie weit entfernt ist, (so wie überhaupt dieser liebenswürdige Britte, ob hundertmal nachgeahmt, doch nirgends und nie erreicht wurde,) so hat Nicolai doch in seinem Roman eine reiche Kentniß der Menschen und der damaligen Verhältnisse niedergelegt und die in der protestantischen Kirche eingerissene Verderbniß auf eine Weise geschildert, die es uns sehr begreiflich macht, daß Lessing sein Freund wurde. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, Nicolais Verdienst über seiner einseitigen Aufklärerei zu vergessen. Er war in den tiefen

Regionen des Glaubens ein Fremdling und ein seichter und anmaßender Kämpfer gegen den romantischen Geist, aber sein höherer Kampf, den er an der Seite Lessings und des edlen Mendelssohn gegen die verstockte Theologie und die Inhumanität der Kanzeln und Katheder kämpfte, sichert ihm einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur, und sein Sebaldus Nothacker wird vom Kenner stets als einer der interessantesten Romane überhaupt und als der einzige in seiner Art geschätzt und mit eben so viel Theilnahme als Belehrung gelesen werden.

In Smollets launiger Manier schrieb Müller von Itzhoe zahlreiche Romane, unter denen „Siegfried von Lindenberg" den ersten Rang einnimmt. Er schildert darin einen pommerschen Edelmann, dessen einfache Sitten und kräftiges Gemüth mit der modernen Aufklärung und Kultur in sehr wunderliche und anziehende Conflicte kommt. Indeß ist Müllers Sprache etwas zudringlich, guthmüthig derb und zuweilen roh, was sie zwar charakteristischer, aber nicht angenehmer macht.

Ueber beiden steht Schummel, dessen feiner Geist, dessen vortreffliche Sprache ihn würdig macht, neben Lessing und Thümmel genannt zu werden, obgleich er weit weniger gekannt ist. Auch er lernte von den Engländern und schrieb drei komische Ro-

mane, von denen der älteste, aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts „Spitzbart" der beste ist. Er ironisirt darin die pädagogische Schwärmerei Basedows in der Lebensgeschichte eines Schulmanns, der in der Theorie ein allesumwälzender Idealist und Weltverbesserer, im Leben ein völlig unpraktischer Einfaltspinsel ist. So wenig ein Gegenstand dieser Art für die Poesie geeignet scheint, hat ihn doch Schummel mit einem Geist behandelt, daß nicht blos ein Schulmann sein Buch mit wahrem Vergnügen liest. Später hat er im „kleinen Voltaire" die deutsche Karrikatur der französischen Freigeisterei in treuen Zügen geschildert, doch ist dieses Werk mehr für die Sittengeschichte als für die Poesie von Werth. Zuletzt schrieb er noch „die Revolution in Scheppenstadt," eine unwürdige Satyre auf die Bewunderer der französischen Revolution, ungefähr im Geist von Göthes Bürgergeneral und Aufgeregten, obgleich Schummel dabei unendlich viel mehr Witz entwickelte, als Göthe. Es bezeichnet die Philisterei des Jahrhunderts, daß die entsetzlichen, allerschütternden Ereignisse in Frankreich den deutschen Schlafmützen noch Gelegenheit zu gemüthlichen Späßen gaben, jedoch nur so lange, bis sie der Donner der Kanonen von Jena in solche Angst setzte, daß sie Hören und Sehen vergaßen und daß der große Dichter des Bürgergenerals hinter die Schürze flüchtete und im Kanonenfieber heirathete.

Endlich muß ich auch Knigges hier erwähnen, der gleichfalls von den Engländern lernte, und deſſen komiſcher Roman „die Reiſe nach Braunſchweig“ unſtreitig zu den beſten Werken dieſer Gattung gehört und voll köſtlicher Laune iſt. In dem andern berühmten Werke von Knigge „über den Umgang mit Menſchen“ herrſcht dagegen eine geſellſchaftliche Doctrine, die eine ſehr unglückliche Miſchung von brittiſcher Welterfahrung, franzöſiſcher Höflichkeit und deutſchem Knechtſinn iſt. Es iſt eine Art von Machiavellismus des Privatlebens, die Lehre, ſeinen Egoismus mit Klugheit und in gefälligen Formen geltend zu machen.

Ich darf nicht unerwähnt laſſen, daß die meiſten alten Originalausgaben der eben charakteriſirten Romane von Thümmel, Hippel, Hermes, Nicolai, Müller, ſo wie die Ueberſetzungen der engliſchen Romane, einiger franzöſiſchen Romane und des Don Quichote mit Kupfern Chodowieckis geziert ſind, welche denſelben noch einen höhern Werth verleihen und dem Auge des Kenners und Liebhabers jener anmuthigen Literatur unentbehrlich geworden ſind.

Im allgemeinen hat die Anglomanie des vorigen Jahrhunderts auf die Entwicklung des deutſchen Geiſtes ſehr förderlich gewirkt, denn im Gegenſatz gegen die Gallomanie wurde dadurch männliche Kraft und ſittlicher Ernſt, und im Gegenſatz gegen die Gräko-

manie Natürlichkeit und Naivetät geltend gemacht. Nicht minder wirksam als in der Poesie äusserte sich dieser englische Einfluß in Philosophie, Geschichtschreibung und politischen Wissenschaften, wie wir schon in den frühern Theilen dieser Schrift gesehen.

8.

Lessing.

Lessing vereinigte das Studium und die Bildung aller Schulen seiner Zeit in sich, und ging durch die Gallomanie, Gräkomanie, Anglomanie wie die Sonne durch den Thierkreis, selbstständig, ohne da oder dort hängen zu bleiben, frei ansteigend die eigne Bahn. In jener Zeit des fremden Einflusses, der mit einander streitenden Geschmacksrichtungen konnten große Geister nicht wie aus reinem Boden hervorwachsen, sie mußten sich mit herkulischer Kraft durch die fremden Hemmnisse, Wirrungen und Lockungen hindurchkämpfen, sie mußten sich vermittelst einer gesunden, umsichtigen, unbestechlichen Kritik erst den Weg räumen. Daher bei Lessing neben der poetischen Kraft die kritische, daher ihm vor allem die bewaffnete Pallas zugesellt! Er übte diese Kritik in sehr weitem Sinn, auf dem Felde der Theologie, Philosophie, Philologie, Kunst- und Literargeschichte, wie

auf dem Felde der Poeſie. Er bekämpfte die plumpe Rohheit, den kraſſen Fanatismus und die geiſtloſe Pedanterei des Buchſtabenglaubens in ſeiner berühmten Fehde wegen der Wolfenbüttler Fragmente, wobei er es zu vermeiden wußte, ins Extrem des völligen Unglaubens zu fallen, wie auch ſein herrlicher Nathan beweiſt, daher ſich die freche Rotte der Gotteslästerer allezeit mit Unrecht auf ihn berufen hat. Nicht geringern Einfluß übte er auf das Emporkommen eines gründlichen und umfaſſenden Studiums und vorzüglich auch eines beſſern Geſchmacks in der Philologie und im Wechſelverkehr mit Winkelmann auf die Belebung der ſchönen Künſte. Indem er aber ſein Hauptaugenmerk auf die Poeſie richtete, wurde er der wahre Herkules Muſagetes, der Sieger über den ganzen noch übrigen Wuſt der Gallomanie und der von ihr unzertrennlichen pathetiſchen Weitſchweifigkeit, ſo wie nicht minder der treue Eckart vor dem Venusberge der modernen Sentimentalität und poetiſchen Schwelgerei, dem nach ihm gleichwohl Thür und Thor geöffnet wurden. Unterſucht man ſein Verhältniß zu den ältern und jüngern Schulen ſeiner Zeit, ſo findet man, daß er überall mit dem richtigſten Blick geſehen, mit dem ſchärfſten Wort die Fehler bezeichnet hat.

Niemand wies mit ſo einleuchtendem Scharfſinn den Unterſchied zwiſchen dem wahrhaft Antiken

und der franzöſiſchen Karikatur deſſelben noch als Leſſing, und ihm erſt verdanken wir die Reinigung unſrer deutſchen Bühne vom ſteifen franzöſiſchen Alexandriner, und die Reinigung unſrer Sprache überhaupt vom alten Schwulſt. Noch ehe die Gräkomanen aufkamen, kämpfte ſchon Leſſing, vor Klopſtock, vor Voß, aber er war weit entfernt, mit ihnen gemeine Sache zu machen. Er rettete die Antike nicht darum aus dem franzöſiſchen Bombaſt, um ſie den deutſchen Pedanten zu überantworten. Ihm war daher die Gräkomanie ſo zuwider als die Gallomanie, und er verbehlt dies nicht. Sein Epigramm gegen Klopſtock iſt bekannt:

Wer wird nicht einen Klopſtock loben,
Doch wird ihn jeder leſen? Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleiſſiger geleſen ſeyn.

Und was dachte er wohl von Voß, wenn Voß ſelbſt erzählt, daß Leſſing ihn zwar einmal beſucht habe, aber während des Geſprächs eingeſchlafen ſey? — Den Anglomanen war Leſſing verwandter, weil bei dieſen in der That der meiſte Geiſt, die meiſte Natürlichkeit war. Man kann, wenn man will, eine gewiſſe Aehnlichkeit zwiſchen den großen britiſchen Kritikern Johnſon, Addiſon ꝛc. und Leſſing finden, doch war er ihnen an Umfang und Tiefe des Wiſ-

sens, des Geistes überhaupt und insbesondere als Dichter weit überlegen. Auch kann man ihm keinerlei englisches Plagiat nachweisen.

Während Lessing vom Einfluß fremder Schulen frei blieb, konnte er doch seine Landsleute nicht eben so frei machen. Er sah und bekämpfte und verachtete die verschiedenen Manieren vor und während seiner Zeit, und war glücklich genug, die spätere Manier der Manieren, die allgemeine Geschmacksmengerei, die Vermischung aller fremden Weisen nicht mehr mit anzusehen. Doch erlebte er noch die Anfänge der Sentimentalität, und gegen nichts äusserte er sich bitterer als gegen sie, in deren fauler Verweichlichung und eitler Affectation er den absoluten Gegensatz gegen die ihm selbst eigne Kraft und Natürlichkeit erkannte und verabscheute. Als Göthe mit einer nichtswürdigen Nachäfferei der neuen Heloise von Rousseau, unter dem Namen von Werthers Leiden auftrat, Rousseaus Schwäche sogar noch übertrieb und trotz dieser Nichtswürdigkeit den damaligen Deutschen äusserst behagte, da ahnte Lessing, in welchen — man muß es deutsch sagen — in welchen weichen Koth Göthe die deutsche Literatur führen würde und er schrieb im Jahr 1774 an den Literarhistoriscer und Shakespeareübersetzer Eschenburg: „Ein Jüngling, der den Werther liest, dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen und glauben

daß der gut gewesen seyn müsse, der unsre Theilnahme so stark in Anspruch nimmt. Und das war er doch wahrlich nicht." Damit traf Lessing aufs schlagendste den faulen Fleck der Sentimentalität. Das Unmoralische an sich ist so wenig unpoetisch, als das Moralische an sich poetisch, und Lessing hat weder Voltaires unmoralische Pucelle für unpoetisch, noch Schönaichs sehr moralischen Herrmann für poetisch erklärt. Es wäre mithin lächerlich, ihm vorwerfen zu wollen, daß er Schönheit und Moralität verwechselt habe. Darin aber hatte er vollkommen recht, daß er jene Sentimentalität verwarf, die unter der Maske der edelsten und erhabensten Empfindungen nichts als gemeine Eitelkeit und Sinnlichkeit versteckte, daß er jene unmännliche, frazzenhafte Romantugend verwarf, die alle Begriffe von wahrer Tugend verwirrte, jene Göthesche Lumpentugend, die sich zur wahren verhält, wie Shakespeares Lumpenkönig zum echten Hamlet, dem er Krone und Purpurmantel gestohlen. Hätte Göthe, hätten alle seine zahllosen sentimentalen Nachfolger ihre Weiberhelden behandelt, wie Voltaire oder Crebillon die ihrigen, nämlich als Libertins, Stutzer, Weichlinge, so wäre nichts dagegen einzuwenden, aber das muß schlechterdings verworfen werden, daß er diese Weichlinge als männliche Ideale, als die edelsten und erhabensten Seelen, als Träger der höchsten männlichen Bildung, als

Götter im Fleisch darstellt, und ihre innre Nichtswürdigkeit durch jede Art von gleißendem Schein verbirgt, so daß sie der bestochene Leser keineswegs für ehrlose Gecken nimmt, was sie sind, sondern für unendlich interessante, ja heilige Personen. Lessing fährt fort: „Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern, und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἐρατος κατοχη, welche τι τολμᾶν παρα φυσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße verächtlich-schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß." Das Christenthum dürfte wohl von diesem Vorwurf frei zu sprechen seyn, da die Schuld nur in den veränderten Zeiten liegt. Vor Alters und unter den wahren Christen war männliche Kraft und Ehre wohl zu Hause, jene verführerische lügenhafte Göthesche Sentimentalität ist ein durchaus modernes Produkt. Man kann sie aber nicht schärfer bezeichnen, als Lessing es gethan. Diese wenigen Ausdrücke reichen hin, die nachfolgende und bis auf unsre Tage dauernde sentimentale Poesie zu charakterisiren. Sie stellt das Kleine als groß, das Verächt-

liche als schätzbar dar und hofft durch diese Lüge originell zu erscheinen. Das ist im Grunde alles, was sich kurz und gut davon sagen läßt, und was wir nachher, wenn wir diese Entartung unsrer Poesie schildern werden, auf jeder Seite werden bestätigt finden.

Nur so viel über Lessing als Kritiker. Diese wenigen Andeutungen reichen hin, um zu zeigen, wie klar er rückwärts und vorwärts die Verirrungen der deutschen Poesie erkannte, so weit er sie verfolgen konnte. Immerhin aber bleibt es merkwürdig, daß Lessing in der folgenden Zeit immer als großer Kritiker verehrt und daß gleichwohl seinem Urtheil schnurstracks zuwider gehandelt wurde. Auch hierin gibt sich die Unwürdigkeit und gewissermaßen politische Perfidie der folgenden Geschmacksoligarchen zu erkennen. Sie lobten den Mann, den sie eigentlich haßten, aber das Lob diente ihnen, den Unterschied, der zwischen ihm und ihnen bestand, zu vertuschen und gab ihnen das Ansehen, als ob sie eigentlich seine natürlichen Nachfolger und Erben wären.

Wenn wir Lessing als Dichter betrachten, dürfen wir nicht vergessen, daß er sich erst kritisch aus der Gallomanie, Grökomanie und Anglomanie herausarbeiten mußte und daß er sich mit hundert andern Dingen neben der Poesie beschäftigte. Daher sind seine frühern poetischen Vorstudien und Versuche, so

wie seine gelegentlichen poetischen Spielereien, auf die er selbst wenig Werth legte, sehr von den klassischen Werken seiner vollendeten poetischen Reife zu unterscheiden, nämlich von der Minna von Barnhelm, der Emilia Galotti und dem Nathan, von denen jedes allein schon hinreichen würde, ihn den größten Dichtern aller Zeiten beizugesellen. Geist und Form dieser Werke sind gleich wichtig.

Als das innerste Princip der Lessingischen Poesie tritt die Ehre hervor. Es ist begreiflich, daß die Poeten und Kritiker, deren Princip bisher im Gegentheil die Ehrlosigkeit gewesen, diesen Umstand übersehn und im Lobe Lessings so ziemlich vergessen haben. Um so mehr muß ich darauf zurückkommen.

Ich sage noch mehr, auch das Princip von Lessings ganzem Leben war die Ehre. Er dichtete nur in dem Geist, in dem er lebte. Er hatte sein ganzes Daseyn hindurch mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, aber er beugte nie sein Haupt. Er rang, nicht um Ehrenstellen, sondern um seine Unabhängigkeit. Er hätte bei seinem ausserordentlichen Talent schwelgen können in der Gunst der Großen, wie Göthe, aber er verachtete diese Gunst, er haßte sie, als eines freien Mannes unwürdig. Sein langes Privatisiren, sein Dienst als Sekretär des tapfern General Tauenzien während des siebenjährigen Krieges und später als Bibliothekar in Wolfenbüttel bewiesen, daß er nicht

nach hohen Stellen ſtrebte. Auch erklärte er, ſogleich die letztere Stelle niederzulegen, als die Cenſur ſich unterſtehen wollte, ſeinem Freiſinn Feſſeln anzulegen. Er ſpottete über Gellert, Klopſtock und alle, die vor goldgekrönten Häuptern ihr lorbeergekröntes geneigt, und er ſelbſt vermied jede Berührung mit den Großen in jenem keuſchen Stolz, denen das noli me tangere angeboren iſt. Er warf ſelbſt dem wackern Winkelmann, der doch ohne die Großen nicht hätte exiſtiren können, ſeine Abhängigkeit von denſelben vor. Als er ſelbſt nach Italien ging, verſchmähte er jede Empfehlung. Er ſchrieb 1768 an Nicolai: „Ich mag keine Bekanntſchaften in Rom, als die ich mir zufälliger Weiſe ſelbſt mache. Wenn Winkelmann nicht ein ſo beſondrer Freund und Klient von Albani geweſen wäre: ſo, glaube ich, wären ſeine Monumenti auch anders ausgefallen. Es iſt eine Menge Schund darin, blos weil er in der Villa Albani ſteht; von Seiten der Kunſt taugt er nicht, und von Seiten der Gelehrſamkeit iſt auch nicht mehr darin, als Winkelmann mit Gewalt hineinpreßt. Was ich zu ſehen, und wie ich zu leben gedenke, das kann ich ohne Kardinäle.“ Um ſich ganz unabhängig zu machen und den deutſchen Literatoren ein großes Beiſpiel zu geben, wollte er alle bedeutenden Schriftſteller dahin vereinigen, ihre Schriften im Selbſtverlag und in Zuſammenhang unter dem allgemeinen

Titel „Museum“ Band für Band herauszugeben, und ſo dem Wucher der Buchhändler ſteuern und einerſeits den guten Autoren ihren für ihre Unabhängigkeit ſo nothwendigen Erwerb ſichern, andrerſeits die ſchlechten Bücher und die damals ſchon beginnende Fabrikſchriftſtellerei unterdrücken. Der Plan mißlang natürlicherweiſe, da Schriftſteller eben ſo wenig unter einen Hut zu bringen, als Buchhändler zu entwaffnen ſind. Kaiſer Joſeph II. erregte durch ſeine liberalen Reformen großes Aufſehen, und es war 1769 davon die Rede, alle große und freiſinnige Talente Deutſchlands in Wien zu vereinigen. Leſſing erwartete nichts davon, erwartete aber eben ſo wenig von irgend einer andern Hofgunſt. Er ſah die Höfe, trotz deren damals affectirten Liebe zu Philoſophie und ſchönen Künſten als Feinde aller echten, nämlich freien Geiſtesbildung an. Er ſchrieb daher an Nicolai, der bei jener Gelegenheit über Wien ſpottete und ſein Berlin dagegen pries: „Sagen Sie mir von ihrer berliniſchen Freiheit zu denken und zu ſchreiben ja nichts. Sie reducirt ſich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion ſo viele Sottiſen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieſer Freiheit muß ſich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen ſchämen. Laſſen ſie es aber doch einmal einen in Berlin verſuchen, über andre Dinge ſo frei zu ſchreiben, als Sonnenfels in Wien geſchrie-

den hat; laſſen Sie es ihn verſuchen, dem vornehmen Hofpöbel ſo die Wahrheit zu ſagen, als dieſer ſie ihm geſagt hat; laſſen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Ausſaugung und Deſpotiſmus ſeine Stimme erheben wollte, wie es jetzt ſogar in Frankreich und Dänemark geſchieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das ſklaviſchſte von Europa iſt."

So war Leſſing ſelbſt und ſo finden wir ihn wieder in ſeinem Major Tellheim, in Odoardo Galotti, in Nathan. Nie waren Humanität und Weisheit ſo innig mit dem romantiſchen Weſen männlicher Ehre gepaart, als hier, und kein neuerer Dichter, ich ſage keiner, hat dieſe Grazie der Männlichkeit darzuſtellen gewußt, wie Leſſing.

Und welche reizende Töchter hat dieſer ſtrenge Vater! welcher Zauber wohnt in Minna, Emilia, Recha! wer, auſſer Shakeſpeare, hat die weibliche Natur in ſo holder Weichheit, edler Einfachheit, lachender Munterkeit und heiliger Reinheit aufgefaßt, als Leſſing? Man ſtaunt das liebliche Wunder der Dichtung an, und möchte doch mit dieſen ſo natürlichen Geſchöpfen Worte wechſeln, als ob ſie vor uns ſtünden.

Leſſing war unſer erſter moderner Dichter, der erſte, der die poetiſchen Ideale mit dem wirkli-

chen Leben aussöhnte, der es wagte, Helden im modernen Kostüm, Helden von heute auf die Bühne zu bringen. Bisher kannte man nur die männliche Tugend der alten Römer aus der französischen Comedie. Lessing zeigte in seinem Tellheim und Odoardo, daß man auch in der heutigen prosaischen Welt, noch ein Held, ein Mann von Ehre seyn könne.

Durch dieses moderne Kostum, durch die Natürlichkeit seiner dramatischen Personen und durch die Prosa, die er dem altfranzösischen Alexandriner wie dem griechischen Hexameter entgegensetzte, übte er mächtigen Einfluß auf die Folgezeit und wurde Schöpfer der eigentlichen modernen deutschen Poesie, die das heutige Leben zu schildern unternahm, während man bisher nur das Alte und Fremde nachgeahmt hatte. Die Anglomanen, die gleichfalls als Freunde des Natürlichen in Schilderungen der Gegenwart und des gemeinen Lebens auftraten, Nicolai, Müller von Itzehoe ꝛc. waren später als Lessing und folgten erst seinem Antrieb. Dann kam Göthe, dann Schiller, deren erste prosaische Schauspiele, Götz, Clavigo, die Räuber, Kabale und Liebe überall die Schule Lessings verrathen und ohne seinen Vorgang nicht entstanden wären.

Zugleich war Lessing der erste, der in Emilia Galotti einen modernen Fürsten schilderte. Bisher kannte man nur steife Komedienkönige mit Krone

und Scepter, oder niederträchtige Hofpoeſien, worin die Verſailler Orgien in der Form von Schäfergedichten geprieſen wurden. Leſſing überraſchte die Welt auf einmal mit einem Gemälde der Höfe, das ſo neu als treu war. Wer mag verkennen, daß er eine mächtige Wirkung hervorbrachte. Mehr als die ſpätern revolutionären Philoſophen Frankreichs wirkte Leſſings einfaches Hofgemälde auf die politiſchen Begriffe der Deutſchen. Schiller fuhr in dieſer Weiſe fort, und Iffland ſtellte zwar überall gute Fürſten, aber deſto ſchlechtere Miniſter dar. Die Immoralität der Höfe wurde ein ſtehender Bühnenartikel in Deutſchland, und die noch ſichern Höfe hatten kein Arg daran.

Leſſings Nathan bildet ſeinem Inhalt nach den Lichtpunkt der im achtzehnten Jahrhundert herrſchend gewordenen Humanität. Die Mißachtung, die ſein jüdiſcher Freund, der liebenswürdige Mendelsſohn, noch zuweilen erfuhr, veranlaßten ihn zu dieſem Meiſterwerk, in welchem der tiefſte Verſtand mit der edelſten Geſinnung gepaart iſt. Dieſes unſterbliche Gedicht der mildeſten, ja ich möchte ſagen, ſüßeſten Weisheit, iſt zugleich durch ſeine Form für die deutſche Literatur von hoher Wichtigkeit, denn es iſt der Vater der unzähligen Jambentragödien, die nach Leſſing zuerſt von Schiller und Göthe zur Mode erhoben wurden.

Doch hat kein Dichter den erſten Zauber des deutſchen Jambus wieder erreicht, wie er in Leſſings Nathan, hold überredend, innig wunderbar das Gemüth ergreift. Göthe bildete nur den Wohlklang und äuſſern Glanz, Schiller nur die hinreißende Kraft dieſes Verſes aus, und beide entfernten ſich, ſowie ihre unzähligen Nachahmer, von der liebenswürdigen Natürlichkeit und anſpruchsloſen Einfachheit der leſſingiſchen Behandlung. Der dramatiſche Jambus iſt zu lyriſch geworden, er war bei Leſſing noch der Proſa näher und viel dramatiſcher.

Doch alle die groſſen Impulſe, die Leſſing der deutſchen Literatur gab, werden wir erſt recht begreifen, wenn wir zu den folgenden Perioden übergehen.

6.
Rouſſeaus Einfluß auf die deutſche Sentimentalität.

Wenn es Leſſing nicht gelang, der deutſchen Poeſie das Gepräge ſeines Geiſtes aufzudrücken, wenn, was bei ihm eins war, Stärke und Schönheit der Seele, alsbald ſich theilte, und in die Extreme einerſeits der übertriebnen Kraft in der ſ. g. Sturm- und Drangperiode, andrerſeits in die übertriebne Weichlichkeit in der poetiſchen Philiſterei ausartete, ſo will ich zwar keineswegs behaupten, daß Rouſſeaus Ein-

fluß daran Schuld war, gewiß aber iſt, daß ſich bei den politiſch indifferenten, thatenloſen, auf ihren Familienkreis und ihre eignen Empfindungen beſchränkten Deutſchen für eine Herzensſtimmung, wie diejenige Rouſſeaus war, die ſtärkſte Empfänglichkeit zeigte, und ihre Nahrung anderswo geſucht oder ſich ſelbſt geſchaffen haben würde, wenn ihr Rouſſeau nicht ſchon hülfreich entgegengekommen wäre.

Rouſſeau iſt der Patriarch der modernen Sentimentalität. Er hat das unſterbliche Verdienſt in der Zeit Voltairs, die nur den Witz und die pathetiſche Affektation kannte, der Wahrheit und Innigkeit der Gefühlswelt ihr Recht verſchafft zu haben. Allein er fiel aus einem Extrem ins andre, und es war vielleicht unmöglich, daß das bisher mißhandelte Gefühl, indem es ſich emancipirte, nicht in Schwärmerei hätte ausarten ſollen. Die übertriebne Härte und Kälte mußte eine übertriebne Weichheit und Wärme hervorrufen. Der Diabolität Voltaires mußte eine etwas ſüßliche Seligkeits- und Engelſucht entgegentreten. Es lagen aber auch allgemeine Bedingungen in der Zeit, welche dieſe moderne Weichlichkeit und Herzensſchwäche begünſtigten, zumal in Deutſchland.

Der Deſpotismus, der im vorigen Jahrhundert herrſchte, ſchloß die gebildeten Männer von der Theilnahme an den Staatsangelegenheiten aus. Nach

dem dreißigjährigen Kriege war eine Erschlaffung eingetreten, aus der die Deutschen weder durch den spanischen Erbfolgekrieg, noch selbst durch den siebenjährigen Krieg geweckt werden konnten. Es war so weit gekommen, daß man nicht einmal mehr das Bedürfniß fühlte, sich um die öffentlichen Angelegenheiten zu bekümmern. In der Behaglichkeit oder Sorge des Privatlebens und Familienkreises befangen, dachte niemand an den Staat, an das Vaterland. Daher denn jene Ueberschätzung und ausschließliche Anpreisung des Familienlebens und die Vergötterung des häuslichen Schlafrocks. Daher bei denen, welche keine Familien hatten, oder doch noch ein höheres Bedürfniß fühlten, die Kunstbegeisterung, die bachantischen Musen, der philosophische Theorienschwindel, der gänzlich unpraktische Idealismus. Daher endlich jene Sentimentalität, die sich alle dem zugleich anschmiegte. Wo nichts gethan wird, macht sich der innere Drang wenigstens in ohnmächtigen Gefühlen Luft, und unwillkürlich gibt sich diese Ohnmacht in einem gewissen wehmüthigen Anstrich der Gefühle zu erkennen. Das Mittelalter war gefühlvoll, ohne sentimental zu seyn, denn es war Kraft und das Bewußtseyn eines vollen Besitzes dabei. Unsre Zeit ist nur sentimental, weil sie ihre Unmacht und ihre Entbehrung fühlt.

Bei der Sentimentalität ist allezeit das böse

Gewiſſen thätig. Sie iſt das mehr oder weniger klare Bewußtſeyn ſelbſtverſchuldeter Unmännlichkeit. Rouſſeau, der ſchwache, unſichere, immer ſich erhebende und wieder in die Gemeinheit zurückſinkende, ſeinen Schwächen ſchmeichelnde und dann wieder ſich ſelbſt verachtende Rouſſeau perſonificirt die ganze Gattung. Es iſt eben die Unritterlichkeit der modernen Zeit, der zur Strafe ſeiner Feigheit in einen Weiberrock geſteckte Mann, die temporäre Umkehrung der Geſchlechtspole, die Uebertragung weiblicher Furcht, weiblicher Charakterſchwäche, weiblicher Lüſternheit, weiblichen Leichtſinns, weiblicher Eitelkeit und Putzſucht, weiblicher Erregbarkeit und vorzüglich weiblicher Thränenſeligkeit auf den ſonſt ſtarken, feſten, ſtolzen, gleichmüthigen und kalten Mann.

Die ältere Poeſie der Troubadours und Minneſänger bis auf Petrarca zeigte viele Schwärmerei, doch nicht ohne Männlichkeit. Selbſt die ſpätere Schäferpoeſie war nur ein kokettes Spiel, und muß man den üppigen Cavalieren des ſiebzehnten Jahrhunderts auch manche Tugend ihrer Väter abſprechen, ſo zeigten ſie ſich doch ſelbſt in ihren Laſtern noch als Männer. Die vom Staatsregiment ausgeſchloßne Ariſtokratie fand im Reich der Liebe und Galanterie einen neuen Tummelplatz der Kraft und Politik. Es war noch immer etwas Romantiſches, Ritterli-

ches dabei, und der öffentliche Geist machte sich selbst noch in den öffentlichen Lastern geltend.

Laster aber führen zu Krankheiten, und wenn die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts beginnende Sentimentalität auch gegenüber der Verderbniß des französischen Hofes eine Tugend genannt werden muß, so war es doch eine reconvalescente Tugend, ein Nachkränkeln, ein Zustand der Schwäche, der hoffnungslosen Reue. Der entnervte Wüstling zog sich aufs Land und in den Schooß der Familie und Natur zurück, um seine Hypochondrie durch sanftere Gefühle einzuschläfern.

In Deutschland war zwar unstreitig mehr Gesundheit übrig, als in Frankreich, aber es war so etwas Interessantes, Schmachtendes in der neuen französischen Sentimentalität, daß sie bald auch bei uns Mode wurde. Diese Mode erstreckte sich sogar auf den physischen Habitus. Das Blasse wurde beliebt, eine Dame ohne Vapeurs gehörte der guten Gesellschaft nicht an. Kerngesunde derbe deutsche Landfräulein schminkten sich weiß, hungerten sich mager, tranken Essig, um recht leidend zu erscheinen.

Die von Rousseau ausgegangene Sentimentalität nahm in Deutschland drei verschiedene Gestaltungen an. Sie bemächtigte sich des Familienlebens und wurde das, was man die Philisterei genannt hat. Der Name ist freilich älter. Als die Hussiten

ſich das Volk Gottes nannten, gaben ſie den Andersdenkenden den Namen Philiſter, und dieſer Gebrauch der Prager Univerſität ging auf die andern hohen Schulen in Deutſchland über, und der Name Philiſter bezeichnete ſeitdem immer den ruhigen Spießbürger im Gegenſatz gegen den unruhigen, nach höhern Dingen trachtenden Studenten. Der alte Spießbürger war inzwiſchen immer noch ein andrer Kerl, als der moderne Philiſter. Er entbehrte noch der Sentimentalität, er lebte zufrieden bei ſeinem Handwerk und in ſeiner Familie, aber er trieb mit ſeinem alltäglichen und beſcheidnen Glück noch keine Abgötterei. Dies geſchah erſt, nachdem Rouſſeau in Deutſchland bekannter geworden war und einen Enthuſiasmus für das einfache Familienleben erweckt hatte. In Frankreich contraſtirte dieſe Einfachheit mit den Laſtern des Hofes. In Deutſchland gewährte ihre übertriebne Lobpreiſung den Leuten wenigſtens eine Entſchädigung für das mangelnde öffentliche Leben, und wie hätten ſie nicht gern das Einzige, was ſie hatten, überſchätzen ſollen! Daß ſich hauptſächlich die Gräkomanen in dieſe Philiſterei warfen, hatte zwei Gründe. Erſtens fand eine indirekte Verwandſchaft zwiſchen ihnen und Rouſſeau Statt, ſofern ſie beide der antikiſirenden Gallomanie, der herrſchenden Pariſer Schule entgegentraten. Sodann aber boten ihnen Horaz, Theokrit, Virgil,

Anakreon Elemente dar, die sich sehr gut mit der modernen Sentimentalität vertrugen. Konnten denn die Gräkomanen die großartige, politische, heroische Seite des Alterthums auffassen? Dies konnten gewiß nur Engländer, die selbst in einem großen Staatsleben thätig waren, und einige Franzosen, die wie Montesquieu die großen Staatsumwälzungen der Folgezeit ahndeten und verbreiteten. Die guten deutschen Schulmeister und Pfarrer aber, denen schon die Geschäfte eines kleinen Bürgermeisters wildfremde Dinge waren, und die zum großen Theil mit Nahrungssorgen ringen mußten und als höchstes Lebensziel „nur ein Hüttchen still und ländlich und den eignen Heerd" ersehnten, sie mußten natürlicherweise zunächst die idyllische Seite der antiken Poesie auffassen, und hier begegnete ihnen Rousseaus süße Schwärmerei für das einfache Naturleben.

Damit hängt auch die zweite Gestaltung der Sentimentalität zusammen. Ich bezeichne sie als das tiefe Gefühl der Armuth, Schwäche, Ohnmacht, das vielen Deutschen jener Zeit nur allzu natürlich war. Man lese die in dieser Beziehung höchst merkwürdigen Biographieen von Moritz (Anton Reiser), Jung (Stilling), Bronner, die oben schon erwähnten Romane von Nicolai, Müller von Itzehoe, Millers Siegwart, endlich die Gedichte des armen Hölty, der nicht blos aus Schwermuth,

ſondern zum Theil auch aus Hunger ſtarb, und man wird ein treues Bild des Elends erhalten, aus dem ſich zu erheben nicht jedem, wie dem beharrlichen und kräftigen Voß gelang. Ohne Vermögen, ohne Erziehung, ohne irgend eine Aufmunterung für ihr Talent, ohne irgend eine Gelegenheit, ſich emporzuarbeiten, fanden viele edle Geiſter nicht einmal Treſt in dem, was ſelbſt der polniſche Sclave beſitzt, im Nationalſtolz. Mitten im volkreichen großen Deutſchland befanden ſie ſich hülflos, verwaist, erdrückt unter Demüthigungen. Selbſt ein großer Theil derer, die wirklich emporkamen, erkauften ihr Glück nur durch das Opfer ihrer Selbſtſtändigkeit und mußten mit ihren Talenten der Erbärmlichkeit kleiner Gewalten ſchmeicheln, um Penſionen von ihnen zu erhalten, ohne die das Talent eben nicht exiſtiren konnte. Die freien, durch eigne Kraft gehobnen und unbeſtochnen Geiſter des vorigen Jahrhunderts ſind zu zählen, es ſind ihrer gar, gar wenige. Nun verſetze man ſich in die kummervolle Lage der armen Genies jener Tage, zu deren Kräftigung ſo wenig, zu deren Herabſtimmung alles beitrug, und man wird es entſchuldigen, daß ſo manche ſanfte Seele in Wehmuth verging und wie Hölty in Thränen zerrann.

Die dritte Geſtaltung der Sentimentalität gibt ſich in einem überſchwenglichen Drang des

Gefühls ohne Gegenstand zu erkennen. Wir unterscheiden aber dabei die doppelte Richtung, welche dieser Drang einerseits nach aussen, nach den Idealen, andrerseits nach innen, nach der egoistischen Selbstvergötterung nahm. Auch in diesen beiden Richtungen war Rousseau Vorbild. Es drängte ihn nach aussen, obwohl noch ohne bestimmtes Ziel. Er ahnte die französische Revolution, doch ohne sie erfassen zu können. Aber eben, weil er seine Ideale ausserhalb nicht verwirklicht sah, strömte sein gewaltiges Gefühl immer wieder auf ihn selbst zurück und nöthigte ihn gleichsam, sich mit sich selbst zu beschäftigen, sich durchs Miskroskop zu betrachten, und bald mit mehr Eitelkeit, bald mit mehr büßender Selbstverachtung sein eignes Ich zu commentiren. Eine so überwältigende Macht des Gefühls brach auch in Deutschland aus den vollen Seelen hervor, und hier um so mehr, als das äussre Leben ihm so wenig Nahrung darbot. Daher einerseits der Drang nach Idealen, die man aber bei der Dürre des politischen Feldes im luftigen Reich der Poesie und Philosophie suchte, daher die schwärmerische Liebe zur Kunst und den speculativen Wissenschaften, eine Liebe, die bald in Orgien ausartete und nichts geringeres beabsichtigte, als die ganze Welt für die Musen zu erobern und nichts mehr unter einer andern Bedingung oder für ein andres Interesse existiren zu lassen,

als für das äſthetiſche und philoſophiſche. Daher aber auch andrerſeits die Selbſtvergötterung der Dichter und Denker, die Anbetung der eignen Seelenſchönheit, und in der äuſſerſten Uebertreibung das Zerplatzen vor Aufgeblaſenheit, das aus der Hautfahren der Ueberſchwenglichen, denen die Welt, ſo groß ſie iſt, doch für ihre eingebildete Größe zu eng wurde. Dieſer Hochmuth erſcheint als der reine Gegenſatz der oben bezeichneten Schwermuth, hier die höchſte Erregtheit, dort die höchſte Erſchlaffung; beides aber ſind nur Symptome derſelben Krankheit, herfließend aus einer Quelle, aus dem Mangel des öffentlichen Lebens, aus der Verſtimmung der Nerven bei einem Gefangenen.

7.

Poetiſcher Univerſalismus. Herder.

Auſſer der eben charakteriſirten modernen Sentimentalität, welche den durch Leſſing gekräftigten Geiſt von innen her wieder erſchlaffte, wirkte dem Streben dieſes großen Mannes vorzüglich auch der Zauber des Fremden und Mannigfaltigen entgegen, der die Augen deutſcher Dichter von auſſen her blendete und ſie gleichſam wie Kinder zur Nachahmung alles deſſen fortriß, was ihnen irgend gefiel. Es

war im Grunde derselbe passive Charakter der Zeit, aus dem dieses Haschen nach fremden und bunten Eindrücken, wie jene weibliche Sentimentalität hervorging, und beiden lag Mangel an männlicher Kraft zu Grunde, die Lessing für sich besitzen, aber leider nicht den Zeitgenossen mittheilen konnte.

War schon vor Lessing der deutsche Genius zur Nachahmung bald der Franzosen, bald der Römer und Griechen, bald der Engländer fortgerissen worden, so wurden ihm jetzt auch noch, vorzüglich durch die Bemühungen Herders, die alte romantische Welt und die poetischen Schätze des Orients aufgethan, und hatte früher der eine deutsche Dichter ausschliesslich diesen, der wieder jenem Vorbild sich zugewandt, so traten jetzt Capacitäten auf, die alle poetischen Reize aller Zeiten und Völker zumal zu genießen trachteten, und diesen folgten bald eclektische Talente, die alles dies zumal auch nachahmen wollten. Auf die Dichter, die in allen ihren Gedichten nur einer fremden Richtung gefolgt waren, z. B. antikisirt hatten, folgten bald Dichter, die in einem Gedicht antikisirten, im andern französirten, im dritten romantisirten, im vierten morgenländerten ꝛc. und auf diese folgten endlich Dichter, die in einem und demselben Gedicht antik-romantisch und west-östlich zugleich dichteten, alles zumal vermengend wie in einem eau de mille fleurs.

Leſſing war der erſte und gröſste Kenner ausländiſcher und alter Geſchmacksrichtungen; aber er ahmte ſie nicht nach, er bediente ſich ihrer nur zur Vergleichung, um den eigenen Geſchmack darnach zu corrigiren, zu ſchärfen. Tragen ſeine früheſten Arbeiten noch Spuren der römiſchen und engliſchen Nachahmung, ſo beweiſen ſeine ſpätern durchaus ſelbſtſtändigen Werke, wie ſehr er ſich durch eine Kritik emancipirt hatte, deren eigentliche Tendenz war, nicht ſich mit fremden Lappen immer mehr und mehr ſcheinbar zu bereichern, ſondern gerade umgekehrt durch Ausſcheidung des Fremden die eigne Natur in claſſiſcher Wahrheit, Kraft und Schönheit herauszubilden.

Aber der Einfluß des Fremden war noch zu mächtig, und der paſſive Charakter der Deutſchen ſprach ſich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Poeſie wie in der Politik immer entſchiedner aus. Alles Fremde wurde herbeigezogen, nur um es nachzuäffen.

Der edle Herder umfaſste mit philoſophiſchem Blick die Geſchichte, und wenn man bisher in den Nationalunterſchieden nur ein verändertes Coſtum deſſelben Menſchen geſehen und eben deshalb geglaubt hatte, das Weſen der Franzoſen, Griechen und Engländer leicht auch auf die Deutſchen übertragen zu können, ſo machte jetzt Herder (was Leſſing ſchon im Einzelnen, namentlich in Bezug auf das Antike ge-

than hatte) auf die Originalität eines jeden Volksthums, auf die tief poetische Eigenthümlichkeit im angebornen Naturell der Nationen aufmerksam. Aber während er dadurch gerade bewies, daß eine Nation der andern nicht nachäffen könne, dienten seine Erforschungen und Sammlungen älterer und fremder Poesie nur dazu, das Volk der blinden Nachäffer endlos zu vermehren. Wir müssen daher sein edles Wirken nicht nach dem Erfolge beurtheilen.

Herder lehrte die Christen und Philosophen, die so gern von den Nationalunterschieden abstrahiren, die Wichtigkeit der letztern. Zwar wird das ganze Streben dieses großen Mannes durch die reinste und echteste Humanität bezeichnet, und er suchte auch in den Völkern immer nur den Menschen, aber er füllte die Kluft aus, die bisher zwischen dem wirklichen und nationalisirten Menschen und zwischen dem Abstraktum eines idealen Menschen bestanden hatte. Er arbeitete jener freimaurerischen Ansicht, die den Menschen von der Nation, dem Zeitalter und der Natur losreißen und als Glied einer höhern allgemeinen Gesellschaft hinstellen will, mit der weit natürlichern Ansicht entgegen, daß die Humanität ihren Entwicklungsgang nur innerhalb der Nationalität und des Volksnaturells, wie der Saft im Baume nehmen könne.

Die Humanität hat nothwendig zwei oberste

Richtungen. Die eine führt in die Höhe; sie sucht das Ideal, das Ziel im Wahren, Schönen und Guten, denn nur in diesem Ideal oder in dem Streben darnach ist das einige Band um die Menschheit geschlungen. Die andre Richtung führt in die Weite; sie sucht überall, in der Geschichte, bei allen Nationen jenes Ideal, und verbindet durch dasselbe alles Getrennte.

Herder's Genius nahm beide Richtungen vollkommen in sich auf. Er war aber eben deßhalb nicht blos Dichter; er war Mensch im reinsten Sinn, Bürger, Philosoph und Dichter. Die Poesie im engern Sinn galt ihm nicht blos als einem produktiven Dichter, er suchte sie auch bei allen andern Nationen auf und vermittelte sie dem Bedürfniß seiner Landsleute. Dabei galt ihm auf gleiche Weise die Philosophie und das praktische Leben, und er war ein Bekenner des Wahren und Guten, wie des Schönen. Wer aber in dieser Harmonie die höchsten Ideale für die höchsten Aeusserungen der menschlichen Seele als eine Gottheit in dreifacher Erscheinung verehrt, ihnen die Flammen seines Herzens auf einem Altar lodern läßt, dessen ganzes Wesen muß von Poesie durchdrungen, muß selbst Poesie seyn. Eine solche Vereinigung ist nur im poetischen Gemüthe möglich. Der Urquell aller dieser Richtungen und Bestrebungen, der Urquell einer so allumfassenden Sehnsucht

und Liebe ist nur das Herz. Wie in ihrem innersten Lebensprincip für sich, so in ihrer Erscheinung für andre ist sie poetisch. Darum hat Jean Paul, Herder's innigster Verehrer, den kurzen und treffenden Ausspruch gethan: er war mehr ein Gedicht, als ein Dichter.

Die große Wirkung, die Herder's Schriften auf die Deutschen gemacht, wird seinem Genius im Ganzen verdankt, nicht einzelnen dichterischen Schöpfungen.

Was Herder mit dem Ausdruck Humanität, als das Ziel seines ganzen Strebens sich bezeichnet, war die Blüthenkrone alles Menschlichen, das Ideale, Reine, Edle, Schöne, zu dem alle Zeiten und Völker, alle Institute führen sollen, für dessen Erreichung die Menschheit zu leben, das ihren Fortschritt zu bedingen scheint. Er sah in der Welt ein organisches Ganze, eine Pflanze, die in ihrer fortschreitenden Entwicklung jene Blüthe des Edlen und Schönen tragen soll. Entwicklung, Evolution war ihm das Wesen der Welt, kein Stillstand, kein Zwiespalt ohne höhere Bindung. In dieser Anschauung eines lebendigen Werdens der Welt, ihres Wachsthums, ihrer Veredlung, ging seine Philosophie der von Schelling voran, die eben durch diese Anerkennung der Evolution ihren Vorzug errungen.

Er sah alle Individuen und Völker nur als die Materie, alle Lebenskreise und Institutionen nur als

die Form an, in welcher jene Evolution verwirklicht wird. Er verband sie durch dieselbe alle in einem Geist und Leben. Seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit zeigen uns seinen Genius im weitesten Umfang und umfassen der Anlage nach alle seine Ansichten und Richtungen. Aber die Ausführung konnte diesem Plane nicht genügen. Keine Form wäre derselben gewachsen gewesen. Er fühlte dies wohl, bezeichnete das Fragmentarische im Titel, und überließ es dem richtigen Takt der Mit- und Nachwelt, alle seine übrigen Schriften als Anhänge oder fortgesetzte Fragmente dieses Werks anzuerkennen.

Er begann sein großes Gemälde von der Entwicklung der Welt mit der Darstellung der physischen Welt als eines Werdenden. Wir dürfen nicht verkennen, daß er dadurch eine höchst poetische Wirkung auf sein Zeitalter hervorgebracht, und nicht minder die Wissenschaft, wenigstens ihre Methodik bereichert. Ein großes lebendiges Gemälde der Natur, das auch den Profanen verständlich und eindringlich gewesen wäre, fehlte den Deutschen bisher. Die umfassende Ansicht des Ganzen, das Entwickeln des Schönen im Einzelnen verschwistert sich hier zum glänzendsten Effekt. Wenn andere das All der Natur uns als ein mechanisches Räderwerk kalt construirt, hauchte er ihm ein organisches Leben ein und

weckte das warme Gefühl dafür in jedr Brust. Wenn andre die einzelnen Erscheinungen der Natur wohl numerirt und classificirt uns hintereinander an den Fingern abgezählt, ließ er sie alle als Glieder eines Organismus erscheinen und hob jede durch ihre natürliche Stellung. Der Stein erschien nicht in der Baumwolle des Mineralienkabinets, sondern im lebendigen Schooß der Erde, wo er gewachsen; die Pflanze nicht welk im Herbarium, sondern frisch auf der Wiese am Bergeshang noch an der feuchten Wurzel mit dem Erdgeruch; das Thier nicht ausgestopft oder im Käfig, sondern in der Freiheit des Waldes und des Feldes, der Luft und der Gewässer; das Auge nicht im Ringe, sondern im schönen Angesicht; der Mensch nicht in der Einsamkeit des Studierzimmers, sondern wie Adam unter den Kreaturen der ersten Schöpfungstage, wie Cäsar unter Menschen, wie Christus im Himmel.

Ueber der Natur erhaben, aber nur wie die Blüthe über dem Stengel, und von dem gleichen Leben durchdrungen, erschien ihm die sittliche Welt. Dasselbe Werden und Entwickeln, nur auf höherer Stufe, galt ihm auch in dieser höhern Natur, und er sprach die große Ansicht aus, daß das Leben des einzelnen Menschen und das Leben der ganzen Menschheit gleichen Gesetzen der Evolution unterworfen sey. Er stellte eine Vernunft der Menschheit der Vernunft

des Menschen an die Seite. Jene von einer ewigen Vorsehung im Völkerleben unmittelbar gelenkt, diese dem Menschen als göttliches Erbtheil mitgegeben und nur Ausfluß der höchsten einen Weltvernunft, streben beide ineinander wirkend zu dem höchsten Ziele der Veredlung des menschlichen Geschlechts, zur Verschönerung des menschlichen Lebens. Dahin blühen alle Kräfte der Menschheit aus. Von diesem erhabenen Sinne geleitet, forschte Herder in den Tiefen der menschlichen Seele, verfolgte er die Entwicklung des Privatlebens, der Sitten, der Erziehung, der Staaten, der Religionen, der Wissenschaften und Künste, die Geschichte der Institutionen, der Völker und der ganzen Menschheit, und zeigte überall die gleiche Richtung, das eine Lebensprincip. Alles Einzelne galt ihm nur als Glied des Ganzen. Seine zahlreichen fragmentarischen Schriften beschäftigen sich immer mehr, die Verbindung der einzelnen Erscheinungen im menschlichen Leben zu zeigen, als ihre Besonderheit.

Unter die Schriften, worin er das allgemeine Menschliche ohne Rücksicht auf besondre Völker zum Gegenstande seiner Betrachtung macht, zeichnet sich nach den Ideen hauptsächlich die Metakritik für Philosophie, die Kalliope für Aesthetik aus. Engere Kreise ziehen sich die Schriften über die Bibel, über Politik, Erziehung und Sitte, womit sich vorzüglich seine

zahlreichen kleinern Aufsätze und Fragmente beschäftigen. In der Adastrea hat er, ein Kind seiner Zeit, sich gedrungen gefühlt, der neuern Geschichte eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Alle diese Werke zeichnen sich, wie durch die tiefe Wahrheit und Reinheit der unmittelbaren Anschauung, so vorzüglich dadurch aus, daß sie nie etwas vereinzeltes sind, nie ein unbefriedigtes Gefühl übrig lassen, sondern sich stets auf eine große harmonische Weltanschauung beziehen, und uns im Einzelnen das Ganze erblicken lassen, so wie sie vereint erst das Ganze bilden.

Herder's erhabener Genius blieb aber nicht dabei stehn, die Entwicklung der Seelenkräfte, wie sie in den einzelnen Menschen liegen, bis zu der Vollendung der Blüthe zu verfolgen, zu der sie diese Einzelnen bringen können. Er erkannte vielmehr, daß eine noch höhere Entwicklung in der Verschiedenheit der Naturen, so der Völker, so der Individuen, erreicht wird. Hierin schien ihm die höchste und letzte Form zu liegen, welcher der Entwicklungsgang der Menschheit sich unterwirft, und darum war die Würdigung derselben auch die Krone seines Systems. In der Nationalität erkannte Herder die Wiege einer noch höhern Ausbildung, als sie den Menschen an sich zu erreichen möglich wäre, die Wiege der höchsten aber war ihm die Verschiedenheit der menschlichen Natur. Wie er die sittliche Welt der Menschen

über die Natur ſtellte, ſo das gebildete, humane Volk über das rohe, ſo den Genius über den Gemeinen. Dieſe höchſte Anſicht ſtand ihm aber in innigſter Verbindung mit ſeinem ganzen Syſtem, und er entwickelte den Geiſt der Völker nur in ſeiner Bedeutung für den Geiſt der Menſchheit und der Welt, und den Geiſt großer Genien nur in der Beziehung wieder auf jene alle.

Dieſer letzten Anſicht verdanken wir ſeine vorzüglichſten Schriften, und das vorzüglichſte in allen. Mit einer Wärme, wie ſie nur den Deutſchen möglich iſt, wie ſein Beiſpiel ſie den Deutſchen zum bewußten Willen und Geſetz gemacht, drang er in das beſondre Weſen wie der deutſchen, ſo jeder fremden Nation und ihrer Genien ein, und zeigte, wie in ihnen die duftigſten Blüthen jedes Edlen und Schönen hervorgebrochen. Aus allen dieſen Blüthen windet er dem Genius der Menſchheit den heiligen Kranz, und verdient, daß wir in ihm den würdigſten Prieſter deſſelben verehren. Fern von jeder Eitelkeit, der deutſchen Nation eine beſondere Ehre zuzuwenden, gewährte er ihr unbewußt die größte, daß ihr Geiſt in ſeinem Geiſte einer ſolchen unpartheiiſchen Humanität fähig geworden. Wenn er in ſeinen Ideen und in andern Schriften zerſtreut den Geiſt der Nationen, wie er in ihrer Geſchichte und in ihren Inſtitutionen erſchienen iſt, immer in Bezüg auf die Ent-

wicklung zum Edlen und Schönen, zur Humanität dargestellt hat, so schien es seinem richtigen Takt doch eine besondere Würdigung zu verdienen, diesen Geist in der Poesie der Völker zu beschwören. Daher sammelte er die Stimmen der Völker, eines seiner trefflichsten Werke, darin er die schönsten und eigenthümlichsten Volksgesänge aus allen Weltgegenden her in ein großes Liederbuch der Menschheit vereinigte. Der große Sinn dieser Zusammenstellung und wieder die reiche Mannigfaltigkeit und wunderbare Schönheit des Einzelnen verfehlten ihre Wirkung nicht. Seitdem ward der Poesie selbst an und für sich und in ihrer Beziehung auf das Völkerleben eine höhere Bedeutung zuerkannt oder an ihr erkannt, aus ihr entwickelt. Seitdem ist ein lebendiger Verkehr der lebenden Geister mit den hingeschiedenen durch die ganze Erde angesponnen worden. Zu allen Nationen, in alle Zeiten ist man hinabgestigen, und hat die verborgenen Schätze gehoben, die Herder mit Flammen bezeichnet. Aus dem fernen Indien, Persien, Arabien, aus dem finnischen und slavischen Norden, aus Skandinavien, Schottland, England, aus Spanien, selbst aus der neuen Welt hat man auf Herder's Wink das Gold der Dichtkunst zu einem großen ewig fortwuchernden Hort in der deutschen Literatur zusammengehäuft.

Aber man hätte sich begnügen sollen, die Werke

fremder Nationen und Zeiten dem Auge zum Genuß und zur Belehrung darzubieten, ohne ſie nachäffen zu wollen. Man hätte wenigſtens Geſchmack genug beſitzen ſollen, die Schönheit jeder Nationalpoeſie in dem zu ſuchen, was ſie von andern unterſcheidet, und dann wäre man nicht in die lächerliche Nachahmungswuth verfallen, die den deutſchen Dichter nicht nur zur ſeelenloſen Puppe machte, der man das fremde Kleid überhing, ſondern ſogar zum Hanswurſt, der die Farben aller Nationen zugleich tragen mußte.

8.

Göthe.

Indem ich dieſen großen Namen nenne, verhehle ich mir weder den ſtaunenswürdigen Geiſtesreichthum und die Zaubergewalt unſres in Bezug auf die poetiſche Form unſtreitig erſten Dichters, noch die Anhänglichkeit, welche der größte Theil der gebildeten Welt für ihn hegt. Man hat mir in jüngerer Zeit von vielen und ſehr achtbaren Seiten her die wohlverſtandne Zumuthung gemacht, mich zu Göthe zu bekehren und eine Oppoſition aufzugeben, die nur den literariſchen Frieden in Deutſchland ſtöre und der hereinbrechenden Verwilderung der Geiſter Vorſchub leiſte. Es iſt ſonderbar, daß man mir das in einem

Augenblick ſagt, in welchem ich grade im eigenſten Sinn und Intereſſe derer, welche das wohlerworbne Erbe und die Ehre unſrer Literatur zu wahren berufen ſind, gegen die verwilderte Jugend kämpfe, auf deren Panier kein andrer Name ſteht als — Göthe. Schon dieſe einzige Thatſache beweist, daß meine Oppoſition gegen Göthe nicht ein altes Vorurtheil von mir iſt, das ich jetzt als aus der Mode gekommen, ablegen könnte, ſondern daß ſie mehr als jemals an der Zeit iſt.

Göthe ragt aus den Tagen Leſſings herüber in die unſern. Sein Einfluß auf die Literatur war nicht nur, ſondern iſt unermeßlich und wird es noch lange ſeyn. Dieſer Einfluß iſt mannigfaltig, in vieler Beziehung ein guter, aber in noch vielſeitigeren Richtungen ein ſchlimmer. Indem er vielen Schwächen und Verirrungen ſeiner Zeit ſchmeichelte, iſt er die mächtigſte Autorität für alle die geworden, die in jenen Schwächen verharren, in dieſen Verirrungen noch weiter ausſchweifen. Wenn ich unter ſeinen Verehrern die edelſten Geiſter, die achtbarſten Charaktere der Nation erblicke, denen ich wohl nachahmen könnte, ſo ſehe ich darunter nicht weniger alle die Parteien, deren Tendenz ich als ſchädlich, feindſelig, tödtlich für die heiligſten Intereſſen der Nation, der Religion, der Moral, ja ſelbſt der Kunſt erkenne. Ich will alſo wohl mit jenen Edeln gelten laſſen,

was an Göthes Geist und Gaben Bewunderung verdient, aber gegen diese Unedeln und gegen alles das an Göthe, was sie zum Vorwand gebrauchen, ankämpfen.

Wenn mich hierbei nicht ein tiefes Gefühl, eine unerschütterliche Ueberzeugung leitete, wahrlich, ich würde mich nicht mit einer so großen Anzahl achtbarer Götheverehrer, die ich von den schlechten Consequenzenmachern wohl unterscheide, in Widerspruch setzen.

Göthes ganze Erscheinung, der Inbegriff aller seiner Eigenheiten und Aeusserungen, ist ein Reflex, ein eng zusammengedrängtes buntes Farbenbild seiner Zeit. Aber diese war eine Zeit nationeller Entartung, politischer Schwäche und Schande, eines schadenfrohen Unglaubens und einer koketten wollüstelnden Frömmelei, einer tiefen Demoralisation und ästhetischen Genußsucht unter der Maske eines feinen Anstandes, einer Verachtung aller öffentlichen Interessen und einer ängstlichen Pflege des Egoismus. Alle diese traurigen Zeiterscheinungen, die den Umsturz unsres Reichs und den Triumph Frankreichs über unser verwahrlostes Vaterland bedingten und herbeiführten, hat Göthe nicht als ein Heros bekämpft, oder als ein Prophet beklagt, sondern nur poetisch reflektirt und dadurch beschönigt, ja nicht blos auf diese mit-

telbare Weiſe, ſondern auch mit ausdrücklichen Worten angeprieſen.

In Göthe erkennen wir das reine Gegentheil Leſſings. Wie Leſſing den deutſchen Geiſt von fremdem Einfluß emancipirte, ſo unterwarf ihn Göthe dieſem Einfluß mit pandemiſcher Buhlerei, und wie Leſſing mit der ganzen Kraft und Grazie ſeiner Männlichkeit der Sentimentalität entgegentrat, eben ſo huldigte Göthe dieſer weibiſchen Erſchlaffung der Zeit und kuppelte ihr durch ſeine ſüße Rede die Gemüther zu. Allem Ueppigen, Weichen, Feigen, das durch die Sentimentalität, und allem Falſchen, Verkehrten, Thörichten, das durch die Nachäffung des Fremden in die deutſche Literatur eindrang, leiſtete Göthe den mächtigſten Vorſchub und erhob die Schwäche und Unnatur zum Geſetz. Das einzige Gute, das er bei dieſer ſchlechten Tendenz hatte, und wodurch er ſo große Macht erlangte, war ſeine Form, das Talent der Sprache, Darſtellung, Einkleidung.

Dringt man durch den bunten Nebel der göthiſchen Form, ſo erkennt man als das innerſte Weſen ſeiner Poeſie wie ſeines ganzen Lebens den Egoismus, aber nicht den Egoismus des Helden und himmelſtürmenden Titanen, ſondern nur den des Sybariten und Hiſtrionen, den Egoismus der Genußſucht und Künſtlereitelkeit. Göthe bezog alles

auf ſich, machte ſich zum Mittelpunkt der Welt, ſchloß alles von ſeiner Nähe, von ſeiner Berührung aus, was ihm nicht diente, und übte wirklich durch ſein Talent eine zauberiſche Gewalt über die ſchwachen Seelen; allein er bediente ſich ſeiner Macht und hohen Stellung nicht, um die Menſchen zu erheben, zu beſſern, zu emancipiren, oder um irgend eine große Idee zu verkünden, zu unterſtützen, oder um in den Kämpfen, deren Zeitgenoſſe er war, mitzukämpfen für Recht, Freiheit, Ehre, Vaterland. Mit nichten. Er nahm die Welt nur mit, wie eine Theaterprinzeſſin, um ſie zu genießen, darin zu ſpielen und ſich bewundern und bezahlen zu laſſen. Wenn nur er immer Beifall fand, bekümmerte er ſich nicht um die Leiden des Vaterlandes, ja er ſpie gelegentlich Gift gegen die kräftigen und freien Regungen der Zeit, ſobald er dadurch unangenehm berührt und geſtört wurde. Die herrſchenden Schwächen ſeiner Zeit, die ſchon vor ihm zur Mode gewordne Nachäfferei fremder Manieren, ſo wie die Sentimentalität machten es ihm leicht, mit ſeinen eignen Schwächen zu reuſſiren, und als er durch ſein wirklich außerordentliches Talent erſt hinlänglich Ruhm und Beifall erlangt hatte, gab er ſich, wie eine vergötterte Theaterprinzeſſin, allen ſeinen Gelüſten und kleinen Launen hin und verhehlte ſeinen Egoismus nicht im allermindeſten, ſondern trotzte darauf und imponirte

seinem sklavischen Publikum durch unverschämtes Auskramen seiner tausend Eitelkeiten.

Der wesentliche Inhalt seiner Dichtungen ist seine eigene Selbstvergötterung. Sein Ideal war er selbst, das herzensschwache, genußsüchtige, eitle Glückskind. In allen seinen Werken, einige wenige reine Nachahmungen ausgenommen, tritt dieses erbärmliche Ideal hervor und wird von ihm mit wahrer Affenliebe gehätschelt. Werther, Clavigo, Weißlingen, Fernando in der Stella, Egmont, Tasso, der Mann von vierzig Jahren, Wilhelm Meister, Eduard in den Wahlverwandschaften und Faust, alle diese sind Spiegelbilder seines Ideals. Anfangs scheint er sich noch ein wenig geschämt zu haben, und wenn er auch den Werther, Clavigo und Weißlingen mit großer Vorliebe als höchst liebenswürdig und interessant darstellte, so glaubte er doch unter seinem Publikum noch immer Männer vor sich zu haben, vor denen er erröthen mußte, und diesen opferte er wenigstens am Schluß noch seine Helden auf. Es ging ihnen unglücklich, sie wurden für ihre Schwächen bestraft. Später, als er sah, daß die Weiber und weibischen Männer in seinem Publikum ungeheuer anwuchsen, und die wenigen wahren Männer in den Hintergrund drängten, genirte er sich auch nicht mehr, und brachte seine Helden nicht mehr zum Opfer, bestrafte sie nicht mehr, sondern stellte sie mit all

ihrer Schwäche und Eitelkeit als siegreich und triumphirend dar, besonders in seinen beiden Hauptwerken, worin er sich ganz gab, wie er eigentlich war, im Wilhelm Meister und Faust.

Im Wilhelm Meister bezeichnete Göthe sein Verhältniß zu dieser, im Faust zu jener Welt, wie es sein Egoismus und seine blinde Eitelkeit ihm eingab. Der Meister ist nur eine poetische, sogar bescheiden seyn sollende Umschreibung seines eignen Lebens. Er selbst spielte sich durch das Schauspiel des Lebens zur Rolle des Aristokraten durch. Geadelt zu werden, im Reichthum zugleich den haut gout der Vornehmigkeit in behaglicher Sicherheit zu genießen, war ihm für dieses Leben das Höchste, und er unterschied sich hierin so wenig von einer Theaterprinzessin, die zuletzt für den Rest ihrer Reize und für ihre gesammelten Schätze einen gräflichen oder gar fürstlichen Bewerber findet, der ihr die Ehre des Tabourets anschafft, so wenig, daß er eben darum den Wilhelm Meister zu einem Schauspieler machte.

Göthe scheute sich sogar nicht, diese Rolle bis ins andre Leben fortzuspielen. Sein Faust sollte darthun, daß das Privilegium des vornehmen Lüstlings sich auch auf Jenseits erstrecke. Mag dieser Faust sich an jedem sittlichen Gefühl, an Treue und Ehre versündigen, mag er sein Gewissen beständig

übertäuben, jede Pflicht hintanſetzen, auf Koſten Andrer, zum Verderben Andrer ſtets nur ſeiner weichlichen Genußſucht, Eitelkeit und Laune fröhnen und ſich dem Teufel ſelbſt ergeben, er kommt doch in den Himmel, denn er iſt vornehm, privilegirt.

Daß der Fauſt Göthes größtes Gedicht und zugleich dasjenige ſey, worin ſich ſein innerſtes Weſen und ſeine Weltanſicht am umfaſſendſten ausgeſprochen, iſt allgemein anerkannt. Deßhalb iſt es der Mühe werth, aus dieſem Gedicht zu beweiſen, daß es durchaus Göthe nur darauf ankam, die Dinge ſo zu ſehn, wie ſie ſeine ariſtokratiſche Eitelkeit ſehn wollte, und daß er zu dieſem Zweck mit den ewigen Wahrheiten ein nur zu frivoles Spiel trieb.

Göthe war ſich bewußt, daß ſein Fauſt ein poetiſches Problem ſey, deſſen Löſung jenſeits der ſpielenden Poeſie in dem ernſten Reich religiöſer Wahrheiten geſucht werden müſſe. So fand er die Sage ſelber vor, als die letzte und tiefſinnigſte Legende des katholiſchen Mittelalters, als die Legende von der Reformation, vom Sieg des Teufels in der weltlichen Gelehrſamkeit. Die Sage iſt aber, wie ihr Zeitalter, zwitterhafter Natur. Sie kann im Sinn der Finſterlinge, wie im Sinn der Freidenker gedeutet werden. Fauſt, als der Repräſentant des freien Geiſtes, unterliegt entweder dem Aberglauben, oder er trotzt ſo dem Himmel wie der Hölle, als

ächter Mikrokosmus, als ächter mystischer Mensch, der mehr ist, denn alle Engel und alle Teufel zusammen genommen, der gleich ist allein der Gottheit selbst und ihr zweites Ich.

Obgleich nun Göthe im ersten Theil seinen Faust mehr in dieses höchste Gebiet geistiger Freiheit zu erheben schien, hat er ihn doch im zweiten Theil wieder unter die Macht des Aberglaubens erniedrigt. Es ist nicht mehr die Rede von kecker Ueberordnung über die Geister, vom Ueberflug aller irdischen und überirdischen Größen, vom unaufhaltsamen Weiterstreben; Faust muß sich vielmehr bequemen, zwischen der Engniß und Langeweile der mittelalterlichen Hölle und des mittelalterlichen Himmels zu wählen. In eine der kleinen Holländereien muß er nothwendig mit all seiner Geistesgröße hinein, entweder in den Schweinestall der Hölle, oder in den Schafstall des Himmels zu den weißgekleideten, frischgewaschnen Engelchen mit rothen Bändchen am Halse. Die alte Sage erließ dem kühnen Faust die Strafe nicht. Der Teufel mußte ihn holen. Dies scheint, vom niedern Standpunkt aus, das ganz natürliche und nothwendige Ende. Vom höhern Standpunkt aus kann man eine ursprüngliche Wesenheit und Kraft des menschlichen Geistes annehmen, die über die Peinigungen der Hölle und süßen Näschereien des Himmels gleich erhaben ist, der all dergleichen fromme Vorstellungen

nur läppisch erscheinen, wie dies auch der frühere Göthesche Faust mehrfach ausspricht. Befindet man sich aber einmal in jener mittelalterlichen Illusion und läßt sie gelten, so kann man doch wohl nur verfahren, wie die alte Sage, nämlich man muß Faust für seine Frevel vom Teufel holen lassen.

Eine Philosophie, welche den Menschen über die Beschränkung, den Jammer und selbst die Schuld seines irdischen Lebens hinausstellt, würde die Poesie vernichten, da diese durchaus nur das Begränzte liebt. Es war also sehr löblich vom Dichter, daß er uns im ersten Theil des Faust diese kecke Philosophie nur als die hochmüthige Erfindung und den Wahn Fausts darstellt, während er diesem Wahn gegenüber Himmel und Hölle nach mittelalterlichen Begriffen als das Wirkliche gelten läßt. Warum ist er dann aber nicht dieser Vorstellungsweise treu geblieben? Warum ist er von der alten Sage selbst abgewichen? Die katholische Ansicht verlangte durchaus, daß Faust der Hölle anheimfiel. Dieser Ansicht ist der Teufel nicht ein bloßer Popanz, die Kinder zu erschrecken, sondern ganz entsetzenvolle Wirklichkeit. Dieser Ansicht ist, was Faust gethan, nicht ein leicht aufliegender Schmutzfleck, sondern es sind tief in die Seele gebrannte Todsünden, die rettungslos zur ewigen Qual führen. Diese Ansicht erkennt aufs bestimmteste in Faust einen gefallenen Engel, dem

die Rückkehr absolut unmöglich ist. Diese Ansicht kennt eine Gnade und himmlische Sühne, die selbst ohne Verdienst durch bloße Fürbitte erlangt werden kann, von der aber dennoch gewisse Todsünden unwiderruflich ausschließen, und eine solche ist das Bündniß mit dem Teufel, das für den Teufel vergoßne Blut, das eben so an die Hölle kettet, wie das Märtyrerblut an den Himmel. Wenn nun Göthe, ganz abweichend von der alten Volkssage, die Engel herabsteigen, den Teufel fortjagen und Faust im Triumph nach dem Himmel führen läßt, so ist dies entschieden gegen den Glauben des katholischen Mittelalters, gegen die Illusion, in die Göthe, der Volkssage folgend, seine Dichtung getaucht hat.

Wollte Göthe der Volkssage nicht folgen, so blieb ihm nur übrig, im Sinn des ersten Theils, den Faust als schlechthin erhaben über die ihn umgaukelnde Geisterwelt zu schildern, als ein freies, durch nichts zu fesselndes Wesen, in dem Etwas ist, das absolut göttlich und mehr als alle Teufel, aber auch mehr als alle Engel ist. Alsdann hätte der Himmel eben so wenig Macht über Faust haben dürfen, als die Hölle; keine von beiden hätte ihn behalten dürfen. Faust erschien uns im ersten Theil des Gedichts als eine hohe tragische Gestalt, ein himmelstürmender Titan, ein Höllenbezwinger, großartig über die gemeinen Schrecknisse erhaben, der Furcht

unzugänglich, ein Geiſt, der uns ahnen ließ, was Freiheit heißt. So trat er auf und ſo blieb er noch am Schluß des erſten Theils, in ungebeugter Stellung rieſenhaft. Doch was wird nun aus ihm im zweiten Theile? Wie Tamino in der Zauberflöte, und wie Max im Freiſchützen wird er ohne ſein Zuthun durch hülfreiche Maſchinen gerettet, und ſo gibt es einen ganz opernartigen Schluß, in bengaliſchem Feuer der Thron der hülfreichen Göttin, vor ihr knieend ein glückliches Liebespaar, umher Engelchöre und im Vordergrunde amphitheatraliſch-pyramidaliſche Heiligengruppen. Iſt das noch Fauſt? kann dieſer alle Bande zerreißende Geiſt durch ſolch eine himmliſche Komödie, durch den Flitter engliſcher Singchöre und Ballettänze gefeſſelt werden? Sind ſolche Weihnachtsherrlichkeiten in den Augen eines Fauſt mehr werth als die Furchtgebilde der Hölle? kann er dem ſchmeichelnden Flötenton zugänglicher ſeyn als dem drohenden Sturm? Iſt nicht beides Sinnentrug, den ſein ſonnenhaftes Auge durchſchaut? Können wir uns Fauſt länger in dieſem Nonnenkloſterhimmel denken? wird ihm der Singſang nicht bald verleiden, und ſein Gretchen ſelbſt, wird er, kann er ihr zum zweitenmal treuer ſeyn? Wie? Hier ſollte Fauſt enden, hier ſich ewig befriedigt fühlen?

Seiner Verſetzung in den Mädchenhimmel geht

nicht einmal eine Bekehrung vorher. Ich billige das, denn es wäre mir unerträglich, Faust als einen Bekehrenden zu sehn, und dies hat der Dichter glücklich vermieden. Wenn er aber nicht einmal bekehrt, wenn er nach wie vor noch der freie zügellose Geist ist, wie vermöchten wir uns der Vermuthung zu entschlagen, er könne unmöglich in diesem Mädchenhimmel aushalten! Ein Titan kann zerschmettert werden unter den Gebirgen, die er aufthürmt, oder wie Prometheus an den Fels gefesselt ewig schmachten, aber er kann sich nicht ergeben, nicht demüthig Hofdienst im Himmel thun und sich am untern Ende des Göttertisches von Heben ein Schälchen Nektar einschenken lassen. Titanen werden niemals Proselyten.

Sey es auch, daß Faust nur jener in Göthes Schriften vielfach wiederkehrende Weiderheld wäre, und in seinem Sturm und Drange weniger die höchste Geisterkönigswürde und Gottähnlichkeit suchte, als Liebesgenuß, so müßte doch die Frage entstehen, ob der Himmel, in den ihn Göthe hier einführt, ihm die höchste Befriedigung dieses Genusses gewähren kann? Dieser Himmel versagt ihm fortan den Wechsel, schließt ihn von der schönheitstrahlenden Helena für immer aus und zwingt ihn zu einer unauflöslichen Ehe mit Gretchen, die er schon einmal aus Langerweile verlassen hat. Zugegeben, daß Gretchen ihm die höchste Seligkeit gewähren kann, so ist doch nicht

einzusehn, warum er das nicht gleich beim ersten Mal bemerkt haben sollte. War denn nicht gleich anfangs in Gretchens Unschuld schon der ganze Himmel enthalten? Bedurfte es erst, um dieses himmlische Gefühl in Faust zu vergewissern, der abgeschmackten Dekoration von englischen Heerschaaren und Musikchören, Triumphbögen und Sternhöhen? Und können alle diese königlichen Hochzeits-Illuminationsanstalten das peinigende Gefühl des Treubruchs, Kindermords und Schaffots, die schmutzige Erinnerung der Hexennacht und der kolossalen Sodomiterei mit antiken Gespenstern übertäuben? O nein, der Dichter hätte das menschliche Herz mehr befriedigt, wenn er Faust in Gretchens einsamer Hütte hätte sterben lassen. Hier hat er seinen Himmel gefunden, hier auf ewig verloren.

Hätte nun die poetische Consequenz, sey es im Sinn der alten Volkssage oder im Sinn des ersten Theils des Gedichts einen andern Schluß verlangt, so läßt sich zur Rechtfertigung dieses vorliegenden Schlusses nichts geltend machen, als Göthes wirklicher und ernsthafter Glauben an die unbedingte Gnadenübung der ewiger, die Welt regierenden Liebe.

Dieser Glaube ist schön, ist eines Patriarchen am Ende seiner Tage würdig, und so erhaben als natürlich in den letzten Augenblicken des sterbenden

Weisen, der hinüberscheidenden Mutter, des lange wirksamen Wohlthäters und Vaters. Aber derselbe Glaube ist für einen alten Sünder zu bequem, und für einen kecken Sünder, wie Faust, zu weibisch weichlich. Zwar ist es eine weltbekannte Wahrheit, daß Niemand sentimentaler ist, als der Teufel selbst, und daß alle armen Sünder einen äusserst weichherzigen Fleck haben; das aber ist es gerade, was die Poesie beständig läugnen muß, denn was bliebe am Sünder Poetisches übrig, wenn es nicht mehr die Kraft wäre? Nur der arme Sünder, der feige Schurke bedarf einer so bequemen Eselsbrücke zum Himmel, der trotzige Titan verschmäht sie, und wenn auch Felsen seine Brust zerschmettern und Geier tausendjährig ihm das Herz fressen.

Und verhält sich denn die ewige Liebe zum Sünder wirklich so, wie hier die Mater gloriosa zu Faust? Ist dies eine christliche Liebe, die den Reuigen mit offnen Armen aufnimmt, oder ist es nicht vielmehr eine Hofgunst, ein vornehmes Privilegium? Göthe stellt uns in der That den christlichen Himmel als die Hofhaltung einer heitern Königin dar, etwa wie den Hof der leutseligen Marie Antoinette. Wir sehn um sie nur Hofdamen und Pagen als größere und kleinere Engel. Kein Mann ist im ganzen Himmel zu sehn, ausser am Eingang einige andetende Mystiker als ergebene Portiers. Nun wird der arme

Sünder eingeführt, es ist Clavigo, oder Weislingen, oder Faust, gleichviel, er ist hübsch, eine junge Hofdame bittet für ihn, die Himmelskönigin lächelt und — die Sinekûre im Himmel ist sein, mögen hunderttausend andre arme Sünder, die weniger vornehm sind, drunten in der Hölle für ihn büßen. So hat Göthe die Apotheose Fausts im christlichen Himmel dargestellt. Wo bleibt Gott? Ist denn kein Mann mehr im Himmel?

Da hat Göthe doch wohl zu sehr alles auf die Gunst des schönen und zarten Geschlechts gestellt, und über dem „Ewig-Weiblichen" das Ewig-Männliche vergessen. Die Seelen stehlen sich aber nicht in den Himmel, wie der Hausfreund zur Frau, wenn der Mann nicht zu Hause ist. Es geht im Himmel nicht so bequem, so französisch à la Crebillon zu. Es gibt eine männliche Gottheit, wie es eine männliche Liebe und eine männliche Ehre gibt, und beide sind Eins.

Welchen Werth sollte eine Liebe aussprechen, die ohne Ehre ist? Den Verrath der Liebe mag ein Kotzebue verzeihen, aber sonst Niemand. Ehre ist, was Liebe über das thierische Zusammenlaufen erhebt. Ohne Ehre gibt es keine wahre Liebe. Verrath ist der Tod dieser Liebe, wie Uhland so richtig singt!

Die Lieb' iſt hin, die Lieb' iſt hin
Und niemals kehrt ſie wieder.

Göthe ſelbſt hat dies im Clavigo, ſeinem wahrſten Werk, richtig gefühlt. Er fühlte, daß es unmöglich ſey, Clavigo der Marie Beaumarchais wieder zu geben. Später hat ihn dies geſunde Gefühl verlaſſen und er hat ganz wie Kotzebue die Treuloſen wieder zuſammengekuppelt. Erde oder Himmel iſt gleichviel. Es war eben ſo unmöglich, im Himmel Fauſt und Gretchen wieder zu vereinigen, als Clavigo und Marien Beaumarchais auf Erden. Das Weib mag verzeihen, mag dieſe Wiedervereinigung wünſchen, aber der Mann darf das ihm angebotne Glück nicht annehmen. Sie wird ihn lieben, aber dennoch wird ihr, wie der Marie Beaumarchais, das Herz brechen an dem Gedanken, er hat mich verrathen. Er aber, wenn er nicht durch und durch Schwächling, d. h. geborner Schurke iſt, er kann nicht zurück wollen. Fauſt müßte den Himmel verſchmähen, ſelbſt wenn er hinein kommen könnte.

Es iſt, wenn nicht poetiſch, doch pſychologiſch äuſſerſt intereſſant, wie Göthe in ſeinem Fauſt ſophiſtifirt. Weil Fauſt den Himmel in Gretchens Liebe geahnet hat, ſoll er ihn theilen dürfen. Aber tritt man das Heilige mit Füßen? Heißt das den Himmel in der Geliebten ahnen, wenn man ſie kalt dem grauſamſten Geſchick Preis gibt? Iſt das ein Ver-

dienſt, das den Himmel erwirbt, wenn man ihn zerſtört, wenn man in die Bruſt, wo Paradieſesfrieden wohnte, alle Qualen der Hölle wirft? Wenn Fauſt dafür, daß er Gretchen verführte und verließ, den Himmel verdient, ſo verdient jedes Schwein, das ſich in einem Blumenbeet wälzt, der Gärtner zu ſeyn, und wenn es gar den Perlenſchmuck der Königin im Koth herumſchleift, verdient es König zu ſeyn, und ſo käme es überhaupt nur auf die Koſtbarkeit des Raubes an, um den Räuber darnach zu belohnen, anſtatt zu beſtrafen.

Göthe hat etwas von dieſem Einwurf vorausgeahnet. Darum läßt er die vollendeten Engel ſagen: „Immer bleibt ein unreiner Erdenreſt an uns, den keine Geiſteskraft, den ſelbſt kein Engel von uns nehmen, und den nur die ewige Liebe ausſcheiden kann.“ Wenn ſie es nun aber thut, wenn es wirklich im Himmel einen Letheſtrom gibt, der jede ſündliche und unreine Erinnerung auslöſcht — wozu dann der ganze Spektakel von Teufel und Hölle? Wenn alle Sünden vergeben werden können, ſo braucht es keine Hölle mehr.

Der Teufel kommt bei dieſem Glauben doch gar zu kurz, und das ſollte wenigſtens nicht im Gedicht ſeyn, um ſo weniger als der Teufel im erſten Theil eine ſo ergreifende Rolle ſpielt. Wir kennen dieſen trefflichen Mephiſtopheles nicht mehr wieder. Wie

entſetzlich war er ſonſt, in ſcharfen Zügen ganz der uralte Teufel, die ſouveraine Bosheit von Weltanbeginn, herrſchend im ganzen Univerſum, ſo weit es Schatten wirft, unumſchränkt, durchaus überlegen, durchſchneidend klug. Und jetzt, in dieſem zweiten Theile, wird er matt, fade, ironiſirt mit ältlichem Witz ſich ſelbſt, und verläugnet ſeine Nachtwächternatur gänzlich, indem er ſich um ſeine Beute betrügen läßt. Er wird durchaus ein dummer Teufel. Aber iſt dieſe Wendung natürlich? Hat ſie nur irgend eine poetiſche Wahrſcheinlichkeit für ſich? Die Paradieſesſchlange, der in weltalter Klugheit ſich behaglich wiegende Kuppler, der die Schwäche der Menſchen von Grund aus kennende und aller Verführungsmittel mächtige Zauberer, der immer nur Andre durch Sinnenreize verlockt, die ihm, wenn er ihrer bedarf, vermöge ſeiner Herrſchergewalt über die Elementargeiſter in verſchwenderiſcher Fülle zu Gebote ſtehn, kann ſich doch unmöglich durch den Sinnenreiz einiger Engel ſelbſt verführen laſſen? In dieſem zweiten Theil verliert der Teufel nicht nur alles Schreckliche, was er im erſten Theil an ſich trug, nicht nur jenes unheimliche Grauen, das er erweckte, fällt weg, ſondern auch von der geiſtigen Ueberlegenheit, von der Meiſterſchaft jahrtauſendlanger Erfahrung, von der gerade den höchſten Kapacitäten am meiſten ſchmeichelnden Teufelsliſt, von der intellektuellen Grazie des Erzvaters der Lüge

iſt faſt kaum noch eine Spur übrig. Er iſt nur noch altklug, ſchwazhaftig, und gleichſam ſeine Ueberläſtigkeit fühlend, da er nicht mehr ſchrecklich und nicht mehr nöthig iſt, da er nur eben noch mitläuft, ſucht er ſich nur noch durch Randgloſſen und zahme Xenien bemerklich zu machen, die tief, tief unter dem bleiben, was er im erſten Theil, jedes Wort ein Höllenblitz, in ſeiner Machtvollkommenheit geſprochen. Kurz, früher war Mephiſtopheles das wirkſame böſe Princip, jetzt iſt er nur noch der moderne Spott über das mittelalterliche pferdehufige, gehörnte und geſchwänzte Wahnbild. Sonſt war er die Hauptfigur einer des Aeſchylos würdigen Tragödie, jetzt iſt er nur noch die komiſche Nebenfigur einer Gozziſchen geiſtreichen Maskenpoſſe.

Ich will nicht im kirchlichen Sinne der advocatus diaboli ſeyn, wohl aber im poetiſchen. Der Teufel iſt eine poetiſche Idee, die kein Dichter ſo rein aufgefaßt hat, als Göthe im erſten Theil ſeines Fauſt. Bedient ſich ſeiner der Dichter, ſo iſt es vor allem nothwendig, daß er auch an den Teufel glaube oder wenigſtens glauben mache. Nicht umſonſt beſchwört man die Hölle. Wer ſie angerufen, muß ihr die ganze Entſetzlichkeit laſſen, die ſie in der Illuſion der Völker behauptet. Wenn Göthe vollends nicht blos ihre ſinnlichen Schrecken, ſondern auch ihren geheimen

geiſtigen Zauber, den Baſiliskenblick des böſen Dämon, das Genie der reinen Bosheit und die Liebenswürdigkeit der konſequenten Lüge erkannte, wenn er aus allem dieſem ein Bild des Satans von erſchütternder Wahrheit ſchuf, ſo ſcheint es unbegreiflich, wie er den Glauben an dieſes bewundernswürdige Charakterbild wieder zerſtören mochte. Dieſer Mephiſtopheles konnte, wenn der Dichter durchaus wollte, ſeine Macht über Fauſt verlieren, aber nur im Kampf nicht ſich um ſeine Beute betrügen laſſen. Er mußte, wenn auch beſiegt, in jene altgewohnte Reſignation ſich zurückziehn, die er gleich in den erſten Scenen in Fauſts Studierſtube ſo geiſtvoll ausſprach. Auch Teufel haben eine gewiſſe Würde, die in ihrer Macht und Klugheit liegt, und Mephiſtopheles war ſich ihrer bewußt, er durfte nie unter ſie hinabſinken, er durfte niemals dumm werden. Er konnte ganz das Raube herauskehren, in groteskeſter Frechheit, aber er durfte nicht dumm werden.

So hat ſich Göthe im zweiten Theile des Fauſt eine bequeme Brücke zum Himmel gebaut. So mag eine Pompadour, wenns ans Sterben geht, ein Schnippchen ſchlagen nnd denken: was thuts, ich bin zu hübſch, als daß ich nicht des lieben Gottes Maitreſſe werden ſollte, wie ich hier die des Königs war.

Das allgemeine Kennzeichen der Göthiſchen Eitelkeit iſt die gänzliche Umkehrung, die er im Beneh-

men der beiden Geſchlechter beliebt hat, man könnte es die umgekehrte Ritterlichkeit, die verkehrte Romantik nennen. In faſt allen ſeinen dramatiſchen Werken und Romanen ſtellt er einen intereſſanten Mann (ſein Ebenbild) dar, um welchen die Damen buhlen, um welchen ſie ſich ſtreiten und turnieren, wie es, ſonſt nur Männer um eine Dame thun. Dies iſt ſein Typus, ſein Thema, das er in verſchiedenen Variationen immer wieder vorbringt. Daraus geht denn auch mit Nothwendigkeit hervor, daß ſein Held mädchenhaft eitel, zimperlich, kokett, die Damen dagegen entweder zu männiſch oder zu hetärenmäßig ſind. Don Juan iſt wenigſtens activ; aber Göthes Helden ſind paſſiv und lieben weniger, als ſie ſich blos lieben laſſen. Don Juan iſt wenigſtens derb, materiell und will nicht beſſer ſcheinen, als er iſt; Göthes Helden aber ſind ſentimental, ſchwatzen immer von Seelenliebe, ſchwören und geberden ſich wie Mädchen, die mit dem Monde liebäugeln, obgleich zuletzt doch auch die Schäferſtunde ſchlägt.

Göthe war ein äſthetiſcher Heliogabolus und empfindelte ſich in den weiblichen Genuß hinein. Man kann ihn mit nichts beſſer vergleichen, als mit einer unabhängigen, reichen, launenhaften, putzſüchtigen, koketten, empfindſamen und zugleich ſinnlichen, in tauſend Kleinigkeiten verliebten, an tauſend Kleinig-

keiten ſich ſtoßenden, höchſt anſpruchsvollen und bequemen Dame. Daher ſeine Düfteleien, daher ſeine eigenſinnige Abgeſchloſſenheit im Innern eines poetiſchen Harems, daher ſein geheimer Haß gegen die neue Zeit, die wieder Männer verlangte und fand.

Leſſing war ganz Mann in einer weibiſchen Zeit, Göthe blieb noch ganz Weib in einer männlichen Zeit.

Wie will man die Stellung, welche Göthe ſeiner Zeit gegenüber angenommen hat, anders erklären? Wäre Göthe nicht ſo völlig in ſeine weibiſche Genußſucht, Eitelkeit und Bequemlichkeit verſunken geweſen, ſo hätte er nothwendig an den großen Angelegenheiten ſeines Vaterlandes während der Stürme, die es bewegten, Antheil nehmen müſſen. Jedes ſeiner Worte galt als ein Orakel, aber er hat nie das Wort ergriffen, um die Deutſchen an ihre Ehre zu mahnen, oder zu irgend einer edlen Geſinnung oder That zu begeiſtern. Gleichgültig ließ er die Weltgeſchichte an ſich vorübergehen, oder ärgerte ſich nur, daß er zuweilen durch den Kriegslärm in einer poetiſchen Schäferſtunde unterbrochen wurde. Bis zur franzöſiſchen Revolution ſchlummerte Deutſchland. Durch dieſes Ereigniß wurde unſer Vaterland ſchrecklich aufgeweckt. Welche Empfindungen mußte daſſelbe im Herzen unſers erſten Dichters erwecken? mußte der Dichter nicht entweder wie Schiller ſich für die

neue Zeit begeistern, oder wie Görres, vor Scham erglühend über den Verrath und die tiefe Schmach des Vaterlandes, an Deutschlands alte Ehre und Größe mahnen? Aber was that Göthe? er schrieb einige leichtfertige Lustspiele, den Bürgergeneral und die Aufgeregten, das Schwächste, was Deutschland der französischen Revolution entgegengesetzt hat, und das Nichtswürdigste, was in einer solchen Zeit des himmlischen Zornes in eines Menschen Hirn entspringen mochte. Dann kam Napoleon. Was mußte der erste deutsche Dichter von ihm denken, von ihm sagen? Er mußte, wie Arndt und Körner, dem Verderber des Vaterlandes fluchen und sich an die Spitze des Tugendbundes stellen, oder mußte wenn er nach deutscher Art mehr Kosmopolit als Patriot war, wenigstens wie Lord Byron den großen Helden und sein Schicksal in seiner tieftragischen Bedeutung auffassen. Doch was that Göthe wirklich? Er wartete, bis ihm Napoleon einige Schmeicheleien sagte und dann lieferte er ihm einen geistlosen Hochzeitscarmen. Napoleon fiel; die deutsche Erde bebte vom Gedröhn der Völkerschlachten, seit Attilas Weltsturm hatte man nichts so Ungeheures gesehen, seit der Vernichtung des Varus hatte die deutsche Brust kein so heiliger Freiheitsschauer durchzittert. Was war hier die Aufgabe des ersten deutschen Dichters? und was that Göthe? Er schloß sich

ein, ſtudierte das Chineſiſche, wie er ſelber wohlgefällig erzählt, und fand es erſt hintendrein, nach dem Frieden für gut, auf vielfältige hohe Anmahnungen, auch etwas Patriotiſches zu dichten, nämlich des Epimenides Erwachen, ein elendes Machwerk erzwungner, erheuchelter Theilnahme. Endlich trug man ihm auf, eine Inſchrift auf Blüchers Denkmal zu ſchreiben, und der erſte deutſche Dichter ſchrieb ein paar alberne Verſe, die dem letzten deutſchen Dichter Schande machen würden.

Man hätte erwarten ſollen, daß Göthe, der bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein lebte, indem er auf dem von Leſſing gebahnten Wege fortſchritt, die Ehre, die Leſſing nur im einzelnen Menſchen wahrte, im Volk gewahrt haben würde. Die Schmach des Volks forderte den Dichter zu dieſer großen Ehrenrettung auf. Statt deſſen aber ließ Göthe auch jenes individuelle Ehrgefühl Leſſings fallen, nahm allen Darſtellungen des modernen Lebens, was Leſſing ſo ſorglich hineingetragen, und impfte ihnen eine ſchwächliche Sentimentalität und einen frivolen Egoismus ein, der leider ihr ſtehender Charakter geworden iſt. Ich gebe zu, daß auch ohne Göthe ſich die Zeit unſrer tiefſten politiſchen Demüthigung zu dieſer Gattung von ſentimental-frivoler Weichlichkeit hingeneigt haben würde; es macht aber dem anerkannt größten Dichter der Deutſchen keine Ehre, dieſer wei-

bischen Entartung Vorschub geleistet und die schöne Form geliehen zu haben. Er hätte dagegen blitzen und donnern und im Namen der Gottheit, der jeder Dichter näher steht, die Ehre retten müssen.

Daß er nie für Deutschlands Ehre in die Schranken trat, war weniger nachtheilig, als daß er offenbar mit allen Mitteln seines reichen Geistes den Schlendrian der Schande begünstigte. Er schuf jene unermeßlich verbreitete moderne Poesie, die unter dem Vorwand, bei der Wirklichkeit stehen zu bleiben und die schöne Seite derselben aufzufassen, nur den Zweck hatte, alle Schwächen, Eitelkeiten, Thorheiten und Sünden derselben zu beschönigen. Die Entschuldigung läßt sich hören. Jede Gegenwart hat ihr Recht. Diese Art von Poesie, die das heutige sociale Leben auffaßt, hat einen großen Vorzug vor den Nachbildungen und Vorspiegelungen eines vergangnen Lebens, die uns im Schleier der Ferne immer weniger scharf und treu erscheinen, und nicht so unmittelbar auf unsre Neigung und auf unsre Handlungsweise einwirken können. Göthe hat sich inzwischen nicht bemüht, durch poetische Idealisirung der Gegenwart dieselbe zu veredeln, er ist auch nicht einmal bei der homerischen Unbefangenheit und Klarheit stehen geblieben, die sich rein an treue Schilderung der Natur hält, sondern seine vorherrschende Tendenz war, einerseits die sentimentale Philisterei, die Schwäch-

lichkeit, die uns für Napoleons riesenhafte Sense reif machte, andrerseits das aristokratische Privilegium der Frivolität, die vornehme Ausnahme von der moralischen Regel, die poetischen Freiheiten der Don Juans-Natur in Schutz zu nehmen. Eins erforderte das Andre. Nur dem Spießbürgerthum in der Schlafmütze gegenüber ist jene aristokratische Libertinage möglich. So fand Göthe sein Volk. So war es seinem Egoismus gerade recht. So wollte er, daß es bleibe.

Darum huldigte er ganz speziell dem Spießbürger in „Herrmann und Dorothea," den politischen Schlafmützen im „Bürgergeneral" und in den „Aufgeregten." Darum huldigte er der seelenverweichlichenden Sentimentalität im „Werther." Durch diese Werke aber veranlaßte er unzählige ähnliche und bestärkte die deutsche Nation in ihrer zufällig durch die Zeitumstände herbeigeführten Philisterei und Herzensschwäche, als ob diese Zustände die allein natürlichen, die höchst befriedigenden und poetischen und die ewig beizubehaltenden wären.

Auf der andern Seite aber durfte er sich um so sichrer eine vornehme Lizenz erlauben und den tausend aristokratischen Gelüsten schmeicheln, zu denen ihn sein Egoismus trieb. Daher seine vornehme Geringschätzung der ordinären Moral, als einer nur gemeinen Naturen anklebenden Lächerlichkeit. Daher

ſeine ausſchweifende Wollüſtelei, die ſich nicht an der Verführung der Unſchuld an der grauſamen Luſt, ein Herz zu Tode zu quälen begnügt, wie im „Fauſt“ und „Clavigo,“ ſondern die auch einen ergötzlichen Wechſel ſucht in „Wilhelm Meiſter,“ die das Fremde begehrt in den „Wahlverwandtſchaften,“ die nach dem Reiz der Bigamie gelüſtet in der „Stella,“ die nach der ſchönen Schweſter ſchielt in den „Geſchwiſtern,“ ja die ſogar noch in den Schauern des Grabes, in der Buhlerei mit ſchönen Geſpenſtern einen Hautgout des Genuſſes ſucht in der „Helena“ und in der „Braut von Corinth.“ Dem nebengeordnet iſt die Eitelkeit des Emporkömmlings, die in den Frauen zugleich das Vornehme, das Königliche begehrt, wie zum Theil ſchon im „Wilhelm Meiſter,“ noch mehr in „Taſſo“ und in der „natürlichen Tochter,“ und umgekehrt die Eitelkeit des Vornehmen gegenüber der Griſette im „Egmont,“ dem die Geliebte den Ordensſtern bewundern muß, und die Toiletten Eitelkeit des „Manns von vierzig Jahren.“

Auch in dieſer Richtung hat Göthe unzählige Nachahmer gefunden, und ſie iſt es, durch die er noch fortwährend eine unmoraliſche, mit der Genuß- und Genieſucht behaftete Jugend beſticht. Seit Göthe den Don Juan zum ſtehenden und ſogar geachteten Charakter in der deutſchen Poeſie gemacht hat, iſt derſelbe in unzähligen Masken erſchienen,

bald als Kunſtenthuſiaſt in Heinſe, bald als Frömmler in Friedrich Schlegel, bald als Revolutionär in Heine, und ob wir für den alten Glauben, oder für die neue Freiheit ſchwärmen, jeder Exaltation der Zeit hängt ſich das ſogenannte Genie mit ſeinem Drange an, der immer der eines Don Juans bleibt, er mag es mit einer „Heiligen“ oder mit einer „Vernunftgöttin“ zu thun haben. Und vielleicht iſt es noch ein Glück, wenn die derbe Sinnlichkeit noch keck und frei heraustritt. Man weiß dann doch, woran man iſt. Weit verderblicher iſt die Genuß- und Genieſucht, wenn ſie als unbefriedigter Trieb im geiſtigen Gebiet befangen bleibt und nicht ins ſinnliche hinabſteigt, denn dann erzeugt ſie erſt die wahnſinnigſte Ausſchweifung und die lächerlichſte Hoffahrt jener „ſentimentalen“ Don Juans, die da können und nicht wollen, und jener zu Poeten verdorbnen Philoſophen, die da wollen und nicht können.

Göthe hat unſrer Jugend eine traurige Krankheit eingeimpft, indem er ſie lehrte, mehr ſeyn zu wollen, als ſie iſt, und entweder ſich den Kopf an der harten Wand zu zerſchellen, oder mit vornehmer Affektation hoch auf die Welt herabzuſehen, oder elegiſch zu klagen, daß die Welt für ſie zu gemein ſey. Dieſe Genieſucht, das Schönthun mit ſich ſelbſt, die Anſprüche, ehe ihnen nur irgend eine Leiſtung entſpricht, haben eine Menge wirklicher Talente ruinirt oder

auf Abwege geleitet und thun es fortwährend. Der Glaube, man ſey eine ſchöne Natur, und müſſe als ſolche anerkannt, ja angebetet werden, hat viele Köpfe verrückt und oft die jungen Leute gehindert, das erſt zu werden, was ſie ſchon zu ſeyn glaubten.

Aber auch der platten Gemeinheit hat Göthes ariſtokratiſche Frivolität Vorſchub geleiſtet. Ohne Göthe würde Kotzebue nie gewagt haben, die liederliche Vornehmigkeit und die ſentimentale Unzucht zu Herrſcherinnen auf der Bühne zu machen. Ohne Göthe und ſeinen Nachahmer Friedrich Schlegel würde auch im Gebiet der Romane die Unzucht mehr eingeſchränkt worden ſeyn.

Göthes Ruhm beruht inzwiſchen keineswegs blos auf den Neigungen, denen er ſchmeichelt, auf der Sympathie aller ſchwachen und frivolen Seelen. Sein poetiſches Reich dehnt ſich über das Gebiet der Philiſter und der Don Juans noch weit hinaus und umfaßt noch Antikes, Romantiſches, Orientaliſches, und es waltet darin überall ein Zauber der Form, der es erklärlich macht, daß er als Meiſterdichter, als König einer unendlich reichen poetiſchen Welt von allen poetiſch Fühlenden erkannt wird.

Doch iſt man zu weit gegangen, indem man die Schönheit und den Reichthum ſeiner Formen ſo

über alles geschätzt und daraus die wunderlichsten Consequenzen gezogen hat.

Das Höchste, wozu es die Bewunderung möglicherweise bringen kann, ist Göthe wirklich zu Theil geworden. Man hat in ihm das Ideal eines Dichters zu erkennen geglaubt, und die Aufgabe, das Problem seiner Erscheinung zu lösen, mit der, das Problem aller Poesie zu lösen, ohne weitres identificirt. Sie nennen ihn mit einer charakteristischen Uebereinstimmung den König der Dichter, um in ihm das legitime Princip, die höchste aus sich selbst schöpfende Autorität zu bezeichnen. Als eine vollkommene Incarnation der Poesie ist er ihnen auch Gesetz, König, Messias und Gott in allen poetischen Dingen. Die Gläubigen wurden in ihrer Andacht nicht wenig dadurch bestärkt, daß der Gefeierte selbst sie billigte, sich dabei benahm, als müßt' es so seyn, und mit Mienen der Huld und Gnade jedes Lob, das ihm zufloß, bestätigte, die Lobenden wieder lobte, und die ihm verliehene Königskrone nicht ohne Majestät und imponirende Sicherheit auf dem Haupte trug. Göthe ließ, wie der Homerische Gott den lieblichen Fettgeruch von allen Altären behaglich sich gefallen.

Graf Platen sah in Göthe den wahren deutschen Kaiser, August Wilhelm von Schlegel sogar einen Gott. Carové glaubte die im Orient begonnene Poesie sey in Göthes westöstlichem Divan, nach Vollendung

ihres groſsen Kreislaufs durch die Völker, zu ihrem Ursprung zurückgekehrt und nunmehr beſchloſſen und gänzlich erſchöpft.

Man verwechſelt bei dieſen exorbitanten Lobeserhebungen, immer nur das Weſen der Poeſie mit der Form. An dem erſten hat Göthe zu erſchöpfen noch ungemein viel übrig gelaſſen, die letztere hat er allerdings mit königlicher Machtvollkommenheit beherrſcht.

Bei Göthe war die Form Alles. Jeden beliebigen, auch den heterogenſten Gegenſtand durch eine gefällige Form zu empfehlen, Alles, was er ergriff, auch das ſeinem Weſen nach Unſchönſte, durch die Einkleidung zu beſchönigen, war das Geheimniß ſeiner glücklichen Hand. Dieſe Gabe iſt das, was man Talent nennt, nicht mehr und nicht weniger. So viel Widerſpruch ſich auch gegen dieſe Definition erhoben hat, ich muß dabei bleiben, weil ſie richtig iſt.

Die Poeſie eines jeden Dichters hat einen eigenthümlichen Charakter; dieſer aber entſpricht allemal einer innern Eigenſchaft oder Richtung der Poeſie überhaupt. Die ſynthetiſche Einheit aller Dichter iſt nur die analytiſche der Poeſie ſelbſt. Wenn man mit Recht dieſe aus jener ſich erklärt, die Regeln des Schönen aus den Beiſpielen deſſelben abgezogen, den Metallkönig der Aeſthetik aus den Goldmünzen, denen

jeder Autokrat im Reich der Poesie sein königliches Bildniß aufgeprägt, in die philosophische Retorte gebannt hat, so darf unbedingt auch das Umgekehrte auf die Charakteristik der Dichter angewandt werden. Jeder Dichter ist die Offenbarung einer besondern ästhetischen Kraft, die ganze Dichterwelt ist die Offenbarung aller dieser Kräfte. Jedem Einzelnen kommt vorzugsweise nur eine Kraft zu, die er reicher und feiner als andre entwickelt.

Die Kraft nun, welche Göthe's dichterischen Charakter bezeichnet, ist das Talent. Bekanntlich versteht man darunter das Vermögen der ästhetischen Darstellung überhaupt, ohne Rücksicht auf eine subjektive Bestimmung, auf eine Poesie im Dichter selbst, denn es kann malen, ohne von einer Empfindung geleitet zu seyn, ja oft das Gegentheil von dem, was der Dichter wirklich empfindet, so wie der Schauspieler oft etwas ganz andres darstellt, als was er empfindet. Eben so wenig hängt das Talent von einer objektiven Bestimmung, von einer Poesie im Gegenstand ab, denn es kann Dinge, die an und für sich selbst unpoetisch sind, in ein poetisches Gewand hüllen, und umgekehrt werden oft sehr poetische Gegenstände von talentlosen Dichtern unpoetisch dargestellt. Das Wesen des Talents beruht also in der Darstellung, in der Einkleidung, im Vortrag.

Das Hervortreten des Talents bei Göthe hat

schon Novalis in seinen Fragmenten scharf und richtig bezeichnet *). Göthe selbst gibt es zu, und hält die Schönheit nur für ein Werk des Talentes, denn

*) So sonderbar, als es manchem scheinen möchte, so ist doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Aeussere, die Melodie des Styls ist, welche zur Lektüre uns hinzieht, und uns an dieses oder jenes Buch fesselt. Wilhelm Meisters Lehrjahre sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer diese Anmuth des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden. Diese geistige Einheit ist die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns dasselbe persönlich und wirksam vorkommt. —

Göthe ist ganz praktischer Dichter. Er ist in seinen Werken, was der Engländer in seinen Waaren ist: höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutschen Literatur das gethan, was Wedgewood in der englischen Kunstwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer einen natürlich ökonomischen und einen durch Verstand erworbenen edlen Geschmack. Beides verträgt sich sehr gut, und hat eine nahe Verwandtschaft im chemischen Sinn. In seinen physikalischen Studien wird es recht klar, daß es seine Neigung ist, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen, und etwas zu thun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeschickt bleibt, und daß man es nie darin zu einer meisterhaften Fertigkeit bringt. —

mit seiner Zustimmung steht in Kunst und Alterthum, Bd. 2. S. 182. „das Resultat einer glücklichen Behandlung ist das Schöne."

Wilhelm Meister's Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt blos von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlicher Atheismus ist der Geist des Buchs. Die Oekonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem, wohlfeilem Stoff einen poetischen Effekt erreicht. —

Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. Nach dem Feuer, Wahnsinn und den wilden Erscheinungen in der ersten Hälfte des dritten Theils sind die Bekenntnisse eine Beruhigung des Lesers. Die Oberaufsicht, welche der Abbé führt, ist lästig und komisch; der Thurm in Lotharias Schlosse ist ein großer Widerspruch mit ihm selbst. Die Musen werden zu Comödiantinnen gemacht, und die Poesie spielt beinahe eine Rolle, wie in einer Farce. Es läßt sich fragen, wer am meisten verliert, ob der Adel, daß er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie daß sie vom Adel repräsentirt wird. Die Einführung Shakespeare's macht eine fast tragische Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Oekonomie, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrigbleibende. —

Das Talent ist an sich universell, und muß sich als solches in der größten Vielseitigkeit der Anwendung erproben. Es gibt nichts in der Welt, dem nicht das Talent einen poetischen Anstrich geben könnte. Wie jener Tonkünstler mit Recht behauptete, es ließe sich alles in Musik setzen, selbst ein Thorzettel, so kann ein talentvoller Dichter mit der Sprache nicht weniger Wunder thun. Daher war auch Göthe so vielseitig. Er konnte alles, auch das Geringste und Gemeinste durch den Zauber seiner Darstellung reizend machen.

Hier aber stoßen wir auf die erste große Versündigung der Götheschen Poesie. Die Kunst muß einer geläuterten Religion gleichen, welche nur das wirklich Erhabne, Edle, Reine, das wahrhaft Göttliche vergöttert, nicht einem launenhaften Fetischismus, der auch das Kleinliche, Gemeine, Schmutzige, kurz Alles zum Vehikel der Anbetung, zu einem Götzen macht. Die Form muß mit dem Inhalt proportionirt und verwandt seyn. Nur der komischen Poesie ist es vergönnt, und nur um des komischen Effects willen, das Erhabne zu travestiren und das Gemeine in grotesker Erhabenheit zu zeichnen. Durchaus unstatthaft dagegen ist jede im Ernst gemeinte sentimentale Beschönigung des Gemeinen durch eine rührende Einkleidung. Göthe aber war der erste, der uns weichliche, ehrlose Charaktere als

intereſſant, liebenswürdig, ja wohl gar erhaben ſchilderte, der für den eiteln Werther, den feigen, nichtswürdigen Clavigo, den weibiſch kokketten Wilhelm Meiſter, den ſentimentalen Don Juan-Fauſt ꝛc. eine Theilnahme erweckte, als ob dies wirklich Ideale einer männlichen Seele wären. Erſt ſeit dieſem Vorgang wimmelt es in der deutſchen Poeſie von Schwächlingen und Böſewichtern, die für Helden gelten.

In dieſe höchſt unpoetiſche Differenz zwiſchen der beſchönigenden Form und dem unſchönen Inhalt gehört auch die von Göthe ausgegangne Manier, das Alltägliche, Gemeine und Kleine oder das abſolut Trockne, Proſaiſche und Langweilige durch eine affectirte Wichtigthuerei als etwas Bedeutſames, den Sinn feſſelndes hinzuſtellen. Ich will nur an die Toilette des Manns von 40 Jahren erinnern. Göthe liebte es, das Publikum durch dergleichen zu myſtificiren und es gleichſam auf die Probe zu ſtellen, wieviel es vertragen könne, ohne zu murren.

Während es immer nur die ſchöne Natur iſt, deren Nachahmung uns am erſten Dichter gefällt und die häßliche Natur ausſchließlich nur Gegenſtand der komiſchen und humoriſtiſchen Poeſie ſeyn darf, ſuchte Göthe ſeinen ganzen Ruhm darin, die häßliche Natur durch ſeine Darſtellung in allem Ernſt als eine ſchöne geltend zu machen; und wir dürfen nur das Werk, das Falk über Göthes Leben geſchrieben

hat, oder nur die zahmen Xenien und Aphorismen Göthes und gewisse Stellen in seinem Faust lesen, um uns zu überzeugen, welchen diabolischen Spaß ihm das Publikum machte, wenn es sich so leicht täuschen ließ, und in staunende Bewunderung und Anbetung versank, wo Göthe heimlich die Zunge herausstreckte, der hochanschulichen Versammlung eine Frazze schnitt und wie Mephistopheles eine unanständige Gebärde machte.

Nichts charakterisirt ihn besser, als das Gedicht, womit der Musenalmanach von 1833 eröffnet wurde, und worin er seinen dummen Vergötterern unverholen sagt: wollt ihr wissen, woher ich meine Poesie geschöpft, so steckt die Nase in meinen Unrath und kostet heraus, von welchen Speisen ich genossen habe. Das durfte Göthe dem deutschen Volk bieten!

Zur Göthe'schen Form, wie überhaupt zur poetischen, gehört nicht blos die Sprache, die schöne Diktion, der Wohllaut des Verses ꝛc., sondern auch die Einkleidung und Ausschmückung des Stoffs in Gedanken und Bildern. Diese Art von Form hat man sehr häufig für das Wesen der Poesie genommen, besonders bei Göthe und ihm jede unpoetische Sache verziehen, wenn er ihr nur durch seine Gedanken und reizende Bilder ein hübsches Kleid anzog. Allein beides darf so wenig verwechselt werden, daß es vielmehr der gräflichste Mißbrauch und

die ärgſte Sünde gegen den heiligen Geiſt der Poeſie iſt, wenn man einen unpoetiſchen, unedeln, gemeinen, wo nicht gar verabſcheuungswürdigen Gegenſtand durch den Schmuck geiſtreicher Rede und blendender Phantaſieſpiele gefällig zu machen verſucht. An ſich bleibt zwar jedem geiſtreichen Einfalle und jedem ſchönen Bilde ſein Werth, und inſofern bin ich weit entfernt, die geprieſnen Schönheiten Göthescher Sentenzen und Schilderungen, wie ſie in faſt allen ſeinen Werken vorkommen, zu läugnen; allein ſofern Göthe in der Regel bezweckt, durch ſolche Reize der bloßen Form den Leſer für die egoiſtiſche oder frivole Idee ſeiner Werke zu gewinnen, ihn dadurch zu beſtechen, ſofern erſcheinen alle jene Reize plötzlich in einem andern Licht und widern uns an, wie die ſchillernden Farben einer Schlange oder eines ſtehenden Sumpfes. Wer ſollte nicht den Geiſt und die dichteriſche Kraft bewundern, mit welcher Göthe ſeinen Fauſt von Anfang bis zu Ende concipirt hat. Wer kann etwas dagegen haben, daß die einzelnen Schönheiten dieſes Gedichts in Mottos und Sentenzen wie Moſaik zerbrochen, gleichſam als koſtbare Edelſteine in Gold gefaßt werden. Allein wo bleibt das Ganze? Was hat Göthe mit all dieſem Aufwand von ſchöner Darſtellung erreicht? Was iſt am Ende dieſer ſo königlich geſchmückte Fauſt? Ein übertünchtes Grab, eine bunte, aber hohle Seifenblaſe,

eine Beſchönigung des ſchalſten Egoismus, mit einem Wort eine Lüge. Das Gedicht iſt trotz der Wahrheit vieler einzelner Verſe, als ein Ganzes durch und durch unwahr, ein gänzlich mißlungener Verſuch, nicht einmal eine Entweihung, was im Sinne Voltaires oder Byrons leicht zu entſchuldigen wäre, ſondern eine Entſtellung der Heiligen, was nie und nimmer entſchuldigt werden kann. Man kann die Religion haſſen und verſpotten und doch ein großer Dichter bleiben, aber man kann ſie nicht verkleinern, nicht nach Zwecken erbärmlicher Herzensſchwäche und Eitelkeit ihren heiligen Ernſt entwaffnen, ohne ſich doppelt unwürdig zu machen.

Dieſen Unterſchied muß man feſt halten. Es kommt auf den Kern eines Gedichts an, nicht auf die Schaale. Der rohe Stoff, wenn nur Wahrheit in ihm iſt, gilt mehr als die künſtlichſte Form, die eine Lüge überkleidet, und nichts iſt peinlicher, nichts beleidigt ein edles Gefühl tiefer, als die in der Maske des Anſtändigen oder gar Heiligen ſich aufdrängende Gemeinheit, die in der Maske des Geiſtreichen und Tiefverſtändigen ſich aufdrängende Lüge. In allen Werken Göthes aber liegt eine ſolche Beleidigung verborgen.

Das Talent gefällt ſich in der Vielſeitigkeit. Jeder Virtuoſe ſtrebt ſo viel als möglich, allſeitig zu ſeyn, ſein Talent auf alle mögliche Weiſe

ins Licht zu ſetzen, durch die Herrſchaft über die reichſte Claviatur und ihre Schlüſſel, durch den kühnen und gewandten Wechſel der Tonarten und durch die Fertigkeit des Tauſendkünſtlers, der auf einem Bein ſtehend zwölf Inſtrumente zugleich ſpielt, in Erſtaunen zu ſetzen. Dieſe Neigung wohnt dem Talente deshalb bei, weil es charakterlos, von einer feſten dauernden Beſtimmung unabhängig iſt. Ihm iſt nichts ernſt und heilig, auſſer die Befriedigung ſeines Egoismus, vielmehr iſt ihm jede Empfindung und jeder Gegenſtand an ſich völlig gleichgültig, und gilt ihm nur etwas, ſofern es ihn darſtellt; nur die Darſtellung gilt ihm, was auch immer das Dargeſtellte ſey. Darum wird es auch durch keinen beſondern Gegenſtand beherrſcht, es herrſcht vielmehr über alle, und gefällt ſich im Wechſel derſelben, der ſeine Herrſchaft beurkundet. So ſehn wir Göthe beſtändig wechſeln, und es iſt eben deshalb töricht, irgend eine beſondere Darſtellung, irgend eine Rolle an ihm feſthalten zu wollen. Gerade darin beſteht das Weſen ſeiner Poeſie, daß er mit den Rollen beſtändig gewechſelt hat. Er ſpricht dieß ſelbſt ſehr deutlich aus, indem er in einer ſeiner zahmen Xenien ſagt:

„Die Feinde, ſie bedrohen dich,
Das mehrt von Tag zu Tage ſich,
Wie dir doch gar nicht graut!“
Das ſeh ich alles unbewegt,

Sie zerren an der Schlangenhaut
Die jüngst ich abgelegt,
Und ist die nächste reif genug,
Abstreif ich die sogleich,
Und wandle neu belebt und jung
Im frischen Götterreich.

Das Talent an sich ist ganz theatralisch, es ist die absolute Maskirung. Oben haben wir unsre ganze neuere Poesie als die theatralische charakterisirt, und hier finden wir dasselbe in ihrem großen Repräsentanten Göthe wieder. Er vereinigt beinahe alle Rollen der übrigen Dichter in seinem Spiel allein. Daher kommt es denn auch, daß man Göthe für den Repräsentanten aller Poesie überhaupt halten konnte, indem man unschuldigerweise die Poesie der Darstellung mit derjenigen der Empfindung und des Gegenstandes, das Kleid mit dem Wesen verwechselte.

Das Talent ist eine Hetäre und gibt sich Jedem Preis. Unfähig selbstständig zu seyn, hängt es sich an alles an. Indem ihm ein innerer Haltpunkt ein inneres Motiv seiner Aeusserung mangelt, ist es jedem äussern Eindruck hingegeben, und wird von einem zum andern fortgezogen. So sehn wir Göthe's Talent, wie das Chamäleon, in allen Farben wechseln. Heute beschönigt er dieß, morgen jenes. Alle seine Widersprüche erklären sich aus diesem Rollenwechsel und umsonst versucht man sie anders zu er-

klären oder gar zu vereinbaren. Man hat wohl eine Philosophie, eine Politik, ja sogar eine Religion aus Göthe's Schriften extrahiren wollen. Auf einem solchen Wechselbalge müßten sich aber z. B. die Parallelstellen über Politik im Götz, Egmont, Tasso, Wilhelm Meister, dem Bürgergeneral, Epimenides Erwachen ꝛc. zu einer artigen Hanswurstjacke zusammenflicken, und an dem platonischen Gastmahl, da seine moralischen Ansichten sich gesellig vereinigen sollten, müßte zweifelsohne neben jedem Engel ein Teufel, neben jeder Grazie ein bocksfüßiger Satyr Platz nehmen. Von Religion aber kann in Göthe's Dichtungen nie die Rede seyn. Sie, die sich in die innerste Tiefe der Empfindung verbirgt, ist am weitesten von jener Oberfläche, von jener Maske der äussern Darstellung entfernt.

Sofern das Talent charakterlos jeder äussern Bestimmung folgt, wird es vorzüglich von der Gegenwart und ihren herrschenden Moden bestimmt und geleitet. Darum hat Göthe allen Moden seiner Zeit gehuldigt, und jeden Widerspruch derselben zu dem seinigen gemacht. Er schwamm immer mit dem Strom und auf der Oberfläche, wie Kork. Wenn er einem guten Geist, großen Ideen, der Tugend gehuldigt, so that er es doch nur, wenn sie an der Tagesordnung waren, denn umgekehrt hat er auch wieder jeder Schwäche, Eitelkeit und Thorheit gedient, wenn

ſie in der Zeit nur ihr Glück gemacht, und kurz er hat, wie ein guter Schauſpieler, alle Rollen durchgemacht. Rollen waren es auch nur, nur Eingehn in die Moden der Zeit, wenn er hier mehr dem antiken, dort mehr dem romantiſchen Geſchmack gehuldigt. Weil aber das moderne Leben das vorherrſchende war, darum wurde Göthe's Talent auch vorzüglich durch daſſelbe beſtimmt.

Das Talent liebt ſogar die Darſtellung des Gemeinen und Alltäglichen vorzugsweiſe, weil ihm daſſelbe als Folie dienen muß. Je geringfügiger der dargeſtellte Gegenſtand an ſich, auſſerhalb der Darſtellung in der Natur iſt, deſto glänzender hebt ſich die Darſtellung als ſolche hervor. Endlich bedarf das Talent überall der äuſſern Anerkennung, denn wie es ihm an innerer Selbſtbeſtimmung fehlt, ſo auch an innerer Selbſtzufriedenheit. Es ſtrebt nach Ruhm. Das iſt das Charakteriſtiſche aller Virtuoſen. Darum aber ſchmiegt es ſich auch den Neigungen derer an, von denen es bewundert ſeyn will. Es iſt ſchmeichelhaft, es begünſtigt die, von welchen es begünſtigt ſeyn will. Es ſtellt vorzugsweiſe dasjenige dar, was ſeinem Publikum gefällt. Aus allen dieſen Umſtänden zuſammengenommen erklärt ſich das Phänomen, daß ein vorherrſchendes Talent ſich vorzugsweiſe in der Darſtellung und Beſchönigung des gegenwärtigen

Lebens gefällt, und sich durchaus nicht an das Unpoetische und Gemeine desselben stößt.

Göthe widmete sich demzufolge vorzüglich der modernen Poesie, und gebrauchte sein unübertreffliches Talent zur Darstellung des modernen Lebens. Er hielt sich an die Natur, an die nächste, an die eigne. Seine eigne Natur stand mit der herrschend gewordenen der modernen Welt im genauesten Einklang. Er war der reinste Spiegel des modernen Lebens, in seinem Leben wie in seiner Dichtung. Er hat nur sich selbst zu schildern gebraucht, um die moderne Welt, ihre Gesinnung, ihre Neigungen, ihren Werth und Unwerth zu schildern. Dasselbe Talent, das er in seinen Dichtungen offenbarte, machte sich auch in seinem Leben vorherrschend geltend, und wer kann läugnen, daß es wirklich die allgemeine Lebensmaxime der modernen Welt geworden ist? Das Talent des äussern Lebens, die Kunst des Bequemen, Leichten und Feinen und die Virtuosität des Genusses, war sein Talisman in der Wirklichkeit und schien ihm auch wieder der würdigste Gegenstand in der Dichtung, indem er die Vorzüge, die er selbst darstellte, nur abspiegelte. Die meisten Dichtungen Göthe's enthalten nur sein Portrait, aber es ist ein Musterbild für das moderne Leben, jeder erkennt es dafür an.

Desfalls war es ihm auch möglich, eine Popu-

larität zu gewinnen, die kein antiker oder romantiſcher Dichter, mit Ausnahme Schiller's errang. Für Schiller entſchied ſich alles Edle und Menſchliche in der Nation, für Göthe die herrſchende Stimmung und Sitte des Augenblicks. Schiller gilt für die Edlen aller Zeiten, Göthe war der Abgott ſeiner Zeit, und konnte dieß nur ſeyn, indem er ſich der Schwäche, der Unnatur nicht minder hingab, als dem Edlen, das ſich noch geltend zu machen wußte. Er iſt der Abgott, aber auch das Geſchöpf ſeiner Zeit. Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß die Gemeinheit ihm ſelbſt erſt geſchmeichelt, ſich ihm lieb und werth und ſogar poetiſch dargeſtellt hat, ehe er ihr ſelbſt ſchmeichelte, ihr ſich ſelber lieb und werth machte, und ſie mit dem Zauber einer unübertreflich poetiſchen Darſtellung beſchwigte. Er iſt nicht der Verführer, ſondern ſelbſt verführt von ſeiner Zeit. Wie nach Schiller's Gedicht jeder der olympiſchen Götter dem Genius ein Zeichen aufdrückt, ſo hat die moderne Zeit ihren Sohn und Liebling gezeichnet, jede herrſchende Richtung dieſer Zeit, jeder Abgott des Publikums hat dem Dichterkönig einen Talisman verabreicht, und wie die Mode das Volk beherrſcht, ſo hat er die Mode regiert.

Den feinſten Ton der heutigen Welt ſucht und findet man bei Göthe. Den äuſſern Anſtand, die Vornehmigkeit, die heitre Maske beim geſelligen Um-

gang, das Insinuante, die Delikateſſe, die ſcheinheiligſte Bosheit, die aqua tofiana, die gleichſam als kaltes Blut durch den Körper der gebildeten und vornehmen Geſellſchaft kreist, dieſe Zauberkünſte des Talentes kann man bei Göthe muſterhaft entwickelt finden. Er bildet daher eine Schule der geſelligen Cultur. An ſeinen Werken bildet, verfeinert man die Sitten. Sie empfiehlt man als das Muſter aller Geſittung. Um ihn her ſchaart ſich ein unzählbares Heer gebildeter Jünglinge, die Jünger und Apoſtel dieſer Lehre des Anſtandes, die muthigen Bekämpfer der alten Rohheit, Frerons vergoldete Jugend in Deutſchland.

Unter der glatten gefälligen Maske verbirgt ſich aber ein raffinirter Epicuräismus, eine Sinnlichkeit und Genußſucht, die, ſo fein ſie auch iſt, doch immer unwürdig bleibt, des Ernſten und Heiligen ſpottet, und die Leichtverführten in ein irdiſches Paradies verlockt, in den Venusberg, aus dem kein Ausgang mehr ans Licht iſt.

Göthe's Dichtungen ſind als die Blüthe des in der modernen Welt herrſchenden Materialismus zu betrachten, der ſich auf der unterſten Stufe in dem phyſiokratiſchen Syſtem geltend macht. Sein Talent iſt die höchſte Erſcheinung der Fabrikation. Es dient, alles zum feinſten Genuß zu präpariren. Dieſer Genuß iſt doppelter Art. Der Wollust gefällt ſich ſchon

bei den Thieren Grauſamkeit bei, und dieſe Verwandtſchaft beider geht in die feinſten und zarteſten Genüſſe der Menſchen über.

Jene Wolluſt iſt um ſo raffinirter, als ſie der Eitelkeit dient. Daher ſind beinahe alle Helden Göthe's kleine Sultane, um welche ſich die Mädchen und Weiber bemühen müſſen. Sie werden geliebt, und ihre Gegenliebe erſcheint nur als ein behagliches Spiel mit dem Genuß. Wie wahr immer die feine Sinnlichkeit ſolcher Helden der Natur abgelauſcht ſeyn, wie ſehr ſie den meiſten Männern ſchmeicheln mag, ſie iſt etwas Gemeines und dieſes Aufwandes des verſchönernden Talentes nicht werth. Sie iſt um ſo widerlicher, als die Eitelkeit eine gewiſſe Andacht daraus macht. Wir finden die Geſchlechts- und Eheverhältniſſe bei den Dichtern fremder Nationen leichtſinnig und frivol behandelt, aber nirgends iſt eine ſolche Sentimentalität mit dieſer Frivolität verbunden, wie in Deutſchland. Bei den Spaniern hat von jeher die flammende Leidenſchaft, bei den Italienern liebliche Phantaſie und Sinnlichkeit, bei den Franzoſen Feinheit und Witz, der Geiſt der Reine Margrithe, bei den Engländern der tragiſche Contraſt den eckeln Eindruck der Wahlverwandtſchafts- und Ehebruchsgeſchichten gemildert. Die Deutſchen aber haben ſie ſeit Göthe wie ein

Handwerk mit ehrbarer Miene, oder wohl gar wie eine Religion mit Andacht getrieben. Wenn Sinnlichkeit und niedre Leidenſchaften bei andern Völkern immer dem Edlen und Heiligen untergeordnet geblieben ſind, wie ſtark ſie auch vorgeherrſcht haben, ſo ſind wir Deutſche, die wir weit nüchterner ſind, dennoch ſo verkehrt geweſen, jene Sinnlichkeit mit dem Heiligen zu verwechſeln, und zu einer Göttin zu erheben, was in Frankreich ewig nur eine Luſtdirne bleibt. Die Sinnlichkeit wird zuerſt von der Eitelkeit gerechtfertigt, dann vom Talent auch andern ſogar zur Bewunderung aufgeſtellt, aber was im Urſprung gemein iſt, bleibt es auch in der glänzendſten, täuſchendſten, rührendſten Hülle. Die Kunſt iſt dem Edlen gewidmet, und wenn ſie in vieler Hinſicht in Göthe den Liebling erkennt, ſo gibt ſie ſich doch nicht allen Launen ſeiner Muſe Preis, und weiſet die Gemeinheit verderbter geſelliger Verhältniſſe, die überzuckerte Darſtellung des modernen Laſters, die Gourmandiſe eines unnatürlichen Appetites, die Koketterie der Männer und den Ritterdienſt der Damen um die Männer, die Toilette des Mannes von vierzig Jahren, und die Verhimmelung ſo manches Don Juan, dem ein ganz anderer Platz gebührt hätte, völlig über ihre Grenzen hinaus. Muß ſchon die Kunſt gegen dieſen Mißbrauch ihrer edelſten Kräfte vertheidigt werden, ſo hat allerdings auch die

Moral ein heiliges Recht, das schlechthin Unwürdige daran zu verdammen.

So wenig sich diese Schattenseiten bei Göthe verbergen, so täuschen sich doch die meisten Leser selbst darüber, indem sie entweder aus unbegreiflicher Guthmüthigkeit nicht sehn wollen, was sie sehen, oder sich bei der schwachen Seite fassen und beste-chen lassen. Göthe besaß im höchsten Grade das Ta-lent, den Leser zu seinem Mitschuldigen zu machen, ihm ein billigendes Gefühl abzuzwingen. In seiner Hand war der Talisman, der alle Herzen lenkt. Kein Dichter hat sich des in der Sprache liegenden Zaubers so ganz bemächtigt. Er ist überall und im-mer gefällig, überredend. Wir können uns der süßen Lust nicht erwehren, mit der er unser Wesen befängt, uns selbst zum Gegentheil von alle dem verführt, was wir sonst geglaubt und gefühlt. Sehen wir auch die Sünde, die Gemeinheit klar vor Augen, er zwingt uns mit zu sündigen, mit gemein zu werden, und wir entkommen ihm nicht, ohne die Scham, uns einen Augenblick vergessen zu haben.

Es bedürfte wohl eines Platon, um gewisse Wahrheiten über Göthe, die an sich leicht erkennbar sind, doch auch mit derjenigen Mäßigung und Zart-heit zu rügen, welche die dem großen Dichter ge-bührende Achtung nicht verletzt. Man müßte wie Platon gegen Homer folgendermaßen reden: „Ich

muß wohl damit heraus, wiewohl eine gewiſſe Zärtlichkeit und Schamhaftigkeit, die ich von Jugend auf gegen den Homer gefühlt habe, es mir ſchwer macht, von demſelben zu reden. Denn er ſcheint unter allen guten tragiſchen Dichtern der Vorſänger und Anführer zu ſeyn. Weil indeſſen ein Menſch nicht höher, als die Wahrheit, geſchätzt werden darf, ſo muß ich auch reden, wie ich denke. — Wenn dir alſo, lieber Glaukon, Lobpreiſer des Homer vorkommen, welche ſagen, daß dieſer Dichter ganz Griechenland unterwieſen habe, und daß es ſich wohl der Mühe verlohne, ihn zu ſtudieren; weil man durch ihn die menſchlichen Angelegenheiten gut zu verwalten, und ſich ſelbſt dabei gut zu betragen lerne, und man daher nach den Leitungen dieſes Dichters ſein eignes Leben anordnen und führen müſſe, ſo kann man ſolchen Leuten zwar nicht böſe ſeyn, ſondern muß ihnen mit aller Freundlichkeit begegnen, weil ſie nach ihrem beſten Vermögen treffliche Männer zu ſeyn ſuchen, und man muß ihnen einräumen, daß Homer ein höchſt dichteriſcher Geiſt, und das Haupt der tragiſchen Dichter ſey; dabei aber zugleich merken, daß in den Staat ſelbſt von der Poeſie nichts weiter aufgenommen werden dürfe, als Geſänge zum Lobe der Götter und zur Erhebung edler Thaten. Sobald du hingegen die ſüßliche Muſe darin aufnimmſt, ſie ſey von lyriſcher oder epiſcher Art, ſo werden auch die

willkürlichen Wallungen der Fröhlichkeit und Traurigkeit, ſtatt Geſetz und Vernunft herrſchen."

Schon Platon tadelt mit ſtrengem Ernſt die Entweihung der Dichtkunſt durch die Enthüllung unnatürlicher Gelüſte. Er wirft es dem Heſiod und Homer vor, daß ſie ſo viele obſcöne und naturwidrige Dinge von den Göttern erzählen. Er ſagt mit vollem Recht: „wenn ſich dergleichen auch in der Natur vorfände, ſo muß man ſie doch unmündigen und jungen Leuten nicht vorerzählen, ſondern mehr als irgend etwas verſchweigen. Sollte jedoch irgend eine Nothwendigkeit eintreten, davon zu reden, ſo müßten dieſe Dinge nicht anders, denn als Myſterien gehört werden, von ſo wenigen als möglich, welche dazu vorher nicht ein ſchlechtes Schweinferkel, ſondern ein gewiſſes großes und koſtbares Opfer gebracht haben müßten, damit ſo wenige als möglich von ſolchen Sachen zu hören Gelegenheit hätten." Es iſt wahr, daß ſich jene geheimnißvolle Wahlverwandtſchaft, das Princip des Ehebruchs, es iſt wahr, daß ſich Gelüſte, dergleichen in der Stella geſchildert ſind, wirklich in der Natur vorfinden, aber als Auswüchſe, und wir ſollen uns über die Natur, oder vielmehr über die Natur dieſer Dinge nicht durch eine einnehmende poetiſche Beſchönigung, durch eine Verwechslung derſelben mit den heiligſten Gefühlen reiner Liebe täuſchen laſſen, denn, wie Plato weiter

fortfährt: „Niemand will in seinem herrlichsten Theile und über die höchsten Dinge gern einer Lüge Raum geben."

Noch müssen wir jener Grausamkeit gedenken, welche mit zum feinen Genuß gehört. Göthe schildert mit Vorliebe die menschlichen Schwächen und Vourtheile, und weidet sich an den daraus entspringenden Leiden, so im Werther, Clavigo, Tasso, der natürlichen Tochter, den Wahlverwandtschaften ꝛc. Die grausame Wollust liegt darin, daß der Dichter sich an den Verschuldungen und Leiden ergötzt, ohne sie durch irgend etwas zu versöhnen. Oft erscheint diese Grausamkeit **absichtlich**, oft nur unwillkürlich als Folge der Gleichgültigkeit, mit welcher der Dichter die Welt übersah. Die Ruhe und Klarheit, mit welcher Göthe seine Schilderungen entwirft, erscheint oft als völlige Indifferenz, nicht als die göttliche Ruhe, die aus der Fülle der Idee entspringt. Sie wirkt also auch nur wie das todte Naturgesetz, nicht wie die innere Befriedigung der Seele. Daher bei Göthe so viel Mißtöne, die nicht aufgelöst sind.

Wir maßen uns indessen nicht an, von Göthe zu verlangen, daß er hätte anders seyn sollen, als ihn die Natur hat werden lassen. Göthe konnte seine Natur nicht ändern, nur ausbilden, und er hat mit dem ihm verliehenen Talent in der That bewundernswürdig gewuchert. Kraft seines Talentes steht Göthe

ohne Frage über allen andern deutschen Dichtern, und seine Gewalt über die beweglichen Gemüther war in dem Maaße nachdrücklicher, als das Talent überhaupt die ausübende Macht in der Poesie bezeichnet. Schiller, Klopstock, Herder, Novalis und manche andere gelten nur als wohlwollende Könige, denen es an Macht gebricht, der Welt so viel Segen zu gewähren, als sie gern möchten, weil die Herrschaft ihrer Ideen sich nur über eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Menschen erstreckt, die dafür empfänglich sind. Göthe dagegen stellt sich als ein alles bezwingender Usurpator dar, der mit seinem Talent die Gemüther eben so beherrscht hat, wie Napoleon die Körper. Der beste Wille bezaubert weniger als eine That, wenn sie auch eine schlechte wäre. Zumal in unserer Zeit gilt der Augenblick und wer uns ihn genießen läßt, weit mehr als ein auf die Ewigkeit berechnetes Streben. Ein Schauspiel, des Mimen wechselnde Kunst, nimmt unsern Sinn mit allerlei Thorheit gefangen, und wir sind zu matt und faul geworden, diesen Sinn zu sammeln, und Werke der Ewigkeit zu gründen, oder nur zu verstehen. Die Kunst ist zu einer Unterhaltung herabgesunken, und alles Tiefe, Heilige macht den Tagedieben Langeweile, da sie durch Göthe und unzählige seiner Nachäffer einmal gewöhnt worden sind, sich bedienen zu lassen, sich jede Anstrengung zu er-

ſparen. In der That iſt es leichter, das Gemeine, wozu jeder ohnehin geſtimmt iſt, als das Erhabene, das nur den edelſten völlig vertraut wird, bei der Maſſe zu vertreten, und wenn erhabne Ideen überdem das gemeine Geſchlecht ſtrafen ſollen, ſo werden ſie am allerwenigſten mit jenen Schmeicheleien rivaliſiren können. Mit Widerwillen wendet ſich der Haufen von den finſtern Propheten ab, und lauft zu den Marktſchreierbuden ſeiner freundlichen immer lächelnden Demagogen, und dieſen gelingt es ohne Mühe, durch ſchimmernde Sophismen jene Propheten, die oft vom Göttlichen, eben weil es göttlich iſt, nur ſtammeln, aus dem Felde zu ſchlagen.

Göthe beherrſchte ſeine Zeit, indem er ihr huldigte, er feſſelte ſie, indem er ſich in alle ihre Falten einſchmiegte. Da aber der Geiſt ſeiner Zeit jener ewig wechſelnde, ſchaffende und zerſtörende, ſtets gegen ſich ſelbſt revolutionirende und proteſtirende geweſen, ſo hat er in Göthe ſich ganz ſo wiedergeſpiegelt, und dort wie hier iſt der Charakter Charakterloſigkeit. Göthe gilt ganz ſo als Univerſalerbe der moraliſchen Revolutionen unſrer Zeit, als Napoleon Erbe der politiſchen geweſen. Auch der Gewinn dieſer Concentration iſt für die moraliſche und politiſche Welt ziemlich derſelbe. Wie im Leben des großen Corſen das ganze politiſche Leben des Jahrhunderts, in praktiſcher Ausführung aller ſeiner Theorien, von

der Anarchie bis zu den beiden Extremen der Republik und des Despotismus und wieder in der versöhnenden Mitte der constitutionellen Monarchie sich gleichsam personificirt hat, so in Göthe's Werken die Bewegungen der sittlichen Welt, die eben so ein schilderndes poetisches Talent in Anspruch nahmen, als jene politischen ein praktisches, handelndes, die einen Dichter verlangten, wie jene einen Helden. So wird diese Erscheinung Göthe's lediglich aus den Erscheinungen der Zeit erklärt und alle seine Werke lassen sich folgerecht mit den verschiedenen Moden, in denen der sittliche Geist seiner Zeit gewechselt, parallesiren. Daß ihn dabei das Glück begünstigt, wie den Napoleon, ist unverkennbar. Er fand seine Zeit gerade so, wie sie ihn und er sie brauchte und hatte keinen starken Gegner zu bekämpfen. Alle jene Richtungen der Zeit huldigten dem Spiele des Talents und waren dem Ernst tiefer Ideen entfremdet. Die Sentimentalität, der im leeren Harnisch fortspukende Rittergeist, die Theaterwuth, die Geheimnißkrämerei, der Mysticismus, die Gräkomanie, Anglomanie, Gallomanie, die italienischen Reisen, der erste republikanische Rausch von Nordamerika her, das Familienwesen, die Sinnlichkeit halbnackt in der Gallomanie und aller Scham entblößt in der Gräkomanie, alle diese Richtungen erzeugten sich im tiefen und langen Frieden seit dem siebenjährigen Kriege

nur wie Spiele, um die Langeweile zu tödten, regten nirgends die innerſte Tiefe des Nationalgeiſtes auf, konnten darum weder haften noch dauern und verdrängten ſich untereinander, wie ſie gekommen waren. Das war grade die rechte Zeit für Göthe, und ſein Talent bemeiſterte ſich leicht aller dieſer Richtungen und er war der große Spielmeiſter dieſer tändelnden Zeit. Als aber der Ernſt zurückkehrte zunächſt in jener großen philoſophiſchen Richtung der Deutſchen, dann mit Blut und Flammen im politiſchen Leben und zuletzt mit der Religion, deren Troſt die Noth der Zeit nicht länger entbehren mochte, da war Göthe glücklich genug, ſeine Ernten ſchon geſammelt zu haben, denn ſeine ſpäten Saaten fanden kein Gedeihen mehr. Er verſuchte zwar ſein Talent auch an dem Ernſt der neuern Zeit, aber es beſtand die Probe nicht. Wie ſehr er bemüht war, auch der philoſophiſchen Richtung ſich zu bemeiſtern, indem er ſie von der Seite der Natur angriff, die ihm die natürlichſte war, ſo hat er ſich doch immer mit der dritten und vierten Rolle abfinden laſſen müſſen. Noch weniger haben ſeine äſthetiſchen Urtheile durchdringen können, weil ſie gänzlich des Princips entbehrten. Am allerwenigſten aber mochte ſich das wilde Roß der Politik vor ſeinen Triumphwagen ſpannen laſſen, und ſeine diesfälligen Verſuche haben ihn nur darum nicht blamirt, weil man bei der alten Achtung ſeines

Namens nicht Aergerliches daran finden wollte. Es entspricht seinem ganzen Wesen, daß er immer nur die herrschende Partei ergriff. Darum besang er den Napoleon, aber sein Lied war der Welt lange nicht mehr so wichtig, als eine bloße Zeitung. Später wieder, als die Zeiten gewechselt, sollte sein Siegeslied Epimenides ein Kanon der deutschen Begeisterung werden. Aber der kleine Umstand, daß der Barde hinter und nicht vor dem Heere zog, daß er geschwiegen, wo sein Wort ein Schwert gewesen wäre, und erst zu reden anfing, als die Schwerter schon laut genug gesprochen hatten, ließ wie billig die Herzen kalt, und die erbärmliche Steifigkeit und Ungelenksamkeit jenes Dramas zeigte ohnehin, daß es mechanisches Machwerk des Talentes, nicht organisches Leben der Begeisterung selbst war. In diesem Versuch, der über den Kreis des Talentes hinauslag, mußte dieses selbst sich fremd werden. So vermißt man in Epimenides auch das bekannte Talent des Dichters. Nach solchem Mißgeschick konnte Göthe dennoch der Lust nicht entsagen, auch den zuletzt eingetretenen religiösen Sinn der Zeit bemeistern zu wollen. Wie fremd ihm aber diese Sphäre bleibt, davon geben die schwachen Versuche, z. B. in den Wanderjahren Zeugniß.

Göthe hat lange gelebt und nicht nur seine Vorgänger, auch viele seiner Zeitgenossen überlebt. Indem

er durch den äuſſern Glanz ſeiner Formen die Augen blendete, hielt man ihn oft für den Erfinder, wo er doch nur Nachahmer war. Man vergaß über ſeinen Neuigkeiten die ältern undeutſchten Originale, aus dem er ſchöpfte.

Er iſt immer nur betretne Wege gewandelt. Sein erſtes Werk, Werthers Leiden, iſt nichts als eine artige Nachahmung von Rouſſeau's neuer Heloiſe. Dieſe ganze ſentimentale Schwärmerei ging nicht von Göthe, ſie ging von Rouſſeau aus und Göthe bekränzte ſich nur mit einem Lorbeer, der dem Genfer gebührt Ueberdies ſteht Werther unter der Heloiſe, ſo anſprechend auch manche Schilderungen darin ſind.

In den kleinen Luſtſpielen, der Mitſchuldigen ꝛc. kopirte Göthe den Moliere und Beaumarchais, und ebenfalls, ohne ſeine Originale zu erreichen.

In ſeinen erſten proſaiſchen Trauerſpielen nahm ſich Göthe Leſſing und zum Theil Shakeſpeare zum Muſter. Clavigo iſt eine ſchwache Copie der Emilia Gallotti; Götz von Berlichingen und Egmont verrathen eine Miſchung der Sprache Shakeſpeares und Leſſings, die Schönheiten in Götz verdanken ihren Urſprung gröſtentheils der bekannten treuherzigen Selbſtbiographie dieſes Ritters; und dennoch iſt in dieſen proſaiſchen Trauerſpielen nichts, was ſie würdig machte, neben denen von Shakeſpeare und Leſſing

zu ſtehen; vielmehr iſt ſchon viel Koketterie und Schönthun darin.

In ſeinen lyriſchen Gedichten kopirte Göthe die alten Volkslieder und ſcheute ſich nicht, ſich Originale derſelben förmlich anzueignen z. B. Röslein roth, Erlkönig ꝛc., als ob er ſie erſt erfunden hätte. Hier wirkte vorzüglich Herder auf ihn ein, wie in den ſchon genannten Dichtungen Rouſſeau und Leſſing. In Herrmann und Dorothea kopirte er den alten Voß.

Seine ſpätern Jambentragödien ſind Früchte ſeiner Rivalität mit Schiller. Ohne Schillers Concurrenz wäre keine Iphigenia, kein Taſſo, keine natürliche Tochter entſtanden.

Wahrhaft originell iſt Göthe nur in Fauſt und Wilhelm Meiſter, weil er hier, wie oben ſchon geſagt iſt, ſich ſelbſt kopirte.

Göthe iſt inzwiſchen nicht blos wegen der großen Verſchiedenartigkeit ſeiner Manieren merkwürdig, ſondern auch vorzüglich deswegen, weil er die heterogenſten Manieren zu vermengen liebte. Auch dies ging aus dem Weſen des Talentes hervor. Der Virtuos, der nichts iſt als Virtuos, wird nicht nur Geige, Flöte, Harfe, Waldhorn ꝛc. jedes für ſich ſpielen, ſondern auch wo möglich alle Töne derſelben aus einem Inſtrument allein hervorzuzaubern ſuchen. Einzig aus dieſer künſtleriſchen Eitelkeit beging Göthe die große Sünde gegen den guten Ge-

ſchmack, in demſelben Gedicht antik und romantiſch, nordiſch und ſüdlich, öſtlich und weſtlich, chriſtlich und heidniſch, griechiſch und indiſch, altdeutſch und franzöſiſch zugleich ſeyn zu wollen.

Dadurch wurde das große Werk Leſſings, den Geſchmack zu reinigen und die deutſche Poeſie aus der Buhlerei mit fremden Manieren zu befreien, wieder vernichtet, und zu der Gallomanie, Gräkomanie, Anglomanie, denen ferner noch die altdeutſche, nordiſche, ſpaniſche, italieniſche, indiſche Manier folgte, geſellte ſich eine Manier, die noch weit ſchlimmer war, als dieſe alle, nämlich die Vermiſchung aller Manieren. Göthe iſt der Vater dieſes neuen Ungeſchmacks. Er, den man vorzugsweiſe den objektiven Dichter, den treuen Naturzeichner genannt hat, ſetzte ſich ſo ſehr über alle Naturwahrheit hinweg, daß er es ſogar zur Aufgabe der Kunſt machte, die verſchiedenartigſten Illuſionen der Völker und Zeiten zu vermiſchen. Mit beſondrer Luſt bewegte er ſich in dieſer poetiſchen Zwitterhaftigkeit. Wenn man nur die Fertigkeit bewunderte, mit der er jetzt den Sophokles, jetzt den Shakeſpeare, jetzt den Hans Sachs, jetzt den Confucius, jetzt den Reinecke Fuchs, jetzt den Hafis nachahmte, ſo war es ihm ganz einerlei, ob dieſe Flickerei aus hundert Lappen natürlich und ſchön ſey, oder nicht. Er vergaß die erſte Regel des Geſchmacks, die Einheit der Illuſion,

e da nicht fehlen darf, wo der poetische Reiz grade
dem Nationellen, im Costume gesucht wird. Die
omische, die humoristische Poesie darf willkürlich
lles verwechseln, versetzen, umtauschen, ihr Reiz
eruht in der beständigen Zerstörung der Illusion.
Die ernste Poesie dagegen muß umgekehrt jede Stö-
ung dieser Art vermeiden, und wenn Göthe ganz
richtig den hohen Zauber erkannte, der in der Illu-
sion einer eigenthümlich nationellen Poesie liegt, so
war es von seiner Seite der sträflichste Uebermuth,
die Effecte derselben willkürlich zu vermischen. Er
konnte in der That nur einen durch den andern ver-
nichten.

Wenn es schon falsch ist, aus deutscher Haut
heraus ein Grieche, oder alter Ritter, oder Chinese
seyn zu wollen, so ist es eine noch weit größere Ver-
irrung des Geschmacks, dies alles zugleich seyn zu
wollen. Jede Zeit hatte ihre Geschichte und Poesie,
die ihr eigenthümlich ist. Wer sie später noch nach-
ahmen will, kann doch nur die schon vorliegenden
Originale kümmerlich kopiren, und könnte es füglich
bei diesen Originalen bewenden lassen.

Göthe war sich aber bewußt, daß nichts subli-
mer sey, als die Geschmacksmengerei. So wie er
glaubte, daß sich darin die höchste Meisterschaft des
Talents bewähre, so verlangte er auch, daß man
daraus den feinsten Genuß schöpfen solle. Darum

ſagt er in ſeinem Nachlaß: „laßt uns doch vielſeitig ſeyn! Märkiſche Rübchen ſchmecken gut, am beſten gemiſcht mit Caſtanien. Und dieſe beiden edlen Früchte wachſen weit auseinander.“

Es fiel ihm nicht ein, daß die Form untrennbar ſey von ihrem Inhalt, und die nationelle Form von Land und Volk und Zeit. Er ſah z. B. im Cölner Dom nicht das Wunderwerk des Mittelalters, unzertrennlich von Geiſt und Leben dieſes Mittelalters, ſondern nur eine artige architektoniſche Form. Im „Kunſt und Alterthum“ wünſchte er ſich „ein kleines Scheinkapellchen“ nach dem Muſter des Cölner Doms in ſeinen Garten. Das war ihm genug. Nach der Gottheit im Dom, nach der großen Zeit, in der ein ſolches Gotteshaus entſtanden, nach der Wahrheit frug er nicht, ihm ſchrumpfte das erhabene Werk wahrer Andachtsgluth und tiefer Ideenfülle in ein kleines zierliches Scheinkapellchen zuſammen, und darnach dürfen wir uns nicht mehr wundern, wenn er neben dieſes Scheinkapellchen auch ein griechiſches Tempelchen und ein chineſiſches Häuschen und dergleichen mehr in ſeinen poetiſchen Garten ſetzte, wie ein Kind in ſeinen bunten Weihnachtskram.

Göthes Macht über die Sprache war allerdings auſſerordentlich, ſofern er ſich in ſo viele Manieren finden konnte, und ich bin weit entfernt dem Talent das abſtreiten zu wollen, was eben es ſelbſt

ar; doch hat Göthe in seinen spätern Jahren be-
iesen, daß die Gewohnheit des Schönthuns auch
en Dichter nothwendig dahin führt, wohin alte ko-
ette Damen gelangen. Die leichte Bewegung artet
uletzt in Ziererei aus. Daher verleugnet sich die
Anmuth der Göthe'schen Sprache in seinen spätern
Hofpoesien und kritischen Schriften. Sie sind steife
Paradewerke, über das Kreuz gefesselt durch die Rück-
sichten, die er zu nehmen hatte und durch seine eigne
Selbstschätzung, die sich nur noch auf dem hochtra-
benden Pferde oder in spanischer Grandezza sehen ließ
und noch auffallender wurde, wenn sie sich etwa vä-
terlich deutsch den Schlafrock überhing. Seit „Wahr-
heit und Dichtung" ist alles von Göthe in einem ge-
wissen vornehmen offiziellen Kabinetstyle geschrieben.
Man denkt unwillkürlich an den Musenkönig und
seinen Hofstaat. Die Erscheinung wird aber erklärbar,
wenn man bedenkt, daß Göthe schon lebendig unter
die Götter versetzt wurde, und daß darin die Auf-
forderung lag, alle seine Liebe zu sich selbst zuletzt in
eine eben so gränzenlose Ehrfurcht vor sich selbst zu
übersetzen. Daher war es auch die letzte Aufgabe
seines koketten Alters, sich selbst zu beleuchten, wie
der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen", so schön
von ihm sagt. Nicht nur geistig, sondern auch kör-
perlich durch eine geschickte Draperie und Fensterbe-
leuchtung sorgte er dafür, im günstigsten Licht zu er-

ſcheinen. So vollendet wie er ſelbſt, ſo vornehm wie er ſelbſt, ſollte aber auch alles ſeyn, was er von ſich gab. Jedem ſeiner kleinſten und gleichgültigſten Gedanken zog er ſeidne Strümpfe an und entließ ſie nicht ohne eine tiefe Verbeugung vor ſich ſelbſt. Man kann die Pedanterei des Hochmuths nicht weiter treiben.

Allein Göthes Zeit iſt unwiederbringlich vorüber. An die Stelle des weichen Schlummers, der ihm ſeine bunten Träume vorgaukelte, iſt ein waches Leben getreten. Die geheimſte Lehre Göthes, die er in Wilhelm Meiſters Lehrbrief niedergelegt hat, war: „der Ernſt überraſcht uns.“ Ja wohl muß er die überraſchen, die im Spiel, im Traum befangen, die Wirklichkeit um ſich her nicht beachteten. Gegen dieſen Ernſt hat ſich Göthe eingeſponnen, eingepuppt, unter ſeine zehntauſend Spielſachen begraben und einen Lorbeerhain haben ſeine Schüler als Mauer umhergebaut, aber er iſt jetzt tod, ſein Luſtgarten iſt öde wie Verſailles, und der Geiſt der Zeit, ernſt vorüberſchreitend, ſchenkt dem anſpruchsvollen Grabe kaum einen flüchtigen Blick.

Umſonſt verſammelt ſich eine poetiſche Gemeinde in ſeinem Geiſte und ſucht ſeinen glücklichen Traum aufs neue nachzuträumen. Die achtziger Jahre ſind vorüber, um niemals wiederzukehren. Umſonſt ſagt man: Göthe ſtirbt nicht, wir haben ihn ja in ſeinen

Werken, er ist mitten unter uns. Was euch fehlt, ist nicht Göthe, sondern seine Zeit, die behagliche Philisterei, das Vergessen aller großen öffentlichen Interessen und das Versinken in poetische Spielereien.

Alle ältern Anhänger Göthes kommen darin überein, die neuere Zeit wegen der in ihr hereinbrechenden Barbarei anzuklagen, weil wir angefangen haben, uns nicht mehr ausschließlich mit Kunst und Theater und mit dem Herrn von Göthe, sondern auch mit wichtigern Dingen zu beschäftigen.

Die jüngern Anhänger Göthes haben ihn besser auszubeuten verstanden, indem sie seine Frivolität und seinen Materialismus hervorhoben, und ihn zum Messias einer neuen, der christlichen entgegengesetzten Religion der Sinnlichkeit machten, um von seiner Autorität geschützt bequem allen ihren Lastern den Zügel schießen zu lassen. Doch davon später.

Ende des dritten Theils.

Neuer Verlag

der

Hallberger'schen Buchhandlung

in

Stuttgart.

Vorletzter Weltgang

von

Semilasso.

Traum und Wachen.

Aus den Papieren des Verstorbenen.

Erster Theil.

In Europa.

Erste zweite und dritte Abtheilung.

8. 7 Thlr. oder 12 fl.

Der geistreiche Verfasser, ausgezeichnet durch die glänzendste Darstellungsgabe, pikanten Witz, Reichthum der scharfsinnigsten Beobachtungen, Freimüthig-

keit und hohe Eleganz, hat dieß Alles in seinem neuesten Werke in so reichem Maße vereinigt, daß wir dasselbe als eine der interessantesten Erscheinungen in der neuen Literatur zu bezeichnen keinen Anstand nehmen. Würdig schließt sich Semilasso's Weltgang an die Briefe eines Verstorbenen, als deren verheißene Fortsetzung Jeder es anerkennen wird. Diese drei ersten Bände eines mit der lebhaftesten Theilnahme überall aufgenommenen Werkes enthalten des berühmten Verfassers Reisetagebuch durch Deutschland, Frankreich, die Pyrenäen, bis zu seiner Einschiffung nach Afrika, und es ist hiemit der gebildeten Lesewelt eine eben so geistreiche als unterhaltende Lektüre geboten.

Briefe eines Verstorbenen.

Ein fragmentarisches Taschenbuch aus England, Wales, Irland, Frankreich, Holland und Deutschland, geschrieben in den Jahren 1826 bis 1829.

4 Theile. Zweite Auflage.
Rthlr. 9. — fl. 15.

Göthe nennt diese Briefe (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1830. Nro. 59.) „Ein für

Deutschlands Literatur bedeutendes Werk, und den Verfasser ein geprüften Weltmann, von Geist und lebhafter Auffassung, einen, durch ein bewegtes, soziales Leben, auf Reisen und in höhern Verhältnissen gebildeten, daneben auch durchgearbeiteten, freisinnigen Deutschen, umsichtig in Literatur und Kunst." Die Briefe eines Verstorbenen haben nicht nur in Deutschland alle Stimmen für sich gewonnen; ihr Ruf drang mit Blitzesschnelle durch die ganze gebildete europäische Welt, und es kann nicht fehlen, daß die Anregung und Befriedigung, der Genuß und Gewinn, welche aus diesem Buche zu schöpfen sind, ihm für die Dauer eine ausgezeichnete Stelle in der Literatur sichern werden.

Tutti Frutti.

Aus den Papieren eines Verstorbenen.

5 Bände. (1r u. 2r Bd. zweite Aufl.)

8. br. 10 Thlr. oder 17 fl. 30 kr.

„Ein völlig durchgearbeiteter Geist, ein eminentes Talent, jedes Daseyn, jede Erscheinung des modernen Lebens in ihrem innersten Wesen zu erfassen

und abzubilden, ein Humor, der jedem Gedanken durch die feinste polirteste Persiflage eine pikante Wendung zu geben weiß, und, wo es Noth thut, auch die herbere Form der Satyre nicht verschmäht, der brillanteste Styl, der, wie die moderne — französische Maler-Technik, keck ohne vermittelnde Tinten Farbe an Farbe setzend, die contrastirendsten Stoffe, Phantastisches und Wirkliches, Gräßliches und die reinste Lebensfreude, das Gemeine und Hohe, durch das glänzendste Colorit einer vornehm negligenten Eleganz, nicht minder wie durch die frappante Wahrheit eines jeden einzelnen Zuges in eine harmonische Einheit aufgehen läßt und zu Einem Sinn und Geist bezaubernden Gemälde vereinigt: aus diesen Elementen hat der berühmte „Verstorbene" in diesem Buche ein Werk geschaffen, das, besonders in Bezug auf Reinheit der Form und der Gedanken zu den bedeutendsten der deutschen, ja der ganzen modernen europäischen Literatur gehört."

(Berliner Literar. Zeitung.)

Jugend-Wanderungen.

Aus meinen Tagebüchern für mich und Andere.

Vom Verfasser

der

Briefe eines Verstorbenen.

8. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Auch in diesem Werke bietet der geistreiche Verfasser Erinnerungen, Auszüge aus Tagebüchern, Notizen aus Itineraire's u. m. mit seinem anerkannten glänzenden Talente, und es bedarf daher keiner weitern Empfehlung.

Christoph Walter.

Novelle.

8. br. Zwei Bände. 2 Thlr. 6 gr. oder 3 fl 48 kr.

Nächstens wird erscheinen:

Der

Kaiserstaat Oestreich

unter der Regierung

Kaisers Franz I.

und

der Staatsverwaltung

des

Fürsten Metternich.

Mit besonderer Rücksicht auf die Lebensgeschichte Beider.

In einem starken Oktavband und in Lieferungen von 6 — 8 Bogen.

Unter diesem Titel wird in Kurzem bei uns ein historisch-politisches Werk die Presse verlassen, bearbeitet von einem Manne, welcher den Freunden unseres Verlages hinreichend bekannt ist, und welcher mit reicher Geschichtskenntniß freie Lebensansicht, mit einer Summe von Erfahrungen aus den höhern Kreisen der Gesellschaft klare Uebersicht der Begebenheiten und mit entschiedenem Talente zur Geschichtschreibung eine längst von dem Publikum liebgewonnene Darstellungsgabe vereinigt. Dieses äusserst zeitgemäße Werk schildert, aus vielen neuen Quellen und höchst wichtigen und anziehenden Materialien, die

Schicksale Oestreichs seit seinem Eintritt in die Koalition wider Napoleon und der dadurch hervorgerufenen Entscheidung in den großen europäischen Weltfragen; mit Rückblicken auf die früheren Phasen seiner Politik und seines Verwaltungssystemes bis zum Auftreten des Fürsten Metternich, in größern Umrissen; sodann, nach glücklich und glorreich vollführtem, opfervollem Kampfe, die Entwicklung seiner Staatskräfte nach Innen; die Stellung der verschiedenen Bestandtheile, aus welchen die Monarchie zusammengesetzt ist; die Richtung seiner auswärtigen Politik, in nationaler sowohl als europäischer Beziehung. Endlich liefert es eine Charakteristik der Persönlichkeit und die vorzüglichsten Lebensmomente sowohl des verstorbenen Monarchen, als des großen Staatsmannes, welcher sich noch an der Spitze der Geschäfte befindet. Zugleich trifft man in demselben die bedeutendsten öffentlichen Charaktere und die interessantesten Männer des Tages in Staat, Kirche, Wissenschaft, Literatur und Kunst, von Personen erhabener Geburt angefangen, durch alle Stände der Staatsgesellschaft hinab, hier gewürdigt.

Es versteht sich von selbst, daß diese zugleich mit großer Freimüthigkeit im Urtheil und kritischer Sichtung des Uebermaaßes in Lob und Tadel sich bewegende Arbeit mit mehreren in neuester Zeit erschienenen partiellen Leistungen, über den einen und

andern der hier angezeigten Gegenstände nicht zu verwechseln ist, da sie sowohl durch die Vielseitigkeit, den Umfang und Zusammenhang des Ganzen, als durch Charakter und Tendenz, Behandlungsweise und Styl wesentlich sich unterscheidet. Der Verfasser kann mit um so mehr Recht einen Beruf zur Ausarbeitung eines solchen Werkes geltend machen, als er, durch Ueberzeugung und Neigung Anhänger der konstitutionellen Monarchie, durch unabhängige und angenehme äussere Verhältnisse über die Versuchungen der Gunst und des Hasses gestellt, dasselbe von völlig indifferentem Standpunkte aus, als Behandlung eines reingegebenen, seiner Reichhaltigkeit an und für sich wegen ausgewählten Stoffes, ohne Vorliebe für Personen und Erscheinungen, betrachtete, wie er uns in seinem Briefe an uns es auszusprechen selbst erlaubt hat; und das Publikum, welches wir mit dieser Ansicht vertraut machen, wird hierin blos einen neuen Beweis mehr für Unparteilichkeit, strenge Wahrheit und innere Güte der Sache von Seite des Verfassers erblicken. Daß aus unserem Verlage nur Gediegenes hervorgeht, glauben wir hinlänglich bewiesen zu haben, und noch mehr dürfte es der Name des Verfassers, wenn die Verhältnisse ihn schon jetzt zu nennen erlauben würden.

Stuttgart 1836.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Wolfgang Menzel's

deutsche Literatur.

IV.

Die

deutsche Literatur

von

Wolfgang Menzel.

Zweite vermehrte Auflage.

Vierter und letzter Theil.

Mit Königl. Würtemb. Privilegium.

Stuttgart 1836.
Hallberger'sche Verlagshandlung.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

9.

Poetische Philisterei.

In Göthe war Antikes, Romantisches und Modernes beisammen. Das Antike konnte natürlich nur Liebhaberei weniger Gelehrten bleiben und nicht ins Volk dringen, der Geschmack dafür und die Nachahmungen desselben nahmen daher zusehends ab. Dagegen bildeten die moderne und die romantische Poesie, d. h. die Darstellungen des heutigen Lebens und die Darstellungen des mittelalterlichen oder eines poetischen Traumlebens den großen Gegensatz der deutschen Dichtkunst, wie sie seit Göthe sich entwickelt hat.

Jene Poesie der Modernität beruht auf dem Satze, daß unsre Alltäglichkeit schön sey, daß man sich damit begnügen und nicht nach dem Traume einer fremden oder unmöglichen Welt haschen solle.

Die romantiſche Poeſie opponirt ſich aber gegen die proſaiſche und triviale Seite der Modernität, weiſt auf eine ſchönere Vergangenheit, auf ſchönere Ideale hin und macht die tieferen und edleren Bedürfniſſe des menſchlichen Gemüthes geltend, ſofern dieſelben keineswegs in des Lebens Proſa zu befriedigen ſind.

Die Modernen theilten ſich in drei Claſſen, in Philiſter, die nichts höheres erkannten, als ihr Familienleben, ihr häusliches Glück, in Sentimentale, die das moderne Leben, ohne ſich davon losreißen zu können oder zu wollen, von der traurigen Seite anſahen, meiſtentheils aber nur Thränen der Wolluſt und Weichlichkeit weinten, da ihrem Schmerz das Erhabene fehlte, und in Frivole, die umgekehrt die philiſtröſe Alltagswelt von der luſtigen Seite nahmen und ſich jede Lizenz erlaubten, um die Langeweile zu vertreiben.

Der Widerſpruch aber zwiſchen den deutſchen Zuſtänden im vorigen Jahrhundert und dem, was einer großen Nation zukommt, war doch zu grell, als daß er nicht auch den Dichtern hätte fühlbar werden ſollen. Daher neigte jede der genannten modernen Parteien auf einer Seite zur Oppoſition. Unter den Philiſtern gab es ſogenannte deutſche Biedermänner, ehrliche „Degenknöpfe", „krautkräftige" Gemüther „von altem Schrot und Korn," die nicht

blos unter dem Namen der „alten Polterer" auf der Bühne lächerlich gemacht wurden, sondern die sich auch im Gebiet der lyrischen Poesie und des Romans wahre Achtung erwarben und in der That das gesunkene Nationalgefühl einigermaßen belebten. Aus den Sentimentalen gingen Idealisten hervor, welche das moderne Leben nicht nach antikem oder romantischem Muster, sondern nach den Forderungen der Humanität und der Empfindsamkeit idealisiren wollten. Auch die Frivolen endlich mußten gegen alles das, was in unserer modernen Welt noch an die frühere nicht moderne, an das Mittelalter erinnert, in Opposition treten. Dies waren die sogenannten Nicolaiten, die aber nicht nur den Aberglauben, den Feudalismus, den Katholizismus, nicht nur die alte Romantik bekämpften, sondern sich auch wieder gegen die neue Romantik zur Wehre setzten.

Wir wollen sie im Einzelnen betrachten.

In der langen Friedenszeit zwischen dem siebenjährigen und den Revolutionskriegen war der Deutsche auf seine geistige Welt und auf seine Familie beschränkt. Von aller politischen Thätigkeit ausgeschlossen, lebte er desto mehr seiner Häuslichkeit und insonderheit der Bürger wurde durch den Hochmuth der Regierenden und durch die blinden Vorurtheile des Adels in sein Philisterthum festgebannt, das ihm als süße Gewohnheit lieb und werth und endlich

sogar poetisch erschien. Zwar hatten schon die Gallomanen und Gräkomanen in horazischer, theokritischer und guarinischer Weise die Ländlichkeit gepriesen, doch war dies immer eine ideale, arkadische Schäferpoesie geblieben. Zwar hatten die Anglomanen schon das alltägliche Leben nach dem Muster englischer Romane geschildert, aber humoristisch oder satyrisch, und ihre Romane hießen vorzugsweise die komischen. Sie wagten noch nicht, ihre prosaische Wirklichkeit im Ernst für schön und liebenswürdig auszugeben. Erst der alte Voß hätte den Eigensinn, als Hahn auf seinem Mist umherzustolziren und dem Adel zum Trotz seine spießbürgerliche Häuslichkeit als den Inbegriff aller Poesie auszukrähen. Dies war genug, um die ganze Philisterwelt rebellisch zu machen. Alles schrie jetzt: Häuslichkeit, Familie, Großpapa, Schlafmütze, lieb Mütterchen, grüne Stube, wir haben's gefunden! Die Poesie, die wir bei den Franzosen, Engländern, bei den Griechen und in aller Welt suchten, sie ist mitten unter uns, hier sitzt sie in der Kinderstube, hier am Tisch, hier vor dem Bette, hier beim Kaffe und beim gemüthlichen Abend pfeifchen.

Göthe hatte kaum diese erstaunlichen Wunder erfahren, die Voß unter den Philistern hervorgebracht, als er sich beeilte, ihm den Lorbeer abzujagen. Kaum war also die berühmte „Louise" von Voß aus Licht

der Welt geboren, so ließ ihr Göthe sogleich „Herrmann und Dorothea" nachfolgen, und erreichte seinen Zweck, denn die Philister, die sich noch nicht mit allen vornehmen Launen Göthes versöhnt hatten, verehrten ihn von diesem Augenblicke an mit unbegränzter Hingebung. Er trat einmal mitten unter sie im Schlafrock und in der Schlafmütze und von nun an waren ihm die deutschen Herzen auf ewig gewonnen.

Die beiden genannten epischen Gedichte „Louise" und „Herrmann und Dorothea" wurden vielfach nachgeahmt. Einige Bedeutung hat nur die „Inkunde" von Kosegarten erlangt, obgleich auch sie durchaus nur nach Vossischem Muster das Stillleben eines Landpredigers schildert und außer dem lokalen Hintergrunde (der Insel Rügen) nichts Originelles hat. Ich muß gestehen, daß mir gerade diese Verpflanzung moderner Familienpimpelei und Weichlichkeit in die Heimath des alten Sassenstammes, unter die kraftvollen Marschländer (wie bei Voß) und in das romantische Rügen (wie bei Kosegarten) fatal und widerlich erscheint. Dort, wo die alte Nationalkraft, Tracht, Sitten sich freier und stolzer erhalten hat, als anderwärts, dort gehört die moderne Philisterei, und wo noch so viel Derbheit und naiver Witz im Volke herrscht, dort gehört die Sentimentalität, endlich wo alles nordisch ist, dort gehört

die Affectation der Classicität am wenigsten hin. An die Genannten schloß sich Baggesen, der Däne, mit seinen „Parthenais“ an, worin sich zum erstenmal die nordische Sentimentalität und Vornehmigkeit in die Erhabenheit und Einfalt der Schweizer Natur vergaffte, wie ein alter Geck in ein blühendes Landmädchen. Es zog die Leute zur Natur hin, aber sie nahmen noch ihre ganze Pedanterei mit auf den Weg und konnten keine Kuh sehen, ohne gleich die Alten aufzuschlagen und in Entzücken auszubrechen, daß die Kühe noch ganz so aussähen, wie sie die Alten geschildert haben.

Einen bessern Weg schlug man in Süddeutschland ein. Obgleich auch sie sich noch nicht vom antiken Hexameter losreißen konnten, gaben doch Neuffer in seiner „Herbstfeier“ und Schuler in seinem „Sommer“ ohne Affectation treue Schilderungen aus ihrem Heimathleben, wo ein ganzes Land, eine ganze Nationalität sich spiegeln, worin die Natur in einem ihrer schönsten Momente und eben so das Volk in einer fröhlichen Thätigkeit und in seinem Kostume aufgefaßt werden. Von dieser Art ist auch die noch natürlicher in Prosa geschriebene „Schafschur“ des Maler Müller.

Der Uebergang aus der Pedanterei zur naiven Poesie bildete Claudius. Der berühmte Wandsbecker Bote macht, wenn man ihn heute liest, einen

seltsamen, mehr rührenden als gefälligen Eindruck. Nicht als ob seine Schönheiten nicht noch immer schön, sein derber Hausverstand nicht noch immer verständig wäre, aber die Form, die Sprache gehören einer Zeit an, die längst gewesen ist. Es kommt uns vor, als sähen wir einen Urgroßvater in der hochgethürmten Schlafmütze vom Lehnstuhl aufspringen und einen Bräutigamstanz hüpfen. Der Spaß ist herzlich gemeint, aber etwas schwerfällig. Wenn angeborne Gutmüthigkeit und durch drückende Lebensverhältnisse eingeschulte Zahmheit und Furchtsamkeit der Satyre des Dichters nicht zu viele Fesseln angelegt hätten, so wäre dieselbe gewiß bei seinen trefflichen Anlagen zu etwas Ausgezeichnetem gediehen. Aber Claudius gehörte nicht zu den glücklicheren Dichtern, die wie Lessing, Wieland, Herder, Thümmel, Rabner, Lichtenberg, theils durch eine bessere Stellung im bürgerlichen Leben, theils durch eigene Genialität oder wenigstens gute Laune sich über die gemeine Noth einer kleinen und abhängigen Existenz erhoben; er gehörte vielmehr zu denen, die wie Voß, Bürger, Moritz, Stilling, Schubart, Seume, ihr Lebenlang das Gefühl der Enge und des Drucks nicht los werden konnten, an denen bei aller Sehnsucht nach Freiheit und bei allem Trotz gegen das Schicksal doch das Kainszeichen der Banausität und spießbürgerlichen Unbehülflichkeit auf der Stirn haften

blieb. Es ist nothwendig, daß man den Wandsbecker Boten, Salzmanns menschliches Elend, den Anton Reiser von Moritz, Stillings Leben, Bürgers, Schubarts, Pfeffels und Seumes Gedichte, den Sebaldus Nothanker, Sophiens Reisen und die Romane von Müller von Itzehoe lieset, um es begreiflich und entschuldbar zu finden, daß Göthe damals sein Heil in der freieren und bequemeren Sphäre des adeligen Standes suchte, dessen Vorurtheile er im Wilhelm Meister wohl nur darum so glänzend beschönigte, weil er zu gut Gelegenheit gehabt hatte, seine Vortheile im Gegensatze gegen die gedrückte Existenz des damaligen Bürgers zu erkennen. Doch bleibt ein Lied von Claudius, das berühmte Rheinweinlied, wohl ewig im Munde des Volkes. Hierher gehört auch Usteri mit seinem alldekannten Liede: „Freut euch des Lebens."

Voß suchte auch die Lyrik zu verderben. Er verfertigte häusliche Lieder für alle Vorkommnisse in der Familie und Wirthschaft, sogar Lieder für die Viehmägde beim Melken zu singen, und der Gegenstand aller dieser Lieder war immer das Lob der Häuslichkeit. Hierin ahmte ihm besonders der Feldprediger Schmidt nach, der in einem märkischen Dorfe in der reizlosesten Natur und unter den rohesten Bauern gleichwohl die tiefe Poesie ländlicher Häuslichkeit zu preisen unternahm:

Rümpft ihr Modegecken nur die Nasen,
Wenn den einz'gen Rock ich ungeputzt
Trage schier bis auf den letzten Fasen
Und mein Weib mir die Perücke stutzt.

Oder:

O wie schön, wenn mit weidener langer
Peitsche sein munteres Völkchen der Gänsejunge
vorbei treibt ꝛc.

Göthe hat diesen Naturmaler bekanntlich in dem Gedichte „die Musen und Grazien in der Mark" meisterhaft persifflirt. Auch hier schlug mag in Süddeutschland einen besseren Weg ein. Man erhob nämlich das Familienleben in die höhere poetische Potenz der Nationalität. Hebel in seinen „alemannischen Gedichten" suchte das Idyllische unter der Bedingung einer schönen Volksthümlichkeit und gab ihm das natürlichste poetische Gewand, indem er nicht nur die antiken Versmaaße, sondern auch das gebildete Hochdeutsch wegwarf und unmittelbar die schöne Volkssprache des Schwarzwaldes redete. Doch verläugnet auch er nicht, daß er nur aus dem Zeitalter der Zöpfe in diese schöne Ländlichkeit flüchtete. Er nahm den Zopf mit, und je unübertrefflicher, ich möchte sagen, je ewiger mehrere seiner Gedichte sind, um so unangenehmer fallen die andern auf, in denen sich nur die vorübergehende und lächerliche Philisterei seiner Zeit ausspricht. Oft legt er seinen

Schwarzwälder Bauern Sentimens und Redensarten in den Mund, die weit über den Kreis ihrer Begriffe und Gefühle hinausliegen, oft macht er ſervile Anſpielungen und zeigt, daß er ein Beamteter iſt, was eine recht widerliche und wahrhaft polizeimäßige Störung in die Idylle bringt. Doch ſind die Gedichte, worin ſolche Inconvenienzen nicht vorkommen, worin die Illuſion einer ſchönen Volksthümlichkeit nicht zerriſſen wird, von hohem und unvergänglichem Werthe. Kaum hat je die anſpruchloſe deutſche Häuslichkeit und Gaſtlichkeit, die Innigkeit, mit der man ſich hingiebt, wo man vertraut, die von jeder Prahlerei entfernte Sittſamkeit, und die eben ſo von jeder Puderei entfernte Natürlichkeit, jene angeborne Treuherzigkeit dieſes Volkes einen ſo wahren und ſo ſchönen Ausdruck gefunden. So ſind unſere Gebirgsbewohner, ſo erſcheint das einfache Familienleben geheiligt durch den urſprünglichen Reiz der Unſchuld, einer ſchönen Natur, einer unverdorbenen Volksſitte, eines reinlichen und lieblichen Coſtums. Damit können ſich aber auch die Darſtellungen aus der Honoratorenwelt, aus dem durch abgeſchmackte Moden und Vorurtheile, Prätenſionen und Affektationen verdorbenen Familienleben in den Städten nicht meſſen.

Hebel iſt oft nachgeahmt worden, am beſten durch Caſtelli in der niederöſterreichiſchen Mundart,

am ſchlechteſten durch den ſonſt liebenswürdigen Dichter Hoffmann von Fallersleben, der es ſich als Norddeutſcher einfallen ließ, ohne jemals Schwaben geſehen zu haben, alemanniſche Gedichte wie Hebel zu ſchreiben. Die guten Luſtſpiele von Wagner in der würtembergiſchen Mundart gehören mehr in's Gebiet der Satyre, ſo wie ähnliche Frankfurter und Straßburger und ſo viele Wiener Lokalpoſſen.

Auch die Bühne that das Ihrige, um den Philiſtern im Parterre zu ſchmeicheln. Deutſche Sittengemälde, Familienſtücke, bürgerliche Schauſpiele nahmen überhand. Leſſings liebenswürdige Minna hatte gezeigt, daß man deutſches Leben auf die Bühne bringen könne. Da brachte Gemmingen den deutſchen Hausvater, und bald darauf Iffland die ganze deutſche Philiſterei mit allen ihren Varietäten auf die Bretter. Alles wurde Alltagsproſa, der Inhalt, wie die Sprache. Da hörte man nichts mehr von den ſteifen Alexandrinern, von den Haupt- und Staatsactionen, von den großen Schickſalen und tragiſchen Leidenſchaften. Schlicht und einfach in deutſcher Proſa ſprachen von nun an die Helden der deutſchen Bühne, und es waren nicht mehr Apoſtel, römiſche Kaiſer, antike Götter oder türkiſche Veziers, ſondern deutſche Hof- und Comerzienräthe, Pfarrer, Schulzen, Schreinermeiſter ꝛc.

Mit Recht frug Schiller: „Was kann denn dieſer Meiſere Großes begegnen, was kann Großes denn durch ſie geſchehen?“ Alles drehte ſich um kleine Familienbegebenheiten, häusliche Noth, Armuth, kleinſtädtiſche Vorurtheile und öffnete ſich dieſer enge Kreis je einmal gegen das große öffentliche Leben, ſo geſchah es nur, indem eine Livree ankam, die dem Helden des Stücks ein gnädiges Handſchreiben überreichte, und im höchſten Fall trat der Fürſt ſelbſt incognito herein, lüftete den Oberrock, ließ den Stern ſehen und machte den alten Polterer zahm, ließ den obligaten Intriganten in Arreſt führen und gab das junge Paar zuſammen. Das Niedrige dieſer ganzen poetiſchen Gattung liegt darin, daß der große Geſichtskreis einer Nation in den kleinen eines ſentimentalen Krähwinkels zuſammenſchrumpfte.

Als Idyllen könnten ſolche häusliche Gemälde immerhin gelten, wenn nicht auch dieſe Illuſion durch die Proſa der Titulaturen und Convenienzen zerſtört würde. Der Charakter der Idylle iſt die Natürlichkeit. Ein Familienleben, eine einfache unſchuldige Liebe kann den höchſten poetiſchen Reiz gewähren als Idylle, aber nur nicht in der Ueberladung unſeres Philiſterthums. Dieſe laſſen blos eine komiſche Auffaſſung zu und haben in der Poeſie ſchlechterdings keine andere Beſtimmung, als verſpottet zu werden. Ich will zwar den modernen Staatsdienern in Proſa

nichts Uebles nachreden, aber in die Poesie taugen sie nun einmal mit ihren Civiluniformen und Titeln absolut nicht hinein. Wie kann man sich irgend etwas Heldenmäßiges, männlich Schönes, wie von einem Percy oder Quintin Durward in einem deutschen Pupillenrath, oder etwas Liebendes, Schwärmerisches, Träumendes, wie von Romeo, in einem deutschen Oberlandesgerichtsassessor oder Zollinspektor denken? Und vollends gar die Weiber. Kann eine Justizräthin, eine Generalsuperintendentin, ja eine wirkliche geheime Staatsräthin, eine Portia, Desdemona, Imogen oder auch nur eine Phädra seyn? Mit nichten. Sie kann nur in einem komischen Roman als Karrikatur, als Repräsentantin einer, wenn auch noch immer neuen, doch schon in der Geburt alten Mode figuriren. Sie gehört nur in das Gebiet des Lächerlichen, ihr Titel schließt sie auf ewig von dem Gebiet des Rührenden und Erhabenen aus. Die deutschen Titel kamen in der Poesie alle schon todtgeboren als Mißgeburten auf die Welt, und wehe dem Dichter oder der Dichterin, welche diesen todten Frazzen poetisches Leben einzuhauchen versucht.

Am fatalsten sind solche Darstellungen, wenn sie nicht einmal treu sind, wenn die modernen Civiluniformen mit überschwenglichen Tugenden und Senti-

mens angefüllt werden, mit jener Romanenzartheit, an die kein Mensch in der Wirklichkeit denkt. Nur wenn dies vermieden wird, wenn man die Leute, wie sie sind, natürlich mit all ihren kleinen Schwächen, Vorurtheilen, Gemeinheiten hinmalt, haben solche Gemälde wenigstens ein historisches Verdienst, und sind treue Spiegel ihrer Zeit. Dieses Verdienst haben, mit wenigen sentimentalen Ausnahmen, auch die bürgerlichen Schauspiele Iffl a n d s, die neben den Werken von Nicolai und Salzmann wohl die treuesten Sittengemälde der Perückenzeit sind.

Auch hat Iffland wenigstens einige Schauspiele geschrieben, die sich der poetischen Zartheit der Idyllen nähern, sofern sie Menschen schildern, die durch ihren Beruf der Natur näher stehen, wie „die Jäger," oder das menschliche Herz und das deutsche Gemüth im Kampf gegen die verdorbenen politischen Zustände, wie in „den Advokaten," und in „Dienstpflicht." Daher tritt Iffland auch schon aus der Klasse der eigentlichen Philister in die der deutschen Biedermänner über und nähert sich Schubarts Opposition und Schillers Kabale und Liebe.

In den spätern Schau- und Lustspielen hat sich selten der reine Philisterton erhalten, sie sind meist ins Sentimentale und Frivole abgeschweift, worin Kotzebue den Ton angab.

Am behaglichsten hat die Philisterei im Roman

ſich niedergelaſſen, der wie ein geräumiger Sopha ihren breiten Reifrock aufzunehmen am beſten ſich eignete. Ohne aber auf das welthiſtoriſche Princip und auf den groſſen Horizont der „Inſel Felſenburg“ und des „Simpliciſſimus“ zurückzukommen, und ohne von der Anglomanie den feinen komiſchen Zug beizubehalten, begnügte man ſich mit der platteſten Beſchreibung und Anpreiſung des Alltagslebens in der Familie, und der Roman geſtattete, ſogar das Intereſſe eines Kampfs mit den Verhältniſſen wegzulaſſen, was wenigſtens die Bühne, um nicht tödlich zu langweilen, aufnehmen muſſte. Die Romane waren noch viel zahmer, als die bürgerlichen Schauſpiele.

Den vielen ſchlechten Familienromanen gingen einige ſehr gute voran, zum Beweiſe, daß das, was man ſpäter als den Vorzug und das Charakteriſtiſche dieſer Romanengattung anſah, nämlich die Schlafmütze, die loyale Zahmheit, das weibiſche Weſen, nur eine, freilich koloſſale Entartung war.

Es brauchte einige Zeit, bis der beſſere Geiſt, der mit der Anglomanie über uns gekommen war, wieder verſchwand. Darum ſind ſo viele der älteren Romane ſo vortrefflich. Hermes ließ ſeine „Sophie“ auf ihrer freilich ſehr langweiligen Reiſe doch mit allen Ständen in Berührung kommen und gab inſofern ein reiches Zeitgemälde. Den gebildeten Land-

adel ſchilderte Hippel meiſterhaft, den ungebildeten Müller von Itzehoe. Deſſen „Siegfried von Lindenberg“ wird immerdar, wenn auch keineswegs ein Meiſterwerk unſerer ſchönen Literatur, doch eine ſehr intereſſante Antiquität und ein eben ſo treues als barockes Sittengemälde ſeiner Zeit bleiben. Der dummehrliche Krautjunker, der weiſe Ludimagiſter und die verſchiedenen grünen und braunen Genies ſind wirklich ächte Kinder ihrer Zeit und wirklich Perſonagen, wie ſie andere Zeiten und die ganze übrige Welt nicht weiter aufgewieſen hat, und doch ſind ſie nicht ganz ſo individuell, daß ſich nicht ein bedeutendes Quantum deutſchen Nationalgeiſtes in dieſen tragikomiſchen Figuren perſonificirt hätte. Man ſagt, Napoleon habe die Romane unſers deutſchen Laſontaine in ſeine Bibliothek aufgenommen, ohne Zweifel als Repräſentanten deutſcher Weichherzigkeit, Thränenſeligkeit, Geiſtesſchwäche und Herzensniederträcht. Ich würde ihm auch zu dem Siegfried von Lindenberg gerathen haben, denn aus dieſem hätte er erſehen können, daß die Deutſchen, auch wenn ſie nicht Thränen vergoßen und zärtelten, ſondern lachten und grob waren, doch genau ſo dumm blieben, wie zuvor. Für Napoleon hätte es ein Genuß ganz eigener Art ſeyn müſſen, die beiden Hauptſeiten des deutſchen Verfalls, weinerliche Gemüthlichkeit und grundehrliche, aber leicht zu übertölpelnde Grobheit in

zweien unſerer Dichter ſo gut repräſentirt zu finden. Daß er eine Ahnung davon hatte, beweist wenigſtens die Sehnſucht, die er ſchon in Italien und in Aegypten ausſprach, einmal in dem grünen, fetten, gutherzigen, dummen Deutſchland einen Feldzug zu machen. Ob ſich die Deutſchen ſeitdem geändert haben? Wir wagen es nicht zu behaupten, vermuthen es jedoch. Die deutſche Milch hat wohl zu lange geſtanden, als daß ſie nicht endlich ſollte ſauer geworden ſeyn.

Die proteſtantiſchen Geiſtlichen wurden im „Sebaldus Nothanker“ von Nicolai, die Schulmänner im „Spitzbart“ von Schummel und die Hofmeiſter im „Kaskorbi“, deren ſchon im zweiten Theil gedacht iſt, viel wahrer und in viel beſtimmterer Beziehung zum Ganzen unſerer Nationalität und unſeres Staatslebens geſchildert, als es in den affectirten Pfarreridyllen von Voß und Roſegarten und ſpäter im Leben eines armen Landpredigers von Lafontaine geſchah.

„Lorenz Stark“ von Engel war die beſte Darſtellung aus dem höhern, „Anton Raiſer“ von Moritz aus dem niedern Bürgerleben. Die letztere gehört zu den merkwürdigſten Erſcheinungen unſerer Literatur. Moritz ſchilderte darin ſein eigenes Leben, wie er aus einem gänzlich verwahrloſten Knaben ein Hutmacherjunge, ein Schauſpieler, und endlich Profeſſor in Berlin wurde. Doch ſind ſeine Abentheuer weit

weniger interessant, als die Darstellung seiner innern Zustände während derselben, die seine psychologische Zeichnung. Hieran reiht sich unmittelbar die in Romanform vorgetragene Lebensgeschichte des bekannten Geisterſehers Jung Stilling, der als Bauernjunge auf dem Lande aufwuchs, das Schneiderhandwerk erlernte und endlich der berühmteste Augenoperateur in Deutschland und ein Lieblingsschriftsteller der „Stillen im Lande“ wurde.

Ohne die Lektüre aller dieser hier genannten Romane erhält man kein vollständiges Bild der deutschen Sitten im vorigen Jahrhundert. An sie reihen sich noch viele minder ausgezeichnete an, die aber doch immer noch besser sind, als die späteren sentimentalen Romane. So gab es nicht wenige Romane, die als Sittenspiegel zur Warnung dienen sollten, und unter denen „Julchen Grünthal, eine Pensionsgeschichte“ am berühmtesten geworden ist, ferner komische Sittenschilderungen, z. B. die „Geschichte des dicken Mannes“, worin das Sprichtwort, „Hans kommt durch seine Dummheit fort“, artig ausgebeutet und die Zeit des Schlendrians und der das Verdienst unterdrückenden Gunst gut aufgefaßt sind, ferner die witzige „Reise nach Braunschweig“ von Knigge ꝛc.

In neuerer Zeit haben noch zwei süddeutsche Dichter die alte Treue der Sittenschilderung beibe-

halten, ohne in die Affektation der Sentimentalität abzuirren, und wie die Epiker Neuffer und Schuler, die Lyriker Hebel und Caſtelli, ſo haben auch Ulrich Hegner und Bührlen in ihren Romanen das Volksthümliche aufgefaßt und dem einfachen Privatleben einen höheren Reiz durch das Gemüthliche der ſüddeutſchen Volksthümlichkeit verliehen.

Ulrich Hegner hat als Kunſtkenner über Holbein und über die Pariſer Kunſtſchätze geſchrieben, aber ſeine Hauptwerke ſind Romane. Sein Haupttalent beſteht in der feinen Beobachtungsgabe und in der ſpiegelhellen Klarheit, mit welcher er Scenen des unmittelbarſten Lebens, Reiſebilder, wie ſie zufällig ſich darbieten, in ſeiner ruhigen und lieblichen Darſtellungsweiſe wiedergibt. Er ſchildert ohne allen poetiſchen Schmuck immer das Wirkliche, oft nur das Gewöhnliche, Alltägliche, aber auch das Unbedeutendſte weiß er uns auf irgend eine Weiſe intereſſant zu machen. Er erinnert uns daher oft an Göthe, den anerkannnten Meiſter in ſolchen Schilderungen. Doch wollen wir mit dieſem Vergleich ſeiner Anſpruchsloſigkeit nicht zu nahe treten. Es fällt ihm gewiß niemals ein, das Unbedeutende für bedeutend auszugeben, blos weil er es ſagt. Seine Einfachheit iſt nicht erkünſtelt. Es ſcheint, er rede unbehorcht nur zu ſich ſelbſt, und eben dadurch gewinnt ſein Ausdruck

eine Naivetät, die er niemals haben würde, wenn er irgend auf Zuhörer berechnet wäre. Als das schönste seiner Werke muß ich die Sittenschilderung aus der Zeit der helvetischen Revolution, nämlich „Salys Revolutionstage" empfehlen, denn hier zeigt sich der Verfasser in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und von seiner liebenswürdigsten Seite. Hier überläßt er sich ganz seiner angebornen Natur, hier stimmt der Stoff ganz mit seinem Talent überein. Die Lebensbilder aus der Schweiz, die er in diesem Werke gegeben hat, sind eben so wahr und schön, als einzig in ihrer Art, und ohne Zweifel übertrifft ihre liebliche Wahrheit die schöne Dichtung, die uns derselbe Verfasser in der „Molkenkur" dargeboten. Es ist uns in der That kein Roman bekannt, der mit Salys Revolutionstagen irgend verglichen werden könnte, wenn es nicht vielleicht Goldsmiths Vikar of Wakefield ist.

Nahe verwandt mit ihm ist Bührlen, ein Ulmer, der in seinen „Schwarzwaldbildern", „Erzählungen" und in dem Roman „der Enthusiast" ein eben so liebliches Talent für Darstellungen des Stilllebens und der bescheidenen ländlichen und bürgerlichen Welt verräth.

Ich muß einen Augenblick bei diesen Erscheinungen verweilen, weil sie uns den großen Unterschied zwischen wahren Sittengemälden und zwischen der Philister-Literatur zeigen. Das Leben, auch unser

anſpruchsloſes bürgerliches und bäuerliches Leben, iſt voll Poeſie, wenn nur unſer Auge unbefangen, unbegehrlich, unvornehm, wenn es kindlich und homeriſch genug iſt, um das Poetiſche wahrzunehmen. Faſt ſcheint es, die vielen Tauſende und Zehntauſende unſerer Dichter wenden alle ihre Kräfte auf, um uns die Schönheiten des wirklichen Lebens zu verſtecken, ſo wie ein geiſtreicher Mann behauptete, die Sprache ſey nur erfunden, um die Gedanken nicht zu entſondern zu verhüllen. Welche Mühe geben ſich z. B. einige hundert deutſche Schriftſtellerinnen der neueſten Zeit, uns Charaktere zu zeichnen, die ſo hohl aufgeblaſen, unnatürlich, verbildet ſind, daß ſie nicht einmal im oberſten Schaum der Geſellſchaft vorhanden ſind, ſondern lediglich in der kranken und verdorbnen Einbildungskraft ihrer Verfaſſerinnen exiſtiren, — während im Leben, jedem Leſer vor den Augen, eine Menge wirklicher Menſchen vorübergehn, deren unendlich mannigfaltige Charaktere nur des erkennenden Blickes bedürfen, um ein Gemälde darzubieten, das alle jene Romanfrazzen an Poeſie weit übertrifft? Blicke nur jeder Leſer um ſich in den Kreis ſeiner weiblichen Bekannten, und frage er ſich dann, ob er darunter nicht Charaktere, und in jedem Charakter wieder zahlreiche einzelne Züge entdeckt, die in hohem Grade poetiſch, wenn nicht ſchön, doch pikant ſind, und dann vergleiche er die Ergebniſſe

seiner eignen, vielleicht nur geringen Erfahrung, mit der Unnatur und armseligen Einförmigkeit der Romanheldinnen! Muß er dann nicht sagen, daß wir in dieser Beziehung nicht viel voraus haben, vor den Tartarstämmen Asiens, die abscheuliche Menschenfrazzen im Bild anbeten, während ihr eigner Körper sich durch die schönsten Formen auszeichnet.

Aber der Nexus unter unsrer Poetenkaste ist so stark, daß sich immer kaum der tausendste Poet von den Vorurtheilen und Schulgebräuchen losreißen kann, um einmal zu vergleichen, ob das Wasser der Hippokrene noch schmeckt wie der natürliche Bergquell, oder ob es nicht unter der Hand zu Theewasser geworden ist? Daher gilt auch ein solcher nicht viel, und Hippel und Hegner z. B. stehn bescheiden im Hintergrunde der schönen deutschen Literatur wie die einzelnen Stückchen blauer Himmel hinter den Löchern im Dach der poetischen Scheune, in welcher Hogarth die wandernden Comödiantinnen ihre Toilette machen läßt.

Der geistreichste Roman Bührlens ist der „Enthusiast." Dieses Sittengemälde gehört zu den schönsten, die wir besitzen. Der Dichter hat dem Leben die feinsten Züge abgewonnen, und in jener humoristischen Gemüthlichkeit hingezeichnet, die unter allen Völkern bisher nur Engländer und Deutsche erreichten. Der Charakter des Enthusiasten ist echt natio-

nal. Dieſer Gegenſatz von Schwärmerei und häuslicher Sorge, Romantik und Spießbürgerlichkeit geht durch das ganze germaniſche Weſen. Das Ding, das jetzt in den höchſten Regionen des Geiſterreichs ſchwebt mit den ſeligen Empfindungen eines Engels, oder mit dem Herrſcherblick eines Gottes, und das eine Stunde hernach eſſen und trinken und ſich den Stiefel ausziehen muß, die tragikomiſche, erhabenlächerliche Doppelnatur des Menſchen iſt der ewige Anreiz zum Humor, und der Deutſche hat zur Contraſtirung der idealen und realen Richtung in ſeinem Innern eine ganz beſondere Neigung, die man vielleicht nicht blos im Allgemeinen in ſeinem reichen, alle Gegenſätze des Gemüths und Geiſts umfaſſenden Innern, ſondern auch wohl vorzugsweiſe in der Zeit, in den äußern Verhältniſſen ſuchen muß. Die Disharmonie der äſthetiſchen Ideale und der Wirklichkeit iſt nie ſo groß geweſen, als im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Nichts kann dem romantiſchen Zuge unſres Herzens ſo ſehr widerſtreben, als unſre Taufſcheine, Kleinkinderſchulen, Gymnaſialexamina, Titel, Geldgeſchäfte, amtliche Kontrollen, Miethkontrakte, Plunkleider, Schneiderrechnungen, Anſtandsviſiten ꝛc. Darum kam auch der poetiſche Humor erſt in der Zeit auf, in welcher die Romantik der Helme Abſchied nahm, und der modernen Claſſicität der Perücken Platz machte. Seitdem ginger

aber die Dichter dreifache Wege. Die einen wollten der neuen Prosa durchaus keinen Reiz abgewinnen, sie hielten fest am Alten, und wenn es gleich aus der Wirklichkeit verschwunden war, so frischten sie es wenigstens in der Poesie auf, und zwar theilten sie sich in Nachahmer des Antiken und des Romantischen. Die Andern sagten im Gegentheil: „laßt uns die neue Prosa gefallen, sie allein ist Wirklichkeit und unsere jetzige Bestimmung; lächerlich aber ist das Zurücktraümen in Zeiten, die nicht mehr sind und die nie wiederkehren werden.“ Da wurde dann die Wirklichkeit mit all ihren Kleinlichkeiten und Thorheiten vergöttert, und höchster Gegenstand poetischer Bestrebungen wurde der deutsche Hausvater im kalmankenen Schlafrock, die Hausmutter mit der Caffeetasse, und dann Amtsantritt, Verlobung, Hochzeit, Kindtaufe, fürstliche Besuche, Amtsjubiläum und Patente auf der einen Seite, Armuth, Kartoffeln, Hausdiebstähle, verführte Lafontainische Kinder, Bankerott, Ifflandische Präsidenten und Gefängniß auf der andern Seite.

In der Mitte zwischen diesen Nachahmern einer entschwundenen Poesie und den Vergötterern der gegenwärtgen Prosa suchte eine dritte Gattung von Dichtern den Kontrast zwischen beiden aufzufassen und darin die eigentliche Wahrheit dessen, was an der gegenwärtigen Generation poetisch ist, auszusprechen. Wahr nämlich ist es, daß wir eben so wenig

ganz in die ſchöne Vorzeit uns zurückverſetzen, als uns ganz der unpoetiſchen Gegenwart hingeben können. Daher ſcheinen mir auch dieſe Dichter den Vorzug zu verdienen vor den blinden Nachahmern des Vergangenen und vor den blinden Verehrern des Einſeitigen und Kleinlichen in unſerer Zeit. Der Menſch ſteht nicht nur über ſeiner Zeit und nicht nur in ſeiner Zeit, ſondern zugleich darüber und darin, und das iſt eigentlich die Frage: nicht welche Ideale der Menſch ſich überhaupt vorſetzt, und auch nicht, wie jede Zeit ſich einſeitig geſtaltet, ſondern wie ſich das Streben zum Idealen zu ſolcher einſeitigen Zeit verhält? Die Erde ſteht nicht ſtill, und fliegt auch nicht nach einer Richtung fort, ſie läuft um ſich ſelbſt und zugleich um die Sonne.

Aber die Kraft wahrer Sittenbildung erſchlaffte den Deutſchen bald. Was die Anglomanie Gutes geſtiftet, das verdarb die Sentimentalität. Es entſtand ein krankhafter Hang, die modernen Sitte zu beſchönigen, ſich mit ſolcher Schwärmerei für ſie zu enthuſiasmiren und die Weichlichkeit wie im Leben, ſo auch in der Poeſie aufs behaglichſte zu pflegen.

Die Romane, die hier den Uebergang bilden, gehören immer noch zu den beſſern, um ſo mehr, je näher ſie noch den ältern Zeiten ſtehen.

Starkes Gemälde haben wie die von Iffland einen hiſtoriſchen Werth, weil ſie treue Darſtellungen ihrer Zeit und namentlich einer Richtung in derſelben

ſind. In Iffland's Stücken ſpricht ſich die altdeutſche Ehrlichkeit und Biederherzigkeit aus, die zwar nicht ohne Zopf und in devoten Formen doch einen tüchtigen Rechtsſinn geltend machte. In Starke's Gemälden herrſcht dieſer Sinn ebenfalls, doch noch milder, weicher, und er iſt der wahre Repräſentant jener gemüthlichen Deutſchen, die in der langen Friedenszeit nach dem ſiebenjährigen Kriege im Schooß der Familie, im Betrieb eines kleinen Aemtchens oder Gewerbes, im Genuß einiges Wohlſtands und einiger Aufklärung den Himmel auf Erden fanden und denen in ihrem engen idylliſchen Kreiſe alles Große in Natur und Geſchichte, Kirche und Staat, Wiſſenſchaft und Kunſt wie in romantiſcher Ferne verſchwand oder gar nicht für ſie exiſtirte, und denen anfangs auch ſelbſt die franzöſiſche Revolution nur in der freundlichen Geſtalt einer Dorothea erſchien, die Göthe andächtig mit einem modernen deutſchen Herrmann zuſammenthat, ohne Ahnung, daß je eine neue Herrmannſchlacht geſchlagen und die idylliſchen Hütten in Braud geſteckt werden würden.

An Starke ſchloß ſich Ebert mit ähnlichen Darſtellungen an, ferner Reinbek, Schmiedtgen, Moſengeil, deren Romane und Erzählungen mit einem kleinen ſentimentalen Anfluge immer die deutſche Geſittung und geſunde Vernunft feſtgehalten haben und weit entfernt von der Ausſchweifung des Wer-

therfiebers und der Frivolität geblieben ſind. Unter den ſchreibenden Damen iſt Henriette Hanke die beſte Zeichnerin des gewöhnlichen Familienlebens und der weiblichen Duldung im einengenden Verhältniſſe, wobei ſie nicht blos die kleinen Details des Hauſes, der Stube, ſelbſt des Gewandes, ſondern auch die der Empfindung mit großer Feinheit und Deutlichkeit zu malen verſteht, ohne von der Wahrheit der Empfindung in die Weinerlichkeit und von ihrer Zartheit in das Leidenſchaftliche mancher ihrer romantiſchen Schweſtern abzuirren.

10.

Empfindſamkeit.

Ganz ohne Empfindſamkeit iſt keine Poeſie. Man findet ſie ſchon im Homer, der etwas früher als Sterne bewies, daß der Hauptreiz des Rührenden in einem trocknen Vortrage beſtehe. Auch erlaubte man lange Zeit nur den Lyrikern von der melancholiſchen Gattung eine naſſe Empfindſamkeit, die z. B. bei unſern alten Minneſängern nicht verfehlte, die blumenvolle Weiſe der Poeſie fleißig zu bewäſſern.

Im vorigen Jahrhundert wirkten aber verſchiedene beſondere Urſachen zuſammen, die Empfindſamkeit auch auf das Schauſpiel und den Roman überzutragen und überhaupt zur herrſchenden Mode in der ſchönen Literatur zu machen.

Rousseau's Einfluß gab den äußern Anstoß, aber es war auch eine große Empfänglichkeit, dafür vorhanden. Die gebildeten Deutschen waren damals sehr verweichlicht und hatten ihr Nervensystem zugleich erschlafft und überfeinert, in Folge der Moden, neuer Genüsse, einer übertriebenen Aengstlichkeit der Aerzte und Verzärtelung von Jugend auf, so wie des Vornehmthuns, das z. B. keinem Honoratior gestattete, eine Fußreise zu machen ꝛc. Zudem nahmen sie das öffentliche Leben nicht in Anspruch, es blieb lange Frieden, und die Wollust der Thränen mußte ihnen die lange Weile vertreiben helfen. Doch empfanden manche tiefere Gemüther auch einen wirklichen echten Schmerz über so manchen Jammer der Zeit, oder sie fühlten sich unglücklich in derselben, ohne eigentlich zu wissen warum; sie fühlten die drückende Luft des Zimmers, in dem sie eingesperrt waren, ohne etwas von der freien Luft draußen zu ahnen. So wurde die Sentimentalität begünstigt, die falsche wie die echte.

Der breite und trübe Strom unserer sentimentalen Literatur entsprang reinlich und crystallklar in der Lyrik von Salis und Hölty, wie in zwei hellen Thränentropfen. Ihre edle Einfachheit und Anspruchslosigkeit und die Wahrheit ihrer Empfindungen macht, daß sie viele ihrer berühmten Nachfolger überdauern werden. Verse wie „Wann, o Schick-

ſal, wann wird endlich", und „das Grab iſt tief und ſtille" oder „ſüße heilige Natur" werden ſich nie mehr aus dem Munde des Volkes verlieren. Beide Dichter ſind ſich ſehr nahe verwandt, doch iſt der Schweizer Salis heiterer, der niederſächſiſche Hölty melancholiſcher. Der letztere war überdieß körperlich krank und ſtarb als eine frühwelkende Blume. Die Vorempfindung des Todes, ein lächelnd ſchmerzlicher Zug geht durch ſeine ganze Poeſie und ſeine Lieder gleichen den zum Andenken der geliebten Todten in einer ländlichen Kirche aufgehangenen Flitterkränzen, deren Anblick ihn einſt ſelber ſo tief rührte.

Wie Hölty den wahren Schmerz in den einfachſten und zarteſten Zügen ausdrückte, ſo bald darauf Matthiſſon den erheuchelten Schmerz in den ſchwülſtigſten Affektationen. Dieſer berühmte Matthiſon, eine Lakaienſeele, durch Schweifwedeleien bei allen literariſchen und politiſchen Autoritäten ſein Glück ſuchend und findend, und in der Zahl der erbettelten Gnadendoſen und Gnadenringe alle anderen begünſtigten Jünger Apollos übertreffend, erlangte dieſe Gunſt dadurch, daß er ſich zu der Rolle hergab, den höchſten Herrſchaften, dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum etwas vorzuheulen, ſeine Krokodillthränen vorzuweinen. Dieſer Glückspilz war weder von der Natur noch vom Schickſal zum Seuf-

zen und Thränenvergießen beſtimmt, aber er machte ein einträgliches Handwerk daraus, weil die Sentimentalität vornehme Mode geworden war, und ſo ſetzte er ſich behaglich nach einer guten Mahlzeit in eine alte Burgruine und drechſelte wehmüthige Verſe. Bei einer Jagdparthie nach dem üppigen Mahle befahl ihm, um ſeiner los zu werden, ein allvermögender Junker, unter einem Baume ſtehn zu bleiben und eine Elegie zu machen, bis die Herrſchaften zurückkommen würden, und er machte die Elegie. Darum iſt auch in ſeiner Wehmuth alles kokettes Studium, die widerlichſte Heuchelei, die mir je vorgekommen iſt. Selbſt die Form, die man an ihm rühmt, die ausgefeilten Verſe, die zierlichen Schnörkel, das häufige Anbringen kleiner arabeskenartiger Bildchen ꝛc. ſind Beweiſe für die Unwahrheit ſeiner Empfindungen, für die Leerheit ſeines Herzens. Obgleich er aus dem Schmerz ein Handwerk machte, und in einer Zeit lebte, in welcher der Deutſche wohl zu einem tiefern Schmerz berechtigt war, ſo fiel es doch dem Herrn von Matthiſſon niemals ein, dem Vaterland eine Klage zu widmen, im Gegentheil, er ſtreute dem Napoleonismus Weihrauch, er beſang emphatiſch das berüchtigte Dianenfeſt. Sein Schmerz war nicht einmal aus den Leiden des Privatlebens geſchöpft, er war reine Vorſpiegelung einer üppigen Langeweile, Krankheitsaffectation einer aufgedunſenen

Faulheit. In alten Burgtrümmern, das Aussterben ihrer ehemaligen Besitzer zu bejammern oder bei gutem Rheinwein dem künftigen, hoffentlich recht spät eintreffenden Tode eine Thräne zu weihen und sich dabei in dem eiteln Gedanken zu wiegen, man werde dann im Elysium lorbeerbekrönt mit Platon und andern griechischen Notabilitäten niedersitzen in Anakreons Myrthenlaube, das waren die würdigen Gegenstände des von Matthissonschen Schmerzes. Neben seinen Gedichten haben sich noch seine „Erinnerungen" breit gemacht. In vielen Bänden erzählt er uns, wie er sein Lebenlang bei allen vornehmen Leuten und berühmten Gelehrten und Dichtern herumkutschirt sey, wie er sie verehrt, wie sie ihn verehrt oder wenigstens gnädig vorgelassen hätten, gibt einige Redensarten und zahme Anekdötchen von ihnen Preis und steckt endlich alle von ihnen erbeuteten Visitenkarten rings um seinen Spiegel, in dem er sich selber beliebäugelt. Und diesen Menschen, den die Natur zum Lohnbedienten und Trauerboten bestimmte, haben die Verhältnisse zu einem „klassischen Dichter der Deutschen" gemacht, denn so nennt ihn die liebe Dummheit noch überall.

Neben ihm nennt man gewöhnlich den Canonikus Tiedge, der ihm allerdings sehr ähnlich ist in den elegischen Formen und in der Affectation der Wehmuth, so daß man bei manchem Gedicht zweifeln könnte, ob es von Matthisson oder von Tiedge ist. Doch

meinte es Tiedge immer ehrlicher, und heuchelte nicht mit so bestimmtem Bewußtseyn, wie Matthisson; er war eine weiche fast weibliche Natur, und solche Naturen phantasiren sich bekanntlich in die Rührung hinein, daß sie noch zwischen Rindfleisch und Suppe weinen können, daß sie nichts ansehen, anhören und thun können, ohne nicht eine sentimentale Stimmung daran anzuknüpfen. Daher beobachtet auch Tiedge keineswegs ein so kluges Maaß, wie Matthisson und weiß sich nicht so zu beherrschen, sondern läßt seiner Wehmuth den Zügel schießen und badet in dem Strom der Thränen, die er selbst vergossen, mit Wohlbehagen und möchte nicht blos, wie Matthisson gefallen, sondern die Leute anstecken, alles in den Strom der Thränen fortreißen. In seiner „Urania" leitet er diesen Strom sogar als eine zweite Milchstraße durch den Himmel und löst die Astronomie in Staunen, Entzücken, Bewunderung der Größe Gottes, Wehmuth über unsere Kleinheit, und endlich in Thränen der Rührung, des Dankes, der Hingebung auf.

Von den vielen, ja zahllosen Nachahmern dieser wehmüthigen Manier will ich gar nicht reden. Sie sind nur in der Literatur der Andachts- und Erbauungsbücher wichtig geworden, wo ich ihrer schon gedacht habe.

Ganz originell tritt Hölderlin hervor. Diesen schönen Genius überwältigte der tiefgefühlte

Schmerz der Zeit. Er wurde vor dreißig Jahren wahnsinnig und hinterließ uns in den herrlichsten Bildern das Andenken seines glühenden Grames. Rings um sich sah er Gemeinheit, eine Literatur, welche Kotzebue beherrschte, ein Volk, das nur den fremden Tyrannen anbetete. Darum sang er:

Ach, der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen.
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

Aber sein besseres Gefühl, gepaart mit einem unaufhaltsamen Triebe nach vorwärts, fand nirgends einen Haltpunkt, einen Ausweg in der erbärmlichen Zeit. Darum kündigte er selbst die traurige Verirrung seines Geistes an:

Die Blindesten aber
Sind Göttersöhne, denn es kennt der Mensch
Sein Haus, und dem Thiere ward, wo
Es bauen soll, doch jenen ist
Der Fehl, daß sie nicht wissen, wohin?
In die unerfahrene Seele gegeben.

Matthisson wußte wohin, und starb in Ehren. Er war kein Göttersohn. Hölderlin versank in die heilige Nacht des Wahnsinns, aber seine Auferstehung wird glänzender seyn, als die des Herrn von Matthisson. Seine wunderbaren tiefen Klänge verhalten sich zu Matthissons Versificationen, wie Ossians Harfe im

Sturmwind unter den Felsen klagend zum Geklimper eines Hackbretts. Hölderlins Schmerz ist der eines großen Volks, Matthissons Schmerz ist der eines überfütterten Schooßhundes.

Hölderlins Gemüth gehört zu den seltenen, die von Natur poetisch sind und in jeder Aeußerung Poesie athmen, wie die Blume den beständigen und eigenthümlichen Duft. Er denkt auf nichts Poetisches, er bemüht sich nicht, es zu machen, es zu künsteln, er ist es schon. Er strahlt das poetische Feuer nur von innen aus, er läßt es brennen in kunstlosen, ja in wilden Flammen, bis es sich selbst verzehrt hat. Seine Seele ist eine zartbesaitete Aeolsharfe, erst leise melodisch vom Winde bewegt, dann vom Sturm gepackt und unter furchtbaren, doch immer noch schönen Klängen zerrissen. Wenn je ein Dichter gefühlt hat, was er singt, so ist es dieser. Im Strome seiner Lieder ist jeder Tropfen aus seinem innersten Herzen entsprungen.

Einer andern poetischen Passionsblume muß ich hier gedenken, die wie die Lotosblüthe der Alten von der Liebe hinabgezogen wurde in die Tiefe, ich meine die arme Louise Brachmann, die ihr brennendes Herz in kalter Fluth löschte. Auch ihr Schmerz war ein ursprünglicher und ächter, darum sind viele ihrer lyrischen Gedichte von wahrer Schönheit, und um so eigenthümlicher, als sich in ihrem Schmerz die Weib-

lichkeit nie verläugnet, und jene deutſche Milde, die ſie nicht unvortheilhaft von der griechiſchen Sappho unterſcheidet. Selbſt in ihrer Verzweiflung ſpricht ſich noch eine hingebende Zärtlichkeit aus.

Tauſendmal wünſcht' ich ſchon ihn nimmer geſehen zu haben,
Wünſchte die Ruhe zurück, die ich durch ihn nur verlor;
Ach und doch, böte mir einer der Götter ein ruhiges Leben
Und Vergeſſen: mein Herz wählte ſein Bild und den Tod!

Obgleich unreine Hände noch auf ihr Grab Diſteln und Dornen pflanzten, blühen doch ihre Gedichte als ewig junge Roſen daraus hervor, und ich pflücke noch eine davon, um das Andenken einer ſchönen Seele zu bewahren. Sie ſang von ſich ſelbſt:

Wie darfſt Du klagen über Dein Geſchick,
Daß Liebe Dir, daß Freudenglanz Dir fehle?
Wer darf gebieten ſeinem flücht'gen Glück,
Der liebenswerth ſich fühlt in edler Seele.

Die Außenwelt birgt nicht des Glückes Quelle,
Die Lichter wechſeln über dem Gefild,
Jetzt düſtres Schwarz, jetzt heitre Sonnenhelle;
Doch bleibt die Gegend, die das Aug entzückt,
Doch bleibt ſie ſchön die zauberiſche Stelle,
Ob Schwarz ſie deckt, ob goldnes Licht ſie ſchmückt.

Spricht nicht Kraft aus den Werken des Mannes, so taugen sie nichts. Spricht aus den Werken des Weibes nicht Liebe, so taugen sie eben so wenig. Nichts ist so unerträglich, als die kalte Pruderie einer Therese Huber und der andern schriftstellernden Amazonen, die der süßesten Leidenschaft ewigen Haß geschworen haben, um sich einer sauern Altklugheit zu ergeben. Nichts ist aber natürlicher und steht einer Sängerin besser an, als die Stimme des zärtlichen Herzens. Darum habe ich immer die Louise Brachmann und Fanny Tarnow vertheidigt. In diesen Mädchen war ein acht weibliches Gefühl, sie liebten, sie sangen, was sie empfanden.

Die Gräfin Ida Hahn-Hahn stimmt einen freiern, muthigern, aber nicht weniger zärtlichen Ton an, und das gereicht ihr zur Ehre. Sie verschließt ihr Herz nicht, sie gibt sich ganz ihrem schönen Gefühl hin, und sie weiß zu gut, wie viel das poetische Feuer durch das Feuer der Liebe gewinnt, um beide zu trennen. Weit entfernt, sich gefühllos zu stellen, oder die Gefühle erst siebenmal im Wasser der nüchternen Pruderie abzuwaschen, läßt sie denselben ihre erste Gluth und Kraft. Möchte doch Niemand sich wundern, warum sie so frei ihre Liebe bekennt vor aller Welt. Es hat gelehrte Damen unter uns gegeben und gibt deren noch, die es den Männern haben gleich thun wollen in jeglichem Wissen und die

ſchon eine völlige Gleichſtellung der Geſchlechter beantragt haben. Das iſt abgeſchmackt. Auf dem Katheder mit der Brille auf der Naſe, unter dem Gewehr, auf der Kanzel ſollen die Frauen nicht ſtehen, das ſollen ſie uns überlaſſen. Aber lieben dürfen ſie, das ſteht ihnen ſehr gut an, das iſt natürlich und ſchön von ihnen.

Oder ſoll jede ihre Liebe verſchweigen, in tiefſter Bruſt verſchließen? Das geſchieht in der Regel, aber keine Regel ohne Ausnahme. Man braucht nicht gerade eine Sappho zu ſeyn, um gleichwohl dem Drange des Geſanges nicht widerſtehen zu können? Warum iſt die Nachtigall nicht ſtill? Es muß doch etwas ſeyn, was ſie zum Singen treibt.

Unter den neuern Dichtern, iſt Einer, in welchem ſich eine ſüße Wehmuth in der vollendetſten Form, die ächt poetiſche Melancholie offenbart, Lenau. Vielleicht iſt bei keinem andern Dichter die ewige Sehnſucht des Herzens ſo rührend ausgedrückt, nicht in leidenſchaftlicher Wildheit, auch nicht in ſchmerzlicher Klage, ſondern in dem, was der Engländer „die Wonne der Thränen" nennt.

Tief iſt mein Herz erkrankt an einer Ahnung,
Von der ich nimmer wohl geneſen werde.
Es flüſtert mir mein Herz die trübe Mahnung;
„Noch iſt ſie nicht geboren dieſer Erde!"

„Eine Stunde — — — — — —
Wird todten sie zur Kühle von Cypressen,
Und führen sie, versenkt in stilles Sinnen,
An deinen Hügel, moosig und vergessen"

„Dann irrt Dein Geist um Deine Asche bange,
Dann zittern Geist und Staub sich zu vereinen;
Das Mädchen aber wird am Grabeshange,
Geheim ergriffen, stille stehn — und weinen."

Sehr viele jüngere Dichter neigen zur sentimentalen Gattung, z. B. Zerrand, v. Tschnabuschnigg, Henriette Ottenheimer, Braun von Braunthal, Otto Graf von Löben ꝛc.

In der dramatischen Poesie erhob die Sentimentalität eine Zeitlang die Rührspiele zur herrschenden Mode, la commédie larmoyante, wie die entsprechende Gattung in Frankreich genannt wurde. Iffland neigte dahin in mehreren seiner Stücke, namentlich in den „Hagestolzen," obgleich bei ihm die Bürgerlichkeit und derbe deutsche Biederkeit vorherrschten. Die meisten und beliebtesten Rührspiele schrieb Kotzebue; da aber seine Sentimentalität und Frivolität immer Hand in Hand gingen, und namentlich sein weinerliches Stück „Menschenhaß und Reue" zugleich sein frivolstes ist, so will ich von seiner ganzen Manier lieber erst im folgenden Kapitel sprechen.

Uebrigens blieb die dramatische Sentimentali-

tät nicht blos bei den modernen Familien- und Jammerstücken stehen, sie hing sich auch an die romantische Tragödie an. Selbst Schiller gab sich ihr in so weit, wenn auch in einem sehr edlen Sinne hin, daß sie seine vielen Nachtreter auf der Bühne wieder karrikirten, und Göthes theatralische Helden stifteten unter der Heerde der Nachahmer noch mehr Unheil, indem sie systematisch jede Herzensschwäche, Eitelkeit und Sinnlichkeit mit den zartesten Sentimens umkleideten. So lange die Empfindsamkeit nur in Iffland-Kotzebueschen Alltagsmenschen und modernen Schwächlingen zum Vorschein kam, hatten sie noch eine gewisse Natürlichkeit. Die Menschen waren wirklich weichlich geworden, oder huldigten wenigstens der Sentimentalität als einer Mode. Man affectirte die Rührungen nicht weniger im Familienleben selbst, als auf der Bühne. Eine weit größere Sünde gegen die Poesie war aber die Uebertragung dieser modernen Weichlichkeit auf romantische Charaktere und sogar auf historische Helden. Dieser Fehler ist so gewöhnlich geworden, daß die spätern Dichter fast unwillkührlich hinein gefallen sind, indem sie eine schon völlig in diesem Sinne ausgebildete Sprache, die bekannte stehende Phraseologie der Jambentragödien vorfanden, in deren Geleise sie sich bequem und gleichsam naturnothwendig fortbewegten, wie auf einer Eisenbahn. Die Sucht, Sentimens auszudrücken, hat bei den dra-

matiſchen Dichtern immer die Pflicht, die Handlung ſprechen zu laſſen, überwogen. Daher in unſern Dramen jeder Gattung die ſ. g. ſchönen Stellen, in denen der Dichter ſeine eigene ſchöne Seele zeigen möchte, ſo häufig den natürlichen Gang der Handlung unterbrechen, und die ſcharfe Charakterzeichnung verwiſchen. Daher die ewige Wiederkehr von empfindſamen Redeblumen ſelbſt im Munde roher Krieger, Tyrannen und Verbrecher. Daher das fatale, ſchlechterdings Nichtswürdige des Beſchönigens und Wiedergutmachenwollens bei den poetiſchen Don Juans und Clavigos und Hugo Derindars ꝛc., die man alle mögliche Schandthaten begehen und doch als liebenswürdige und gefühlvolle Seelen peroriren läßt. Daher die von Kotzebue ſo genannte „edle Lüge" als die leidige Tendenz einer zahlreichen Gattung von Werken, an deren Spitze Göthes Fauſt ſteht.

Doch um nicht zu weit vorzugreifen, bleiben wir bei der häuslichen und bürgerlichen Empfindſamkeit ſtehn, und ſehen, wie ſie im Gebiet der Romane weiter als in jedem andern um ſich gegriffen hat. Göthes Werther und Millers Siegwart ſtehen hier an der Spitze. Werther iſt nur eine Uebertragung der neuen Heloiſe von Rouſſeau in das deutſche Coſtüm. Dieſelbe Herzenseitelkeit, daſſelbe gewiſſenloſe Spiel mit Empfindungen, derſelbe eitle Jammer. Doch muß man jede literariſche Erſcheinung in

ihrem hiſtoriſchen Zuſammenhange mit andern betrachten, und ſo wird man ſich nicht verhehlen können, daß die frivole Auffaſſung der Ehe, wie ſie ſeit der Reine Margrithe, Boccacio, Arioſt, Lafontaine, Voltaire ꝛc. Mode geworden, endlich einmal einen ſentimentalen Gegenſatz finden, daß den luſtigen Ehebrechern einmal weinerliche entgegentreten mußten. Dem glücklichen Liebhaber war ſein Recht geworden, dem ſeufzenden mußte das ſeinige auch werden. Dieſe neue Auffaſſung mußte aber vorzüglich dem ſittlichern deutſchen Geſchmacke zuſagen. Das geheime Gelüſte, das die Ehe bekämpfen wollte, mußte als Tartuffe unter Thränen und Seufzern ins Haus ſchleichen; ſo wurde der Anſtand gewahrt und man wußte noch nicht, daß die ſentimentalen Liebhaber die gefährlichſten ſind. So hielt Göthe im Werther die Ehe äußerlich heilig, machte ſie aber als baare Proſa und als unpoetiſche Störung eines poetiſchen Verhältniſſes widerlich und gehäſſig; aller Spott ſeiner Darſtellungen fiel auf die arme Ehe, alles Licht auf den intereſſanten ſchmerzenreichen Liebhaber. Die daraus gefolgerte Lehre, daß eine ſchöne Seele ſchlechterdings über alle bürgerlichen Pflichten und über die Sittengeſetze erhaben ſey, wurde noch weit gefährlicher, als die frühere franzöſiſche Sittenloſigkeit, die das Verbrechen doch immer nur als Verbrechen und nicht im Namen der Schönheit, oder gar der

Tugend beging. Fortan wurde es allen Schwächlingen leicht, ihre Gelüste zu beschönigen. Jeder Liebhaber affectirte, eine schöne Seele zu seyn und das Verhältniß zur Gattin eines Andern als ein poetisches gegenüber dem prosaischen der Gattin zum Gatten geltend zu machen. Werther wurde unermeßlich populär, eine Nachahmung jagte die andere, und selbst die bisher trockene, witzige und boshafte Frivolität borgte von ihm die sentimentale Verschleierung, wie in Frankreich von Rousseau. Indem die empfindsamen Romane frivol zu werden anfingen, wurden auch die frivolen empfindsam.

Werther hat aber auch in einer andern Richtung übel eingewirkt. Auch ganz verständige, gebildete, sittliche Jünglinge sind von ihm zu jenem Schönthun mit sich selbst verführt worden, das einer männlichen Gesinnung durchaus widerstrebt, und wenn es zur Mode wird, sogar als eine nationelle Calamität betrachtet werden muß. Ein Narcissus, dem Alles, was er in die Hand nimmt, dem jeder Gegenstand, auf den sein Blick fällt, ein Spiegel wird und der in dieser Selbstbeliebäugelung nothwendig völlig weibisch werden oder untergehen muß, ist ein schlechtes Vorbild für die deutsche Jugend. Der Egoismus schöner Seelen, die nur geliebt und angebetet seyn wollen um ihrer selbst willen, ohne sich irgend ein Verdienst um die Welt oder um ihr Vaterland erworben zu haben, ist

die gefährlichste Krankheit der deutschen Jugend. Zwar hat das sogenannte Wertherfieber nur die wenigsten bis zum wirklichen Todschießen verleitet, aber die vielen Andern, die davon angesteckt wurden, haben desto bequemer den Krankheitsstoff verbreitet, die Herzenshoffahrt, das Bessersevnwollen, das Sichunglücklichfühlen, das Gekränktseyn durch die Prosa der Welt, die ewige Geltendmachung vom Rechte vornehmer Geister und die Versäumniß jeder männlichen Pflicht, die Auskramung der kleinlichsten persönlichen Eitelkeit und die Mißachtung des Vaterlandes, das immerhin zu Grunde gehen konnte, wenn nur solche Zärtlinge ihre Koketterie befriedigten. Es ist bekannt, daß Napoleon den Werther als den von den Deutschen am meisten geliebten Roman, in seiner Feldbibliothek mit sich führte und nach ihm zwar nicht das deutsche Volk, aber doch die Generation, mit welcher er es zu thun hatte, nicht unrichtig beurtheilte. Die Reichsverfassung bot wenig Garantien mehr dar, doch hätten uns die äußern politischen Zustände nie so weit herunter gebracht und unter das französische Joch gebeugt, wenn nicht der Geist erschlafft gewesen wäre, wenn nicht Herr von Göthe unserer Jugend durch das Wertherfieber jene geistige Selbstbefleckung gelehrt hätte, die sie im dumpfem Hinbrüten über sich selbst und in krankhaften Phantasien stumpfsinnig machte für Ehre und Vaterland,

und abgeneigt jeder öffentlichen Wirksamkeit, die nicht blos dem ästhetischen Egoismus, der geistigen Wollust diente.

Diese Stimmung der Jugend hat sich nach Werthers Vorgang in einer großen Menge von ähnlichen Romanen abgespiegelt, bald mehr stolz und zürnend, wie bei Heinse, der daher schon aus den Schranken der Sentimentalität heraustritt, bald mehr klagend und winselnd, daß die Welt für die weiche Seele zu rauh sey. Noch in der neuesten Zeit sind mehrere solcher Romane erschienen. Statt daß der Jüngling sich ermannen, freudig in den Kampf des Lebens stürzen, mit militärischem Stolz der nothwendigen Disciplin sich fügen und das Widerwärtige mit Heldenlust bestehen und besiegen sollte, will er als ein verzärteltes und zu lange zu Hause gebliebenes Kind nicht ins Freie hinaus, fröstelt ihn, wenn er nur das Fenster aufthut, und dünkt ihm die Welt voll Elend und Grausamkeit und Rohheit, und er flüchtet zurück zum warmen Ofen und zum bunten Flittergold seines kindischen Weihnachtskrippels. Man lese nur Hosbos „Vorstudien", um sich zu überzeugen, wie das Wertherfieber fortgrassirt, wie sich noch heute junge Männer, zu kräftigem Einwirken in der Zeit geboren, aus einem affektirten ästhetischen Eckel und lächerlicher Vornehmigkeit von der Welt abwenden, was man niemals jungen Männern, was man

immer nur alten wunden Kampfeshelden oder zimperlichen alten Jungfern verzeiht. Begreiflicherweise sind alle diese Zärtlinge die größten Verehrer und gleichsam die Leibgarde Göthes. Dieser Name gilt ihnen mehr als Gott, Vaterland und Alles, weil er ihrer Eitelkeit und Schwäche schmeichelt, und ihnen ein bereits verjährtes und anerkanntes poetisches Asyl öffnet, in welchem sie vor den groben Anforderungen der Pflicht sicher sind.

Neben dem Werther machte der arme Siegwart das größte Aufsehen in den siebziger Jahren. Dieser ist weitaus unschuldiger, aber seine Schwächlichkeit macht einen um so unangenehmeren Eindruck auf ein männliches Gemüth, als sie das Symptom einer in der Zeit selbst verbreiteten Angst, Peinlichkeit und Resignation war, die nur zu deutlich den damals tief gesunkenen Volksgeist bezeichnet. Siegwart möchte lieben und muß ins Kloster. Die moderne Weltlichkeit lockt ihn und er kann sie nicht frisch und frei und kräftig fassen; die alte Kirche hält ihn noch fest und gewährt ihm doch nichts mehr von der Poesie, die sonst in ihren heiligen Mauern wohnte. Die Lebensgeschichte von Bronner und Schad, die aus Klöstern entflohen, und die ganze Literatur der Illuminaten beweist, daß die ärmere und doch gebildete katholische Jugend in jener

Zeit wirklich diesen traurigen Mittelzustand zwischen Sollen und nicht Mögen, Wollen und nicht Können durchmachte. Die kräftigen Geister flüchteten in die Frivolität eines Blumauer, die sanfteren in die Sentimentalität eines Siegwart, bei dem sie den Trost der Thränen suchten. Aber die ganze Erscheinung ist krankhaft, und das Einzige, was dabei befriedigt, ist, daß sie nur vorübergehend seyn konnte.

Jene Leidenden, Entsagenden standen nur an der Grenze, seitwärts. Die breite Mitte des Lebens wie der Romane nahm die Familiensentimentalität ein, die noch in der Philisterei befangen, dieselbe gleichwohl durch feinere Empfindungen und durch eine feinere Sprache zu veredeln suchte. Hier übernahm Lafontaine die Hauptrolle. Seine zahlreichen Romane fallen in die Zeit, die zwischen den Haarbeuteln und Zöpfen einerseits und den neufränkischen Titusköpfen und den griechischen Draperien andrerseits in der Mitte stand. Das erkannte man schon an den Titelkupfern. Allein der sanfte Lafontaine war weit entfernt, mit jenen Nuditäten und Lockenköpfen des französischen Consulats auch dessen Frivolität zu adoptiren. Er kannte Frankreich und die Revolution nur aus Büchern und ging bis auf Rousseau zurück, von dem er sich auch nur das Gute nahm, jenem Bienchen gleich, das aus der Blume Honig sog, aber das Gift darin ließ. So wieder-

holte Lafontaine in der deutschen Familie die franzöſiſche Revolution auf die unſchuldigſte Weiſe von der Welt und benutzte dazu ſtatt des Blutes nur zärtliche Thränen. Die junge revolutionirende Generation ſchnitt ſich den Zopf ab, führte die verliebte Pfarrerstochter zur Laube und ſchwatzte ihr den Reifrock und die Poſchen und die Friſur ab, und das ſüße Flöten der Nachtigall verkündigte laut den Triumph der Natürlichkeit über den altväteriſchen Zwang der Sitte. Die ſtrenge Mama kommt dazu, ſie hat die ganze Kraft der alten Zeit in ihrer kleinen Fauſt, die ſie zornig in die Seite ſtemmt. Der gute Papa möchte gern den leichtfertigen Kindern helfen, iſt aber zu ſchwach, fürchtet ſich ſelber vor der Mama und läßt ſie walten. Nun Thränen, Ohnmacht, Entführung, endlich Rückkehr, Verzeihung. Der Papa ſchneidet ſich ſelber den Zopf ab, die alte Mama probirt lächelnd die neue Haube, die ihr der Schwiegerſohn mitgebracht. So ſind alle Romane Lafontaines, und was ſind ſie anders als treue Bilder der franzöſiſchen Revolution. Der Papa — Ludwig XVI. Die Mama — die Ariſtokratie. Die Nachtigall — Rouſſeau und die Philoſophie. Der Eclat, die Thränen, Ohnmacht — die Schreckenszeit. Die Entführung — Napoleons auswärtige Kriege. Die Verſöhnung — die neue Conſtitution. Iſt es nicht närriſch und zeugt von der guten Natur der

Deutschen, daß uns die große Neuerung der Zeit unter dem Bilde einer kleinen Familienrevolution erscheinen konnte? Gewiß war dies der Triumph der Sentimentalität.

Eigentlich ließ sich der Umsturz des alten steifen Philisterthums nur komisch auffassen, und hierin bewährte sich vorzüglich Kotzebu's frivoles Talent. Die Verführung im Namen der Unschuld, die engelreinen Gefallenen, die tugendhaften Jünglinge, die so ganz Seele sind, daß sie selber nicht zu wissen scheinen, was ihr Körper thut, die sentimentalen Schäferscenen, wo nur geseufzt und geweint wird, und die Thränen gleichwohl fruchtbar werden, all dieses Wesen ist doch ein wenig unnatürlich. Aber dieses Kokettiren mit Unschuld machte die kleine Schuld pikanter, die weichen Thränen erhöhten die Wollust, und boten doch einen anständigen Vorwand dar; darum wurden sie unendlich beliebt. Man verschlang den Lafontaine; die Jugend, die Damen trugen ihn auf den Händen.

Auch Kotzebue verfehlte nicht, seine Hetären als Vestalinnen, als Sonnenjungfrauen und Gurlis, als naive Kinder der Natur und Unschuld darzustellen, und nichts hat ihm mehr Glück und Ruhm erworben. Zu den originellsten Werken dieser Gattung gehören die „Ostereier" von Soden. Ein Naturkind der Alpen, ein junges Schweizermädchen trägt Eier zu

Markte. Ein Kosakenoffizier begegnet ihr. Die Eier zerbrechen. Nur über sie allein weint das gute Kind, so daß der Vater selbst sagt:

Kind, die jungfräuliche Ehre zwar hast du verloren,
aber die Unschuld nicht!

Sie kommt mit einem gesunden kleinen Kosaken nieder, den die vornehme Braut jenes Offiziers in ein künstlich gemachtes Ei verbirgt und ihrem treulosen Bräutigam, einer Volkssitte gemäß, zu Ostern spendet. Ueberraschung, Rührung, Thränen. Er heirathet die Schweizerin und die großmüthige Braut einen Andern. Eine einzige solche Geschichte reicht hin, die ganze Gattung zu charakterisiren.

Die bei weitem größere Menge der Familienromane blieb inzwischen dem Anstand und der guten Sitte treu und verband die Sentimentalität mit einer frommen Schwärmerei für die Tugend, mit einer Liebe zu Opfern für die Tugend. Dieß rief eine neue Gattung von Romanen hervor, die Entsagungsromane, die besonders von Damen geschrieben wurden. Ein edles Mädchen liebt, aber sie opfert die Befriedigung ihrer Neigung einer höheren Pflicht der Ehre auf und entsagt freiwillig. Oder sie liebt, wird verrathen und rächt sich durch die edelste Großmuth ꝛc. Dies ist der wesentliche Inhalt der zahlreichen Romane dieser Art. Die der Fanny

Tarnow ziehe ich den übrigen vor, weil in ihnen die Tugend am anspruchloseſten und die Zärtlichkeit am wenigſten durch Pruderie bemäntelt erſcheint. Sie ſtellt in allen ihren Werken ein natürlich fühlendes, zärtlich geſtimmtes Mädchen dar, das durch die Art, wie es ſein Unglück edel erträgt, eines beſſern Glückes werth zu ſeyn beweist, und uns ein Mitleid einflößt, als ob es unſre Tochter wäre. Die meiſten der ungeheuer zahlreichen Damenromane liegen zwiſchen den ihrigen und denen der Frau Thereſe Huber in der Mitte. Die letztere nämlich bezeichnet das Extrem der ſentimentalen Pruderie, indem ſie lehrt, das weibliche Geſchlecht ſey viel zu zart und delikat, als daß es nicht bei der bloßen männlichen Berührung wie Glas zerbrechen müßte, die höchſte Beſtimmung des Weibes ſey, in reinem Sichſelbſtgenügen ein Engel zu ſeyn, und ſich nicht durch Liebe und Ehe mit Männern zu Thieren zu erniedrigen. Ihre „Eheloſen" ſind eigentlich weibliche Werther, ſchöne Seelen, die für die Welt viel zu gut ſind, Hoffahrtsnärrinnen, Amazoninnen der Empfindſamkeit. Ich halte ſie ſchon deßwegen für unnatürliche Frazzen, weil ſie die Schöpfung einer Frau ſind, die zwei Männer überlebt hat, nnd weil noch niemals ein Mädchen ähnliche Romane geſchrieben, auf ähnliche Weiſe die Eheloſigkeit geprieſen hat.

Die berühmte Neuberin verbrannte doch nur den

Hanswurst und sie verbrannte ihn, immerhin ein ehrenvoller Tod. Aber unsere berühmten Pruden, die Vestalinnen des Parnasses, oder noch etwas schlimmeres, die weiblichen Hämlinge, ersäufen den Amor, sie ersäufen ihn in ihren Romanen, ein höchst erbärmlicher Tod. Nie haben sich Bachantinnen wüthender auf den Orpheus gestürzt, als unsere berühmten schriftstellernden Pruden auf den armen kleinen Liebesgott, der rettungslos verloren ist, denn will er wie sonst schalkhaft den Bogen spannen, sich an den schönen Feindinnen zu rächen, und blickt er um, so erschreckt der Anblick der Häßlichkeit den Sohn der Venus dergestalt, daß er Pfeil und Bogen fallen läßt.

Wenn Damen, die mit einer Hand den Pantoffel kräftig zu führen verstehen, mit der andern Hand die Feder ergreifen und ihren Zorn an den Männern auslassen, so ist das ganz artig. Wenn man nur nicht selber Sokrates ist, sieht man immer mit Vergnügen einer Xantippe zu. Doch ist es Schade, daß sich die guten Damen immer noch zu viel vor dem Publikum geniren. Anstatt den Männern gleich Ohrfeigen zu geben, geben sie ihnen nur gute Lehren. Da sind Tanten, Schwiegermütter ꝛc. die Orakel, ja sogar Jungfrauen werden die Tyranninen der Ehe. In den dreimal aufgelegten, sehr beliebt gewordenen „Briefen" einer unbekannten

„Julie", beherrscht ein Mädchen ihren zärtlichen Liebhaber so, daß sie ihn zwingt, eine Andere zu heirathen, um dann, selber unvermählt, das neue Paar zu einer Musterehe zuzustutzen durch immerwährendes Belehren und Zurechtweisen. Kann es etwas Tolleres geben? Aber die Empfindsamkeit macht alles möglich. Der verschmähte Liebhaber ist gerührt, das Gänschen von Braut ist gerührt und in der Rührung läßt sich der Liebende von der Nichtliebenden mit der Ungeliebten in aller Unschuld verkuppeln.

Das geistige Uebergewicht der Damen ist auch von Dewette anerkannt worden, der in dem Roman „Heinrich Melchthal" einen jungen Mann durch Damen gebildet werden läßt, und zwar durch norddeutsche Damen in ästhetischen Theezirkeln, als ob da die höchste, eines Mannes würdige Bildung allein zu suchen sey. Es handelt sich nicht etwa blos von einer geselligen Bildung, von Regeln des Anstandes, die man allerdings am besten in Gesellschaft der Damen erlernt, sondern von geistiger und Charakterbildung, die Dewette dem jungen Manne hier durch eine sentimentale Dame beibringen läßt, als ob dazu nicht unter allen Umständen eine Männerschule, Arbeit und Kampf gehörte, als ob man, um mit Plato zu reden, bei Weibern etwas anderes lernen könnte, als Weibliches?

Dieses moderne Amazonenthum, das der Frauen

geiſtige Kraft den Männern eben ſo gegenüber ſtellt, wie das antike Amazonenthum die körperliche, gehört zu den Karrikaturen der Zeit und verdient eben ſo wie das antike den Spott eines Ariſtophanes, deſſen „Lyſiſtrata“ und deſſen „Weiberherrſchaft“ mehr geſunde Vernunft enthalten, als unſere ganze Damenliteratur.

Es mußte jedoch zu dieſem amazonenhaften Extreme kommen, da die ſentimentale Literatur überhaupt eine Flucht vor jeder männlichen Geſinnung iſt. Der Egoismus des Werther iſt weibiſch, die weiche Hingebung der Siegwarte iſt weibiſch, die lafontainiſche Familienrührung iſt weibiſch. In dieſer ganzen Literatur fehlt die Mannheit. Was Wunder, daß ſich da die Weiber als Dichterinnen offiziell der Herrſchaft bemeiſtern!

Mit dieſem Weibiſchwerden hängt auch der poetiſche Serviliſmus zuſammen. Iſt es nicht charakteriſtiſch, daß die Franzoſen die Hof- und Salonswelt die ſchöne Welt nennen, während wir Deutſche ſie die große nennen? Die Franzoſen bringen ihren Geſchmack mit in die Geſellſchaft, ſie wollen ſich darin, als an etwas Schönem, ergötzen. Wir dagegen bringen unſre Subordination, unſre Devotion und Titelnarrheit hin, und wollen nur an der Titulargröße hinauf, oder von derſelben hinabſehen. Die niedlichſte Prinzeſſin iſt dem Deutſchen nicht mehr

eine Schöne, ſondern eine Große, und ſie ſelbſt vielleicht bewundert im Spiegel weniger ihren göttlichen Blick, als ihr hochfürſtlich aufgeworfenes Näschen. Uebrigens iſt nichts natürlicher, als die optiſche Täuſchung, vermöge welcher unſre ſchreibenden Damen in jener meiſtens ſo kleinen Welt, die große Welt ſehen. Einige dieſer Schriftſtellerinnen leben und weben wirklich in dieſer Welt, und ſie iſt ihr Alles; einige andre haben darin gelebt, und rufen ſich beſtändig die Tage der Jugend zurück; noch andre, die meiſten, möchten gern darin leben, und verſetzen ſich beſtändig hinein. Daher ſpielt unter den Damenromanen kaum der dreißigſte in der bürgerlichen, und gewiß neun und zwanzig ſpielen in der großen Welt. Alle ihre Heldinnen ſind Prinzeſſinnen, Gräfinnen, Baroneſſen, Fräuleins, beſonders aber Hoffräuleins, die Helden Prinzen, Grafen, Barone und Herrn von. Der Schauplatz iſt der Hof, oder das adelige Stammſchloß, das Landgut. Das Leben beſteht aus Bällen, und den Vorbereitungen dazu. Soll aber in dieſes Schlaraffenleben einiger tragiſche Ernſt kommen, ſo geſchieht es vermittelſt der Mesallianz, dieſes Hauptmotivs aller Damenromane, welches zugleich die Mutter der Entſagung iſt, oder vermittelſt des Ehebruchs. Heilen aber dieſe Schäden wieder zu, ſo iſt nichts mehr im Stande, die vollendete Seligkeit der großen Welt, dieſes Himmels auf

Erden, zu ſtören, und die Evangeliſtinnen dieſes Himmelreichs geben ſich in der beſten Laune der Wonne hin, alle Herrlichkeiten darin zu beſchreiben, Ballkleider, Damenhüte, Schmuck, Uniformen, Handſchuhe, Ordensſterne, Komplimente, Erfriſchungen, Tanz, Liebeserklärungen, Hofgeklatſch, Damenkritik, Etikette, Frivolität und Pruderie, Fadheit und Hofgelehrſamkeit ꝛc. ꝛc.

Die Sache hat auch eine ernſthafte Seite. Sofern der bei weitem größte Theil der zahlreichen Romane zu der ſentimentalen Gattung gehört, müſſen die darin enthaltenen Anſichten und Beiſpiele nothwendig auf den unermeßlichen Kreis von Leſern und Leſerinnen, bei denen ſie überdies häufig die einzige Lektüre ſind, ſchädlich wirken. Man ſieht in dem Roman die erbärmlichſte Herzensſchwäche und Eitelkeit als die erhabenſte Tugend geprieſen; man ſieht, wie in den einfachſten Colliſionsfällen, wo Pflicht und Gewiſſen zu entſcheiden haben, der Roman Schwierigkeiten erkünſtelt und die Schwäche, die von der Pflicht abirrt, beſchönigt. Man ſieht, wie ſo oft alle geſunde Vernunft gehöhnt wird, und wie die Romanhelden verzagen, weinen, verzweifeln und das Ungeſchickteſte thun. Ja auf ſolche Aeußerungen der lächerlichſten Schwäche ſind oft ganze Dichtungen einzig gegründet. Wenn der Held oder die Heldin ſich nur einen Augenblick beſinnen und vernünftig handeln

wollten, so wäre der ganze Jammer und der ganze Roman nicht nöthig. Auf minder gebildete Leser und Leserinnen müssen solche Romane schädlich wirken. Den Schwachen müssen sie verführen, sich seiner Schwäche hinzugeben, weil sie ihm als schön dargestellt wird; und selbst den Starken kann sie irre machen. Es sind mir Fälle bekannt, wo recht kräftige und gerade Naturen sich lächerlich gemacht haben, indem sie es für anständig hielten, die Feinen und Zarten zu spielen.

Ich bin ferner innig überzeugt, daß die sentimentale Literatur eine Haupturſache der ihr gerade entgegengeſetzten Gemeinheit, wie ſie ſich in Literatur und Leben geltend macht, geworden iſt. Die Heuchelei der Idealität führte zur gröbſten Natürlichkeit, die empfindſame Verzärtelung zur Grauſamkeit, die Pruderie, die aus überzarter Scham den Körper als ganz abweſend betrachtete, zu ſchamloſer Obſcönität, denn ein Extrem ruft immer das andere hervor.

Zwar geht eine ſentimentale Lüge durch die ganze moderne Geſittung hindurch. Alles Ceremoniell unſerer Geſellſchaft beruht darauf. Wir begegnen uns kaum auf der Straße, ohne uns anzulügen. Das Gleichgültigſte thun wir in den Formen gemüthlicher Herzlichkeit, ja der Anſtand leiht ſogar der Verachtung das äußere Kleid der Ehrerbietung, dem Haſſe das Gewand der Liebe. Aber dieſe Formen ſind uns eben durch die Gewohnheit völlig gleichgültig ge-

worden, wir denken nichts dabei. Ganz anders verhält es ſich dagegen mit der Sophiſterei des Herzens, die in Romanen und Schauſpielen uns die Krankheit zur Geſundheit, die Unnatur zur ſchönen Natur, ſogar das Laſter zur Tugend umlügt und jede Schwäche, jedes Gelüſten ſentimental beſchönigt.

Erſt durch dieſen Widerſpruch wurde eine Erſcheinung möglich, die der früheren Welt unbekannt war, nämlich die ihre Verirrung inne werdende und über ſich ſelbſt ſpottende Sentimentalität, die ſich gleichwohl von der ſüßen Gewohnheit der Thränen und des weichen Hinſchmelzens nicht entwöhnen kann und nun wunderbar zwiſchen Lachen und Weinen, Luſt und Aerger, Anbetung und Zorn oſcillirt.

Allerdings bietet uns ſchon Shakespeares Hamlet und Sternes empfindſame Reiſe etwas Aehnliches dar; aber dieſer frühere engliſche Humor iſt nicht ganz der neuere eines Hippel oder Jean Paul, obgleich auch er eine ganz moderne Erſcheinung iſt, die dem Mittelalter und der Claſſicität fremd war. Der Humor drückt im Allgemeinen das klare Bewußtſeyn und die tiefe Empfindung eines Widerſpruchs in der Zeit, einer verhaßten oder unbefriedigenden Gegenwart, der man gleichwohl nicht entrinnen kann, eines erſehnten Ideals, das man gleichwohl nicht erreichen kann, kurz eine Denkart und ei

nen Gemüthszuſtand aus, wie ſie erſt ſeit der Reformation eintraten, denn früher wußte ſich der Menſch beſſer der Weltordnung zu fügen und blieb mit Leib und Seele ſeiner Nationalität, ſeinem Stande, ſeinem Glauben treu, oder ging gleich mit Leib und Seele in einen neuen Zuſtand über, ohne halb fortgezogen zu werden und halb kleben zu bleiben, wie es der neuen Generation geſchieht. Der Menſch war immer fertig, wohin ihn auch ſeine Geburt oder ſein Schickſal trieben, denn er war beſcheiden und kräftig. Er verlangte nicht das Unmögliche und wußte ſich in ſein Loos zu finden. Jetzt aber will man unbeſcheiden mit nichts ſich genügen laſſen und vermag auch wieder nicht von der kleinſten Gewohnheit ſich loszureißen. Wer ſich in dieſer nicht ſehr erfreulichen Zwitterhaftigkeit begreift, iſt ein Humoriſt.

Der Humor übrigens, der ſich unmittelbar durch Hippel und Jean Paul an die ſentimentale Literatur knüpft, iſt nur eine beſondere Gattung des Humor und keineswegs die einzige Form, in welcher ſich der deutſche Humor nothwendig immer äußern müßte, ſo oft auch ihre Nachahmung verſucht worden iſt. Ich halte dieſe Form für unzertrennlich von der ſentimentalen Periode, auf dieſelbe Weiſe wie Tiecks und Arnims humoriſtiſche Luſtſpiele unzertrennlich

ſind von der romantiſchen, und Börne's Humor von der politiſchen.

Hippel führte in ſeinen „Lebensläufen in aufſteigender Linie“ und in ſeinem „Ritter von A—Z“ zuerſt die lachende Rührung, den weinenden Spott bei uns ein. Er lebte in Preußen, an der Oſtſee in der Nähe von Hermes und zur Zeit des erſten Enthuſiasmus für die engliſche Literatur. Daher iſt auch Goldſmiths und Sternes Einfluß auf ihn nicht zu verkennen; aber er borgte nur den Muth, ſein Gefühl auszuſprechen, nicht das Gefühl ſelbſt, das ſeine deutſche Nationalität nicht verleugnen kann. Er war der Erſte, der die Lyrik in die Proſa übertrug und ſich in ſeinen Schilderungen des Stilllebens, des einſamen Unglücks, des ruhmloſen und doch ſchweren Opfers bis zum tiefen Gram Höltys verſenkte, während er wieder im geiſtreichſten Spott wie Rabener, Thümmel, Lichtenberg die Vorurtheile, Affectationen und Moden der Zeit geißeln konnte. Die ſchönſte Humanität, die ſeltenſte Gabe zu rühren, und eine vortreffliche Sprache haben dieſem früher weniger beachteten Dichter endlich den hohen Rang in der deutſchen Literatur geſichert, den er verdient.

Ein ihm ſehr nahe verwandter Geiſt, den aber ein noch reicheres und glänzenderes Talent begünſtigte, war der ſo allgemein von den Deutſchen geliebte Jean Paul, neben Göthe unſtreitig das größte

Talent für Darstellung des modernen Lebens. Göthe und Jean Paul sind die eigentlichen Dioskuren der modernen Gattung. Beide schildern das Leben, in dem sie selber lebten, aber nach zwei verschiedenen Anschauungsweisen. Göthe beliebäugelte, billigte pries dieses Leben und faßte dasselbe in seiner Einheit als ein Ganzes auf; Jean Paul dagegen sah es humoristisch halb mit Wehmuth, halb mit Spott an, und faßte es in seiner Zerrissenheit, in dem unendlichen Widerspruch auf, der durch dasselbe hindurchgeht, und der eben unsre Zeit so sehr von dem in sich sichern und befriedigten Mittelalter unterscheidet. Auch darin stimmen beide Dichter überein, daß sie so vielseitig waren und gern ihre Persönlichkeit vorwalten ließen, sich selbst gern zum Gegenstand ihrer Darstellung machten. Göthe war vielseitig, weil es das Talent ist, und stellte sich in seinen Liebhabern und Helden gern selbst dar, weil alle Virtuosen sich gern im Spiegel besehn. Jean Paul war vielseitig, weil die humoristische Weltansicht durch alles hindurchdringt, und er zeichnete gern sich selbst, weil in der Selbsterkenntniß der Schlüssel zu aller Menschenkenntniß liegt, und weil er als ächter Humorist die tragikomische Doppelnatur der Außenwelt nur die seines eignen Innern wiederspiegeln sah.

Diese Doppelnatur ist das Unterscheidende bei Jean Paul. Ihr erstes Moment ist die Sensibilität,

die leidende Empfindung, die wieder doppelt theils zur tragiſchen Wehmuth und erhabenen Klage ſich ſteigert, theils in idylliſcher Empfindſamkeit und kindlicher Rührung ſich beſänftigt. Hierin ſpricht ſich ein ächt muſikaliſches Steigen und Fallen der Empfindung aus. Bald vernehmen wir bei Jean Paul die Klage und den tiefen Schmerz über die Schwäche der menſchlichen Natur, über das irdiſche Elend, über das Laſter und die Unnatur, beſonders der verderbten geſelligen Verhältniſſe, und er ſchildert jede Art des modernen Jammers und der modernen Verruchtheit, mit den lebendigſten und wahrſten Farben und mit der innigſten Empfindung. Bald geht ſein heißer Schmerz in ſanfte Wehmuth über und er rettet ſein beleidigtes Zartgefühl in die Unſchuldswelt, welche dicht an der wilden Heerſtraße des Lebens noch immer ihre kleinen idylliſchen Gärten baut. Er ſchildert unverdorbene Seelen, Kinder, reine Menſchen, das Land- und Stillleben. Doch herrſcht auch in dieſen Schilderungen immer ein Zug entweder von Wehmuth, oder in der andern Richtung, von ſcherzender Ironie.

Das zweite Moment jener Doppelnatur iſt der Spott, der mehr männlicher Natur ſich über die Welt und den eignen Schmerz erhebt, und dieſelben Mängel und Laſter, die dem Dichter ſo wehmüthige Empfindungen aufgedrungen, mit den Waffen des

Witzes thätig angreift. Auch in diesem Spott unterscheiden wir eine steigende und fallende Bewegung. Bald versteigt sich der Dichter bis zum bittersten Sarkasmus, bis zu einer auf die Knochen brennenden Satyre, bald spielt er nur mit heiterer Ironie. Jener Sarkasmus ist am häufigsten mit seinem tragischen Schmerz, diese Ironie am häufigsten mit seiner idyllischen Empfindsamkeit gepaart.

Beide Momente durchdringen sich fast in allen Darstellungen Jean Pauls dergestalt, daß er oft auf derselben Seite die rührendsten Schilderungen mit den lächerlichsten wechseln läßt. Man hat ihm dies zum Vorwurf gemacht, ohne zu bedenken, daß gerade hierin die Wahrheit des Humors und seine größte Wirkung besteht. Scheidet man die Doppelnatur des Humors, so hört sein Wesen auf. Im Humor durchdringen sich die beiden Gegensätze so innig, daß die Sprache nicht einmal im Stande ist, diese innige Verbindung oder den schnellen Wechsel der Empfindungen treu genug auszudrücken.

Mit größerem Rechte macht man Jean Paul den Vorwurf, seine Darstellung sey da, wo sie doch objectiv seyn solle, zu wenig objectiv, namentlich in der Wahrheit und Haltung seiner Charaktere. Es ist nicht zu läugnen, daß mancher seiner Helden und Heldinnen, besonders die ernsthaften und rührenden oder idealisirten, und wieder besonders im Titan, zu

wenig innere Wahrheit und Natürlichkeit haben, zu auffallend blos gedichteten, nicht wirklichen Wesen ähnlich sehn; aber auch hier kann man den Dichter entschuldigen. Es lag nicht in seinem Plan und nicht im Wesen seiner Poesie, Einheiten zu geben. Wo sie bei ihm vorkommen, erscheinen sie nur als äußere Rahmen für die Fülle seiner Sentiments und Witze. Diese sind die Hauptsache. Der Humor verfährt überall analytisch, und zersetzt die gegebene Einheit des Lebens wie der Charaktere. Er dringt mit der Empfindung in die tiefsten Falten der feinsten Theile ein. Nur indem Jean Paul die äußere Haltung aufgibt, kann er in ein psychologisches Detail eingehn, und wenn er wirklich seine Charaktere gehörig hätte abrunden und in die Anordnung seiner Romane mehr Symmetrie und Proportion bringen wollen, so würde er von seinem schönsten und reichsten Detail, von seinen Ausschweifungen und Episoden gerade das beste haben wegschneiden müssen. Ueberdem herrscht im Humor die subjective Ansicht durchgängig vor, und es wäre einseitig, zu den Schönheiten, welche sie darbietet, noch andre zu verlangen, welche mit ihr im Widerspruch stehn, und welche wir bei andern Dichtern suchen und finden können. Was man übrigens von der Fehlerhaftigkeit seiner allzu häufigen und gelehrten Metaphern gesagt hat, so kann man dieselbe wohl zugeben, ohne sich allzusehr daran zu

ſtoßen. Wir würden gern jedem ſeine Manier verzeihen, wenn er nur ein Jean Paul wäre, und ein Fehler des Reichthums iſt immer beſſer, als einer der Armuth.

Das Rühmlichſte, was wir Jean Paul nachſagen müſſen und was ihn mit den edelſten Männern der Nation in eine Reihe ſtellt, iſt der Adel ſeiner Geſinnung, ſeine reine Tugend, und das Feuer edler Leidenſchaft, der ethiſche Ingrimm gegen das Laſter, jene erhabenen Eigenſchaften des Charakters, die er vorzüglich mit Schiller getheilt hat. Auch Jean Paul ſtellt wie Schiller überall die Unſchuld dem Laſter gegenüber, und das Recht dem Unrecht. Es iſt faſt kein Gebrechen der Zeit, das ſein Scharfblick nicht entdeckt, vor dem ſein liebevoller Sinn nicht freundlich gewarnt, oder das ſein geiſtreicher Spott nicht treffend gegeißelt hätte. Es iſt aber auch nichts Unſchuldiges und Schönes, und keine Tugend dieſer Zeit, die Jean Paul nicht erkannt und in rührenden Bildern zu Muſtern aufgeſtellt hätte. Er fand an allem die lichte und die dunkle Seite heraus, und es gibt wenige Zeitgenoſſen, die ihre Zeit ſo fein beobachtet und ſo richtig gewürdigt haben.

Manche finden dieſen liebenswürdigen Dichter zu weich und weiblich, und ärgern ſich an ſeinen zu häufigen Rührungen. Es iſt wahr, ſein weiches Herz ſchwärmt zuweilen, und ſeine Empfindung leidet nicht

ſelten an übertriebner krankhafter Reizbarkeit; doch überläßt er ſich dieſer ſüßen Melancholie nur dann, wenn er ungeſtört für ſich empfindet, und ſie weicht einer tüchtigen männlichen Erhebung ſogleich, wenn ihn eine höhere Idee aufruft, zu belehren oder zu ſtrafen. Von Natur weich geſchaffen, wird er doch männlich ſtark durch jede fromme und ſittliche Idee, und dann fehlt ihm nie die Leidenſchaft der Tugend, die edle Zornesgluth und die rückſichtsloſe Wahrheitsliebe. Die ihm angeborne Sanftmuth aber erzeugt bei ihm eine Toleranz, wie ſie in unſrer Zeit ſehr ſelten geworden iſt, jene Duldung nämlich, die ohne indifferent zu ſeyn, doch über alle Parteiungen hinweg ſieht und das Gute überall anerkennt, wo es auch gefunden werden mag. In dieſer Duldung kommt Jean Paul dem großen Herder am meiſten gleich. Trotz ſeines unermeßlich reichen Witzes, mißbraucht Jean Paul dieſe gefährliche Waffe doch niemals, und ſeine Gewiſſenhaftigkeit iſt deßfalls nicht genug zu rühmen. Er iſt der friedfertigſte, loyalſte unter unſern Dichtern, und doch zugleich derjenige, der das unvergleichlich reichſte Arſenal von Witz und Dialektik für die Polemik beſaß. Von ihm, der alles hatte, um in dieſer Zeit der wahre advocatus diaboli zu ſeyn, müſſen wir ſagen, er war der ſanfteſte und unſchuldigſte unter allen unſern Dichtern. Keiner

hätte solch ein Teufel seyn können, und keiner war so ein frommer kindlicher Engel, wie er.

Auch war es offenbar nur die Liebe, die Ueberfülle des wärmsten Gemüths, die seine Phantasie beständig elektrisirte. Alles glänzte an ihm, weil er alles mit Liebe ansah, wie der Bräutigam die Braut. Sein ewig loderndes Feuer dämpfte selbst das Alter nicht. Seine Seele war ein Prisma, das überall, im Sumpf wie auf den Sonnenhöhen des Lebens vielfarbige Regenbogen um sich zauberte, immer gleich bunt, lebhaft, blühend und kräftig. Auch auf dem geringsten Zettel von ihm über die geringsten Gegenstände haben die Schmetterlingsflügel seiner Phantasie ihren bunten Glanz abgedrückt. Alles gestaltete sich ihm zu einem poetischen Bilde oder zu einer witzigen Antithese. Was ihn nur berührte, entlockte ihm den elektrischen Götterfunken des Genies.

In beinah allen Werken Jean Pauls tritt ein echt deutscher Zug charakteristisch hervor, Gutmüthigkeit, mit hoher und reicher Bildung gepaart, aber unpraktisch und in tausend Verlegenheiten des gemeinen Lebens. So wie in Göthes Werken überall der Held ein sentimentaler Don Juan ist, der die Damen mit hohem Gefühle doch nur wie Pferde dressirt und abgefeimt in allen Künsten des Egoismus ist, eben so begegnet uns in den Werken Jean Pauls sein Gegenbild, ein unschuldiger, schüchterner

Jüngling, voll Seele, die aber wie eine Senſitive vor jeder Berührung zuſammenfährt, voll Geiſt, den er aber nicht oder nur an unrechtem Orte anzubringen weiß. Dort der frühgeſchulte Frankfurter Patricier; hier der naive Knabe vom Fichtelgebirge. Dort franzöſiſche Kochkunſt; hier die echt deutſche Genügſamkeit.

Es iſt etwas unendlich Rührendes um dieſe treuherzigen Jean Paulſchen Jünglinge, die ſich ſo oft lächerlich machen. Es iſt ſo viel wahres darin. Sie haben ſo viele Vorbilder in der Wirklichkeit, wenigſtens gehabt. Bei frommer und ſittlicher Erziehung, bei beſcheidener Armuth war dieſe Jungfräulichkeit einem großen Theil unſerer Jugend eigen und iſt noch jetzt häufig zu finden. Das kriegeriſche Element fehlte, keine ſchmetternde Trompete rief den Jüngling ins öffentliche Leben, keine freudige Luſt. Im engen Familienkreiſe aufgewachſen, an einſame Studien gewieſen, durch die Willkühr der Gewalt, durch das Uebergewicht der Gunſt über das Verdienſt, durch die ariſtokratiſchen Sitten überall zurückgeſchreckt und eingeſchüchtert, gutmüthig von Natur und gerne im Herkömmlichen ein göttliches Geſetz verehrend, gab es wirklich eine Menge gebildete, tiefgemüthliche Jünglinge, die ganz ſo waren wie Jean Paul ſie ſchildert, und die wenigſtens beweiſen, daß die urſprünglich edle deutſche Natur trotz aller politiſchen

Demoraliſirung, trotz aller Verweichlichung und ſyſtematiſchen Entnervung ſich doch immer zu behaupten weiß. Unſchuld, Scham, richtiges Gefühl für das Groſse und Schöne, tiefe Scheu vor dem Gemeinen wird immer neu geboren, iſt wie von ſelber da, und geben dieſe guten Eigenſchaften der Jugend auch am Ende in die ſchlechten des Alters über, werden ſie am Ende von der Uebermacht der herrſchenden Gemeinheit verſchlungen, ſo bedarf es doch nur einer groſsen Anregung von aufsen, um das zarte Gefühl für Scham und Ehre, was lange Zeit wie bei den Jean Paulſchen Jünglingen nur weiblich, ſcheu, ja furchtſam erſchien, plötzlich in eine männliche Begeiſterung und in kriegeriſchen Zorn zu verwandeln.

Bevor wir Jean Paul verlaſſen, müſſen wir eines Mannes gedenken, der ſeiner Manier am nächſten gekommen iſt und gleichwohl wenig bekannt wurde, weil er hauptſächlich nur für das mediciniſche Publikum ſchrieb und immer ſeine Pſeudonymität behauptete. Miſes, der mediciniſche Humoriſt, erinnert lebhaft bald an die Sarkasmen Katzenbergers, bald an die ſüſse und weiche Stimmung Marggraf's bei Jean Paul, und gehört wie zu den geiſtreichſten, ſo liebenswürdigſten Schriftſtellern, die wir beſitzen. Er begann 1822 mit einem „Panegyrikus" der jetzigen Medicin und Naturgeſchichte voll beiſsender Satyre auf die hoffärtige Ignoranz der Aerzte. Dann

gab er die „Stapelia mirta“ heraus, und die „vergleichende Anatomie der Engel“ voll der originellſten Gedanken, und zuletzt wieder zwei mediciniſche Satyren, eine Schutzſchrift für die Cholera gegen die Aerzte und einen Beweis, daß der Mond aus Jodine beſteht. Es bleibt doch immer merkwürdig, daß ſolche Schriften weniger bei uns geleſen werden, als ſo vieles Triviale. Da Miſes noch ſo gar wenig bekannt iſt, will ich ihn allen Freunden einer geiſtreichen Lektüre hiemit empfohlen haben.

Einen weit größeren Ruf hat Saphir erlangt, der ſich ebenfalls Jean Paul zum Muſter nahm. Seine Phantaſie iſt ſehr reich, ſeine gute Laune unerſchöpflich. An Wortwitz hat ihn wohl Keiner übertroffen. Wenn er nur niemals Wien verlaſſen hätte, wenn er nur nicht in die Theater-Polemik von Berlin und München verwickelt worden wäre. Dies hat ihn in Lagen gebracht, in denen er ſeine ſchwächere Seite bloßgeben und Inconſequenzen begehen mußte, die zum Haſſe derer, die ſein Witz beleidigt hatte, noch eine Geringſchätzung hinzufügte, die nicht immer unverdient war. Doch habe ich ſein Benehmen immer durch ſeine Lage entſchuldigt und thue es hier wieder. Gute Laune iſt ſo ſelten in unſerer Zeit, daß man ſie ſchätzen und ſchonen ſollte. Es vereinigt ſich aber ſo Alles gegen ſie, um ſie zu verwirren, zu entmuthigen, und ſie pflegt von Natur mit Bonhomie

und Leichtsinn so unglücklich gepaart zu seyn, daß sie zu harte Proben nicht bestehen kann. Saphir ist in vieler Hinsicht ein Märtyrer des Humors geworden. In einer minder von Leidenschaften aufgeregten Zeit und in einer mehr gesicherten Existenz etwa in Wien so eingewohnt wie weiland Pater Abraham a Santa Clara, würde er statt sich überall Feinde zu machen, nur Freunde gefunden haben. Scheidet man aus seinen vielen Schriften, größtentheils Journalaufsätze, das Triviale, Polemische und Momentane, so bleibt immer ein Kern von köstlichem Witz und ein Buch zurück, das auch die Nachwelt noch mit fröhlichem Lachen lesen wird.

Derselben Gattung von Lokal- und Momentanwitz hat sich auch Oetinger gewidmet, der aber sein natürliches Pfund in der Gemeinheit der Theaterkritik begrub. Ein sehr launiges Buch schrieb kürzlich Breunglas, indem er die Berliner Volkswitze sammelte.

Versuche im Jean Paulschen Humor haben Lax, Zweibeln, Nork, doch ohne besonderes Glück gemacht.

11.

Frivolität.

Zuerst nur von der modernen. Von der romantischen später.

Sobald man die Philisterei von der lustigen Seite nahm, — und das that jeder vornehme oder reiche Müßiggänger, jeder Wüstling und Freigeist — mußte die frivole Literatur entstehen; ja sie wurde gewissermaßen durch die Abgeschmacktheit des Philisterthums hervorgerufen. Auch die Sentimentalität trug das Ihrige dazu bei. Pedanterei und Scheinheiligkeit reizen den Muthwillen.

Die Frivolität erschien als ein unschuldiger, sogar sittlicher Spott über die schändlichen und thörichten Albernheiten der Zeit, und war in diesem Fall ursprünglich nicht gegen das Heilige selbst, sondern nur gegen dessen Mißbrauch und Entweihung gerichtet. So die Frivolität Wielands, Thümmels, der Nicolaiten, der Illuminaten. So auch später manche vortreffliche Geißelung der Philister, wodurch sich sogar der sonst nichtswürdige Kotzebue ein Verdienst erwarb.

Einen fataleren Charakter nahm die frivole Literatur mit der Vornehmigkeit an, indem sie eine feine Unsittlichkeit als das Privilegium höherer Stände, ja sogar als die denselben eigene Grazie schilderte. Hierin gingen die Franzosen, aber leider auch Göthe mit ihrem Beispiel voran.

Noch giftiger wurde die Frivolität, indem sie sich der sentimentalen Maske bedienen lernte und nur wie der Pferdefuß unter dem Eremitenkleide, oder

wie das Embonpoint an einer Veſtalin hervorſah. In der erſten Manier zeichnete ſich Göthe beſonders aus, deſſen Fauſt z. B. von Himmel und Sternen und Ewigkeit faſelt, während er doch nur das Gretchen verführen will. In der letztern Manier ſucht Kotzebue ſeinen Meiſter, bei dem die liebe Unſchuld allemal ſchwanger wird, ſie weiß nicht wie.

Da inzwiſchen die Frivolität ihrer Natur nach keinen Zwang und zuletzt auch nicht einmal eine Beſchönigung leidet, ſo mußte ſie, nachdem ſie ihre verſchiedenen Heucheleien durchgemacht hatte, revolutionär werden und endlich ganz in ſchamloſer Nacktheit toben. Sie mußte herausſtreben aus der Geſittung der Gegenwart und etwas Neues ſuchen, wie Heinſe und Friedrich Schlegel thaten, die daher in die Romantik überſchlugen; oder ſie mußte, unfähig, ſich für etwas, das nicht da iſt, zu begeiſtern und zu praktiſch, um ſich zu täuſchen, zu ſchamlos, um ſich zu entfernen, mitten in der geſitteten Geſellſchaft ſelbſt, mit der dem franzöſiſchen Conſulat abgelernten Frechheit griechiſche Nuditäten und die ganze Phyſiognomie des Bordells zur Schau tragen. So Julius von Voß.

Von äußerſt unſchuldiger Natur waren die Scherze Haugs. Dieſer neue deutſche Martial, der einzige Epigrammatiker von Profeſſion, war zugleich der friedlichſte und ſanfteſte unſrer Literatoren. Das wichtigſte, was er geſchrieben hat, ſind die Hyperbeln

auf Wahls große Nase; seine Impromptus sind bei weitem noch nicht alle gedruckt, z. B. auf den nicht sehr ausgezeichneten Dichter Schoder:

Apollo sprach zu Schoder:
Sch — oder!

Sein Landsmann Weißer verstand es nicht, seinen Witz so angenehm zu concentriren, ihn in so kleinen Gläßchen zu reichen wie Haug. Er goß zu viel Prosa hinzu. Ein dritter Landsmann, Schlotterbeck, erwarb sich durch anspruchslosen und sehr heitern Humor die Meisterschaft im Gelegenheitsgedicht.

Eine merkwürdige und in ihrer Art sehr liebenswürdige Erscheinung ist Weber, der Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen," der „Mönchcrei" ꝛc. Er besitzt im höchsten Grade das, was einen munteren Sechziger angenehm macht, der als alter Hagestolz sich nicht viel zu geniren braucht, und dem man eine kleine Freiheit gern um der Heiterkeit willen verzeiht, die er in die Gesellschaft bringt, um des Eifers willen, den er der Unterhaltung widmet. Sein berühmtes Werk über Deutschland ist in der That ein sehr freundlicher Begleiter und Führer, dem wir nicht selten die Kenntniß der eigenthümlichsten Dinge in unserem lieben Vaterlande verdanken. Die durch das ganze Werk

anhaltende Fröhlichkeit muß auch jeden Leser heiter stimmen, und ist die wahre Reiselaune. Wer möchte einen Murrkopf seine Reisen erzählen hören! Wir wollen es daher dem Verfasser auch nicht verdenken, daß er Bachus und Venus unter seine Reisegötter zählt, und niemals verfehlt, uns auf die Gegenden und Städte aufmerksam zu machen, wo guter Wein und hübsche Gesichter zu finden sind.

Es ist sehr an ihm zu schätzen, daß er sich nicht blos auf eigentliche Merkwürdigkeiten einläßt, sondern auch auf das Gewöhnliche, was oft gerade, weil es in verschiedenen Ländern so verschieden erscheint, am merkwürdigsten ist. Er vergißt nie, neben den berühmten Naturschönheiten, Kunstschätzen und großen geschichtlichen Erinnerungen auch sein Augenmerk auf die Menschen im gewöhnlichen Leben zu richten, und Körperbildung und Lebensart, Trachten und Sitten, die Wohnungen und selbst das Vieh zu beobachten. Auf diese Weise hat er eine Menge von charakteristischen Eigenthümlichkeiten bemerkt, die nicht leicht ein anderer Reisebeschreiber aufgezeichnet haben würde, und die uns doch mehr, als irgend etwas anderes belehren und uns von der Oertlichkeit ein deutliches Bild geben. So führt er unter andern auch fast von jeder besonderen Gegend die landesüblichen Sprüchwörter und Gemeinplätze an, die zugleich Proben der verschiedenen Dialekte sind.

Weber ist mit Leib und Seele Deutscher, und wie sollte er es nicht seyn, da er unser großes Vaterland viel zu genau kennt, um spießbürgerlich nur seine kleine Provinz allein zu lieben und zu schätzen! Was er über die wechselseitige Toleranz, welche die Deutschen einander selbst schuldig seyen, und über die Achtung, die wir gegenüber dem Ausland vor uns selbst haben sollen, bei jeder Gelegenheit ausspricht, ist überall vortrefflich und sehr beherzigenswerth. Besonders sind Lehren dieser Art denen zu empfehlen, die nichts als ihre liebe Heimath kennen und ihren engen Horizont für das alleinige Land der Auserwählten halten, und entweder mit lächerlichem Negerstolze auf alles andre herabsehen, oder mit neidischer Tücke fremde Vorzüge zu verkleinern suchen, daher unser Verfasser auch den Ausdruck „hämisch" von Heimath ableitet, und ihn ursprünglich als die Eigenschaft engherziger, in ihrer Heimath versessener Spießbürger bezeichnet.

Auch in seinen andern Werken herrscht der fröhliche Ton, ein wenig Frivolität und doch im Hintergrunde immer ein patriotischer und selbst sittlicher Ernst vor, denn auch seine von Ausgelassenheiten im Geschmack Voltairs wimmelnde Möncherei ist doch nur geschrieben, um die Mißbräuche aufzudecken, vor dem Rückfall in dieselben zu warnen. Da er noch in den alten Reichszeiten und in kleinen

katholischen Staaten lebte, spricht er oft als Augenzeuge. Ich müßte mich sehr irren, wenn sein Ruf und das Vergnügen an seinen angenehmen Schriften sich nicht mit der Zeit steigern sollte, denn noch ist er minder geachtet, als mancher andre ältere Autor, der weit unter ihm blieb.

In Weber ist der muntere und im Leben geschulte Franke nicht zu verkennen. Die gute Laune der alten Zeit, das frivole Mitnehmen des Lebens äußerte sich bei ihm nicht ohne eine Männlichkeit, wie sie der Kampf mit drückenden Verhältnissen, der Zorn über die Kleinstädterei erzeugen mußten. Anders verhielt es sich mit den Lustigmachern von Profession in dem großstädtischen Leben Berlins und Wiens. Hier galt es blos, die Sinne der erschlafften Modewelt zu kitzeln.

Langbein, der beliebte Schwänkemacher, gehört der guten alten Berliner Zeit vor der Schlacht bei Jena an, wie Kotzebue, Lafontaine, Julius von Voß ꝛc. Ein Scherz so leicht, wie Berliner Weißbier, unschuldige Schlüpfrigkeiten, kleine niedliche Ehebrüche, blos zum Lachen eingerichtet und ohne Arg, dabei Armuth und Edelsinn, größte Hochachtung des lieben Geldes und doch wieder Genügsamkeit mit dem, was der Himmel bescheert, einige sentimentale Rührungen und nüchterne Ermahnungen, doch immer recht lieb und gut zu seyn, allgemeine Menschenliebe und frei-

maureriſche Händedrücke, — das ſind, die Elemente jenes alten Berliner Humors! Man war noch luſtig, zwar ein wenig liederlich, aber doch gutmüthig, denn „gutmüthig ſind ſie Alle", ſagt Schiller. Im Grunde war man damals wirklich liebenswürdiger als heute. Man iſt heute nicht etwa beſſer, ſondern nur langweiliger geworden. Dieſelbe Leerheit und Leichtfertigkeit, die ſich damals noch heiter gab, wie ſie war, gibt ſich heute für religiöſen und philoſophiſchen Tiefſinn aus, oder mit einem Wort: Aus der jungen Buhlerin iſt eine alte Betſchweſter geworden.

Auch die Poeſie ſtand damals noch dem geſelligen Leben vertraulich nahe. Die Dichter machten die lieben angenehmen Rathgeber der Damen, und gingen auf deren allernächſte Wünſche ein, ohne ſie mit der ſchwerfälligen und fremden Romantik eines Fouqué oder Walter Scott zu quälen. Da hieß es:

Nur ein Veilchen blüht der Mai,
Und dann huſcht er ſchnell vorbei.
Mädchen, merket, was ich ſage!
Flügel haben unſre Tage.
Endlich welken Blum' und Strauch,
Und der Schönheit Roſen auch.

Da wurde noch jedes arme Weibchen, die einen böſen alten Eheherrn hatte, mildfreundlichſt unterſtützt. Da ſpielte man ihr den Liebhaber in's Haus und

rächte die beleidigte Natur und plauderte es vergnügt der ganzen Welt aus, daß der alte Herr ein stattliches Geweih trug. Da wußte man noch nichts von der tiefsinnigen Treue der heiligen Genoveva, die seitdem Ludwig Tieck zu Nutz und Frommen aller alten Pedagristen in so schönen Versen den augenverdrehenden und sich kreuzenden romantischen Dulderinnen und Gräfinnen Doloribus gepredigt hat. Da lief man noch in aller Unschuld zusammen, wie die Thiere im Paradiese. Da malte Lafontaine die weißgekleideten Pastorstöchterchen so zweideutig in die Dämmerung hinein, daß nur die das Brautlied flötende Nachtigall uns errathen ließ, was die Guten selbst noch nicht wußten, denn sie hatten wie der oben genannte sentimentale Naturdichter sagte, „nur die jungfräuliche Ehre, aber noch nicht die Unschuld verloren." Da schrieb Julius von Voß seine gemüthliche „Liebe im Zuchthause." Da schrieb auch Langbein seine beliebten Schwänke. Süße heilige Natur, laß uns gehn auf deiner Spur! Alles liebt sich, Alles baut sich Nester, sagt Bruder Moritz bei Kotzebue. Und ist es denn nicht lustig, zuweilen die Nester zu wechseln, sagt der Kukuk. Da liegt der Wirth bei seiner Frau, sagt Langbein, und das Töchterchen apart, und zwei Reisende wieder apart. Da geht Eine hinaus, dann wieder Einer. Nun kommen sie zurück, verwechseln die Betten ꝛc. Am Morgen

erfolgt dann eine allseitige angenehme Ueberraschung und Alles geht vergnügt auseinander. Ein andermal, erzählt uns der lustige Schwänkemacher weiter, hat ein artiges Weibchen Besuch vom Liebhaber. Es klopft. Hurtig, hurtig, auf den Bettthimmel hinauf! Der zweite Liebhaber kommt, es klopft wieder: hurtig, hurtig, unter das Bett! Der Mann kommt, hat sein Geld verspielt; die Frau tröstet ihn: der da droben wird es Dir wiedergeben! Was? sagt der Liebhaber, ich? Nun kriechen alle hervor, und — man lacht und versöhnt sich. Da habt ihr die gute alte Zeit, wie sie leibte und lebte. O warum ist es denn nicht mehr so lustig? Ach, diese Zeiten der Unschuld werden vielleicht nie wieder kommen!

Und dann diese Zufriedenheit mit Wenigem, die Himmelsglück in sich tragende Mäßigkeit, die selbst beim vollen Becher noch ausruft:

Süßer Becher, geh' im Kreise,
Gehe flink von Hand zu Hand,
Bring' uns nur auf deiner Reise
Nicht von Sinnen und Verstand!
Thoren freu'n sich eines Rausches,
Welcher Kopf und Herz verkehrt:
Doch uns scheint ein Trunk des Tausches
Gegen die Vernunft nicht werth.

Konnte man glücklicher seyn, als bei einem solchen Humor, der Alles mitmacht und sich nur vor

Leidenschaft hütet, der sich durch kein Sittengesetz im mindesten genirt fühlt und nur dafür sorgt, sich nicht unnöthig zu erhitzen? Ist dir deine Frau untreu, lache dazu; setzt man dir den besten Wein vor, trinke nicht zuviel. Behalte immer deine Gemüthsruhe! Gefällt dir Nachbars Röschen, pflücke das Röschen, aber sie muß lachen, du mußt lachen, der Papa muß lachen; nur nichts Weinerliches darf dabei seyn, nur nichts von Schiller'schen Kindesmörderinnen und Bürger'schen Leonoren und Fausts Gretchen! Gefällt dir des Nachbars Frau, husch husch, nur hinüber zu ihr; aber der Mann muß Raison annehmen, wie du es im gleichen Fall auch thust: nur nichts Blutiges, nur kein Duell, kein Todtstechen und dergleichen! Nur alles ohne Leidenschaft, nur Ruhe im Gemüthe, nur allen ängstlichen Andrang des Bluts vermieden!

Das ist die Lebensweisheit der sogenannten guten alten Zeit, die noch so mancher alte Herr, der sich vor dreißig Jahren den Zopf abschnitt, heimlich beseufzt. Wir dürfen nicht ungerecht gegen sie seyn. In unserer heutigen Pruderie liegt eine nicht geringere Uebertreibung, als in ihrer frühern Leichtfertigkeit.

Sie, diese Alten, gaben sich zu sehr dem Epicuräismus hin, und indem sie nur den Weibern gegenüber Männer waren, vergaßen sie es auch, in anderer Beziehung zu seyn. Liest man die Schwänke von Langbein, die Romane von Julius von Voß und die

Liſte der wegen Flucht und Feigheit im Winter von 1807 infam kaſſirten Offiziere, ſo wird man freilich inne, daß der Heldenmuth damals hauptſächlich nur darin beſtand, den Civiliſten Hörner aufzuſetzen, und daß es ſich die Civiliſten zur Bürgerpflicht machten, luſtig auf beſagten Hörnern zu blaſen. Man lebte in der ſchönſten Eintracht, Alles liebte und umarmte ſich, wie die lieben Spatzen auf dem Dache. Darum mußte auch Napoleon kommen und einen Schuß unter ſie thun.

Auch Herr Caſtelli gehört dieſer Gattung an, aber er iſt ein Wiener und der gute Wiener Humor, den er im vollkommenſten Grade beſitzt, iſt nichts ſo Vorübergehendes, wie es die Berliner literariſche Frivolität war, aber auch nichts ſo Ausſchweifendes. In Berlin folgt auf Pietismus Liederlichkeit, auf Liederlichkeit wieder Pietismus; in Wien bleibt man ſich gleich. Zwar hat die ernſthafte und tragiſche Muſe auch in Wien ihren Thron aufgeſchlagen und die jüngſten Dichter wetteifern mit uns übrigen Deutſchen in gräßlichen Trauerſpielen, wehmüthigen Liedern und hyperaltdeutſchen Romanzen, aber das iſt Modeſache der Gebildeten, das eigentliche Wiener Publikum gehört noch Caſtelli an, iſt noch ſo luſtig gelaunt wie Caſtelli.

Allen dieſen luſtigen Brüdern der elendeſten Epoche unſerer Politik und Literatur iſt der Spott

über die alte Mode eigenthümlich, da doch nichts verächtlicher und mitleidenswerther war, als eben ihre eigene Mode, sobald auch sie alt wurde. Dieser Spott blieb oft ein kindisches Lachen über das alte Costume, wurde aber auch oft eine feindliche Verhöhnung der alten Tugend und Kraft.

Als Karrikaturenzeichner kleinstädtischer und altmodischer Costume und Personagen hat besonders Prätzel Glück gemacht, dessen Schwänke um vieles harmloser sind, als die von Langbein.

Die meiste Energie in frivolen Charakterbildern der Zeit offenbarte Julius von Voß, der die Preußischen Zustände vor und unmittelbar nach der Schlacht von Jena besser aufgefaßt hat, als irgend ein anderer. Mehrere seiner Romane schildern das Junkerthum, die Liederlichkeit ꝛc. im damaligen preußischen Heere, und dem Geschichtsforscher wird es vielleicht nirgends so klar, warum alles so kommen mußte, als bei dieser Lektüre des feinsten Beobachters. In seinen „Flitterwochen" entwirft er ein Bild jener gottlosen übereilten Ehen und Scheidungen, wie sie damals in Berlin sehr häufig waren, eine meisterhafte Schrift von tiefer psychologischer Wahrheit gleich den besten Satyren der Alten. In seinem „Herrn von Schievelbein" stellt er einen Glückspilz dar, der ohne irgend ein Verdienst zu den höchsten militärischen und politischen Würden gelangt,

wozu er in der damaligen Zeit Vorbilder genug fand. Durch des „Künstlers Erdenwallen" führt er uns mitten hinein in die ästhetische Faselei, Theater- und Concertwuth, die ebenfalls damals in Berlin ihren Umschwung nahm. Und so sind fast alle seine Romane und Lustspiele treue Bilder seiner Zeit; ja selbst seinen schmutzigen Gemälden aus der Pöbelwelt z. B. die „Liebe im Zuchthause" ist eine kräftige Wahrheit des Pinsels nicht abzusprechen. Solche Schriftsteller, die von ihrer eignen Zeit nicht mit Unrecht verachtet werden, erhalten doch für die Folgezeit Bedeutung, wie ein Petronius. Wenn tausende von albernen Empfindungen, sentimentalen Tugendspiegeln, historischen Romanen ꝛc. vergessen seyn werden, weil sie Unwahres darstellen, werden die Schriften dieses Julius von Voß noch Geltung haben wegen der Wahrheit, mit der sie seine Zeit in einem Moment des tiefsten sittlichen und politischen Verfalls schildern.

Ziemlich derb und kräftig hat auch ein pseudonymer Emerentius Scävola Gemälde der Sittenlosigkeit entworfen, in denen Wollust und Verbrechen einander zutrinken, in denen gemordet, die Ehe gebrochen, gestohlen wird nach Herzenslust. Doch ist dieser Schriftsteller noch zart im Vergleich mit Althing, unter welchem Namen ein Professor, ein Jugendlehrer, nicht blos zu den natürlichen, sondern auch zu jeder Art von unnatürlicher Unzucht

anreizen und Anleitung geben durfte, ungestraft, ohne dem Galgen zu entgehen, und dessen Schriften noch unlängst von einem Leipziger Buchhändler öffentlich gedruckt und verkauft wurden.

Neben dieser derben Literatur nahm auch eine sehr feine, Platz, und ließ sich jene zum Pöbel herab, so stieg diese in die hohen Regionen der Gesellschaft hinauf. Die „Memoiren des Freiherrn von S — a“ von Woltmann, dem Historiker, enthalten, mit Meisterhand gezeichnet, eben so frivole als wahre Schilderungen aus dem Leben der höheren Stände, insbesondere der Diplomatie. Auch dieses Buch gehört zu den Zeiterscheinungen, nach denen die Vergangenheit einst von der Nachwelt beurtheilt werden wird. Nicht nur das, was geistreich ist, sondern hauptsächlich das, was den Geist einer Zeit spiegelt, wird den kommenden Geschlechtern von Interesse seyn. Auch Graf Benzel-Sternau gehört hieher, obgleich er seinen Geist und Witz weniger concentrirt und sich früher mehr in der Manier Kotzebues, später mehr in der Manier Zschokkes mit einer Art von Plauderei begnügt hat. Die Weltkenntniß und geistvolle Medisance, die überall durch seine frühern Schriften durchblickt, beweist, daß er ein weit bedeutenderer Schriftsteller hätte werden können, wenn er sich der Adoption fremder Manieren zu enthalten gewußt hätte, unter denen wohl die der Baiernbriefe

in ihrem constitutionellen Pathos mit derjenigen des goldenen Kalbes am wenigsten übereinstimmt.

Die geistreichste und zugleich populärste Frivolität wurde auf der Bühne heimisch. Das Lustspiel verlangt sie, kann ihrer nicht entrathen, selbst nicht beim edelsten Volke und im sittlichsten Zeitalter. Ich sehe darin auch nichts Unsittliches. Die komische Wirkung hebt das Verführerische frivoler Darstellungen nothwendig auf. Wenn man über die Laster lacht, sind sie nicht gefährlich. Nur die sentimentale Beschönigung des Lasters verführt und belügt das Herz. Es ist daher charakteristisch, daß unsere Lustspieldichter, um so unsittlicher wurden, je mehr sie Sentimentalität einmischten, während die nicht sentimentalen der älteren Zeit trotz einer sehr freien, oft groben Sprache, sittlich rein erscheinen.

Lessing zunächst steht an der Spitze unserer neuen Lustspieldichter der berühmte Schauspieler Schröder, der fremde und einheimische Bühnenstücke mit großem Geschmack behandelte und selbst neue erfand. Daß er die damalige Frivolität der höhern Stände, das allgemein eingeführte Cicisbeat, die Doppelwirthschaft in jeder vornehmen Ehe nach der Mode, die ganze französische Galanterie, treu kopirte und von der komischen Seite aufzufassen wußte, ohne zu karrikiren, hat er mit den geistvollsten Franzosen, z. B. Beaumarchais gemein. Sein „Ring" ist in dieser Bezie-

hung eins der geistvollsten Lustspiele, das jemals geschrieben wurde. So sehr es auch zu bedauern ist, daß seitdem dieser vornehme, galante Ton auf der deutschen Bühne herrschend wurde, so ist doch sehr die Frage, ob ein besserer Ton hätte aufkommen können. Die Welt war so, die Bühne mußte sie spiegeln und man hatte immer noch etwas gewonnen, wenn die Dichter nur Feinheit und Grazie besaßen, die letzten Schutzmittel gegen die hereinbrechende Gemeinheit der Gesinnungen. Es war ein Glück, daß Schröders feine Anmuth und nicht die schmutzige Niederträchtigkeit, die Göthe durch seine „Mitschuldigen" auf die Bühne zu bringen drohte, zur Herrschaft gelangte. Es war schön vom deutschen Publikum, daß es diesem ehrlosesten aller Göthischen Werke keinen Geschmack abgewann. Hätte es sich verführen lassen, so würde Göthe in dieser Manier wahrscheinlich noch mehr geliefert haben.

Wie Schröder, so hat später auch Jünger gute Lustspiele geschrieben, wobei er vom vornehmen Leben mehr zum bürgerlichen überging. Wer hätte vermuthen sollen, daß dieser heitere Dichtergeist in tiefer Melancholie enden würde. Unter der großen Menge neuerer Lustspieldichter, die mit derselben leichten und angenehmen Frivolität die schwachen Seiten des socialen Lebens persifflirt haben, zeichnen sich Schall, Bauernfeld, Blum, Lebrun ꝛc. aus.

Ueber alle hoch hervor ragte der weltberühmte August von Kotzebue, der durch eine glückliche Verbindung der Frivolität mit der Sentimentalität, den Zeitgenossen auf das empfindlichste zu schmeicheln verstand und daher trotz Schiller und Göthe der Liebling des Publikums wurde. Er machte den Parnaß zum Bordelle und übernahm die Kupplerwirthschaft. Keiner verstand es so gut, die Schwächen und schlechte Neigungen des gebildeten, und die Eitelkeit des ungebildeten Publikums zu kitzeln. Nur in der feinern Vornehmigkeit hat sich Kotzebue nicht auszuzeichnen gewußt. Seine Natur war doch zu gemein, um nur die zartere Sprache zu finden, hinter der sich das Laster bei delikateren Naturen zu verbergen weiß.

Es ist wunderbar genug, daß Kotzebue sich bei seinem außerordentlichen Talente nicht zu einer freieru Stellung erhob. Wenn er nur wenigstens alles verspottet hätte, aber das charakterisirt ihn als den ächten Sohn seiner Zeit, daß er, wie Göthe, nur nach einer Seite hin freien Geistes urtheilte, nach der andern aber sentimentaler Schwäche sich hingab. Nur gemacht, seine Zeit zu karrikiren, sie ganz von der komischen Seite aufzufassen, pikirte sich Kotzebue darauf, sie zugleich von einer edlen, ernsten, rührenden Seite aufzufassen, sie zu idealisiren. Aber er that dies Letztere nur, um sich dadurch wieder Freunde zu machen, nachdem er sich durch seinen Spott Feinde

gemacht. Seine Weinerlichkeiten sind alle nur darauf berechnet, ihn unter dem zu seiner Zeit zahlreichen sentimentalen Publikum beliebt zu machen, und die vielen Sünden seines Privatlebens mit dem Mantel der Liebe zuzudecken. Daher nun der Widerspruch in seinen Darstellungen. Während er uns heute den deutschen Philister mit liebenswürdigem Talent so malt, daß uns die Treue und Feinheit der Züge überrascht und auch den strengsten Cato zum Lachen zwingt, stellt er uns dagegen wieder das Ideal eines deutschen Mannes auf, den er mit allem sentimentalen Aufwand zu etwas überaus Vortrefflichem machen möchte, und der doch noch weit mehr Philister ist, als jener war, den er gestern verspottet hat. So wie die „Kleinstädter" sein bestes Stück in jener Gattung, so ist sein schlechtestes, obgleich berühmtestes in dieser Gattung sein „Menschenhaß und Reue," denn hier wird die deutsche Gutmüthigkeit von der Frivolität auf eine Weise mißbraucht, die kein Volk von irgend einem seiner Dichter dulden darf. In Frankreich haben die Königin Margarethe und Lafontaine ganze Sammlungen von sehr ergötzlichen Ehebruchsgeschichten veranstaltet. Diese Sammlungen sind unmoralisch, aber es sind darin größtentheils wahre Geschichten enthalten, ganz natürliche und witzige Züge dem gemeinen Leben entlehnt, und der Liebhaber erscheint als ein schlauer Böswicht, die

Frau als treulos, der Mann als ein Dummkopf, der nichts merkt, oder als ein Othello, der sich grausam rächt. Das ist alles natürlich, und da ist nichts bemäntelt. Aber Kotzebue stellt uns in seinem Menschenhasser einen Hahnreih dar, welcher weder komisch noch tragisch ist, weder als alter Pantalon oder Pierrot den lustigen Streichen des Harlekins ausgesetzt wird, noch auch als Othello in höchster Furie den Dolch braucht, sondern der seine liebe Ehehälfte nachdem sie mit einem liederlichen Offizier von ihm, einem noch jungen, sehr braven, sehr anständigen Manne und sogar von den Kindern weggelaufen ist, unter Thränen der Rührung wieder zu sich nimmt. Dieser Mann wird als der vortrefflichste aller Männer, als ein Ideal dargestellt; diese Verzeihung in einem Falle, wo das Heiligste, nicht nur die Treue der Gattin, sondern auch die Pflicht der Mutter verletzt ist, wird als die höchste der Tugenden bezeichnet. Und doch bezweckte Kotzebue damit nichts anders, als die leichtsinnige Entweihung der Ehe, die damals als französische Mode herrschte, zu beschönigen, französische Herzlosigkeit durch den schändlichsten Mißbrauch deutscher Gemüthlichkeit, französisches Laster durch die Vorspiegelung einer deutschen Tugend poetisch zu rechtfertigen. Das ist eine unglaubliche Beleidigung aller Männer, in deren Sprache ein so niederträchtiges Stück ge-

ſchrieben werden konnte, und doch war die Entſittlichung ſchon ſo weit gediehen, daß man den Verfaſſer darum bewunderte und liebte.

Wie in Leſſings Tendenz überall die männliche Ehre durchleuchtet, ſo bei Kotzebue überall und immer die Ehrloſigkeit. Wie achtet er die Würde des Alters in den „Pagenſtreichen?“ die Würde des Menſchen überhaupt im „Rehbock?“ Man könnte leicht aus ſeinen zahlreichen Stücken ein völliges Syſtem einer umgekehrten Moral zuſammenſetzen, und Beiſpiele für alle möglichen Fälle von Charakterſchwäche oder ausgeſprochener Schlechtigkeit finden. Die ganze Geſellſchaft, die er uns auf der Bühne vorüberführt, beſteht aus edlen Lügnern, edlen Dieben, edlen Betrügern, edlen Hahnreihs, edlen Huren, edlen Kupplern ꝛc. Sein „Barth mit der eiſernen Stirne“ worin er ſich buchſtäblich im Koth wälzt, iſt noch bei weitem nicht ſein ehrloſeſtes Buch, denn hier vergoldet er wenigſtens den Koth nicht, gibt die tiefſte Herzensniedertracht nicht für Tugend aus.

Die Würde der Frauen konnte ihm natürlich ſo wenig gelten, als die der Männer. Daher wird er gerade da, wo er die Unſchuld malen will, am frechſten. Seine Gurli in den „Indianern in England“ und ſeine „Sonnenjungfrau,“ von denen die eine aus heller lichter Unſchuld jeden Mann heirathen will, der zur Thüre hereintritt, und die andere aus heller

lichter Unschuld nicht weiß, daß sie guter Hoffnung ist, waren einst auf allen deutschen Theatern beliebte Figuren. Derselbe Kotzebue ließ öffentlich drucken er habe seiner guten Frau eigenhändig ein Klystier gesetzt und wer über eine so rührende häusliche Handlung statt sentimentale Thränen zu vergießen, lachen könnte, der müßte jenseits der Menschheit zu Hause seyn. Und wieder derselbe Kotzebue ließ öffentlich drucken, wie er seine sterbende Frau hülflos verlassen habe, nach Frankreich gereist sey, und schon unterwegs liederliche Häuser besucht habe. Seine frechen Lügen bei Ablehnung des „Barth mit der eisernen Stirne" und der „Bulletins" gehören ebenfalls in dieses Capitel der Schamlosigkeit. Sein Leben, von Körte beschrieben, ist ein höchst interessanter Beitrag zur deutschen Sittengeschichte. Was er dem Publikum bot, beweist übrigens nur, wieviel er ihm bieten durfte. Er war nicht schlechter als das Publikum, das ihn duldete und sogar anbetete. Diese Duldung und Anbetung bezeichnet einen Grad von öffentlicher Demoralisation, der uns tief erröthen machen müßte, wäre seine Zeit nicht glücklicherweise längst vorüber. Ein blutiger Mord machte seinem elenden Daseyn und zugleich der Bezauberung ein Ende, mit der er das deutsche Volk befangen hatte. Criminalisch unterscheidet sich dieser Mord von keinem andern. Politisch hat er Besorgnisse erregt, die sich nicht bewähr-

ten. Er hat durchaus nur eine moraliſche Bedeutung, wie Görres gleich anfangs ſagte. Deutſchland würde auch ohne dieſen Mord ſich von Kotzebue abgewendet haben, aber der poetiſche Geiſt, der durch die Weltgeſchichte geht, liebt Effecte, die ſtarke Sprache der Thatſachen, unvertilgbare Zeichen und Symbole, den Jahrhunderten eingeſchrieben, „wie der Blitz auf Felſen ſchreibt.“ Und ein ſolches Zeichen war das ſchreckliche Ende des Luſtigmachers.

Vom edlen Clauren iſt nun zu reden, welcher der Kotzebueſchen Frivolität noch die eigenthümliche Berliner Fadheit hinzufügte, und das, was an Kotzebue noch als ganze Keckheit hervortrat, mit einem gewiſſen loyalen Anſtand maskirte und ſogar wörtlich (wie Küß —, Wäd —, ſtatt Küßchen, Wädchen) halbirte. Kotzebues Gurli, die Einem freilich unanſtändig um den Hals fällt, iſt doch noch erträglicher, als Claurens naive, arme, Kartoffeln ſchälende Spitzenklöpplerin, die von ihrem Geliebten träumt, wie er im Koſtume des Amors — ſo groß und lang der Kerl iſt — ſie auf einem Kahne rudert. Die ekelhafte Ziererei, mit der ſolche Träume verſchämt erzählt werden, iſt die liebe Unſchuld der ſchwangern Sonnenjungfrau doch bei weitem vorzuziehn. Lieber laute als ſtumme Sünden, lieber Kotzebue, als Clauren.

Unter der zahlreichen Menge frivoler und halb-

frivoler Romanenschreiber erwarben Anton Wall, Laun, Gustav Schilling ꝛc. wenigstens in den Leihbibliotheken einen großen Ruf und ihre faden Produkte kamen in alle Hände.

Den Uebergang von der frivolen Gattung in die spätere gräßliche Manier bezeichnet der Berliner Müchler, der mit erotischen Tändeleien begann, ferner eine Masse von Anecdoten sammelte und zuletzt blutige Criminalgeschichten auftischte.

Das Altwerden dieser einst jungen und muthwilligen Frivolität charakterisirt sich durch die seit Göthes Wahlverwandtschaften eine Zeitlang beliebten Ehebruchsromane, deren besonders mehrere älter gewordene Schriftstellerinnen zu schreiben sich befleißigten. Der Roman hatte früher gewöhnlich mit der Hochzeit aufgehört; später fing er erst mit der Hochzeit an. Er hatte früher die Schwärmereien und Ausschweifungen junger Leute geschildert; jetzt schilderte er die raffinirten Sünden und widerlichen Verirrungen der reiferen Jahre. Dies ist der Uebergang von Werther zu den Wahlverwandtschaften. Doch kann man nicht sagen, daß diese Darstellungen zur herrschenden Manier geworden wären. Sie kamen einst in einer Zeit auf, in welcher das Leben in Deutschland überhaupt schon wieder sittlicher geworden war.

Alle diese Erscheinungen gehören noch der alten Zeit an. Doch ging die Frivolität mit in die neue

romantiſche Geſchmacksrichtung über und nahm darin nur ein neues Gewand an.

So lange es eine Philiſterei gibt, ſo lange ſie nicht durch ein großartiges und ſchönes Volksleben verbannt iſt, muß ſich ihr gegenüber beſtändig eine Neigung zur Frivolität behaupten, wird ſie unter neuen Formen immer wieder ausbrechen. So viel der öffentlichen Sitte an Schönheit mangelt, ſoviel wird ihr allemal an Frivolität zugeſetzt. Die Moral iſt ohne Schönheit nicht mächtig genug, der ſocialen Ausgelaſſenheit zu wehren.

12.

Die Stürmer und Dränger.

Aus der kleinlichen Behaglichkeit, in welcher ſich die Philiſter, die Sentimentalen und Frivolen bewegten, mußten ſich natürlicherweiſe einige kräftige Naturen herausſehnen. Wie ſich daher die moderne Poeſie in den genannten drei Richtungen ausbildete, begann gleichzeitig auf der andern Seite ein unbeſtimmter „Sturm und Drang“ der Geiſter, der die Richtung noch nicht finden konnte. Nur darin waren alle dieſe Geiſter einig, daß ſie die Gegenwart unbehaglich fanden und Oppoſition gegen ſie bildeten, während die Philiſter, Sentimentalen und Frivolen ſich wohl in ihr fühlten. Wir unterſcheiden in der

neuen Opposition wieder die drei Schattirungen der Majorität. Aus den Philistern wurden Iffländische Biedermänner und polternde Patrioten, die sich kräftig gegen die Verderbniß der Zeit aussprachen und durch die Erinnerung an die ältere deutsche Freiheit am Ende unerwartet in der Romantik anlangten. So erklären sich Schubarts Gedichte, Göthes Götz von Berlichingen und die Ritterromane. — Aus den Sentimentalen wurden Schwärmer für das Ideale, die nicht mehr einen Kleinhandel mit ihren Herzen trieben, sondern die ganze Welt mit Liebe umfaßten und von dem ersten reinen und schönen Enthusiasmus der nordamerikanischen und der französischen Revolution ergriffen waren, vor allen Schiller. — Aus den Frivolen gingen zweierlei Oppositionspartheien hervor, die zwar beide mit dem Bestehenden im Kampfe lagen, aber unter einander selbst wieder entgegengesetzt waren, nämlich einerseits die Nicolaiten d. h. die Berliner Aufklärer unter der Aegide Friedrich II., und die Illuminaten, d. h. die süddeutschen Aufklärer unter Joseph II., als Bekämpfer aller Mißbräuche, aber auch aller Poesie, die in Kirche, Aristokratie, Zunftwesen ꝛc. noch aus dem Mittelalter übrig waren; und andererseits die ästhetischen Don Juans, die ein unersättlicher Drang nach neuer Wollust aus dem Leben in die Kunst, aus der Gegenwart in die romantische Vorzeit trieb, um mit

den geplünderten Reizen derselben das Leben wieder zu schmücken. So Heinse und Friederich Schlegel. Jene wollten die Welt verbessern, diese wollten nur genießen; alle wollten die Gegenwart umgestalten nach einer in ihnen wohnenden Idee oder Liebhaberei; alle machten vereinigt Opposition, und sind daher im Entwickelungsgange der deutschen Literatur von grosser Bedeutung. Erst durch sie wurde die Herrschaft der Romantik herbeigeführt, obgleich der Sieg einseitiger Richtungen derselben keineswegs in der Absicht aller Stürmer und Dränger lag.

Unmittelbar an die Philister „hausväterlich prangend im Schlafrock" knüpften sich die poetischen Patrioten an. Schon Klopstock war bei aller seiner Pedanterei ein guter Patriot und Claudius nicht weniger. Bei Iffland treten schon förmliche Advokaten der Freiheit auf, deutsche Biedermänner kämpfen für das unterdrückte Recht, und die Kabalen unterliegen, der schlichte Bürger triumphirt über den mächtigen Minister. Doch ist Iffland allezeit so loyal, den Fürsten als über aller Verantwortung erhaben darzustellen, und läßt denselben immer das edel wieder vergüten, was seine schlechten Diener verdorben haben. Dagegen übersprang Schubart die Diener und hielt den Fürsten selbst ihre Verantwortlichkeit vor in so republikanischen Versen, daß man sich nicht wundern darf, wenn er ins Gefängniß wandern

mußte. Nur das erregt Erſtaunen, daß es ein Dichter in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wagte, eine „Fürſtengruft" zu ſchreiben. Derſelbe Schubart wagte auch in ſeiner ſehr intereſſanten ſchwäbiſchen Chronik — er allein unter allen damaligen Schriftſtellern — die erſte Theilung Polens im Sinne eines Mickiewicz zu beſingen. Kurz, Schubart war ein Timoleon, trotz Puder und Haarbeutel. Schon zwanzig Jahre vor der franzöſiſchen Revolution braunte alles Feuer, aller Zorn derſelben in ſeiner — deutſchen Seele, während die Franzoſen ſelbſt noch nichts ahndeten. Aus dem Kerker heraus ſang er mit einer Löwenſtimme:

Du, küſſe mir, heilige Freiheit,
Die klirrende Feſſel am Arme,
Daß ich ſtürm' in die Saite
Und ſinge dein Lob.

Aber wo ſind ich dich, heilige Freiheit
O du, des Himmels Erſtgeborne?
Könnte Geſchrei dich erwecken, ſo ſchrie ich,
Daß die Sterne wankten,

Daß die Erd' unter mir dröhnte,
Daß geſpaltene Felſen
Vor dein Heiligthum rollten
Und ſeine Pforte ſprengten.

Wahrlich, wenn ſich jenes Zeitalter je ſeines Sturmes und Dranges zu rühmen Urſach hatte, ſo

gebührt Schubart die Ehre. Die übrigen Stürmer machten sich die Sache bequemer, oder verloren den Muth, oder waren zu viel Charlatans, wie gleichzeitig Basedow und Barth.

Obgleich beinahe ein Menschenalter jünger, ist ihm doch Seume am ähnlichsten geworden, dessen Gedichte und Aphorismen die sanfte Empfindsamkeit, aber auch den Zorn eines patriotischen Herzens athmen. Bei ihm war der Freiheitsdrang nicht Ursach, sondern Folge von Mißhandlungen. Man hatte ihn in der Jugend unter die Soldaten gesteckt, und wie viele tausend ihm ähnliche „weiße Sclaven", d. h. deutsche Unterthanen, die damals von ihren Fürsten an die Holländer und Engländer verkauft wurden, in die Colonien geschleppt. Eine griechische Ausgabe des Homer, in der er las, verrieth seine Kenntnisse. Er wurde frei, aber nicht glücklich, denn der Verlust der eigenen Freiheit hatte ihn den größten empfinden gelehrt, der das ganze deutsche Vaterland drückte. Er hauchte seine Sehnsucht nach der Freiheit und Ehre des Vaterlandes in Liedern und blitzenden Gedanken, und mit ihnen seine kummervolle Seele aus, ohne Napoleons Sturz zu erleben. In seinem Geschmack erscheint er mehr den antiken als romantischen Formen zugewendet.

Es ist unmöglich zu bestimmen, wer in die poetische Opposition zuerst das romantische Element

hineingebracht hat. Schon in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatten die Züricher eine Ausgabe der Niebelungen und der Minneſinger veranſtaltet, durch die Anglomanie war Shakeſpear, war Oſſian, waren die altengliſchen Balladen bekannt geworden. Wieland führte zu Arioſt zurück, Herder zu den Volksliedern und Volksſagen. Das alles war ſchon eine indirekte Oppoſition gegen das Philiſterthum. Eine direkte Oppoſition tritt mit einiger Deutlichkeit wohl zuerſt beim Grafen Stolberg hervor, der die erſten Romanzen im hierarchiſch-feudaliſtiſchen Sinne des Mittelalters ſchrieb, indem er Ritterthum und Minne ſeiner eigenen Ahnen beſang und dabei ein altguelfiſches Intereſſe gegen das ghibelliniſche, den Bund der Kirche und Ariſtokratie gegen Kaiſer und Volk geltend machte. So unſcheinbar die in dieſem Sinne gedichteten Romanzen Stolbergs anfangs waren, ſo haben ſie doch durch den groſſen Aufſchwung, den bald darauf die katholiſche Romantik nahm, eine nicht geringe Bedeutung erhalten. Damals faßte er ſie nur im Allgemeinen als die Anpreiſung der alten Kraft gegenüber der modernen Schwächlichkeit auf.

An etwas anderes dachte auch wohl Göthe nicht, als er ſeinen Götz von Berlichingen ſchrieb. Die Kraft des Mittelalters, „das noch Waden hatte," ſollte der Weichlichkeit der Gegenwart gegenübergeſtellt und allgemeine Freiheitsideen damit

verbunden werden. Göthe enthusiasmirte die Philister und sorgte doch dafür, daß der Loyalität kein Eintrag geschah, denn die Kraft erlag, die Freiheit war ein bloßer Wahn des Pöbels. Ueberdies beeilte sich Göthe, diesen Weg, der ihn unwillkührlich zu den Oppositionsmännern stellte, zu verlassen."

Bürger war es vorzüglich, der die von Stolberg erneuerten Romanzen ausbildete, aber zugleich noch tief in der Biedermanns-Schlafmütze und sogar zum Theil noch in der Gräkomanie steckte. Zu einer so kräftigen Opposition, wie Schubart, war er nicht geboren, und die feinere Ausbildung der Sagenpoesie mußte er erst der Tieck- und Schlegelschen Schule überlassen. Er ist eine interessante Erscheinung an der Grenze heterogener Parteien, im Entwickelungsprozeß der Romantik. Seine Formen zeichnen sich vorzüglich durch einen schönen Rhythmus aus. Einige seiner Balladen, besonders die „Lenore" sind der Unsterblichkeit gewiß. Allgemeines Mitleid hat er erregt, sofern er ein Opfer der Poesie wurde. Es lag so recht in dem falschen poetischen Enthusiasmus seiner Zeit, die gesunde Vernunft für ein Paar Verse hinzugeben. Ein Mädchen trug sich dem armen Bürger in einem Gedicht zur Ehe an. Entzückt glaubte er die Ehe eines Dichters und einer Dichterin müsse das Paradies auf Erden seyn, und — täuschte sich.

Maler Müller stand ebenfalls an der Grenze

zwiſchen der Philiſterei und Romantik mit vorwaltendem ſentimentalen Idealismus. Seine „Schafſchur“ iſt eine vortreffliche proſaiſche Idylle, das ländliche Leben in der Pfalz ſehr treu auffaſſend und Hebel näher als Geßner. In der „Niobe“ und andern Gedichten hat er nach dem Kranze gerungen, den ſpäter Göthe für die Iphigenia erhielt. Endlich hat er durch ſeinen „Fauſt,“ durch die „Genoveva“ ꝛc. auch in die Romantik eingegriffen. Aber eben weil er in allen Geſchmäcken wechſelte, weil er nebenbei Maler war, und vorzüglich, weil die Gluth und Fülle ſeines Gemüths ſich in zu viel Exclamationen Luft machte und ihn die ruhige Beherrſchung der Form nicht finden ließ, die Göthe auszeichnete, mußte er als deſſen früherer Nebenbuhler, immer weit hinter ihn zurückſtehen. Einzelnes, beſonders Sentimens ſind bei ihm oft herrlich.

Gleiche Beachtung verdient Klinger, deſſen „Fauſt“ zwar nicht viel ſagen will, der aber in ſeinem „Raphael de Aquilas,“ einem ſehr populär gewordenen Roman, eine glühende Liebe für Freiheit und Menſchenrecht offenbarte, und der ſpäter, nach Petersburg ausgewandert, ſeine Lebenserfahrungen und Beobachtungen in einem Werke „Betrachtungen über verſchiedene Gegenſtände der Welt und Literatur“ ſammelte, das zu den geiſtvollſten unſrer Literatur gehört.

Ernſt Wagner und Meißner ſcheinen mir

trivial und vielleicht nur deßwegen machten ſie ſo viel Glück.

Trotz vieler Gemeinheiten waren doch die berüchtigten Spieß, Kramer, Veit Weber in ihren Ritter-, Räuber- und Geiſterromanen, abentheuerlichen Geſchichten und Mährchen durch originelle und echt deutſche Derbheiten, oft auch durch Erfindungsgabe ausgezeichnet, und bei der unermeßlichen Verbreitung, die ſie fanden, ein natürliches Gegengift gegen die Sentimentalität. Sie adoptirten von Göthes Götz die Idee und die Sprache, und allen ihren Darſtellungen liegt eine wilde, bald mehr tragiſche, bald mehr komiſche Naturkraft zu Grunde, die gegen die zahmen Sitten und einengenden Vorurtheile der Zeit kämpft. Bald ſind es Ritter, die ſich wie Götz an den Fürſten oder Pfaffen, bald ſind es Räuber, die ſich an den Monopolen, an ſchlechter Juſtiz ꝛc. rächen; bald wandernde Genies, die wie ein Meteor durchs Alltagsleben ziehen ꝛc. Um aber dieſe neuen Abentheuer noch intereſſanter zu machen, rief man die ganze Magie der Romantik zu Hülfe, rief Geiſter, Teufel, Hexen herbei und bereitete ſo auf ſehr rohe, aber ſiegreiche Weiſe den Triumph der Romantik vor.

Babo und der Graf Thorring-Seefeld hielten ſich noch wörtlicher an Göthes Götz, und des erſtern Otto von Wittelsbach, des letztern Agnes Ber-

nauerin und Kaspar der Thoringer sind ganz in der Manier des Götz, in alterthümlicher Prosa kräftige Demonstrationen gegen die Tyranneі, die bei diesen Dichtern nicht einmal so affectirt waren, wie bei Göthe. Hieher gehört auch Leisewitz, dessen „Julius von Tarent" jene Werke noch an tragischem Werth übertraf.

Obgleich Schiller sich weit über alle diese Dichter erhoben hat, so vermag ich doch an keiner schicklichern Stelle über ihn zu reden. Sein unsterbliches Wirken ging ursprünglich aus demselben Sturm und Drange, aus derselben ersten romantischen Grobheit hervor, die wir als tiefes und wahres Gefühl bei Schubart, und als Affectation einer Modesache in Göthes Götz erkennen. Ja seine ersten Räuber- und Revolutionsstücke schienen in der Form und Sprache noch der beliebten Manier zu huldigen, bis man merkte, daß hier ein viel größerer Geist sich nur die erste Bahn gebrochen habe. In der That verhält sich Schiller zu dem Pöbel der Ritter- Räuber- und Gespensterromanfabrikanten wie Karl Moor zu seinen Gesellen, eine Zeitlang ihres Gleichen und doch weit über sie erhaben.

Schiller wurde in diese allerdings gemischte Gesellschaft fortgerissen, da bei ihm die Kraft viel früher da war, als die Grazie, die sie beherrscht, und da er, unter einer kleinlichen, jede Bewegung vorschreibenden militärischen Zucht aufgewachsen, noth-

wendig am entgegengesetzten Extreme, einer ausgelassenen Wildheit Vergnügen finden mußte. Aber schon bei seinem ersten Auftreten beurkundete er die ihm noch unbewußte höhere Sendung.

Er ahnte zuerst, daß, während die moderne Poesie von den falschen Idealen der Gallomanie zur einfachen Natur allerdings zurückgeführt habe, es dagegen wieder die Aufgabe der romantischen Poesie geworden sey, von der falschen Natur zu den reinen Idealen zurückzukehren. Die meisten Stürmer und Dränger und nachherigen Romantiker begnügten sich, der Modernität die Bilder anderer Zeiten und Sitten, oft sogar nur andere Kostume entgegenzuhalten, oder phantastische Traumzustände, in denen jede Liebhaberei und Eitelkeit sich ihre Befriedigung vorgaukelte. Aber Schiller faßte die Sache tiefer auf und wollte nicht, daß man ein Zeitalter dem andern, sondern daß man das ewige Ideal der zeitlichen Gemeinheit entgegensetze, daß man daher auch nicht beim Kostume und bei den äußern Umständen und Zuständen stehen bleibe, sondern den Menschen in großen Charakterbildern darstelle. Ob antik, ob romantisch, ob modern, gleichviel, das Menschliche bleibt sich in allen Zeiten gleich. Es adelt oder entadelt jede Zeit, und die Dichter tragen, jenachdem sie es auffassen, zur Erhebung oder Entwürdigung der Menschen bei. Darum, glaubte Schiller, sey es die höchste Aufgabe des Dich-

ters, das Menſchliche in der edelſten Idealität aufzufaſſen, wie die griechiſche Kunſt einſt in ihrer höchſten Blüthe, wenn auch nur in der Darſtellung des Körperlichen, daſſelbe gethan, d. h. die göttliche Bildung des Menſchen dargeſtellt hatte. In dieſer höchſten Aufgabe ſchien ihm aller Streit der Schule vernichtet und er ſelbſt vermochte niemals, wenn ihn auch Göthe deßfalls unabläßig verſchonte, das Antike, Romantiſche und Moderne ſtreng zu ſcheiden und gleich dieſem ſeinem vornehmen Freunde eine Maske nach der andern vorzunehmen. Modern in Kabale und Liebe, romantiſch in Wallenſtein und der Jungfrau von Orleans, antik in der Braut von Meſſina iſt doch Schiller überall derſelbe, und die verſchiedene Form verſchwindet vor dem gleichen Geiſte.

Wie man ihm aber ſchon während ſeines Lebens ſein Idealiſiren zu verleiden, ihn zum Gemeinen und zur Spielerei mit Formen herabzuziehen trachtete, ſo iſt er auch nach ſeinem Tode aus demſelben Grunde oft mißverſtanden und angefeindet worden. Bald tadelte man die Philoſophie, bald die Moralität, durch die er die Poeſie verfälſcht habe. Selbſt ſeine im Drama zu lyriſch ſcheinende Wärme des Gefühls warf man ihm vor, nur um beſtändig ſich ſelbſt und das Publikum über Schillers wahre Größe zu täuſchen. Daß dieſe Größe, als eine ſittliche, den frivolen und gemein geſinnten Poeten jederzeit tödtlich

verhaßt war, seinen falschen Freunden nicht weniger, wie seinen ausgesprochenen Feinden, ist höchst natürlich. Er stellte edle große Charaktere dar; aber die Philister und Sentimentalen wollten nur das Kleinliche, und die Frivolen nur das Unsittliche, nur die Beschönigung jedes Lasters und jeder unwürdigen Schwäche. Von der letzten Seite her, durch die romantische Lüderlichkeit der Schlegelschen Schule wurde Schiller heftig und mit der Bosheit angegriffen, die der Unreine dem Reinen gegenüber so selten unterdrücken kann. Von den Philistern und Sentimentalen wurde Schiller bewundert, aber ohne daß sie ihn verstanden hätten, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, Schiller verlange, indem er edle Menschlichkeit predigte, auch von ihnen, daß sie sich kräftigen und veredeln sollten.

Dennoch wurde Schiller der bei weitem populärste aller unserer Dichter, seine Werke kamen in jedermanns Hände, sein Name überstrahlte in den Augen des Volks jeden andern, selbst den Göthes, der nur bei der Aristokratie der Bildung den höhern Rang behauptete. Diesen unendlichen Ruhm hat keine Koterie, keine Kritik, keine Gunst erzeugt, sondern lediglich die einfache Wirkung der Schillerschen Poesie auf die Mehrheit des noch unverbildeten Publikums, der noch unverdorbenen Jugend, oder des eigentlich sich selbst repräsentirenden Volks, das von der Macht der Wahrheit, von der Schönheit eines echten

Seelenadels, von der Begeiſterung für alles Heilige und Hohe immer hingeriſſen wird und durch dieſe Empfänglichkeit die Höhergebildeten, die dafür ſchon zu verdorben und abgeſchwächt ſind, nicht nur beſchämt, ſondern auch deren ſchädlichen Einfluß neutraliſirt. Ich liebe Schiller doppelt, weil er nicht nur ſo edel iſt, ſondern weil auch ſein Volk dieß erkannt hat, und weil ſein Name Legionen niedriger Geiſter, die an der Zerſtörung des deutſchen Charakters arbeiten, zurückſchreckt.

Was Schillers Werken eine ſo große Macht über die Geiſter verliehen, iſt zugleich ihre größte Liebenswürdigkeit, nämlich das Jugendliche. Er iſt der Dichter der Jugend, und wird es immer bleiben, denn alle ſeine Gefühle entſprechen dem erſten Aufſchwung des noch unverdorbenen jugendlichen Gemüthes, der noch reinen Liebe, dem noch unerſchütterten Glauben, der noch warmen Hoffnung, der noch ungeſchwächten Kraft junger Seelen. Er iſt aber auch der Liebling Aller, die ſich ihre Tugend bewahrt haben, deren Sinn für das Wahre und Rechte, Große und Schöne nicht auf dem Markte des gemeinen Lebens erſtorben iſt.

Schiller trat in einem verdorbenen, altersſchwachen Zeitalter mit jugendlicher Kraft auf, mit einem wunderbar ſtarken und zugleich jungfräulich reinen Herzen. Er hat die deutſche Poeſie gereinigt, und

verjüngt. Kraftvoller und siegreicher, als jeder Andere, hat er die unsittliche Richtung des in seiner Zeit herrschenden Geschmacks bekämpft. Ungeblendet von dem glänzenden Witze seiner Zeit hat er es gewagt, sich wieder an die reinsten und ursprünglichsten Gefühle des Menschen zu wenden, und den Spöttern einen strengen und heiligen Ernst entgegen zu setzen. Ihm gebührt der Ruhm, den Geist der Poesie erfrischt, geläutert und veredelt zu haben. Deutschland erfreut sich bereits der Früchte dieser Umgestaltung; denn seit Schillers Auftreten hat unsre ganze Poesie einen würdigen Ton angenommen. Und auch unsre Nachbarvölker sind von diesem Geiste ergriffen worden, und Schiller übt auf die große Veränderung, die gegenwärtig in den Geschmack und in der Poesie derselben vorgeht, einen mächtigen Einfluß, den sie selbst laut anerkennen.

Wir haben ihm noch mehr zu danken, als die Reinigung des Kunsttempels. Seine Dichtungen haben auch ausserhalb des Kunstgebiets unmittelbar auf das Leben gewirkt. Der mächtige Zauber seines Liedes hat nicht blos die Phantasie der Menschen, er hat auch die Gewissen ergriffen, und der Feuereifer, mit dem er gegen alles Schlechte und Gemeine in den Kampf trat, die heilige Begeisterung, mit der er die anerkannten Rechte und die beleidigte Würde der Menschen so oft und siegreich vertheidigte, wie

keiner vor ihm, machen seinen Namen nicht blos unter den Dichtern, sondern auch unter den edelsten Weisen und Heroen glänzen, die der Menschheit theuer sind.

Es giebt keinen Grundsatz, kein Gefühl der Ehre und des Rechts, die nicht mit einer schönen Stelle, die nicht mit einer bedeutungsvollen Sentenz aus Schillers Dichtungen bekräftigt werden könnten, und diese Aussprüche leben im Munde des Volkes.

Schiller hat seine ganze poetische Kraft in die Darstellung des Menschen, und zwar des Ideales menschlicher Seelengröße und Seelenschönheit, des höchsten und geheimnißvollsten aller Wunder zusammengedrängt. Die äußere Welt galt ihm überall nur als Folie, als Gegensatz oder Gleichniß für den Menschen. Der blinden Naturgewalt stellt er die sittliche Kraft des Menschen gegenüber, um diese in ihrem höhern Adel oder kämpfend in ihrer siegenden Stärke zu zeigen, so im Taucher, in der Bürgschaft; oder er legt einen menschlichen Sinn in die Natur, und giebt ihren blinden Kräften eine sittliche Bedeutung, so in den Göttern Griechenlands, in der Klage der Ceres, in Hero und Leander, den Kranichen des Ibikus, der Glocke ꝛc. Selbst in seinen historischen Schriften ist es ihm weniger um den epischen, der Naturnothwendigkeit entsprechenden Gang des Ganzen zu thun, als um die hervorstehenden Charaktere,

das Element der menſchlichen Freiheit im Gegenſatz gegen jene Nothwendigkeit.

Die Seele aller Schöpfungen Schillers ſind ſeine idealen Menſchen. Er ſchildert überall nur den Menſchen, aber in ſeiner höchſten ſittlichen Schönheit und Erhabenheit. Es fiel ihm ſogar beinahe unmöglich, einer Poeſie, welche den Menſchen nicht idealiſirt, dieſen Ehrennamen zu geben. Wenn uns Schiller aber auch Ideale der Sittlichkeit ſchilderte, ſo würde dieß zunächſt nur ſeiner eigenen Sittlichkeit zur Ehre gereichen, jedoch nichts für ſeinen poetiſchen Werth entſcheiden. Im Gegentheil ſind die meiſten frühern und ſpätern Tugenddichter große Sünder gegen die Poeſie geweſen, und es iſt eben ſo ſchwer, eine edle Menſchennatur zu ſchildern, als zu beſitzen, aber nichts leichter, als die Anmaßung von beidem. Wenn Ideale der Sittlichkeit in einer Perſon dargeſtellt werden ſollen, ſo muß verlangt werden, daß die Natürlichkeit nicht darunter leide. Es iſt eben ſo fehlerhaft, wenn eine unnatürliche und unwahre, daher auch unpoetiſche Darſtellung ſich durch die Moralität des Gegenſtandes zu rechtfertigen ſuchen muß, als wenn die Immoralität des Gegenſtandes ſich hinter der Natürlichkeit und Anmuth der Darſtellung verſteckt. Die meiſten Dichter gleichen indeß wirklich den ſchlechten Heiligenmalern, die auch dem widerlichſten Zerrbilde noch eine Verehrung verſchaffen,

wenn es nur einen Heiligen bedeuten soll; nur wenige gleichen einem Raphael, dessen Heilige wirklich Heilige sind, dessen Kunst die Heiligkeit des Gegenstandes erreicht. Unter diesen wenigen aber steht Schiller oben an. Selbst in seinen ersten Jugendprodukten trägt die innere Naturwahrheit schon über die so oft darin getadelte Unnatur den Sieg davon, die eben deßhalb in seinen spätern Dichtungen nicht mehr vorkommt. Wir besitzen große Dichter, die andere Schönheiten, als sittliche, dargestellt haben, die im Talent der Darstellung unserm Schiller vielleicht überlegen waren, aber keiner hat das Interesse der Tugend und der Poesie dergestalt zu vereinigen gewußt, wie Schiller. Wir besitzen keine Darstellung der Tugend, die poetischer, keinen Dichter, der tugendhafter wäre.

In Schillers Idealen tritt uns kein todtes mechanisches Gesetz, keine Theorie, kein trockenes Moralsystem, sondern eine lebendige organische Natur, ein reges Leben handelnder Menschen entgegen. Diese ideale Natur ist die Schöpfung des Genius. Schiller selbst sagt:

Wiederholen kann der Verstand, was da schon gewesen,
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

Der Genius entwickelt aus innerer Tiefe die höhere Menschennatur. In ihr kommt zur vollen

glühenden Blüthe, was in andern nur in den Wurzeln unter der irdischen Decke schlummert. Das ist das gewaltig überraschende Wunder in der Geschichte der Menschen, daß unter ihnen immer neue Naturen geboren werden, die Niemand voraus berechnet, auf die kein hergebrachter Maaßstab paßt, mit denen uns vielmehr die Welt selbst in einer neuen Anschauung wiedergeboren wird, die uns das alte gewohnte Daseyn in einem neuen Lichte, die alte Natur in einer höhern Entwicklung zeigen, und in uns selbst das verborgene Geheimniß aufschließen, den träumenden Keim zum Lichte wecken, Neigungen, Kenntnisse, Tugenden, Talente in uns entwickeln, uns bereichern, veredeln, erheben, und uns mit einem Worte die ganze innere und äussere Natur im Wiederschein der ihrigen auf einer höheren Stufe, in einem neuen Zauberschein enthüllen. Diese neue höhere Dichternatur ist seine poetische Welt, und der Wunder größtes ist, daß diese poetischen Welten so mannigfaltig eigenthümlich sind. Größer als die Welt selbst sind die Welten, die in ihr wieder geboren werden. Die eine Natur blüht in tausend Naturen aus, die immer reicher, wunderbarer, schöner, zarter sich gestalten. Diese Wiedergeburt ist das Werk des Genius. Jeder große Genius ist eine seltsame Blume, nur in einem Exemplar vorhanden, ganz eigenthümlich an Gestalt, Duft und Farbe.

Die innere Trieb- und Lebenskraft einer solchen Geistesblume ist ein Geheimniß, von selbst erzeugt, von niemand zu enträthseln. Wer hat noch den Blumengeist oder den Duft der Blüthen erklärt, der in dieser so, in jener anders ist? Wer hat den Reiz erklärt, der uns in Raphaels Bildern so ganz eigenthümlich anspricht, und wer den geistigen Hauch und Duft, den innern Seelenreiz in Schillers Charakteren? Hier kann keine Definition des Verstandes etwas ausrichten; nur durch Vergleichung können wir das Gefühl näher bestimmen.

Raphaels Name hat sich mir unwillkührlich aufgedrängt, und es ist unverkennbar, daß über Schillers Dichtungen der Geist einer sittlichen Schönheit schwebt, wie über den Bildern Raphaels der Geist sinnlicher Schönheit. Das Sittliche tritt im Werden und Leben der Geschichte hervor, und Handlung, Kampf ist seine Bedingung; das Sinnliche ist wie die Natur im Großen, in einem ruhigen Daseyn befangen.

So müssen Schillers Ideale sich im Kampfe äußern, die von Raphael in sanfter und erhabener Ruhe. Schillers Genius mußte das Amt des kriegerischen Engels Michael nicht scheuen, Raphaels Genius war nur der sanfte Engel, der seinen Namen trägt. Jener originelle, unerklärbare Reiz aber, der himmlische Zauber, der Abglanz einer höhern Welt,

der in den Angesichtern Raphaels liegt, liegt in den Charakteren Schillers. Kein Maler hat das menschliche Antlitz, kein Dichter die menschliche Seele in dieser Anmuth und Majestät der Schönheit darzustellen gewußt. Und wie Raphaels Genius sich gleich bleibt, und jener lichte, friedenbringende Engel in vielnamigen Erscheinungen uns immer in derselben Ruhe und Verklärung entgegenblickt, so bleibt auch Schillers Genius sich gleich, und wir sehen denselben kriegerischen Engel in Karl Moor, Amalien, Ferdinand, Louisen, Marquis Posa, Max Piccolomini, Thekla, Maria Stuart, Mortimer, Johanna von Orleans, Wilhelm Tell. Jener Genius trägt die Palme, dieser das Schwert. Jener ruht im Bewußtseyn eines nie zu störenden Friedens, in seiner eigenen Herrlichkeit versunken; dieser wendet das schöne engelreine Antlitz drohend und wehmüthig gegen die Ungeheuer der Tiefe.

Die Helden Schillers sind durch einen Adel der Natur ausgezeichnet, der unmittelbar als reine, vollendete Schönheit wirkt, wie jener Adel in den Bildern Raphaels. Es ist etwas Königliches in denselben, welches unmittelbar heilige Ehrfurcht erweckt. Dieser Strahl eines höhern Lichts muß aber, in die dunkeln Schatten irdischer Verderbniß geworfen, nur um so heller leuchten; unter den Larven der Hölle wird der Engel schöner.

Dieſer Schönheit erſtes Geheimniß iſt die engelreine Unſchuld, die ewig in den edelſten Naturen wohnt. Dieſer Adel der Unſchuld kehrt in denſelben himmliſchen Zügen eines reinen jugendlichen Engels in allen großen Dichtungen Schillers wieder. In der lichteſten Verklärung, als reine Kindlichkeit, völlig waffenlos und dennoch unantaſtbar, gleich jenem Königskinde, welches, nach der Sage, unter den wilden Thieren des Waldes unverletzt und lächelnd ſpielte, erſcheint dieſe Unſchuld in dem herrlichen Bilde Fridolins.

Wird ſie des eigenen Glückes ſich bewußt, ſo weckt ſie den Neid der himmliſchen Mächte. In dieſem neuen rührenden Reiz erblicken wir ſie bei Hero und Leander. Mit dem kriegeriſchen Helme geſchmückt, vom Feuer edler Leidenſchaft die blühende Wange geröthet, tritt die jugendliche Unſchuld allen dunkeln Mächten der Hölle gegenüber. So hat Schiller im Taucher und in der Bürgſchaft ſie geſchildert, und in jenen unglücklich Liebenden, Karl Moor und Amalien, Ferdinand und Louiſen, vor allem in Max Piccolomini und Thekla. Ueber dieſen rührenden Geſtalten ſchwebt ein Zauber der Poeſie, der ſeines gleichen nicht hat. Es iſt ein Flötenton in wilder, kreiſchender Muſik, ein blauer Himmelsblick im Ungewitter, ein Paradies am Abgrund eines Kraters.

Wenn Shakeſpeare's Gebilde in noch feinerem

Lilienschmelz hingezaubert scheinen, so behaupten doch Schiller's Jungfrauen den Vorzug jener Seele in der Lilie, des kraftvollen, lebendigen Duftes, und hierin stehen sie den Dichtungen des Sophokles näher. Sie sind nicht weich, wie die Heiligen des Carlo Dolce oder Correggio, sie tragen ein heiliges Feuer der Kraft in sich, wie die Madonnen des Raphael. Sie rühren uns nicht allein, sie begeistern uns.

Die heilige Unschuld der Jungfrau tritt aber am herrlichsten hervor, wenn sie zur Streiterin Gottes ausersehen wird. Es ist das tiefe Geheimniß des Christenthums und der christlichen Poesie, daß das Heil der Welt von einer reinen Jungfrau ausgeht, die höchste Kraft von der reinsten Unschuld. In diesem Sinne hat Schiller seine Jungfrau von Orleans gedichtet, und sie ist die vollendetste Erscheinung jenes kriegerischen Engels, der den Helm trägt und die Fahne des Himmels.

Wieder in andrer Weise hat Schiller diese Unschuld mit jeder herrlichen Entfaltung ächter Männlichkeit zu paaren gewußt. Hier ragen vor allen drei heilige Heldengestalten hervor, jener kriegerische Jüngling Max Piccolomini, rein, unverdorben unter allen Lastern des Lagers und des Hofes; Marquis Posa, dessen Geist mit jeder intellectuellen Bildung ausgerüstet, ein reiner Tempel der Unschuld geblieben; endlich jener kräftige, schlichte Sohn der Berge,

Wilhelm Tell, in seiner Art das vollendete Seitenstück zur Jungfrau von Orleans.

Wenn hier überall die Unschuld in ihrer reinsten Glorie hervortritt, so kannte Schiller doch auch jenen Kampf einer ursprünglichen Unschuld mit der Befleckung eigner Schuld durch große Leidenschaften, und er hat ihn mit gleicher Liebe und mit derselben vollendeten Kunst uns vor die Seele gezaubert. Wie tief ergreift uns jenes Magdalenenhafte in Maria Stuart! Was kann rührender seyn, als die Selbstüberwindung Karl Moor's! Wie unübertrefflich geistreich, wahr, erschütternd ist der Kampf in Fiesko's und Wallenstein's großen Seelen dargestellt!

Wir wenden uns zu einem zweiten Geheimniß der Schönheit in den idealen Naturen Schiller's. Dieß ist das Noelige, die Ehrenhaftigkeit. Seine Helden und Heldinnen verläugnen den Stolz und die Würde niemals, die eine höhere Natur beurkunden, und alle ihre Aeußerungen tragen den Stempel der Großmuth und des angebornen Adels. Ihr reiner Gegensatz ist das Gemeine, und jene Convenienz, welche der gemeinen Natur zum Zaum und Gängelbande dient. Kräftig, frei, selbstständig, originell, nur dem Zuge der edlen Natur folgend, zerreißen Schiller's Helden die Gewebe, darin gemeine Menschen ihr alltägliches Daseyn hinschleppen. Es ist höchst bezeichnend für die Poesie Schiller's, daß alle

ſeine Helden jenes Gepräge des Genies, das imponirende Weſen an ſich tragen, das auch im wirklichen Leben den höchſten Adel der menſchlichen Natur zu begleiten pflegt. Alle ſeine Helden tragen das Siegel des Zeus auf der Stirne. In ſeinen erſten Gedichten mochte man dieſe freie, kühne Geberde wohl etwas ungeſchlacht und eckigt finden, und der Dichter ſelbſt ließ ſich im eleganten Weimar verleiten, ſeinen Räuber ein wenig zu civiliſiren. Wer ſollte jedoch nicht durch eine rauhe Hülle in den feſten, reinen Demantkern der edlern Natur hindurchſchauen? Welche Thorheiten man in Karl Moor, auch in Kabale und Liebe und im Fiesko finden mag, ich kann ſie nicht anders betrachten, als die Thorheiten jenes altdeutſchen Parcifal, der als roher Knabe noch im kindiſchen Kleide zur Beſchämung aller Spötter ſein adeliges Heldenherz erprobte; ja die Gewalt ſittlicher Schönheit in einer edlen Natur kann wohl nirgends rührender und ergreifender wirken, als wo ſie ſo unbewußt der einſeitigen Verſpottung bloßgeſtellt iſt.

Das dritte und höchſte Geheimniß der Schönheit in den Naturen Schillers iſt das Feuer edler Leidenſchaften. Von dieſem Feuer iſt jedes große Herz ergriffen; es iſt das Opferfeuer für die himmliſchen Mächte, die veſtaliſche Flamme, von den Geweihten im Tempel Gottes gehütet, der Prometheus-

Univ. Bibl. München

Funke, vom Himmel entwandt, um den Menſchen eine göttliche Seele zu geben, das Pfingſtfeuer der Begeiſterung, in welchem die Seelen getauft werden; das Phönixfeuer, worin unſer Geſchlecht ſich ewig neu verjüngt. Ohne die Gluth edler Leidenſchaften kann nichts Großes gedeihen im Leben und im Gedichte. Jeder Genius trägt dieſes himmliſche Feuer, und alle ſeine Schöpfungen ſind davon durchdrungen. Schiller's Poeſie iſt ein ſtarker und feuriger Wein; alle ſeine Worte ſind Flammen der edelſten Empfindung. Die Ideale, die er uns geſchaffen, ſind ächte Kinder ſeines glühenden Herzens, und getheilte Strahlen ſeines eigenen Feuers. Vor allen Dichtern behauptet Schiller aber den Vorzug der reinſten und zugleich der ſtärkſten Leidenſchaft. Keiner von ſo reinem Herzen trug dieſes Feuer, keiner von ſolchem Feuer beſaß dieſe Reinheit. So ſehn wir den reinſten unter den irdiſchen Stoffen, den Diamant, wenn er entzündet wird, auch in einem Glanz und einer innern Gluthkraft brennen, gegen die jedes andere Feuer matt und trüb erſcheint.

Fragen wir uns, ob es eine keuſchere, heiligere Liebe geben mag, als ſie Schiller empfunden, und ſeinen Liebenden in die Seele gehaucht? Und wo finden wir ſie wieder ſo feurig und gewaltig, unüberwindlich gegen eine Welt voll Feinde, die höchſte Seelenſtärke weckend, die ungeheuerſten Opfer freudig

duldend? Von ihrem sanftesten Reiz, vom ersten Begegnen des Auges, vom ersten leisen Herzschlag bis zum erschütternden Sturm aller Gefühle, bis zur überraschenden Heldenthat des jungfräulichen Muthes, bis zum erhabenen Opfertod der Liebenden entfaltet die Liebe hier den unermeßlichen Reichthum ihrer Schönheit, wie eine heilige Musik, vom weichsten Mollton bis zum vollen Sturm der gewaltigsten Klänge.

Die Gluth des begeisterten Herzens erfaßt bei Schiller jedes Heilige, das der Menschheit gelten soll, und hier waffnet sich sein Genius mit dem Flammenschwert des Himmels; hier wird der Kampf jenes kriegerischen Engels mit den Geistern der Tiefe begonnen.

Schiller's reine Seele konnte kein Unrecht ertragen, und er tritt geharnischt in die Schranken für das ewige Recht. Ein begeisterter Prophet verkündet er die heilige Lehre jenes Segens, der im Rechte wohnt, und jenes Unheils, welches unausbleiblich dem Unrecht folgt. Die Wahrheit seines durchdringenden Urtheils aber wird durch die Gluth der Empfindung und durch den blendenden Schmuck der Rede nie getrübt, sondern immer nur glänzend und schlagend hervorgehoben.

Die Freiheit, die von Recht unzertrennlich ist, war seinem Herzen das theuerste Kleinod. Doch jene

ungezügelte Freiheit, die vom Unrecht ausgeht, und zum Unrecht führt, gehört unter die dämoniſchen Gewalten, die ſein Genius kräftig bekämpft.

Wir beſitzen keinen Dichter, der Recht und Freiheit mit ſo feuriger Begeiſterung, mit ſo ſchönem Schmuck der Poeſie, aber auch keinen, der ſie mit ſo reiner unbeſtochener Geſinnung, mit ſo triumphirender Wahrheit, jedes Extrem vermeidend, dargeſtellt hat.

Sein Genius gehört der Menſchheit an. Die Rechte der Menſchheit, vom höchſten Standpunkt aus betrachtet, vertritt ſein Marquis Poſa. Für die Rechte der Völker tritt die Jungfrau von Orleans in die Schranken; das Recht der Einzelnen behauptet Wilhelm Tell. Aber auch in allen ſeinen übrigen Helden ſehn wir Recht und Freiheit mit Willkür und Gewalt im Kampf, und Schiller offenbart hier denſelben Reichthum des Genie's, wie in der Liebe.

Dieſes mag hinreichen, ſo weit es wenige Grundzüge vermögen, den Geiſt in Schiller's Poeſie uns zu vergegenwärtigen. Mehr als was hier geſagt werden kann, ſagt jedem, der Schiller kennt, ſein Gefühl.

Und dieſes Gefühl wird nimmer verloren gehn, und kommende Geſchlechter und ferne Zeiten werden es theilen; und dieſen wird es vielleicht vergönnt ſeyn, die Größe Schiller's noch reiner und würdi-

ger zu erkennen, denn der Zukunft gehört sein Streben, einer freieren und edleren Zukunft, die seine heilige Sehnsucht und sein fester Glauben an die Menschheit vorausgesehen, zu welcher er uns vorangeeilt, aus welcher sein Genius mit glücklicher Verheißung uns winkt. Sind viele hinabgestiegen in die dunkle Vergangenheit, den Geist der Menschheit in die alten Fesseln zu schlagen; Schiller hat, ein lichter Engel, an die Pforte der Zukunft sich gestellt, ihren Schleier gelüftet, und dem sehnenden Auge eine freie, heitere Aussicht aufgethan.

Die ernste, feierliche Stimmung, von welcher wir bei Schiller ergriffen werden, die Erhebung, zu der er unsre Seele zwingt, die heiligen Schauer, die ihn umgeben, sind freilich nicht geeignet, den ästhetischen Kleinmeistern zu gefallen, den faden, süffisanten, lüsternen Kunstjüngern, die in der Seele vor ihm erschrecken, und ihn aus geheimer Rache bekritteln. Schnell ist man damit fertig, ihn unnatürlich, steif, pedantisch, grob zu nennen, und ihn für einen Dichter der ungezogenen Jugend und des Pöbels zu verschreien. Freilich, euch ist alles Große und Herrliche unnatürlich geworden, weil ihr im Grund verdorben seyd, weil euch die Gemeinheit zur andern Natur geworden ist. Euch erscheint die Tugend pedantisch, weil ihr sie aus fremdem Munde predigen hören müßt, weil sie nicht in euern Herzen selber

spricht. Euch erscheint jede kühne Freiheit grob, weil sie eure conventionellen Schonungen und Gehege durchbricht, eure kleinen Götzen zertrümmert. Nur auf euch fällt die Schande, wenn die unverdorbene Jugend und das Volk, das ihr Pöbel nennt, den großen Dichter besser ehrt.

Man hat bei den Angriffen auf Schiller hauptsächlich dessen Reflexion und Declamation hervorgehoben. Allerdings herrscht, z. B. in dem Lied an die Freude, eine Reflexion, die uns statt etwas Poetischem nur philosophische Betrachtungen darbietet. Allerdings herrscht in vielen sogenannten schönen Stellen seiner Trauerspiele eine Declamation vor, die über die Natürlichkeit eines dramatischen Dialogs hinausgeht. Aber diese Verwechslung einer philosophischen Aufgabe mit einer poetischen, einer lyrischen mit einer dramatischen, sind kleine Irrthümer, die nur die Form angehen, und die am großen Geist, der in allen Werken Schillers lebt, nicht das Mindeste ändern. Solche kleine Formfehler ihm zum Verbrechen machen, wäre eine Pedanterei, wenn es nicht eine Perfidie wäre. Schillers Formen müssen nur entgelten, was eigentlich seinem Charakter gilt. Nur diesen haßt man. Unter allen Umständen ist dem feinen Laster, das seine innere Gemeinheit mit äußerer Vornehmigkeit umkleidet und den Pöbel mit einer glänzenden Sophistik besticht, nichts verhaßter,

als eine gerade ehrliche Natur, ein volles überſtrömendes Herz, eine freie und unwillkührlich durch ihre Rückſichten hindurchſchlagende Aufrichtigkeit, eine moraliſche Geſundheit, deren bloßer Anblick ſchon unwillkührlich das geſchminkte Laſter beleidigt. Um ſich nun an einer ſolchen Tugend zu rächen, nennt man ſie roh, ungeſchliffen, hält ſich an ihre Aeußerlichkeiten und ſpottet, wie ehemals die adeligen Offiziere, die bei Jena davon gelaufen waren, über die bürgerlichen Offiziere ſpotteten, die unter Schills Anführung ſich tapfer geſchlagen hatten: „mein Gott, wie unbeholfen benimmt ſich die Bürgerkanaille, ſie kann auf Ehre keine Ecoſſaiſe tanzen.“ Das iſt ganz das Nämliche, als wenn man an Schillers äußern Formen mäkelt und ſeinen Geiſt darüber vergeſſen machen will.

Schiller wurde ſo oft nachgeahmt, und ſein Einfluß erſtreckt ſich ſo weit in die neuen Schulen hinein, daß ich davon erſt in den folgenden Capiteln ſprechen will. Ich bemerke hier nur, daß ihm unter den Dramatikern Theodor Körner, unter den Lyrikern Guſtav Pfizer am ähnlichſten iſt. Der Jambus nicht nur, ſondern auch der Schwung und Wohllaut und die eigenthümliche Phraſeologie, welche Schiller in dieſer Versart auszeichnen, iſt im deutſchen Trauerſpiel allgemein, ja bis zum Ueberdruß herrſchend geworden. Früher ſuchte Klingemann, jetzt Rau-

pach dutzendweise auf dem Schillerschen Leisten Tragödien zu verfertigen, eine wahre Entweihung der Poesie, die natürlich auch ungünstig auf das Vergnügen, das man an Schiller selbst empfindet, zurückgewirkt hat. Das schönste Bild, die schönste Sentenz, tausendmal von Nachahmern wiederholt, erscheint endlich abgedroschen und man will nichts mehr davon hören. So sind mehrere der schönsten Stellen aus Schillers Werken, wie gewisse Bibelstellen uns gleichgültig geworden oder erregen sogar nur noch ein Lächeln.

Mehr günstig war der Einfluß Schillers auf die patriotischen und politischen Dichter von 1813. Doch wir kommen darauf zurück.

Während „der Sturm und Drang" in Schiller die erhabendste Richtung nahm, drang er auf einer andern Seite desto mehr ins Niedrige. Mit Göthe nämlich begann die romantische Donjuanerie, die unter der Maske der durch alles hindurchschlagenden Genialität und schönen Freiheit doch nur wieder die gemeine Kotzebue'sche Frivolität vorbrachte, oder die eine göttliche Verzweiflung affectirte und am Ende nur ganz thierische Bedürfnisse befriedigen wollte. In dieser fatalen Richtung haben wir oben schon Göthe mit besonderer Liebhaberei thätig gefunden. Ihm zunächst stand hier Heinse, der für die Kunst schwärmte, aber am Ende einer Muse

nach der andern Anträge machte, wie man sie wenigstens keiner Göttin machen sollte. Der Künstler, frei durch die Welt schweifend, mit dem Schönen vertraut, nach Italien pilgernd, dort schwelgend in den Erinnerungen eines sinnlich schönen Zeitalters, mußte natürlich zu der genialen Donjuanerie besonders aufgelegt, dabei besonders entschuldigt seyn. Doch gab diese sittliche Verirrung der so glänzenden romantischen Schule den Todesstoß. Was wäre aus den Schlegels, aus Tieck geworden, wie unendlich größer und populärer stünden sie da, wenn sie sich hätten enthalten können, in Heinses schlüpfrige Fußstapfen zu treten.

Das Ende der Ritter- und Räuberromane, der Uebergang dieser alten ehrlichen Grobheit in die alles verschlingende Frivolität, bezeichnet ein Roman, der schon deßwegen merkwürdig ist, weil er eine Zeitlang das Lieblingsbuch der Leihbibliotheken wurde, Rinaldo Rinaldini von Vulpius, worin ein Räuber, dem Carl Moor von Schiller nachgebildet, edel und großherzig, zugleich ein koketter Don Juan und der Mann aller Frauen ist. Diese Neigung, den Tugendhelden und zugleich den alles genießenden Lüstling, den Mann des Schicksals und zugleich den eitlen Gecken zu spielen, ist zuerst dem großen Göthischen Geiste entstammt, hat sich aber, wie es scheint, sehr fest in die deutsche Natur eingenistet, denn auch wieder

unſre jüngſte Romanliteratur hat die Schwärmerei für politiſche Freiheit und die parties fines, den Jammer der Polen und nakte Orgien zum pikanten Reiz für das Publikum mit einander verbunden.

13.

Die eigentliche Romantik.

Die poetiſche Oppoſition gegen die Modernität wurde endlich ausſchließlich katholiſch, mittelalterlich und das, was man im engern Sinne Romantik nennt. Dies geſchah erſt ſeit der franzöſiſchen Revolution und als Reaction gegen dieſelbe. Die neue Romantik war, ohne daß ſie ſich deſſen vielleicht ſelbſt vollkommen bewußt wurde, politiſchen Urſprungs.

Wenn die franzöſiſche Revolution nicht erklärt hätte „der alte Gott hat aufgehört zu regieren;“ wenn die Prieſter nicht guillotinirt, die gothiſchen Kirchen nicht geſchändet und verſtümmelt worden wären, ſo würden auch die Dichter in Deutſchland, und zwar im proteſtantiſchen Norddeutſchland nicht auf einmal von einer ſo warmen Liebe zur Religion und zwar zur altkatholiſchen Form derſelben ergriffen worden ſeyn. Wenn die Franzoſen ihren König nicht geköpft hätten, würden die deutſchen Dichter nicht auf einmal das poetiſche Königthum, die mythiſche Legitimität, die göttliche Weihe verkündigt haben. Wenn in Frankreich nicht der Adel vertrieben und

ausgemordet worden wäre, so hätten die deutschen Dichter wohl nicht so tief über die Herrlichkeit der Feudalzeiten nachgedacht. Wenn man die Kunstschätze des Mittelalters nicht über dem Rhein muthwillig zerstreut hätte, würden deutsche Dichter für diese Kunst nicht auf einmal so enthusiastisch begeistert worden seyn. Endlich hätten diese Dichter auch auf das deutsche Wesen keinen so scharfen Accent gelegt und die längst begrabene Vaterlandsliebe wäre von ihren Klängen vielleicht nicht so früh geweckt worden zu einer stolzen Auferstehung, wenn nicht die französischen Eroberungen unser Nationalgefühl so tief gekränkt hätten.

Die deutsche Romantik war gegen die französische Revolution und ihre Folgen, aber auch gegen ihre Ursachen, gegen die ganze Modernität gerichtet, als deren Frucht jene Revolution angesehen wurde. Die Modernität, sagte man, ist die Mutter jener trivialen Gleichheit im Staat wie in den Kleidertrachten, jener selbstgefälligen Gemeinheit, die so wenig einen Gott als eine Poesie braucht, und die französische Revolution hat nur im Großen ausgeführt, was schon im Privatleben längst vorbereitet war, die Zerstörung alles Erhabenen, Mannigfaltigen, Schönen durch platte, gleichförmige Häßlichkeit. Je mehr nun aber das Alte in der Wirklichkeit zerstört war und fortwährend zerstört wurde, um so

eifriger waren die Dichter beschäftigt, es in seiner ehemaligen Ganzheit, in einem vollständigen Bilde in der ersten Frische aller seiner Farben aufzufassen, und mit diesem schönen Ideale die lumpigte Wirklichkeit zu vergleichen.

Man ist jetzt häufig ungerecht gegen diese Romantiker. Man vergißt, in welcher Zeit sie begannen. Die eifersüchtige Liebe, mit welcher sie das deutsche Alterthum umfaßten und durch die Erinnerung an dasselbe den Patriotismus der Zeitgenossen entflammen wollten, ist selbst in ihren Uebertreibungen höchst achtbar. Der poetische Fanatismus, mit dem sie die Wunder der altkatholischen Welt der unsern wieder aufdrängen wollten, erscheint sehr begreiflich, wenn man bedenkt, wie lebhaft sie von der ersten Wiederentdeckung derselben überrascht werden mußten im Zeitalter der Zöpfe, der Familienromane und der Rastadter Congresse. Die tiefste Schändung des Vaterlandes in Folge der modernen Zustände rechtfertigte die glühendste Begeisterung für Deutschlands ältere ehrenvolle Zustände.

Wir müssen indeß auch in dieser Gattung wieder unterscheiden. Die altdeutsche Poesie selbst enthält zwei Elemente, ein heidnisches und ein christliches, darnach sich dieselbe als Sagenpoesie und als katholische Legenden- und Ritterpoesie ausgebildet hat. Demzufolge hat auch die neuere Romantik entweder mehr

die heidnische Sage und den ältesten Volksglauben, oder das katholische Heiligen-, Priester- und Ritterwesen in sich aufgenommen. Ludwig Tieck ist der Repräsentant dieser ganzen Gattung in beiden Richtungen.

Die alte Volkssage klang mit dem alten Volksglauben und Aberglauben durch alle wechselnde Melodien des Zeitgeistes und der Mode beständig als ein lang gehaltner tiefer Ton hindurch. In der französischen Aufklärungsperiode sank sie am tiefsten und verhallte beinah. Sie diente nur noch dem Witz und der Ironie in Heldengedichten, wie die von Wieland. Auch der liebenswürdige Musäus nahm die oft inhaltschwersten Sagen so leicht als möglich in der Manier der französischen Feenmährchen, der blauen Bibliothek. Doch werden seine Volksmährchen immer zu den anziehendsten gehören, was je in deutscher Sprache geschrieben ist und gewiß hat er sehr viel zu der Verbreitung des Geschmacks an den alten Sagen mitgewirkt.

Erst Herder nahm die Sage wieder ernsthaft und von der nationellen Seite. Er zuerst bewies, daß in der spielenden und tändelnden Mährchenpoesie ein tiefer Sinn liege, und daß sie nicht gemacht sey, um in witziger Darstellung blos Lachen zu erregen, oder in Opern benutzt durch feenartige Pracht staunen zu machen, sondern daß sie gerade in ihrer ursprüng-

lichen Echtheit von unschätzbarem Werthe sey, als „Stimmen der Völker", als Ueberreste einer wunderbaren Vergangenheit.

Die Poesie in diesen alten Sagen machte den mächtigsten Eindruck auf die Zeitgenossen. Trotz aller Aufklärung, mit der man prahlte, wurde man unwiderstehlich von dem heiligen Dunkel dieser Poesie angezogen. Die große Wirkung derselben beruht ohnstreitig darauf, daß sie nicht als das künstliche Machwerk von Menschen, sondern als eine unmittelbare Naturoffenbarung erscheint. Nicht die spielende Phantasie des Dichters hat diese Sagen erfunden, sie sind unwillkürlich im Gemüth aller Völker entsprungen. Sie sind mit der Geschichte der Völker unzertrennlich verbunden. Alles Innerliche tritt aus sich heraus, äußert sich, wird historisch. In dem Doppelbild der Sagen und Geschichten ist daher die Seele jener Völker und Zeiten aufgeschlossen, liegt uns ihre Philosophie vollständig offen. Wie die Sage stets auf den praktischen Boden der Geschichte zurückführt, so die Geschichte stets auf das ideale Gebiet der Sage. Alle Sagen sind historisch, aber alle Geschichten jener Zeit sind auch wieder mährchenhaft, bedeutungsvoll und mystisch. In beiden spricht sich das Gemüth der Völker in Thaten aus, die so wunderbar und ahnungsvoll sind, als dieses Gemüth selbst. Alle jene Thaten sind sinnlos, wenn man sie nicht

auf jenes Gemüth zurückleitet, daher die gewöhnliche historische Darstellung des Mittelalters seit der Völkerwanderung so unerträglich ist. Man muß sie im Sinn der Sage als Offenbarungen des Volksgemüthes auffassen.

Auf diese Weise sind die Sagen eine unerschöpfliche Quelle von Poesie, und ihr Stoff ist unermeßlich und im Allgemeinen noch so wenig durchgearbeitet, daß die neuern Dichter sich seiner wohl annehmen dürfen. Theils ist die alterthümliche Form, in welcher sich vollendet ausgearbeitete Sagen erhalten haben, uns fremd geworden, theils sind meisten Sagen wirklich nur in rohen Grundzügen vorhanden, welche wir erst ausführen müssen. So geschah es, daß unsre vorzüglichsten Dichter wetteifernd den alten goldschweren Schatz der Volkssage zu heben und neugeprägt wieder in Umlauf zu bringen bemüht waren.

Hiervon nahm zunächst die neuere Romanze ihren Ursprung, eine Dichtungsart, in deren bescheidenem Gewande die herrlichste Poesie sich verbirgt. Unsre größten Dichter waren darin ausgezeichnet, und am meisten, wenn sie sich an echte alte Sagenstoffe hielten. So Göthe, Schiller, Stollberg. Bürger machte sich die Romanze zur Hauptsache, entstellte sie aber durch bäurische Derbheit, die er mit dem Volkston verwechselte. An einen eigentlich patriotischen Zweck bei

der Wiederaufnahme dieser Dichtungsart dachte man aber damals noch nicht, daher auch der Begriff und die Form der Balladen und Romanzen lange sehr schwankend waren. Man behandelte z. B. altgriechische Stoffe wie mittelalterliche Sagen, und mittelalterliche Sagen wie klassische Elegien. So Göthe, so Schiller.

Tieck brachte erst einen heimathlichen Ton in diese Gattung von Poesie und zeigte, daß man in die Illusion der Zeit, in welcher die Sagen entstanden, zurückgehen müsse, um ihren wahren Geist zu empfinden. Er frug daher beim Volk, bei den Kindern nach, wo sich die Unbefangenheit noch findet. Er wagte es, dem aufgeklärten Jahrhundert Kindermährchen zu bieten. Er wagte, die Wolken hinwegzuziehen vom Monde und uns die mondbeglänzte Zaubernacht der Kindheit unseres Volkes, uralte Erinnerungen wieder zu erwecken, die geheimsten Saiten der Empfindung klingen zu machen von längst vergessenen innig rührenden Melodien.

Herder war nur der Portier der Romantik, Göthe stand mit seinem kalten Verstande immer ausserhalb ihrer Tiefe und Gluth; der erste Dichter, der sich mit ganzer Seele in sie versenkte, war Tieck.

Wir müssen ihn aber nicht als einen bloßen Nachahmer ansehen, der etwa mittelalterliche Formen

nachahmte, wie die Gräkomanen antike. Er hat eine höhere Bedeutung. Er ist kein blos antiquarischer Poet, der mit rückwärtsgedrehtem Halse in die verlorne Vergangenheit sieht. Er hat vielmehr die Vergangenheit der Gegenwart lebendig verknüpft, und auf den Grund der alten echtdeutschen Poesie die neue fortgebaut. Als Vermittler zwischen den beiden großen Bildungsstufen der deutschen Nation wird er in der Entwicklungsgeschichte derselben stets eine der ersten Stellen behaupten. Die neue deutsche Poesie bildete sich aus dem Protestantismus hervor und nach antiken Mustern, in strengem Gegensatz gegen die altdeutsche Poesie. Die einseitige protestantische, allem Wunderbaren abholde Dichtungsweise wurde durch unsere größten Dichter zu einer humanen, kosmopolitischen veredelt, schweifte jedoch noch häufig von der deutschen Eigenheit ab und folgte fremden Mustern. Aber mehr und mehr gewann unsere Poesie mit ihrer Selbstständigkeit auch wieder ihre nationelle Physiognomie. Aus eigener innerer Kraft stieß sie das Fremde von sich und das Eigenthümliche, das so lange verachtet gewesen, machte sich durch seinen eigenen Werth wieder geltend. Da mußte die Zeit endlich kommen, in welcher die innerliche Verwandtschaft der neuen und alten Deutschen klar wurde. Das deutsche Gemüth hatte sich selbst wiedergewonnen. Es fühlte jenen alten Gesinnungen

und Empfindungen, in grauer Vorzeit dem unsterblichen Gesang vertraut, innigst sich verwandt. Welche höhere Entwicklung wir auch im Verfolge der Zeiten gewonnen, welches Fremde zur andern Natur uns geworden, das ursprüngliche Naturell war uns dennoch geblieben. Sobald wir dieß erkannt, war die nothwendige Folge, daß wir unsre Poesie auf den Ton der alten, oder vielmehr unser Herz auf die Empfindungsweise des alten zurückstimmten. Im Contrast dieser Richtung der Poesie mit der frühern protestantischen und antiken mußten sich schneidende Gegensätze und Uebertreibungen ergeben. In der Ueberschwenglichkeit des Enthusiasmus, womit die Deutschen alles zu ergreifen pflegen, mußten antiquarische Schwärmer und Pedanten die altdeutsche Poesie ausschließlich über jede andre erheben, während ihre Gegner sie schlechterdings als eine Barbarei verdammten. In der Mitte der Extreme jedoch mußten andre die natürliche Vermittlung des Alten und Neuen begründen. Vor allen war Tieck zu dieser wichtigen Vermittlung berufen. In diesem nationellsten unsrer Dichter wurde der Genius des alten Deutschlands wiedergeboren und wie ein Phönix verjüngt. Seine Dichtungen sind so sehr echtdeutsch, daß sie die Probe beider fern von einander liegenden Zeiten aushalten. Sie sind dem Mittelalter so verwandt, als uns. Die tief bedeutsame und wunderreiche Erscheinung dieses

Dichters bezeichnet einen Wendepunkt in unſerer neuen Bildung von unberechenbaren Folgen. Unſere Poeſie hat durch Tieck eine neue Baſis gewonnen. Früher baſirend auf die antiken Muſter und auslaufend in Idealismus und Univerſalismus, hat ſie ſeit Tieck wieder in der ureigenen deutſchen Eigenthümlichkeit Wurzel geſchlagen, um früher oder ſpäter eine Blüthenkrone echt nationaler Schöpfungen zu tragen. Beide Richtungen kämpfen jetzt miteinander. Die romantiſche oder vielmehr nationelle iſt auf einige Zeit in Nachtheil gekommen, die Nachäffung des Fremden hat wieder die Oberhand; aber das wird nicht dauern. Die Poeſie wird auf der blumenvollen Bahn Tiecks fortgehen.

Ich halte Tieck für den deutſcheſten Dichter. Und er beweiſt, daß er es iſt, vielleicht da am meiſten, wo er unwillkührlich von den fremden Gewalten, die ſo übel in unſerm Eigenthum hauſen, ſelbſt ergriffen wird. Wen eine fremde Luſt mit glühenden Krallen gepackt hat, wie den Verfaſſer des William Lowell, und wer dennoch die ganze Lieblichkeit eines kindlichen Gemüths, die ganze Kraft deutſcher Nationalität entfalten kann, deſſen Geburt iſt echt, der beſteht die Feuerprobe der Thetis, der iſt gefeyt wie der hörnene Sigfrit im glühenden Gifthauche des Drachen.

Wie Schiller uns zur bewußten Reinheit und

beſonnenen Kraft hinführte, ſo führte uns Tieck zur unbewußten Unſchuld und naiven Kraftfülle der deutſchen Vorzeit zurück. Beide ſtimmen aber vollkommen überein, indem ſie mit den Bildern jener heiligen Unſchuld und Kraft der Gemeinheit des modernen Lebens entgegentreten. Der Tendenz nach iſt zwiſchen Schillers jungen aufbrauſenden Enthuſiaſten, welche die Rechte von Götterſöhnen gegen die ſie umgebende Pöbelwelt geltend machen, und Tiecks jungen lächelnden Helden, die daſſelbe thun, ohne es zu wiſſen, gar kein Unterſchied. In beiden Fällen ſteht eine edlere Natur, jeder Hoheit, jeder Großmuth, jedes Opfers im Handeln, und jeder Zartheit im Empfinden fähig, der modernen Erbärmlichkeit, Schwächlichkeit, ängſtlichen Berechnung und gemeinen Geſinnung gegenüber. Nur in der Form unterſcheiden ſich beide Dichter. Schiller hing mehr am allgemeinen Humanismus und an Kants Vernunftkritik; Tieck mehr an der deutſchen Volksthümlichkeit und an Schellings Schule.

Tieck ging ganz aus der romantiſchen Reaktion der Zeit hervor. Er war nicht, wie Görres, als geborner Katholik und Rheinländer noch ein echter Sohn, ein Spätling des Mittelalters; ſondern als geborner Proteſtant und Berliner von Haus aus im Gegenſatz gegen das Mittelalter befangen, und erſt die allmählige Sympathie, die in gewiſſen welthiſto-

riſchen Epochen die entgegengeſetzten Pole zu einander zieht oder umtauſcht, brachte durch ihn im Mittelpunkt des Proteſtantismus und der Modernität jene merkwürdige Wiedergeburt der mittelalterlichen und katholiſchen Poeſie zur Erſcheinung. Dadurch wird aber eben dieſe Erſcheinung erſt wichtig. Man ſieht daraus, daß ſie nicht etwas verſpätetes Altes, nicht eine Blüthe im Herbſt, ſondern etwas Junges, eine Blüthe im Frühling iſt.

Anfangs kannte Tieck nur die frivole Behandlung der alten Mährchen. Er ſchloß ſich in den „Straußfedern“ zuerſt an die Manier des Muſäus an, und ſelbſt in ſeinen erſten dramatiſirten Mährchen war er noch zu ſehr blos Spötter. Doch je mehr und mehr ging ihm der innere Zauber der Mährchen auf, und bald beherrſchte er das ganze alte magiſche Reich der Volksſage, reinigte es von dem modernen Wuſt, von dem modernen Mißbrauch in Form und Gedanken, und ſtellte es in ſeiner echten Naivetät wieder her.

Von der alten heidniſchen Sage ſchritt er zur katholiſchen Myſtik, aus dem heiligen Urwald in das bunte Dunkel des gothiſchen Doms.

Zum erſtenmal wieder mahnte uns ſein fernherlockender „Waldhörnerklang“ zur Rückkehr in die „Waldeinſamkeit.“

Was war doch Brokes irdiſches Vergnügen in

Gott und Kleists Frühling gegen diese neue und doch uralte Naturanschauung? Dasselbe was eine holländische Meierei gegenüber einem herrlichen Urwald. Was wir an poetischer Landschaftsmalerei vor Tieck besaßen, ist kaum der Rede werth. Unsere Poesie war auf den Menschen, das Haus, die Stadt beschränkt; höchstens bequemte sie sich zu einem diätetischen Spaziergang. Aber ringsumher lagen noch die großen Glieder des altdeutschen Urwaldes zerstreut, und Niemand schien sich daran erinnern zu wollen, daß die Deutschen Kinder des Waldes sind, und daß heute noch wie vor zwei Jahrtausenden die Poesie auf lilienweißem Zelter durch den Tann reitet, mit Blumen des Waldes sich schmückt, das Echo des Waldes weckt, den Duft des Waldes athmet.

Was war selbst Rousseaus vielgepriesene Rückkehr zur Natur? Eine neue Erziehungsmethode in einem Findelhaus. Soll der Mensch in sich selbst die erste kindliche Natur wiederfinden, muß er auch zur äußern Natur in ihrer ursprünglichen heiligen Wildheit, in ihrer noch von keiner Cultur entweihten grausam schönen Jungfräulichkeit zurückkehren, und sich an ihren Busen schmiegen als ihr Kind und dann wieder kämpfen mit ihrem feindseligen Geiste. Ja trotz aller Kultur wird die geheime Sympathie des Menschen mit der wilden Natur immer den Grundzug seines poetischen Charakters bilden.

Bei Tieck überraſcht uns der Wald, die wildſchöne Natur zuerſt durch das Pittoreske. Sind wir aber ſchon näher damit vertraut, geht uns auch ein tieferes Geheimniß der Natur auf. Wunderbar rauſcht es in den Bäumen. Durch das tiefe Dunkel in goldgrünen Schlaglichtern zittert Geiſternähe. In der wilden Natur ſah Tieck immer noch das „ſtille Volk“ walten, die Geiſter der Elemente, die ſo alt als die Geſchichte unſeres Volkes und von ihm unzertrennlich ſind. Der Elfenglauben war im deutſchen Norden unendlich weiter ausgebildet, als im Süden, und eine Quelle der lieblichſten und ſinnreichſten Poeſie.

Hat nicht Tieck ſelbſt etwas Elfenartiges in ſeiner Natur, das bald in ſüßeſter Liebe ſich hingiebt, in holdeſtem Koſen verlockt, bald in der leichtſinnigſten Gleichgültigkeit von uns weghüpft, oder plötzlich mit einer kleinen unerwarteten Bosheit uns verletzt und aushöhnt? Und erſcheint dieſe Elfennatur nicht dennoch überwältigt durch ein Höheres? Hat ſie nicht, wie die lieblich flüchtige Undine eine Seele gewann, durch die Hingebung an den Ritter, ſo zu einem feſten Charakter ſich gekräftigt durch den Uebergang von der heidniſchen Waldſage zur Legende und zur katholiſchen Ritterpoeſie?

Seine Meiſterwerke ſind Genoveva und Octavian, die ſich zu einander verhalten wie der Glauben zur Liebe, die Lilie zur Roſe. In jenem iſt der Sieg

der Religion in der Treue eines Weibes verherrlicht; in dieſem entfalten Ritterthum und Liebe ihren ganzen romantiſchen Zauber. In Beiden iſt die Grundidee, daß die chriſtliche Religion die menſchliche Natur veredelt, kräftigt, alles Unreine in ihr hinwegſchmilzt, ihre Flüchtigkeit bemeiſtert, ihr Ruhe, Frieden und ſonnenhelle Klarheit giebt; daß aber auch umgekehrt jede urſprünglich wohlorganiſirte, kräftige und ſchöne Natur ſich dem erhabenen Glauben der Chriſten zuwendet. Es war Tieck unerträglich, ſich Gott nach den gemeinen proteſtantiſchen Begriffen, nur als den Schulmeiſter oder Krankenwärter eines geängſtigten, armſeligen Volkes zu denken, und das Kriterium der wahren Religion in der Armuth und Häßlichkeit aller ihrer ſymboliſchen oder gottesdienſtlichen Beziehungen zur Welt und Natur zu ſuchen. Er ſuchte dieſes Kriterium im Gegentheil in der Fülle und Schönheit dieſer Beziehungen und pries eine Religion, die aus den Menſchen Heilige und Helden machte, die allem Schönen des Lebens die Weihe gab.

Wenn ferner die moderne proteſtantiſche Poeſie, die Armuth ihres religiöſen Apparats verſchmähend, überhaupt alle Religion von ſich warf und jene „Literatur der Verzweiflung“ ſchuf, die bald im Selbſtmord eines Werther, bald in der frechen Selbſtver-

götterung eines Fauſt den Ausweg ſuchte; wenn dieſe Verwilderung der Subjectivität, die ſchrankenloſe Willkühr des unerſättlichen, und im Hochmuth wie Phaëton im Sonnenwagen taumelnden Ich, ſeit Göthe immer mehr zugenommen hat, ſo erhalten Tiecks katholiſche Dichtungen durch dieſen Contraſt einen ganz neuen Werth und Reiz.

Wie edel und liebenswerth erſcheinen Tiecks klare Geſtalten gegenüber jenen verworrenen Selbſtlingen Göthes und der ganzen modernen Donjuanerie! Wie ein hoher Berg im Sonnenſchein gegenüber einem Sturm im Nebel. Die innere Ruhe, Sicherheit und Harmonie eines angebornen Seelenadels oder einer durch die Religion gewonnenen Selbſtüberwindung dürfte das ſeyn, was nicht blos unſerer Poeſie, auch wohl unſerm Leben am meiſten fehlt, obgleich es die Wenigſten vermiſſen.

Das geheimnißvolle Band jener in Tiecks herrlichen Dichtungen wiedergebornen Harmonie der Menſchen mit Gott und der Welt und ſich ſelbſt war die Treue. Man trauete Gott, dem Gnadeverheißenden, und man hielt auch ihm die Treue. Seitdem iſt Mißtrauen eingetreten. „Wer kennt das Jenſeits? Wer weiß, wie es drüben ausſieht? Die Verheißungen ſind nicht Gottes, ſondern der Pfaffen. Wenn wir nicht gewiß wiſſen, was für Recht wir von jenem unbekannten Gott erlangen, ſo brauchen wir

uns auch an die Pflichten nicht zu binden, die er uns auferlegt.“ So folgt aus dem Mißtrauen gegen Gott jede Sünde. Und ſollte, wer Gott mißtraut, den Menſchen weniger mißtrauen? ſollte, wer ihnen einmal mißtraut, nicht zum Egoismus ſich vollkommen berechtigt glauben?

Treue, du ſchönſter aller Engel Gottes, du biſt zum Himmel zurückgekehrt und lebſt unter uns nur noch in lieblichen Mährchen.

Kann die heutige Zeit noch einen echten Bund der Treue ſchließen, wie jene gläubige Vorzeit? Tieck hat es nicht bewieſen. Die moderne Zeit, das Element, in dem er einmal geboren war, hat auch ihn überwältigt. Wie Undine wieder zurückkehren mußte in das flüchtige Element, aus dem ſie ſich erhoben, ſo auch Tieck. Die Elfennatur ſchlug wieder bei ihm vor. In ſeinen ſpätern Novellen waltet die Ironie, ein geiſtreiches Mokiren über alles mit der Reſignation, es nicht ändern zu können, einer kalten Reſignation, die gleichwohl bisweilen ernſthaft melancholiſch wird oder auch in die ganze alte Fröhlichkeit der jugendlichen Erinnerung zurückfällt.

Schon in ſeiner katholiſchen Periode paarte Tieck mit ſeiner gläubigen Verherrlichung des Mittelalters ſtets die witzigſte Polemik gegen die Modernität. Der „Prinz Zerbino“ und die „verkehrte Welt“ waren derſelben ausſchließlich gewidmet. Hier und

beſonders auch in dem vortrefflichen „Fortunatus“ tritt überall die junge markige lebensvolle Poeſie der ſchwächlichen und altklugen Proſa, Großmuth und Seelenadel dem gemeinen und kleinlichen Egoismus gegenüber. Später hat Tieck dieſen Gegenſatz fallen laſſen und nicht mehr gegen die lichte Parthie ſeiner Figuren Vorliebe, gegen die dunkle Abneigung blicken laſſen, ſondern alle auf gleiche Weiſe ironiſch behandelt, ja ſich ganz beſonders darin gefallen, das moraliſch Ausgezeichnete auf irgend eine feine Weiſe lächerlich zu machen, und dagegen grobe Fehler durch irgend eine humoriſtiſche Wendung eben ſo fein zu entſchuldigen, ſo daß wir am Ende die Empfindung haben, es läuft mit der lieben Menſchheit doch im Grunde auf Eins hinaus, ob ſie ſich weiſe und vornehm zu ſeyn bemüht, oder ſichs bei ordinärer Thorheit gefallen läßt.

Es iſt rührend, daß Tieck von ſeiner romantiſchen Höhe zu dieſer Reſignation herunter ſank; aber er hat darin den unerſchöpflichen Reichthum ſeines Geiſtes auf eine neue Weiſe offenbart. So ſchön zu ſchwärmen, wie er, war nur kurze Zeit vergönnt, war ein Rauſch der Jugend und der Liebe. Als er erwachte, war das alte Kloſter, in dem er mit dem Kloſterbruder Wackenroder eingeſchlummert war und den ſchönſten Traum geträumt hatte, in eine Fabrik umgewandelt. Räder ſchwirrten, Spuhlen ſausten.

Mein Gott, es iſt nicht zu läugnen, daß die Nützlichkeit in der Welt überhand genommen hat, und ſo müſſen wir uns drein ergeben, nach einem romantiſchen Traum ein gutes Frühſtück einzunehmen, und die Welt mit ihren Rädern und Spuhlen gehn zu laſſen, wie ſie geht.

Wenn Tieck nicht vorher ſo ſehr romantiſch geweſen wäre, würden ſeine Novellen ein unermeßliches Publikum gefunden haben. Aber die große rationaliſtiſche Mehrheit der Deutſchen hatte ſich ſchon an ſeinem Katholizismus geärgert und mißtraute ihm auch da, wo er ganz und gar ein Menſch von heute und ſo vernünftig als möglich war, und fürchtete immer, es ſtecke noch irgend etwas Katholiſches dahinter. Allein Tieck würde nie dieſe Grazie der Reſignation, dieſe liebenswürdige Theilnahme, ja Zärtlichkeit für eine Welt, die man gleichwohl verachtet, erreicht haben, wenn er nicht zuvor Romantiker geweſen wäre, wenn er ſeine ganze Seele nicht mit Poeſie, mit Liebe erfüllt hätte. Zwar die koſtbare Perle fiel aus ſeiner Muſchel, aber auch die aufgebrochenen Schaalen ſpiegelten noch die Welt in Perlenmutterglanz. Was er berührte, nahm ein poetiſche Färbung an, auch wenn er mehr Gleichgültigkeit und Geringſchätzung, als Intereſſe ausdrücken wollte.

Tiecks Ironie iſt die objektive Seite von dem, deſſen ſubjektive Seite der Humor iſt. Wie nämlich

der Humor das Gemüth des Dichters ſelbſt, ſo zeigt die Ironie die ganze Außenwelt in jenem Doppelſinne, der in allem zu liegen ſcheint, was exiſtirt. Steht dem Humor die Außenwelt ſcheinbar einfach und in ſich befriedigt gegenüber, während nur im menſchlichen Gemüthe ſelbſt zwieträchtige Kräfte miteinander ringen, ſo iſt umgekehrt in der Ironie das Gemüth vollkommen klar und ruhig, während nur die Außenwelt in unauflöslichen Widerſprüchen befangen ſcheint, mit denen nun der Dichter von ſeinem feſten Standpunkt aus ein heiteres Spiel treibt. Aber die Luſt, das Leben in dieſen Widerſprüchen, die Menſchen bei ihren Schwächen zu faſſen, und die poetiſche Conſequenz, bei großen Dingen das Verkleinerungsglas, bei kleinen das Vergrößerungsglas anzulegen, das Hochgeachtete zu verſpotten, das Verſchmähte zu loben, und am Ende alle Erſcheinungen des Lebens auszugleichen in der Generalbeichte: „wir taugen alle nicht viel“ und in einer alle redlichen Bemühungen verhöhnenden, alle Gemeinheiten entſchuldigenden Negation, — das iſt eine gefährliche Bahn, auf welche Tieck die Poeſie geführt hat. Denn Viele fangen da an, wo er aufhörte und geben uns die nüchterne Enttäuſchung ohne die ihr vorhergehende ſchöne Täuſchung, die übrig gebliebenen Dornen ohne die Roſe. Ein Herz, das aufgehört zu

ſchwärmen, iſt aber etwas anderes, als ein Herz, das nie ſchwärmte.

Unter allen deutſchen Romantikern ſteht Arnim Tieck am nächſten, ebenfalls ein Proteſtant, preußiſcher Edelmann aus der berühmten Familie Arnheim. In ihm ging die Reproduktion des Mittelalters gewiſſermaßen chronologiſch weiter. Tieck war aus der alten Sagenwelt bis in die Hohenſtauffenzeit gekommen, Arnim ſtieg noch bis zur Reformation hinab und bearbeitete vorzüglich ſpätere Volksſagen, Volkslieder, bürgerliche Faſtnachtsſpiele; ja er war kühn genug, mitten in Darſtellungen des modernen Lebens eine Frömmigkeit und Chevalerie hinein zu tragen, welche beweiſen ſollten, daß die Romantik eigentlich nie aufgehört habe, ſondern im Proteſtantismus, den er aufzugeben nicht geneigt war, fortdaure. So ſchön dieſer Stolz auf Geburt und Confeſſion ſeyn mochte, kam doch Arnim dadurch in manche Verlegenheit. Das moderne Leben widerſtrebte der romantiſchen Auffaſſung und der edle, zarte, tiefpoetiſche Arnim konnte nicht entfernt die Popularität erwerben, die dem gemeinen Kotzebue zuſtrömte.

Ueberdieß war Arnims Phantaſie ſo überſtrömend, flimmernd, flüchtig, traumhaft, daß er ihren Reichthum nicht aufzuhalten, ihre Kraft nicht zu zähmen wußte und er ließ ſich von ihr häufig ſo weit fortreißen, daß er den Faden der Erzählung

verlor und wie vom festen Boden in die Luft gehoben, Gott weiß wohin gerieth, daß man Zweck und Ende der Dichtung nicht absehen konnte. Das thut aber den meisten Lesern weh, denn man liebt eine ökonomische Ordnung mehr, als eine reiche Verwirrung.

Sein „Halle und Jerusalem," seine „Kronenwächter" leiden besonders an dieser phantastischen Ueberladung, und die dunkle mystische Grundidee dieser Werke vermehrt die Unsicherheit des Lesers, der ein buntes Traumbild über das andere wie in einer poetischen wilden Jagd an sich vorübereilen sieht. Die „Gräfin Dolores" hat mehr innere Harmonie und ist in jeder Hinsicht Arnims Meisterwerk Auch hier schweift seine Phantasie nach allen Seiten aus, aber diese Auswüchse sind als Episoden dem Ganzen schicklich eingefügt, ohne dessen Zusammenhang zu stören. Der Dichter gleicht einem Riesenbaum in den südamerikanischen Urwäldern, der kräftig aufwächst, und es kaum zu merken scheint, daß er außer seinem eigenen Blüthenschmuck auch noch den von zweihundert tausendfarbigen Schmarotzerpflanzen trägt, die ihn von der Wurzel bis zum Gipfel und weit über seine Aeste hinaus umranken und durch ihre Schwere niederziehen. Alle seine kleinen Erzählungen und Schauspiele sind, wie die einzelnen Episoden der größern Werke, allerliebst, jede ein Ganzes, mit einer

Heiterkeit des Pinsels ausgemalt, wie es nur irgend Göthe in seiner durchsichtigsten Parthie des Wilhelm Meister vermochte.

Wenn bei Tieck die heidnische Elfennatur und das christliche Ritterthum geschieden bleiben, scheinen sie bei Arnim immer in einem Geist mit einander verbunden und mit einander ringend. Eine höchst seltsame Mischung des modernsten Leichtsinns mit dem mittelalterlichsten Tiefsinn, der gewöhnlichsten Schuld mit der ungewöhnlichsten Buße. Man merkt es wohl, daß der Dichter ein Protestant ist. Die Religion ist ihm nicht, wie dem Katholiken, die Geliebte, der er sich trunken in die Arme wirft, sondern die Freundin, die Mutter, bei der er sich Trost sucht, und die strenge Richterin, die ihm die Buße auflegt. Doch ist die Sünde so liebenswürdig gezeichnet, das sanguinische Temperament des Weibes mit solcher Naturtreue und in so unendlich wahren Situationen und Collisionen aufgefaßt, daß wir selbst die hintendrein folgende etwas kokette Buße ganz diesem Charakter entsprechend finden müssen.

Doch geht mitten durch diese fast weiblichen Empfindeleien und Phantasien, die bei Arnim so häufig sind, ein Zug der edelsten Männlichkeit. Arnim war Patriot und fühlte tief die Leiden, die Schmach des Vaterlandes, ja er mißkannte nicht einmal, daß diese Beschäftigung mit den Musen und Grazien, denen

er ſelber oblag, ein ſchlechter Troſt in einer Zeit ſey, welche der Helden bedurfte. Oefters giebt er ſeinen geheimen Widerwillen gegen die weichlichen Zeitvertreibe der Liebelei und Verſemacherei und der ganzen lieben deutſchen Schreiberei zu erkennen.

Seit man nun Deutſchland nur in Büchern nennt,
Da haben ſich die Deutſchen drin getrennt.
Wie ſonſt im Rath. Und die vom Rath verbannt,
Die haben ſich zur Literatur gewandt,
Entlaſſene Geſchäftsleut ohne Brod,
Soldaten ohne Stück und ohne Tod.

Darum nahm er auch vorzugsweiſe an denjenigen Beſtrebungen der Literatur Antheil, welche darauf ausgingen, dem Volk ſeine würdigere und ſchönere Vorzeit ins Gedächtniß zu rufen. In dieſem Sinne gab er mit Clemens Brentano vereinigt unter dem ſeltſamen Titel „des Knaben Wunderhorn“ eine große Sammlung ſchöner altdeutſcher Volkslieder heraus, die nicht ohne Einwirkung blieb auf die neue Lyrik.

Brentano wurde noch weniger populär, als Arnim, obgleich ſein „Ponce de Leon“ ein im Geiſt Shakespeares und Calderons gedichtetes höchſt liebenswürdiges Stück iſt, und ſeine etwas wunderliche „Gründung von Prag“ wenigſtens große Schönheiten im Einzelnen enthält.

Novalis wurde der Fülle ſeines Geiſtes noch weit weniger mächtig, als Arnim. Auch er war Edelmann,

Norddeutſcher, Proteſtant, aus der berühmten Familie Hardenberg. In ihm aber ſollte der myſtiſche Tiefſinn der alten Romantik wiedergeboren werden. Für das Einzelne, Begrenzte hatte er keinen Sinn, nur die ganze Welt konnte der Stoff ſeyn, den er mit dichteriſchem Geiſt zu behandeln unternahm.

Schon im höchſten Alterthum entſtanden groſſe Weltgedichte, Kosmogonien, in denen man die Schöpfung und das Weſen der Welt abſpiegelte. Allen lag ein mehr oder weniger klares Syſtem zu Grunde. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Welt in ein wohlgeordnetes Syſtem zu bringen, war eben die Aufgabe. Aus den Kosmogonien und Religionsſyſtemen gingen die philoſophiſchen Syſteme hervor, ſofern ſie dogmatiſch die Welt zu conſtruiren unternahmen, und nicht bloß kritiſch unterſuchten, was möglich möchte ſeyn, ſondern apodiktiſch verkündeten, ſo iſt es! Alle dieſe dogmatiſchen Syſteme gingen aus einer dichteriſchen Begeiſterung, aus einer höheren Offenbarung, aus Viſionen, aus einer Vorſpiegelung der entflammten Phantaſie hervor, daher ſie auch gröſtentheils in Bildern und in einer prophetiſchen, heiligen Sprache verkündet ſind. Niemand ſtreitet ihnen den poetiſchen Charakter und Werth ab, wenn auch die ganze kritiſche Schulphiloſophie den philoſophiſchen Werth derſelben ſchlechterdings abläugnet, ſie gänzlich aus dem Gebiet der Philoſophie verbannt

wiſſen will. Dennoch iſt in dieſen poetiſchen Offenbarungen die Wahrheit oft tiefer ergründet, als in dem beſchränkten Kriticismus.

Ihr poetiſcher Werth beruht theils im Inhalt, theils in der Form. Ihr Inhalt iſt das ewige große Wunder der Welt. Sie myſtificiren uns, ſie zeigen uns ſelbſt im Begreiflichen noch das Wunder, während umgekehrt der Kriticismus ſelbſt das wirklich Wunderbare begreiflich und gemein zu machen ſtrebt. Es iſt ihnen nicht um philoſophiſchen Effekt, um Vernichtung des Wunders, um Erklärung für den Verſtand, ſondern nur um poetiſchen Effekt, um Verſtärkung des Wunders, um Intereſſe für das Gefühl und die Phantaſie zu thun.

Die poetiſche Form dieſer Weltgedichte iſt weniger in den Bildern und in der feierlichen Sprache zu ſuchen, als in dem architektoniſchen Bau, in der Harmonik des Syſtems. Es ſteht dem Begriff des Schönen durchaus nicht entgegen, daß es auch in einem Syſtem, in einem Gebäude, ſey es logiſch oder materiell, wohnen kann. In tiefen mathematiſchen Combinationen ſchließt ſich der poetiſche Zauber der Harmonik auf, im materiellen Gebiet durch die Baukunſt und durch die Muſik, im geiſtigen Gebiet durch die Syſteme. Die Materie reicht für die feinſten Kunſtgetriebe der Harmonik weder in der Muſik, noch in der Baukunſt aus, erſt in der geiſtigen Har-

monik erreicht dieſe Kunſtgattung ihren Gipfel. Wenn aber die Mathematik in jenen erſten beiden Künſten ſich den Sinnen aufdrängt, ſo bleibt dieſe höhere Harmonik freilich dem leiblichen Aug und Ohr verborgen, und es bedarf eines höhern Sinnes, ſie zu vernehmen, eines Sinnes, der ſehr ſelten iſt. Man ſucht daher auch an den kunſtreichſten Gebäuden dieſer Art meiſtens nur einzelne Parthien heraus, und das Ganze zu durchdringen, ſeine Conſtruction zu ergründen, fällt den meiſten zu ſchwer, oder ſie denken nicht einmal an das Daſeyn der ihnen verborgenen Kunſt. Sie ahnen nichts von jener höhern Muſik, wo die Töne Ideen ſind.

Dieſe Gattung von Poeſie nimmt alſo ihren Urſprung in der Viſion, ihr Weſen iſt Myſtifikation des Weltganzen, ihre Form Harmonik. Unter uns Deutſchen ſteht in dieſer Gattung Jakob Böhme oben an. Alle ſeinen Werke ſind poetiſche Viſionen, darin er die gemeine Natur in einem myſtiſchen Zauberlicht, wie im Goldglanz der Morgenröthe erblickte, und in ihren innerſten Leib und Bau bis zum Herzen und Centrum, wie in ein durchſichtiges Kryſtallſchloß hineinſah. Dieſen geheimnißvollen, dem gemeinen Auge verborgenen Bau conſtruirt er nun in den kunſtreichſten Lineamenten und Verſchlingungen, worin ihn noch kein Philoſoph übertroffen hat. Was die Stereometrie, die gothiſche Architektonik und die Fugen-

kunſt je an kühnen und feinen Conſtruktionen erdacht, das findet ſich in Jakob Böhme's Wunderbau der Natur beiſammen. Bei den neuern Naturphiloſophen überwiegt die materielle Maſſe der Ideen die Kunſt der Conſtruktion. Sie conſtruiren meiſt nur in gemeinen geometriſchen Verhältniſſen, ohne Ahnung der höhern Harmonik. Dagegen gewinnen ſie auf der proſaiſchen und philoſophiſchen Seite durch eine größere Summe von Erfahrungsbegriffen. Bei Jakob Böhme überwog die Kunſt, bei den neuern Naturphiloſophen überwiegt der Stoff. Er macht aus Wenigem mehr, ſie machen aus Vielem weniger. Selbſt ſeine Irrthümer haben einen hohen poetiſchen Zauber, jene dagegen entlehnen ihren Glanz nur von der Wahrheit.

Die ſchönſten neuern philoſophiſchen Gedichte oder dichteriſchen Offenbarungen in ſyſtematiſcher Form ſind die Naturphiloſophien. Hier erſcheint die ganze Welt in das Zauberlicht des Wunderbaren getaucht, das Gemeinſte als etwas Bedeutungsvolles und Myſtiſches, alles in Harmonie, alles wie feierlich geſchmückt und geordnet zum Feſt des Höchſten. Wir ſehen in den tiefen Zuſammenhang der Natur wie in ein kunſtreiches Gebäude, und in die Weltgeſchichte, wie in ein Drama. Alles Wirkliche erſcheint als Kunſt, alles Alltägliche wird zum Wunder. Den erhabenſten poetiſchen Eindruck macht der Ueberblick

über das Ganze, aber auch im Einzelnen überraſcht uns die Neuheit der Beziehungen, der nicht geahndete Einklang entfernt ſcheinender Dinge, das Seltſame der Contraſte, das Liebliche des Wiederſcheins. Eine ganz unendliche Fülle von Genuß ſtrömt auf uns heran, und wir glauben in einem Meer von Poeſie unterzugehn. Aber gerade dieſen Genuß verſtehn ſich nur Wenige zu verſchaffen, weil er nur einem vielumfaſſenden, geiſtigen Organ vermittelt werden kann. Die meiſten Menſchen genießen alles nur aphoriſtiſch, weil ſie nicht im Stande ſind, viel auf einmal zuſammenzufaſſen und zu behalten. Ihnen bleiben daher auch die herrlichſten Wundergebäude der Harmonik verſchloſſen. Sie gehn von einem Einzelnen zum andern über, ohne je das Ganze zu überſchauen. Dadurch bleibt ihnen aber auch das Einzelne räthſelhaft. Sie halten daher die einzelnen Parthieen eines naturphiloſophiſchen Werks für wunderliche Arabesken ohne Sinn.

Den Uebergang von der ſtrengen architektoniſchen zur freien pittoresken Form machte Novalis. Er brachte ſeine Philoſophie in die Form eines hiſtoriſchen Romans, doch ſein wunderliches Gedicht iſt noch ganz architektoniſch conſtruirt, ſeine Perſonen ſind weniger frei handelnde Weſen, als nur perſonificirte Ideen und noch in das ganze Ideengebäude wie in Stein verwachſen. Er hatte den ungeheuern

Gedanken, das ganze All von der poetiſchen Seite, ja von jeder möglichen poetiſchen Seite zugleich zu zeigen, alles, was da iſt, Natur, Geiſt und Geſchichte in einer unendlichen Poeſie zu verknüpfen, alles erſinnliche Schöne zumal in einem großen Dom von Poeſie zu verbauen. Darum hat er nicht nur Himmel und Erde in ſein Gedicht aufgenommen, ſondern auch die Anſichten, den Glauben, die Mythen aller Völker. Alles zog er an ſein großes Herz, über alles hat er den Liebesſchein deſſelben ausgegoſſen. Indem er alles mit ſeiner Liebe verband, war er ſelber der Gott ſeiner unermeßlich reichen Welt. Schon früher iſt angedeutet worden, daß Novalis den Gott Fichtes in die Poeſie überſetzt hat. Jenes göttliche Ich, was bei Fichte der ſtrengen Arbeit der Selbſtſchöpfung oblag, feiert bei Novalis den erſten Sabbath und ſitzt auf dem Throne ſeiner Herrlichkeit, um ſich verſammelnd alle Zauber des Himmels und der Erde, die ihm in Andacht dienen. Was bei Fichte der männliche Wille, das war bei Novalis die Liebe des Menſchen, beide gleich urſprünglich, frei, unendlich, göttlich.

Doch wurde der allzukühne Dichter von der Fülle ſeines Stoffes überwältigt und wie der Titan, da er Gott ſeyn wollte, von den Gebürgen, die er ſelber aufgethürmt hatte, zerdrückt. Ein ungeheurer Torſo liegt, was von ſeinen Werken erhalten iſt, nun da,

ſchon zerriſſen, bevor er noch vollendet war, ein ägyptiſcher Tempelbau, rieſenhaft angelegt, erſt angefangen und doch ſchon wieder halb zerſtört, bedeckt mit Hieroglyphen.

Gegen ſeine wunderbare Weltallegorie „Heinrich von Ofterdingen“ und die Fragmente, die von einer noch kühneren und fremdartigeren Schöpfungskraft, wie Ueberreſte einer Vorwelt, zeugen, ſticht auf eine rührende und überraſchende Weiſe die liebliche Einfachheit ſeiner wenigen größtentheils frommen lyriſchen Gedichte ab.

Friedrich Schlegel, den Novalis mit Ideen bereicherte, der aber im Styl hauptſächlich Göthe zum Muſter nahm, geſtaltete ſich zu vielſeitig, als daß man ihm eine poetiſche Gattung allein zuordnen könnte. Er leiſtete der Romantik große Dienſte, beſonders dadurch, daß er ihr die politiſche Richtung gab, in welcher ſie die Reaktion gegen Frankreichs Einfluß unterſtützen half. Er begnügte ſich nicht mit patriotiſchen Gedichten, mit der zärtlichſten Pflege altdeutſcher Erinnerungen, ſondern er wurde auch katholiſch, diente dem k. k. Cabinet gegen Frankreich und ſuchte als Geſchichtsphiloſoph dem Katholicismus eine neue Wichtigkeit zu geben, um ihn als eine Waffe gegen den Einfluß Frankreichs zu gebrauchen. Er war im Bunde der Hierarchie und alten

Monarchie gegen die frivole franzöſiſche Demokratie und Militärdeſpotie ein ſehr einflußreiches Mittelglied.

Gleichwohl gehört er weniger der Romantik als derjenigen Profuſion an, die wir ſpäter im Capitel von der Vermiſchung aller Geſchmäcke näher beſprechen werden. Er wandte ſich nachahmend als Dichter und beurtheilend als Literarhiſtoriker auch zum Antiken. Er war der Erſte in Deutſchland, der ſich mit dem Studium des Indiſchen beſchäftigte und uns deßfalls eine neue reiche wunderbare Welt der Betrachtung öffnete. Er huldigte endlich auch, im grellſten Widerſpruche mit ſeiner hierarchiſchen Tendenz, der allerfrivolſten Modernität. In Paris ſelbſt konnten die ausgelaſſenſten Weiber der reich gewordenen Sanskulotten in ihrem griechiſchen Koſtume nicht frecher ſeyn, als des frommen Schlegels „Luzinde.“ Doch wird die Wolluſt hier mit demſelben Kunſtenthuſiasmus entſchuldigt, wie in den Werken Heinſes, und Schlegel, deſſen myſtiſche Richtung ſich auch hier nicht verkennen läßt, und der durch den Umgang mit Novalis an Paradoxen gewöhnt war, glaubte die niedrigſte Sinnenluſt und die erhabenſten Gefühle verbinden zu dürfen und proklamirte eine „Religion der Wolluſt.“

Dieſes ſchamloſe Buch und daß er Proſelyt wurde, daß er nicht blos gegen Frankreichs Einfluß als Patriot, ſondern auch gegen alle freien Regun-

gen in Deutschland selbst und nicht nur gegen die politische, auch gegen die religiöse Freiheit, gegen die Reformation ꝛc. auftrat und als Geschichtsphilosoph von diesem Parteistandpunkt aus mit bezahlter Feder ein von der Wahrheit weit entferntes Bild der Vorzeit entwarf — das hat ihn unpopulär gemacht, das hat man seinen glänzenden Talenten und seinen früheren patriotischen Verdiensten nicht verziehen.

Oehlenschläger, der wenigstens halb uns angehört, hat wie Tieck die alten Sagen, aber die des Nordens, die fast durchgängig tragisch sind, behandelt. Er wollte sie für die Bühne einrichten und schrieb sie in Jamben, allein unsre moderne Bühne ist viel zu klein und eng für die Riesengestalten der nordischen Sage. Weit anziehender ist seine Bearbeitung der Insel Felsenburg, ein Roman voll reicher warmer Lebendigkeit. Doch blieb auch er nicht beim nordischen und deutschen Wesen stehn. Er bearbeitete auch morgenländische Mährchen, in Tiecks heiterer und freier Manier, recht lieblich. Sein berühmtes Schauspiel „Correggio" wurde der fruchtbare Vater der Malerdramen, die in großer Zahl neben den Malerromanen entstanden, seitdem schon Heinse im „Ardinghello" und Tieck in „Sternbalds Wanderungen" das romantische Künstlerleben zum Gegenstand der Poesie gemacht hatten.

Die Romantik begeisterte sich am Anblick der

mittelalterlichen Baukunst und Malerei nicht weniger, als an den Minne- und Heldenliedern, Legenden und Sagen. Man trug den alten Malern daher nur einen Tribut der Dankbarkeit ab, indem man sie in Schauspiele und Romane brachte. Da wanderte Albrecht Dürer, Van Dyk ꝛc. sogar Ostade über die Bühne. Hagen schrieb eine ganze Menge Nürnberger Künstlergeschichten, Kind dramatisirte Vandyks Privatleben. Die alten Dichter erhielten auch ihren Theil. Furchau schrieb eine auch historisch recht interessante Lebensgeschichte Hans Sachsens mit Berücksichtigung der Meistersängerei jener Zeit überhaupt, Deinhardstein brachte den Hans Sachs auf die Bretter. Dies sind nur die bedeutendern Erscheinungen. Außerdem giebt es noch Malerschauspiele, Malerromane, Malernovellen dutzendweise.

Göthe schilderte in Clavigo und Tasso den Dichter, in Wilhelm Meister den Schauspieler. Später fügte noch Hoffmann die Musiker hinzu. Die Maler blieben aber vorherrschend. Der Grund dieses häufigen Vorkommens der Künstlergeschichten überhaupt liegt hauptsächlich in dem Bedürfniß der Dichter, seit Göthes Vorgang sich selbst zu bespiegeln und zu beliebäugeln, sich selbst zum Helden ihrer Dichtungen zu machen. Statt eines Dichters zeichneten sie aber lieber einen Maler, dem sein Geschäft Gelegenheit zu Reisen und Abentheuern gab und der

trotz aller Ausschweifungen immer der Kirche nahe blieb, dem man daher als dem bequemsten Perückenstock alle kleinen Empfindsamkeiten, Eitelkeiten, Prahlereien und Schwärmereien aufhängen konnte, deren die Dichter selber voll waren.

Keiner von allen diesen Koryphäen der Romantik, auch Tieck nicht ausgenommen, wurde populär und drang in die Massen des Volkes. Nur der ritterliche Friedrich, Baron de la Motte Fouqué, einem berühmten in der Zeit religiöser Verfolgungen ausgewanderten französischen Geschlecht entsprossen, Protestant, Berliner, Offizier, drang mit seinen glänzenden Bildern des Mittelalters durch und wurde eine Zeitlang der Liebling des Publikums, weil er mit seinen Darstellungen dem kriegerischen Zeitgeist, dem patriotischen Zorn und nicht minder der militärischen Eitelkeit schmeichelte.

Die Grundlage der meisten Dichtungen Fouqué's ist allerdings der romantische Goldgrund des Mittelalters, und Glaube, Liebe, Ehre sind die Hauptfarben in allen seinen Gemälden. Er geht aber vom innern Geist schon mehr auf das Aeußerliche, auf das Kostum des Mittelalters über. Richtige und tiefe Auffassung der Charaktere gilt ihm schon weit weniger, als genaue und umständliche Zeichnung der Sitten und Trachten. Diese Vorliebe artet leicht in Kinderei aus. Sie verleitet ihm, das Alterthümliche auch

auf die neuere Zeit überzutragen. Er sieht sich selbst gern als einen Sprößling der alten ritterlichen Barone an und affectirt, wo er nur von sich selbst spricht, die alte Rittermäßigkeit. So erhalten auch alle seine Darstellungen moderner Adelsfamilien und Offiziere einen alterthümlichen Anstrich, und somit unwillkürlich etwas von Don Quixote. Auf der andern Seite trägt er aber auch viel Modernes auf seine Darstellungen des Mittelalters über. Wie seine Offiziere Ritter seyn sollen, so haben auch seine Ritter etwas von dem Wesen der modernen Offiziere an sich, etwas Garnisonsmäßiges, Ziererei, Lust an Putz, Selbstgefälligkeit, Koketterie mit den Waffen, Pferden und Hunden. Er selbst ist zu sehr in dieser niedlichen Pedanterei befangen, um den Contrast derselben mit dem alten Ritterthum zu begreifen. Eben so verfehlt er den Ton der alten Galanterie und überhaupt die ganze alte Redeweise. Wenn seine Helden auch oft ganz mittelalterlich handeln, so sprechen sie doch nicht so. Ihre süßliche, manierliche Sprache hat nicht das Mindeste mit dem einfachen, natürlichen, warmen und kräftigen Ton der alten Ritter gemein, und die alterthümlichen Stichwörter, Wendungen und Redensarten, deren Fouqué sich gern bedient, sind nur eine Hülle ohne wesentlichen Inhalt, und enthalten so wenig den Geist des Mittelalters, als die Vossischen Affectationen des antiken Styls den Geist des Antiken.

Doch ist diese Manierirung nur der Auswuchs einer ursprünglich sehr edeln Dichterkraft, der wir vortreffliche Werke verdanken. Fouqués „Undine“ wird immer eine der lieblichsten Schöpfungen der deutschen Poesie bleiben. Auch die kleine Erzählung „das Galgenmännlein“ gehört zu den besten Bearbeitungen aller Volkssagen. In seinen größeren Romanen, dramatischen und epischen Werken wird man überall meisterhafte Schilderungen finden, wenn auch der manierirte Ton des Ganzen dem einfachen Leser mißbehagt und wenn auch die Composition oft höchst unnatürlich ist. Im „Zauberring“ hat auch er der Vermischung aller Geschmäcke ausdrücklich huldigen zu müssen geglaubt, und die verschiedenen Liebschaften des Ritter Hug von Trautwangen in allen Ländern und unter allen Völkern geben ihm Anlaß, mit Costumbildern wie in einem Bilderbuche abzuwechseln. Nirgends wohl läßt sich sein guter, ja bester Wille verkennen. Er gehört zu den in Deutschland nicht ganz seltenen Menschen, deren warmes Gemüth nichts ohne Enthusiasmus auffassen kann, und denen es selbst, wenn sie zu affektiren scheinen, vollkommen Ernst ist.

Mährchen und Volkssagen gewannen eine ziemlich weite Verbreitung. Sie gingen in die Kinderliteratur über. Sie kamen in mannigfacher ernster und komischer Auffassung auf die Bühne. Mahl-

mann, Apel und Laun schrieben Mährchen für die größere Lesewelt, die insofern Bedeutung erlangten, als Kinds Freischütz, von Carl Maria von Weber in Musik gesetzt, daraus hervorging. Die Wiener Dichter des Leopoldstädter Theaters ließen ihre Mährchenpossen drucken. Bäuerle schrieb deren sehr viele in dem normalen Lokalhumor. Raymund verstieg sich in eine höhere Sphäre der Romantik und seine Singspiele „der Alpenkönig", „der Bauer als Millionär", der „Verschwender" sind so lieblich, so echte Poesie, daß ich sie zu dem Trefflichsten zähle, was unsere Bühne in der heitern Gattung besitzt. Dazu Wenzel Müllers immer herzliche und fröhliche Musik. Die ernstgestimmte Seele kann keine wohlthätigere Zerstreuung finden, als wenn sie sich dieser lachenden Feerei hingiebt, hinter deren hinreißender Lustigkeit eine tiefe Menschenkenntniß und das edelste Gemüth erkannt wird. Welches Volk hat einen Dichter, wie Raymund?

Auerbacher in München hat sich durch seine „Geschichte der sieben Schwaben", durch eine kurze aber höchst geistreiche Behandlung der alten „Sage vom ewigen Juden" und durch noch mehrere Erzählungen und Schwänke in seinem „Volksbüchlein" auf eine beachtenswerthe Weise ausgezeichnet. Wenn Hebel ihm als Dichter in Versen überlegen ist, so gibt doch Auerbachers volksthümliche Prosa seinem

Schatzkästlein nichts nach, ja die Sprache der sieben Schwaben ist unübertrefflich.

Für die Sagenpoesie geschah insbesondere viel durch die Sammlungen älterer und Uebersetzungen fremder Sagen. So sammelte der unermüdliche, nicht genug zu preisende gelehrte Patriot Grimm die deutschen Hausmährchen, irischen Elfenmährchen und schwedischen Romanzen; Büsching ebenfalls eine Menge deutscher Sagen, Schreiber die rheinischen, Maßmann die bairischen, Schuster die vom Harz, Bechstein die von Thüringen, Minsberg die oberschlesischen, Ziska die böhmischen, Mednyanzsky die ungrischen, Talvj und Gerhard die serbischen, Wenzig die slavischen. Neuerdings erschienen anonyme „Volkslieder der Polen" und „russische Mährchen." Diez schrieb ein großes Werk über die Troubadoure, Habicht gab die Mährchen der 1001 Nacht heraus.

Seit der Restauration ist dem Publikum die Romantik wieder verleidet. Fouqué ist verschollen. Nur mit Schüchternheit sind neue Romantiker aufgetreten, um hin und wieder noch eine Volkssage zu bearbeiten, in das eigentliche Heiligthum der Romantik aber, in das katholische Wesen desselben, hat man sich aus Respekt vor dem Zeitgeist nicht mehr gewagt. Die Romantik hat sich vertheilt an den Patriotismus, an die Wundersucht, an die Ausländ-

derei und Geschmacksmischerei und an die historischen Romane, Gattungen, die wir sogleich näher betrachten werden.

Nur einige Dichter wollen wir hier noch aufnehmen, die vorzugsweise der Sagenpoesie sich gewidmet haben.

Gustav Schwab hat neben Uhland, den ich jedoch lieber zu den patriotischen und politischen Dichtern rechne, die Romanze in der ursprünglichen Einfachheit, wie sie des Knaben Wunderhorn als echtes altdeutsches Volkslied kennen lehrt, auf eine Weise ausgebildet, wie es Bürger, Stolberg und selbst Schiller, die zu sehr ihre Subjektivität hinein trugen, noch nicht thaten, und wie es nur Göthe in seinen Nachbildungen alter Volkslieder zuerst versucht hatte, obgleich ich keineswegs mit Kannegießer der Meinung bin, daß Göthe unter allen Umständen die Volkslieder verbessert habe, denn er hat im Gegentheil nicht selten eine Sentimentalität oder Frivolität hineingetragen, die höchst modern und raffinirt ist, und woran das Volk, aus dessen Gemüth diese Lieder entsprangen, nicht entfernt gedacht hat.

Egon Ebert hat hauptsächlich die Sagen seiner böhmischen Heimath bearbeitet. Sein berühmtestes Gedicht „Wlasta", die Sage vom böhmischen Mägdekrieg im Nibelungenversmaß vorgetragen, zeigt auf eine merkwürdige Weise, wie wenig die moderne

Sentimentalität zu jener wilden alten Zeit paßt. Der sehr talentvolle Dichter ließ sich durch ein Uebermaß von Zartgefühl verleiten, aus der schrecklichen Amazone der böhmischen Wälder eine weinerliche Romanheldin zu machen. Das harte Jungfrauenherz des Mittelalters mußte aufgeweicht werden durch moderne Thränen. Wie in aller Welt kommt doch diese böhmische Brunhild, die Titanide der Romantik dazu, sentimental werden zu müssen, weil zufällig ihr Dichter sentimental ist? Weit entfernt, die wilde Naturkraft, die grausame Keuschheit, den heroischen Muthwillen einer wahren Amazone, einer ächten Diana zu begreifen, läßt er die gute Wlasta bei all ihrem Schlachten und Morden zart empfinden, ja so sentimental lieben, wie eine Sapho! Nicht etwa ihre angeborne wilde Nymphennatur, nein eine verschmähte Liebe ist das Motiv ihres Krieges gegen die Männer. Die Arme will sich an dem ganzen Geschlecht rächen, weil Einer sie verachtet hat. Sie giebt sich aber nicht einmal ganz der wahnsinnigen Rachlust hin, nein, sie wird immer wieder von neuem gerührt und ihre empfindsame Seele verräth sich bei jeder Gelegenheit. So macht der Dichter aus einem der reizvollsten, pikantesten, seltensten Charaktere eine völlig widersinnige Mischung von alter Barbarei und neuer Romantugend; so mißhandelt er in der besten Absicht einen Stoff, wie die romantische Poesie keinen

zweiten aufzuweiſen hat! Eine wildſchöne Diana, ſprudelnd von Kraft und Muthwillen, kalt aus Naturell, der Liebe noch fremder als den Männern feind, fühllos grauſam, heroiſch, raſch, abentheuerlich, ganz nur weibliche Laune im groteskeſten Styl, eine ſolche Wlaſta war zu ſchildern, eine ſolche hat noch keiner geſchildert. Wollte der Dichter Liebe anbringen, ſo war es ſchicklich, ſie den Männern zuzuweiſen, die jenes zauberiſche Mädchen zu bezwingen trachteten.

Da der Dichter einmal ſeine Heldin um jeden Preis im modernen Sinn des Worts veredeln wollte, ſo hielt er es auch für nöthig, den größten Theil der Grauſamkeiten, wodurch ſie in der Sage berüchtigt iſt, ihren Gefährtinnen und einer alten, häßlichen, zauberhaften Zwergin aufzubürden. Das erinnert gar zu fatal an den Freiſchützen und an Hauffs Lichtenſtein. Der gute Kind bürdete dem armen Kaspar alle Schuld auf, um ſeinen lieben Max mit einem blauen Auge davon kommen zu laſſen. Der gute Hauff bürdete dem armen buckeligen Kanzler alle Laſter des Herzogs Ulrich auf, um dieſem ſelbſt alle Tugenden ſeiner Nachkommen aufzubürden. So ſoll man aber weder die Geſchichte, noch die Sage verhunzen. Es iſt nicht nur unwahr, ſondern auch unpoetiſch. Man hat ja ohnehin nicht viel originelle Charaktere. Warum noch dieſe wenigen zerreißen und zerfetzen?

Der Fehler, den ich hier rüge, ist sehr vielen Dichtern der neuen Zeit gemein, und daß man ihn nicht einmal für einen Fehler hält, sondern für eine Tugend, beweist, wie weit unser Geschmack im Allgemeinen verweichlicht ist. Fast alle Helden und Heldinnen unsrer Romane, Trauerspiele und epischen Gedichte sind zu moralisch und zugleich zu weichherzig. Selbst den wildesten Charakteren aus der alten Mährchenwelt oder aus den Zeiten des Faustrechts bürdet man die moderne Humanität auf, legt man abgedroschene moralische Redensarten in den Mund, und feige Rührungen in die Seele. Ja wir haben gesehen, daß Müllner es wagen durfte, die schändlichsten feigsten Verbrecher mit jenem Tugend- und Gefühlsgeschwätz prunken zu lassen, und großen Beifall fand. Dadurch erhalten denn alle poetischen Helden eine Uniform, die sie von den Helden der alten Poesie unterscheidet und nicht wenig lächerlich macht. Gerade weil die Tugend das Höchste und Seltenste ist, wird sie lächerlich, wenn sie gemein gemacht und als bloße Schminke überall fingerdick aufgetragen wird. Diese Schminke aber entstellt die ächte Physiognomie der Helden. Die wahre Natur einer Leidenschaft, eines rohen, wilden, bösen Charakters muß nothwendig verfälscht werden, wenn der Dichter sie beständig zu mildern sucht, indem er ihr Edelmuth und Sentimentalität beimischt, oder Motive erdichtet, die scheinbar das

Verbrecherische rechtfertigen. Warum bleibt man denn der Natur nicht treu? warum wagt man nicht grausam zu seyn? warum faßt man die Charaktere nicht so auf, wie sie in der Wirklichkeit gegeben sind und in jenen alten Mährchen, die selbst im Grotesken noch so treu die Züge der Natur auffassen, deren Lapidarstyl die Ursprache der Menschen ist? Seht euch in der Geschichte, seht euch bei den alten Dichtern um! Welche Fülle von schrecklich schönen Charakteren, deren furchtbaren Anblick nichts mildert, als ihre Schönheit, die Schönheit, die gerade in dieser ächten, durch nichts gemilderten Furchtbarkeit liegt! Wie wahr ist das Böse, wie natürlich das Verbrechen! Was braucht es alberner äußerer Motive, um ein Herz zu verhärten, einen Arm zum Frevel zu erheben? Das Naturell des Menschen ist mächtiger und ursprünglicher, als alle äußern Anregungen. Der Charakter wird geboren und schafft sich sein Schicksal selbst. Auch die bösen Charaktere werden geboren. Wie pedantisch, weichlich, unwahr ist das Vorgeben unserer modernen Dichter, der Mensch sey von Natur gut und nicht nur gut, sondern auch sentimental! Das Schlimmste ist, daß diese Dichter lügen, daß sie die Sache besser wissen und nur aus conventioneller Scheinheiligkeit ihren eigenen Edelmuth an den Tag legen wollen, wenn sie ihre Helden veredeln.

Das Gedicht soll moralisch seyn, nicht der Held; der Leser soll gerührt werden, nicht der Held. In diesen zwei Sätzen liegt die ganze Regel ausgesprochen. Die alten Dichter haben sie befolgt, die neuen haben sie umgekehrt. Die alten Dichter haben uns verwegne, grausame, ungeheure Charaktere geschildert, wie sie die Laune und übermüthige Kraft der Natur von Zeit zu Zeit hervorgebracht hat, und dennoch sind ihre Gedichte darum nicht unmoralisch. Die neuen Dichter stellen fast nur Tugendhelden dar, und lassen sogar die Bösewichter nie ganz sinken, und dennoch sind ihre Gedichte, gerade wegen ihrer weichlichen Tugendprahlerei und Lasterbeschönigung sehr häufig unmoralisch. Die alten Dichter schrieben kalt und streng, legten ihren Helden keine süßen Phrasen in den Mund, ließen sie nie in langen Monologen empfindsam raisoniren, und dennoch rühren sie uns. Die neuen Dichter schreiben warm und weich, stellen uns ihre Helden beständig erregt und gerührt dar, lassen sie beständig ihre Empfindungen uns ausmalen, und dennoch werden wir Leser gewöhnlich um so weniger gerührt, je mehr es der Held selbst und der Dichter ist.

Duller, ein ebenfalls sehr talentvoller Romantiker, ist in ein Extrem anderer Art gerathen, in das, was Jean Paul den Nihilismus nannte, in die öde Phantasterei, das romantisch-humoreske Allegorienspiel,

in dem alles Wirkliche ſich auflöst und doch aus dem Chaos der Umbildung noch keine neue poetiſche Wirklichkeit ſich geſtaltet hat. Nacht, darin Sturmwind, darin jagende Nebel, darin ſchwarze faltige Mäntel, darin dunkle geheimnißvolle Geſtalten. Endlich hervorſpringend toller ruheloſer Spuk, Figuren, die uns kaum zu intereſſiren anfangen, als ſie uns ſchon ſagen, daß wir uns ja nicht auf ſie verlaſſen ſollen, ſie ſeyen nichts Weſenhaftes, nur Allegorien, und die Fieberhitze des Dichtertraums, aus dem ſie entſprungen, hetze ſie auch wieder fort; ſie bedauern recht ſehr, ſich nicht mehr bei uns anheimeln zu können, aber es ſey eben nicht anders, da ſtieße der Wind ſchon wieder und fort und fort müßten ſie. Sie laſſen nichts zurück, als ein wüſtes Gefühl. Sie haben uns aufgeregt, ohne uns irgend zu befriedigen, ohne daß wir wiſſen, was ſie eigentlich wollten. Zwar an ihren karrikirten Umriſſen erkennen wir, daß uns die größere Zahl Grauen einflößen, die andern ein krampfhaftes Lachen abzwingen wollen; aber gerade dieſes Uebermaß von Frazzenhaftigkeit verfehlt die Wirkung. Möchten doch unſre Dichter homöopathiſcher verfahren, und einſehn, daß man mit ein klein, klein wenig Ernſt weit mehr erſchreckt als mit dem tollſten Teufelsſpuk. Möchten ſie doch das allzu früh vergeſſene Buch des geiſtreichen Edmund Burke über das Erhabene nur einmal in ihrem

Leben lesen, um sich auf die klarste Weise überzeugen zu lassen, daß das Stirnrunzeln des olympischen Jupiter schrecklicher ist als die Wolfsschlucht im Freischützen, und daß das Erhabenste und Furchtbarste genau eben so wie das Reizendste und Schönste der Ruhe näher ist, als dem Sturm. Duller scheint sich davon überzeugt zu haben, denn er hat in neuerer Zeit sich zum historischen Roman gewendet und wir sehen, wie die phantastische Bilderjagd aus seinem Geist entflieht, um schöne heitere, feste Landschaften aufzudecken.

Julius Mosen hat sich im Venlot ebenfalls diesem Allegorienspiele hingegeben, und sich in jüngster Zeit zum historischen Trauerspiel gewendet. Er ist überall höchst geistreich und offenbart eine seltene Tiefe und Schönheit des Gemüths. Sein vorzüglichstes Gedicht ist die episch behandelte Sage vom „Ritter Wahn", das ich unbedenklich zu den trefflichsten Werken unserer poetischen Literatur zähle.

Für das Mährchen hat Mörike, der schon in seinen „Maler Nolten" eine reiche Phantasie bewährte, in jüngster Zeit ein Talent offenbart, dem vielleicht noch viel Schönes verdankt wird.

In der romantischen Landschaftsmalerei zeichneten sich besonders Wilhelm Müller und Karl Mayer aus. Der erstere schrieb sehr heitre Müller-

Jäger- und Wanderlieder, deren Hintergrund überall die frische grüne Natur ist. Der letztere wählte eine fast epigrammatische Form, um in dem kürzesten Ausdruck uns das reichste Bild zu geben, und uns nicht selten in vier oder gar nur zwei Zeilen eine ganze Landschaft zu malen. Es sind Thauperlen, die in ihrem kleinen Raum Erde und Himmel zeigen. Minder fruchtbar ist der Schweizerdichter Tanner und der Schwarzwälder Heß, deren wenige Lieder aber sehr zarte Landschaftsbilder enthalten.

14.

Die patriotische und politische Poesie.

Neben der in der Illusion des Mittelalters befangenen Poesie bildete sich eine andere aus, die unmittelbar in die Politik des Tages eingriff. Sie war theils mit der romantischen Poesie nahe verwandt und bildete nur ausschließlich deren patriotisches Element aus; theils war sie jener katholisirenden Richtung aufs entschiedenste entgegengesetzt und diente vielmehr dem modernen Liberalismus und, wenn auch fast immer unter Verwahrung gegen das französische Interesse, auch dem Geist der Freiheit, der von der französischen Revolution ausging. Oft findet sich sogar bei demselben Dichter beides vereinigt, Romantik und Liberalismus.

Das alles war sehr natürlich und erklärt sich aus dem sonderbaren Umschwung der Zeit. Eine Menge Romantiker, Altdeutsche, die unter der Freiheit zuerst die äußere Befreiung Deutschlands vom französischen Joche verstanden hatten, verstanden nachher darunter auch die innere Freiheit des Volkes und gingen in die constitutionelle Opposition über. Je mehr aber diese zurückgedrängt wurde, je mehr alles dahin arbeitete, die Deutschthümlichkeit lächerlich zu machen, um so leichter drangen auch wieder die alten Freunde der französischen Revolutionsideen, die neuen Freunde des französischen Liberalismus mit ihren Sympathien durch und so bildeten sich zwei Reihen von politischen Dichtern, die Patrioten von 1813 und die Spötter der nachherigen Restaurationsperiode.

Die Patrioten theilten sich wieder in solche, die mehr von den altdeutschen Erinnerungen, vom Nationalgefühle, von dem in der Romantik gewonnenen Standpunkt ausgingen, und in solche, die mehr von allgemeinen Idealen der Freiheit und Menschenwürde, oder von dem Standpunkt Schillers ausgingen. Wir wollen sie aber nach der Zeit unterscheiden.

In ewig theurem Andenken werden die Dichter von 1813 unter uns fortleben. Theodor Körner stimmte zuerst und am lautesten den feierlichen Kriegs-

gesang an, indem er sich selbst, von heiliger Begeisterung entflammt, den feindlichen Kugeln entgegenstürzte und den schönen Tod fand für das Vaterland. In diesem Dichterjüngling sah das Volk das Vorbild seiner Jugend, eine reiche Verheißung. Dann pries man ihn glücklich, daß er nicht älter geworden war, daß die Hoffnung in voller Jugendschöne mit ihm starb, bevor sie bleich und runzlicht wurde. Außer seinen herrlichen Kriegsliedern hat er auch Trauerspiele gedichtet, die nicht minder von patriotischer Gluth und vom reinsten Seelenadel zeugen, in der Form aber vielleicht allzu sclavisch die Manier Schillers festhalten. Seine kleinen Lustspiele können hier kaum als Nebensache erwähnt werden.

Vor ihm schon hatte an demselben Ort in Wien und auf dieselbe Weise durch politische Trauerspiele der edle Collin mitgewirkt zu den patriotischen Ermuthigungen gegen Napoleons Herrschaft. Sein Stoff war übrigens aus Neigung oder Vorsicht der antiken Welt entlehnt.

Die Preußen blieben hinter diesen österreichischen Patrioten nicht zurück. Der Tugendbund arbeitete im Stillen und als die Stunde schlug und man sich mit einer Lust, wie sie nur die alten Berserker des Nordens kannten, auf den Feind stürzte, um die längste und tiefste Schmach mit gräßlichen, zermalmenden Schlägen zu rächen, da fand der allgemeine

Rachejubel auch seine Sänger. Ein' lautes Lachen schmetterten die Trompeten, wie zum Tanz. Alle Lieder athmeten Lust und jauchzende Freude.

Arndt, der auch in Flugschriften wirkte, war damals der populärste Dichter, denn er verstand es am besten, den Volkston zu treffen, nicht blos dem Gebildeten schöne und große Empfindungen zu erwecken, sondern auch den gemeinen Mann mit einfach schlagender Rede hinzureißen. Hunderttausende sangen damals:

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus.
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

Er hat den Schwur gehalten: als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling im Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernen Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue, da hielt er solchen Straus,
Daß vielen tausend Welschen die Haare standen graus;
Daß Tausende liefen gar hastigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

Bei Katzbach an dem Wasser, da hat er's auch bewährt:
Da hat er euch, Franzosen! die Schwimmkunst gelehrt;
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab,
Und nehmt, Ohnehosen! den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanzen, nicht Burg.
Sie mußten wieder springen, wie Hasen über's Feld:
Und hintendrein ließ klingen sein Hussah der Held!

Bei Leipzig auf der Aue — o schöne Ehrenschlacht! —
Da brach er den Franzosen in Trümmer Glück und Macht;
Da liegen sie so sicher nach letztem, hartem Fall,
Da war der alte Blücher ein Feldmarschall!

Noch wilder waren die Schlachtlieder, welche Follen dichtete, z. B.:

An der Katzbach, an der Katzbach, heisa, gab's ein lustig Tanzen,
Wilde wüste Wirbelwalzer riß ihr dort, ihr schnöden Franzen!

Denn dort strich den großen Brummbaß euch ein alter deutscher Meister:
Marschall Vorwärts, Fürst von Wahlstadt, Gebhard Lebrecht Blücher heißt er.

Auf! den Tanzsaal hat der Blücher mit Kanonenblitz beleuchtet:
Spannt euch lustge, grüne Tücher, die beim Tanz er reichlich feuchtet.

Und er wichst den Fidelbogen erst mit Goldberg sich und Jauer:
Hui! nun hat er ausgezogen und sein Spiel ist Nordsturmschauer!

Ha! der Tanz ging nicht bedächtig: Alle faßt ein
lüstlich Rasen:
Wie wenn heulend, übermächtig Stürm' in Wind-
mühlräder blasen.

Doch der Alte wills bequemlich, daß man tanze mit
Behagen:
Laßt er deutlich wohlvernehmlich teutschen Takt mit
Kolben schlagen!

Sagt: wer ists, der dicht beim Alten schwer die große
Pauke rühret?
Der mit malmenden Gewalten plump den Donner-
hammer führet?

Gneisenau, der freie Ritter! Teutschlands Neider,
Teutschlands Tadler
Schlägt des Paares Kraft in Splitter, sein lebend'ger
Doppeladler.

Und den Kehraus kratzt der Alte: Arme Franzen,
arme Mädel!
Was für Tänzer schickt der Alte? Hussasah! die
Todtenschädel!

Doch als ihr zu sehr erhitzet in den höllenheißen
Schwülen,
So daß Blut und Hirn ihr schwitztet: ließ er euch die
Katzbach kühlen.

Aus der Katzbach, beim Erstarren, hört den alten
Spruch ihr brausen:
„Geile Buben, feile Narren muß man mit der Kolbe
taufen!"

An dieſen Liedern kann man noch jetzt ganz genau die wilde Luſt und den furor teutonicus jener Schlacht- und Siegestage meſſen. Zu den ſchönſten Geſängen der damaligen Zeit gehören die des edeln Max von Schenkendorf, der aber noch die Zeit der Enttäuſchung erlebte und daran ſtarb. Daher ſein Schwanenlied:

Es zehrt am innern Leben
Geheimes feines Gift,
Zu bald wird uns entſchweben,
So freies Wort als Schrift.
Der Volksgeiſt, hoch beſchworen
Zum Retter in der Noth,
Vergeſſen und verloren,
Wo bleibt er? iſt er todt?

Einer der kräftigſten Dichter jener Zeit war auch Friedrich Rückert, der unter dem Namen Freymund Reinmar geharniſchte Sonette und kühne Schlacht- und Freiheitslieder ſang.

Drei Tag und drei Nacht,
Hat man gehalten Leipziger Meſſen,
Hat euch mit eiſerner Elle gemeſſen,
Die Rechnung mit euch ins Gleiche gebracht.

Drei Nacht und drei Tag
Währte der Leipziger Lerchenfang;
Hundert fing man auf einen Gang
Tauſend auf einen Schlag.

Doch er jubelt nicht nur, er drückt auch den tiefſten Schmerz über die Schande aus, die dem Siege vorherging. Seine Klagen ſind noch erhabener, als ſeine Triumphlieder:

Was ſchmiedſt du Schmied? — „Wir ſchmieden Ketten, Ketten!“
Ach in die Ketten ſeyd ihr ſelbſt geſchlagen.
Was pflügſt du Bauer? „Das Feld ſoll Früchte tragen!“
Ja für den Feind die Saat, für dich die Ketten.

Was zielſt du Schütze? „Tod dem Hirſch, dem fetten,“
Gleich Hirſch und Reh wird man euch ſelber jagen.
Was ſtrickſt du Fiſcher? „Netz dem Fiſch, dem zagen.“
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

Was wiegeſt du ſchlafloſe Mutter? „Knaben.“
Ja daß ſie wachſen und dem Vaterlande,
Im Dienſt des Feindes Wunden ſchlagen ſollen.

Was ſchreibeſt Dichter du? „In Blutbuchſtaben
Ein ſchreib ich mein und meines Volkes Schande,
Das ſeine Freiheit nicht darf denken wollen.“

Nicht ſcheit' ich ſie, die mit dem fremden Degen
Zerfleiſchen meines Buſens Eingeweide;
Denn Feinde ſinds, geſchaffen uns zum Leide,
Wenn ſie uns tödten, wiſſen ſie weswegen.

Allein was ſucht denn ihr auf dieſen Wegen?
Was hofft denn ihr für glänzend Ruhmgeſchmeide,
Ihr Zwitterfeinde, die ihr eure Schneide
Statt für das Vaterland, ſie hebt dagegen!

Ihr Franken und ihr Bayern und ihr Schwaben!
Ihr Fremdlingen verdungene zu Knechten!
Was wollt ihr Lohns für eure Knechtschaft haben?

Eu'r Adler kann vielleicht noch Ruhm erfechten,
Doch sicher ihr, sein Raubgefolg, ihr Raben,
Erfechtet Schmach bei kommenden Geschlechten.

Später hat Rückert das Schwert an die Wand gehangen und ist hinaus gegangen, sich des gewonnenen Friedens zu freuen, in den Garten, unter die Blumen, und in jeder Knospe ging ihm ein neues Lied auf und unendlich mehrten sich die Blumen und die Lieder, und träumend ging der Dichter auf dem Blumenpfade immer fort und kam in ein wunderbares Land mit fremder alles überwuchernder Vegetation und wieder in ein anderes, und Persien, Indien, China streuten ihren tausendfarbigen Blumenregen über ihn aus, und jede Blume wird ihm wieder zum Liede, und seine Feder, wie die des Simurg wird nicht müde, uns das Liebliche zu schreiben.

Ist wohl der Dichter glücklicher zu preisen, der, wie Göthe, nichts ohne Ueberlegen und kühle Besonnenheit schreibt, oder der andere, der, wie Friedrich Rückert, sich gern gehen läßt? Die Natur wollte beides, darum hat sie beides zugelassen. Ohne jenes sichere Bewußtseyn dessen, was man thut, ohne die schärfste und kritischeste Handhabung des Meißels wären jene Werke unmöglich, die man klassisch nennt

und deren es zu allen Zeiten einige wenige gegeben hat; aber ohne dieſe kindliche Hingebung an die erſte poetiſche Aufwallung des Gemüths wäre auch jene romantiſche Naivetät unmöglich, die uns die tiefſten und ſchönſten Geheimniſſe der menſchlichen Seele unwillkührlich enthüllt. Faſt alle Dichter gehören der einen oder andern der hier bezeichneten Gattungen an, und Shakespeare allein, von dem man ſagen kann, daß er die Vorzüge beider wunderbar in ſich vereinigt, ſteht eben deshalb auch über beiden.

Rückert hütet ſich nicht, überläßt ſich dem Strom ſeiner Empfindungen, Gedanken und Bilder und läßt ſeine Blumen ohne Wahl in einer lieblichen Unordnung aufblühen. Seinem reichen und üppig duftenden Garten ſcheinen nur Wege und eine Scheere zu fehlen, die blühende Vegetation hat alles wild überwuchert; aber iſt das nicht eben das wahre menſchliche Gemüth? Kann auch die tropiſche Sonne in des Dichters Bruſt eine wohlgezirkelte franzöſiſche Gartenanlage matt beleuchten, muß ſie nicht vielmehr in einer holden Wildniß, wie in einem Urwald Braſiliens Blume auf Blume aus dem dunklen Traumſchlaf am uralten Baume wecken? Dieſe Dichtungsweiſe, uralt wie die Natur, zuerſt in Indien und Perſien, dann in der ſchwäbiſchen Minnezeit mit dem geiſtigen Frühling der Völker erwacht und gepflegt, hat in der neueſten Zeit, wenn nicht mehr ganz den

eigenthümlichen Hauch der wildfreien Natur, doch noch prachtvollere Blüthen künſtlich aufgetrieben. An Bilder- und Gedankenfülle übertrifft in dieſer Weiſe Fr. Rückert alle neuern, ja der Blumengeiſt in ihm verwandelt ſogar in Reim, Aſſonanz und Alliteration die Sprache ſelbſt in einen ungeheuren Blumenwald. Kein Dichter hat die Sprache je in dieſem Grade in der Gewalt gehabt. Er ſpielt mit den größten Schwierigkeiten, und begeht nicht ſelten den Fehler, ſie ohne Noth aufzuſuchen, um nur das Vergnügen zu haben, ſie zu beſiegen.

Auch König Ludwig von Bayern fühlte einſt als Kronprinz den tiefen Schmerz des Vaterlandes mit und ſprach ihn in Liedern aus, die jedoch erſt nach ſeiner Thronbeſteigung öffentlich im Drucke erſcheinen konnten.

Aufs Höchſte war des Wüthrichs Macht geſtiegen,
Und gräßlich, wie den Laokoon die Schlangen,
So hielt Europa würgend er umfangen,
Dem Schwerdte ſchien die Welt zu unterliegen.

Verderben drohte denen, die nicht ſchwiegen;
Mit der Verzweiflung alle Völker rangen,
Als plötzlich neues Leben aufgegangen,
Den Menſchheitsſchänder Edlere bezwangen.

Die früh den Saamen in die Herzen legten,
Zu Thaten, welche Ruhm und Sieg bekränzen,
Erſtreue Dankbarkeit, die ohne Gränzen,

Die in den Deutschen deutschen Sinn erregten,
Die unerschüttert treu das Gute pflegten,
Verherrlicht werden sie für ewig glänzen.

Nicht minder schön und wahr ist folgende Strophe von ihm:

Asperns Feld bedecket ernstes Schweigen,
Stumme Todesruhe weilet dort,
Nicht ein Denkstein will auf ihm sich zeigen,
Keiner an dem thatenreichen Ort.
Wohl versteht das deutsche Volk zu siegen,
Doch sich selbsten muß es gleich erliegen,
Schlummert in den alten Schlaf zurück,
Nur erwachend schneller zu versinken,
Aus dem Lethe neuerdings zu trinken,
Zu verträumen sein erkämpftes Glück.

Dann das classische Epigramm:

Trauriges Bild des Reiches der Teutschen: zweiköpfiger Adler,
Wo zwei Köpfe bestehen, ach, da gebricht es am Kopf.

Der königliche Dichter hat noch viele Lieder der Liebe, der Freundschaft gesungen, viele Lieder, worin sich seine Begeisterung für die Künste und für Italien, oder worin seine Frömmigkeit sich ausspricht.

Obgleich vorherrschend didaktischer und religiöser Dichter nimmt doch der Freiherr von Wessenberg auch unter den patriotischen Sängern eine ehrenvolle

Stelle ein, denn überall blickt bei ihm eine warme Vaterlandsliebe und ein Streben hervor, sein Volk in den angestammten Tugenden zu bestärken und es vor fremden Lastern und Verführungen zu warnen. Er ist Priester, aber auch ein echter Deutscher. Wenn ich an alle die sentimentalen Giftpilze denke, die gleich naß sind, wenn man sie nur anrührt, an die weichlichen, unmännlichen, heuchlerischen Liederdichter, welche das Christenthum verfälschen und jeder Herzensschwäche, der falschen Bildung, jedem vornehmen Gelüsten des Zeitalters, der Göthe'schen Empfindelei und sogar den politischen Rücksichten zukuppeln, so kann ich Wessenberg nicht genug ehren, der unter so vielen Weibern und Weiberknechten als ein Mann dasteht. Eins seiner schönsten Gedichte ist das zürnende, beim Anblick des sterbenden Fechters, der berühmten Statue auf dem römischen Capitol.

Wer bist du, Fechter! der so zierlich stirbt,
Der mit der Glieder Stellung und Geberde
Um weicher Römer schnödes Gold noch wirbt,
Da mit dem Blut das Leben strömt zur Erde?
Wie lustberauscht jetzt aller Augen blinken
Bei deines Haupts schön abgestuftem Sinken!

O Schmach der Knechtschaft, zu der Menschheit Hohn!
Barbaren, auf! eilt mit des Sturmes Flügel!
Nicht ungerächt sterb eurer Wälder Sohn
Zum Zeitvertreib des Volks der sieben Hügel!

Seht! jetzt erblaßt er. Hört von allen Stufen
Unmenschlich jubelnd laut der Rache rufen!

So muß jeder Deutsche beim Anblick dieser Statue empfinden.

Unter den patriotischen Dichtern glänzt auch Friedrich August von Stägemann, dessen antike Versmaße jedoch weniger geeignet waren, große Popularität zu erringen. Ueberdieß verstand dieser Dichter den Freiheitskampf der Deutschen gegen Napoleon durchaus nur als Preuße und Aristokrat, und richtete deshalb die Kanonen seiner flammensprühenden Begeisterung augenblicklich gegen jede Völkerzuckung, die etwa ein Misbehagen an dem Gewordenen ausdrückte. Zuletzt hat er denn auch gegen die armen Polen gesungen, was sich freilich den stolzen Erhebungen n Unglück gegenüber nur wie ein grausamer Uebermuth im Glück ausnimmt und nicht schön ist.

Welche seltsame Contraste in den Empfindungen! Während Stägemann jubelt, singt Chamisso, von dem wir später mehr reden, das Lied des wahnsinnigen Schmerzes: der Invalid im Irrenhaus.

Leipzig, Leipzig, arger Boden,
Schmach für Unbill schaffest du.
Freiheit! hieß es, vorwärts, vorwärts!
Trankst mein rothes Blut, wozu?

Freiheit! rief ich, vorwärts, vorwärts!
Was ein Thor nicht alles glaubt!
Und vom ſchweren Säbelſtreiche
Ward geſpalten mir das Haupt.

Aufgewacht zu grauſen Schmerzen,
Brennt die Wunde mehr und mehr,
Und ich liege hier gebunden,
Grimm'ge Wächter um mich her.

Unter den Dichtern, welche den Uebergang bilden aus der begeiſterten in die nüchterne Zeit, ſteht Ludwig Uhland wohl oben an, denn in ihm finden wir die ſchöne Wärme und farbige Phantaſie der früheren romantiſchen Zeit und die beſonnene praktiſche Richtung der neuen Zeit, kurz beide Zeiten in ihren guten Eigenſchaften vereinigt. Daher iſt auch ſein Doppelleben als Dichter und Volksvertreter bedeutungsvoll und keineswegs blos zufällig. Die Umwandlung der Zeit ſelbſt ſpiegelt ſich darin. Die ſchöne Schwärmerei des Dichters ſchließt die klare Handlungsweiſe des Staatsmanns, die liebende Verſenkung in die Erinnerung der alten romantiſchen Vorzeit ſchließt die Theilnahme am jugendlichen und kräftigen Wachsthum der Gegenwart nicht aus. Wie es mannigfaltige und oft ſonderbare Zeichen der Entwicklungskrankheit unſerer Zeit giebt, ſo giebt es auch Zeichen der geſunden Natur, die uns mitten in der Krankheit an das Vorhandenſeyn einer unbezwinglichen und nicht

aufzureibende Kraft erinnern, und in Uhlands einfacher Handlungs- und Dichtungsweise scheint mir ein solches Zeichen gegeben.

Er hat sich keinen chimärischen Hoffnungen überlassen, darum klagt er auch nicht in wunderlicher Verzweiflung. Ruhig, männlich, sicher geht er seinen Weg, wohl wissend, daß nach den Regentagen wieder Sonnenschein folgen wird und nach dem Gewitter mildes Himmelblau.

Einmal athmen möcht' ich wieder
In dem goldnen Märchenreich;
Doch ein strenger Geist der Lieder
Fällt mir in die Saiten gleich.

Freiheit heißt nun meine Fee,
Und mein Ritter heißet Recht;
Auf denn, Ritter, und bestehe
Kühn der Drachen wild Geschlecht!

Wird das Lied nun immer tönen
Mit dem ernsten scharfen Laut?
Und das Feld des heitern Schönen
Bleibt es forthin ungebaut?

Sind die Wälder erst gelichtet
Und die Sümpfe abgeführt,
Dann zu reiner Sonne richtet
Sich das Auge, fromm gerührt.

Diese Resignation der Männlichkeit, die da wirkt und schafft, ohne je auf Lohn zu rechnen, für die

kommenden Jahrhunderte und wenn auch das nicht, für das ewige Recht an sich, das ist etwas, was schlechthin Achtung einflößt, und was in seiner anspruchslosen Bescheidenheit eine immerwährende Beleidigung für alle die Hoffärtigen ist, die nur die Fragen ihrer Eitelkeit oder ihres Vortheils zu den Fragen der Zeit machen möchten.

Ihr Weisen, muß man euch berichten,
Die ihr doch Alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluthen
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubrüten,
Die ihr geschäftig unterstreut?

Kein Tadel, keine Schmähung, keine gehässige Insinuation darf die einfache Pflichttreue des Mannes wankend machen.

Tadeln euch die Ueberweisen,
Die um eigne Sonnen kreisen:
Haltet fester nur am echten,
Alterprobten, einfach Rechten!

Höhnen euch die herzlos Kalten,
Die Erglühn für Thorheit halten:
Brennet heißer nur und treuer
Von des edlen Eifers Feuer!

Schmäh'n euch Jene, die zum' Guten
Lautern Antrieb nie vermuthen:
Zeigt in desto schönrer Klarheit
Reinen Sinn für Recht und Wahrheit!

Auch da, wo es sich nicht von so ernsten Dingen handelt, behauptet Uhland die ihm angeborne edle Einfachheit. Seine Dichtungen sind davon durchdrungen. Einfache Natürlichkeit und Wahrheit, Entfernung von aller Affektation ist das Charakteristische, was ihn und seine Manier auffallend unterscheidet.

Unsere Lyrik war seit dem Untergange der alten Minnepoesie in eine leidige Affectation gefallen, von der selbst unsere besten Dichter sich nicht ganz losgerissen haben. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts affektirte man die französischen Affektationen horazisch-anacreontischer Ländlichkeit, dann kam die Klopstok-Voß-Matthissonsche Affektation des pindarischen Schwungs und der klassischen Elegie an die Reihe, darauf die Gleim-Claudius-Bürgersche Affektation ehrlich-plumper Deutschheit, dann folgte der didaktisch-kosmopolitisch-patriotische Schwulst des Schillerschen Nachwuchses, ferner die doppelte Affektation theils des nordischen Blutdurstes, theils der altkatholischen Schwärmerei bei den Anhängern der Schlegel-Tieckschen Schule, besonders Fouqué, und endlich jüngsthin die Affektation der alles frivolisirenden Ironie, welche ursprünglich von Göthes Lehrge-

dichten und zahmen Xenien ausgehend, in Heine ihren poetischen Kulminationspunkt erreicht hat und in dessen Nachahmern, namentlich Immermann, schon wieder herabsinkt. Leugne, wer es kann, daß hier überall Affektation herrscht? Bei Uhland findet man dieselbe nicht. Er hat die Lyrik zu der Natürlichkeit zurückgeführt, die unser echtes altes Volkslied so vortheilhaft von der Kunstlyrik der Neuern unterscheidet. Göthe in seinen Nachahmungen des alten Liedes und der alten Romanze, Tieck, die beiden Schlegel, Novalis, Arnim, selbst Schiller in einigen Romanzen, ist ihm hierin freilich schon vorangegangen, doch bei keinem neuern Dichter ist diese Einfachheit und Natürlichkeit so ganz und so allein vorherrschend als bei Uhland.

Das Unglück hat indeß gewollt, daß diese Natur bei den Nachahmern wieder geschickt in die Unnatur und Affektation umgewandelt worden ist. Wir lesen jetzt in Journalen und Gedichtsammlungen Romanzen über Romanzen, die, indem sie die Uhlandische Simplizität erkünsteln möchten, in ein kindisches Lallen gerathen. Da werden nothwendige Wörter ausgelassen, damit die Rede eine alterthümliche Kürze und Abgebrochenheit erhalte; wird die heut übliche Wortstellung umgekehrt, werden altfränkische Ausdrücke ohne alle Noth eingeschwärzt, wird mit einer ganz ungewöhnlichen Konstruktion angefangen, wird

die bei Kindern und gemeinen Leuten gebräuchliche öftere Wiederholung des „und“ oder, des „da“ bis zum Eckel gebraucht ꝛc.

Uhland ist vorzüglich als Lyriker verehrt. Aber seine dramatischen Werke „Ernst von Schwaben“ und „Ludwig von Bayern“ vervollständigen uns erst sein Charakterbild. In diesen Dichtungen nämlich wird die Freundschaft, die Treue unter Männern, verherrlicht.

Neben Uhland behauptet Anastasius Grün den ersten Rang unter den gleichgesinnten Lyrikern der Restaurationsperiode. Oesterreich hatte nie einen bessern Sänger. Seine Gedichte sind von der Art, wie sie nicht untergehn, in Feuer geläutertes Gold, zwar vom verhüllten Dichter in stummer Nacht gleichsam achtlos in die Wellen geworfen, aber nur, um, wie der Hort der Nibelungen, einst den hellen Tag zu grüßen. Es gibt nur wenige Dichter, deren Geist, im tiefsten Leben der Nation geboren, den prophetischen Träumen desselben Worte leiht und hellsieht in der schwärzesten Zeitennacht. Diese wenigen Worte klingen aber ewig fort, Musik der Zukunft, und ist diese gekommen, eben so süß noch ein Klang der Vergangenheit, und ein ewig grünender Lorbeer um die Schläfe des Dichters.

Der Grundgedanke dieser Gedichte ist:

Riesin Austria, wie herrlich glänzest du vor meinen Blicken!
Eine blanke Mauerkrone seh' ich stolz das Haupt dir schmücken,
Weicher Locken üpp'ge Fülle reich auf deine Schultern fallen
Blonden Gold's, wie deine Saaten, die im Winde fröhlich wallen.

Festlich prangt dein Leib, der wonn'ge, in dem grünen Sammtgewande,
Dran als Silbergurt die Donau, und die Rebe als Guirlande;
Leuchtend flammt sein Schild, der blanke, welchem Lerch' und Aar entsteigen,
Aller Welt von deinem Bündniß mit dem Tag und Licht zu zeigen!

Es verhüll' ein ew'ger Nebel unsern Himmel, blau und licht!
Solchem Land paßt eure Satzung, doch dem unsern paßt sie nicht!
Dann trompetet euer Herold sie in Nebelnacht hinaus!
Dann entsendet eure Späher hündisch auf die Lauer aus!

Doch, so lang das Land noch blühend, saatenreich und frühlingsgrün,
Und das Volk gesund und fröhlich, kräftig noch und jugendkühn,

Mögt ihr nicht ſein Brod vergiften, ſeine grüne Flur entweih'n,
Seinen blauen Himmel trüben, und vergällen ſeinen Wein!

Nachdem er in ſeinem letzten Ritter den jugendlichen Kaiſer Max beſungen, widmete er der Gegenwart, ihren Klagen und Hoffnungen ſeine ſchönſten Lieder in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ und in „Schutt.“ Aber nicht die Klage, ſondern die Hoffnung überwiegt bei ihm und ein freudiger muthiger Ton geht durch dieſe echten Jugendlieder.

In Guſtav Pfizers Gedichten ſpricht ſich, trotz ihrer vorherrſchenden Reflexion, die ganze edle Unruhe eines in dieſer nüchternen Zeit unbefriedigten poetiſchen Gemüthes aus, bald klagend, bald zürnend, daß nichts Großes geſchieht und daß doch die Welt auch nicht zu dem alten Frieden, zu der ſchönen Beruhigung früherer Tage zurückkehrt, daß es keine Zeit mehr iſt für Helden, aber auch keine für Dichter, für die Heiterkeit der Kunſt und für das Glück der Liebe. Wie ſehr unterſcheidet ſich dieſe ſtolze Reſignation von den kläglichen, ja niederträchtigen Verſuchen junger Schwelger, in der tiefſten Gemeinheit des Sinnengenuſſes die mangelnde Befriedigung zu ſuchen, wie der ruſſiſche Sklave im viehiſchen Branntweinrauſch. Man wirft gern den Moraliſchen, die ſich gegen ſolch freches Treiben empören, ein kaltes, un-

poetiſches Gemüth vor. Wohlan, hier habt ihr einen Jüngling, tief empfänglich für alle Freuden des Lebens, nachhängend mit inniger Liebe dem ſchönen Zauber poetiſcher Luſt, und doch entſchloſſen, viel lieber ſein Feuer in einer Felſenbruſt zu verſchließen, als es zu löſchen im Sumpfe des Gemeinen. Ein ſehr edles Beiſpiel. Die Jugend iſt nicht geſchaffen für Geduld, aber es ſteht ihr ſchön, wenn ſie dem männlichen Alter vorgreifend ſich ſelbſt bezwingt, ſo wie ihr umgekehrt nichts übler anſteht, als die anticipirte Erſchlaffung, Weichmäulichkeit und Schamloſigkeit fauniſcher Greiſe; wodurch ſich die Antipoden jener edleren deutſchen Jugend, die ſpäter zu ſchildernden neuen Gallomanen hervorgethan haben.

Als politiſcher Gelegenheitsdichter im Großen iſt Ortlepp aufgetreten. Kein neues wichtiges Ereigniß hat er vorübergehn laſſen, ohne ihm eine Ode zu widmen, in deren vollen und wohlklingenden Tönen ſich Begeiſterung und durchgängig der wärmſte Patriotismus ausſpricht.

Eigenthümlich waren die Verſuche von Henne und Klemm, auf die Verherrlichung des alten Germanenthums zurückzukommen, wie es ſchon der neue „Barde“ Klopſtok verſucht hatte. Henne bearbeitete die Geſchichte des Diviko und der älteſten helvetiſchen Kämpfe in einem ſpeciell patriotiſchen Intereſſe, mit Herbeiziehung der nordiſchen Mytho-

logie und in einer originellen, dem schweizerischen Dialekt angepaßten Sprache. Dieser gutgemeinte Versuch hatte jedoch zu wenig innere Nothwendigkeit, war zu willkührlich und einseitig ausgeführt, als daß er Glück hätte machen können. Klemm schilderte die alten Deutschen in Hexametern, was freilich auch unpassend ist, da der Hexameter einmal keine deutsche, vielweniger altdeutsche Form ist; allein Klemm hat vortreffliche Tableaux geliefert und die Quellen mit viel Phantasie benutzt.

In historischen Schauspielen und Romanen finden wir häufig patriotische und politische Anklänge, aber auch nur Anklänge. Raupach bringt fast das ganze Mittelalter auf die Bühne, aber der Patriot kann sie ansehen, ohne warm zu werden. In den zahlreichen historischen Romanen empfinden sich unsre Dichter weit eher in den Patriotismus eines Italieners, Franzosen, Engländers, Polen hinein, als daß sie einen natürlichen für ihr eigenes Vaterland blicken ließen, oder sie legen alles Interesse in den Stand und in eine Provinz oder Stadt mit Uebergehung des allgemeinen deutschen Interesses, so daß ich diese poetische Gattung wie billig hier ausschließe.

Gar eigen verhält sich der alte wackere Ehrenfried Stöber in Straßburg zu unserer patriotischen Poesie. Er hielt sich an Pfeffel, Jakobi, Hebel, deren

Freund er war, er schrieb elsässische Romanzen und zarte lyrische Gedichte in der deutschen Weise. Aber er war daneben ein enthusiastischer Anhänger des französischen Staats, und widmete seinem Enthusiasmus für die französische Freiheit viele deutsche Lieder, worin er Frankreich immer „mein Vaterland" nennt. Es ist eine Kleinigkeit, aber sie gereicht doch dem deutschen Nationalstolz zur tiefen Beschämung. Es sollte doch nicht seyn, es sollte rein unmöglich seyn, daß ein Deutscher die deutsche Poesie zu einem solchen Mißbrauch des heiligen Namens „Vaterland" entweihen könnte. Daß es möglich ist, beschämt, beleidigt, erzürnt uns.

Ist euch in Elsaß euer deutsches Gemüth aufgegangen, daß ihr in deutscher Zunge fröhlich mit uns singt, was für ein Wahnsinn befällt euch, daß ihr euch im nächsten Augenblick wieder einbildet, ihr wäret Franzosen. Ihr seyd ein alter schändlich von uns gerißner Theil unseres Reiches. Euer Land, eure Felder und Weinberge, eure Städte und Dörfer sind eben so ganz deutsch, als sie von welscher Art drüben verschieden sind. Ihr alle redet deutsch, so weit eure grünen Berge zu sehen sind, die euch abgrenzen von den Welschen drüben. Euer Münster mahnt euch mit seinen heiligen Pyramiden an den ureignen Geist deutscher Kunst, welche die Welschen drüben blos zerstören, nicht gründen, nicht einmal verstehen konnten.

Eure Vergangenheit ist deutsch, eure Zukunft wird es wieder seyn. Die Gegenwart wollen wir uns verzeihen, aber nicht den Franzosen.

Den Uebergang zu den politischen Satyrikern bilden zwei ausgezeichnete Talente. G. A. Freiherr von Maltitz ist noch ganz voll von dem preußischen Zorne der Kriegsjahre, aber er wendet ihn gegen einen andern Gegenstand, gegen die Stagnation und Retardation der Zeit, und gibt ihm jenes eigenthümliche sarkastische Gewand, welches Zorn und Spott so gut verbindet. Obgleich aus einer alten Familie thut er doch nichts weniger als vornehm, seine sehr populäre Sprache fällt sogar zuweilen in den plebejischen Ausdruck. Seine launige Derbheit macht aber einen um so bessern Eindruck, als sich nirgends verkennen läßt, daß er es damit ehrlich meint, daß er wirklich in einem ernsten Eifer ist. Dieses Eifers Hauptthema ist:

Gefährlich ist es zu erwecken
Den Deutschen aus der Trunkenheit,
Allein der schrecklichste der Schrecken
Ist seine stete Nüchternheit.

Sonderbar ist es doch, daß man so selten begriffen hat, welch ungeheures Uebergewicht uns Deutschen gerade diese Nüchternheit, diese vis inertiae im Verlauf der Zeit über die leidenschaftlich aufgeregten Völker um uns her verschafft hat. Vor nichts

fürchten sich die Franzosen mehr als vor dieser staunenswürdigen Nüchternheit, vor diesem auf die Dauer gearbeiteten Phlegma, das am Ende die Betrunkenen alle beerben wird. — Maltitz, obgleich selber Preuße, ist nicht gut auf Berlin zu sprechen:

Nimm mich auf in deine Hallen,
Stolze, prächt'ge Königsstadt!
Keine deiner Schwestern hat
So, an Schönheit reich vor Allen,
Reich geschmückt der Künste Hand;
Aber, ach! dein Sand! dein Sand! —

Laß mich bei dem Glanze weilen,
Der in deinen Mauern wohnt;
Bei der Göttin, die da thront
Hoch auf deines Thores Säulen,
Niederschaut aufs mächt'ge Land,
Ach! und auf den vielen Sand. —

Aber, ha! welch' Prachtpaläste
Reihen sich zur Straße dort?
Die der großen Herren Ort
Und der Tummelplatz der Feste;
Doch auch hier weht, welch ein Graus!
Staub und Sand von Haus zu Haus. —

Aber schau'! wie stolz und prächtig
Sich ein Bau zum Himmel hebt.
Tief in seinen Mauern lebt
Der Finanzen Quelle mächtig;

Doch, o wehe! armes Land!
Ach! auch er, er ſteht auf Sand. —

Nun, ſo nehmt mich auf, ihr Linden!
Stolze Promenadenpracht.
Dort, wo ſchatt'ge Kühlung lacht,
Werd' ich endlich Athem finden.
Aber ach! durchs graue Laub
Weht auch hier des Sandes Staub. —

Nun dann fort, hinaus zum Thore!
In dem nahen Schattenhain
Wird's doch endlich lieblich ſeyn,
Grün dem Aug' und ſtill dem Ohre;
Doch auch hier ſtiebt, — welch ein Land!
Vom Paradeplatz der Sand. —

Nun, ſo fahre wohl auf immer,
Sandumwehte, wind'ge Stadt! —
Die, an wahrem — Reize matt,
Streut mit kalt-erborgtem Schimmer
Rings durchs weite, dürre Land,
Ach! in Aller Augen Sand. — —

Es iſt ihm offenbar ſelber Sand in die Augen gefallen, daß er nicht mehr geſehen hat, was Berlin noch außer dem Sande beſitzt. Ich verſtehe darunter nicht die Hegelianer und auch nicht die Pietiſten, nicht das Königsſtädter Theater und auch nicht ſeine Poeten, nicht die Berliner Jahrbücher und auch nicht das Berliner Wochenblatt, nicht Raupach und auch

nicht Willibald Alexis, nicht die alte Mittwochsgesellschaft und auch nicht die noch ältere Stallschreibergasse, nicht das weiße Blut der Poeten und auch nicht das weiße Bier der Schneidergesellen, nicht die schlechten Witze und nicht die guten Gesinnungen; sondern das, was trotz alledem noch immer Berlin ist und bleibt, nämlich eine prächtige Stadt trotz des Sandes, ein Sitz der Gelehrsamkeit trotz der Schreibergesellen und ein Lager tapferer Männer trotz der Windbeutel.

Der Schweizer Fröhlich, der auch in Uhlands einfacher Weise recht liebliche lyrische Gedichte geschrieben hat, zeichnet sich doch besonders als Fabeldichter durch vortreffliche politische Satyren aus, die freilich zunächst nur auf die Schweizer Wirren sich beziehen, doch aber, wie alles in der Politik, auch eine allgemeinere Anwendung zulassen. Disteli hat sehr hübsche Karikaturen dazu gezeichnet. Folgendes Zeitbild mag sie charakterisiren.

Anerkennung eigner Rechte
Gaben einst die Wohlgebornen
Auch den Schafen, den geschornen.
Und es wählten die Erhörten,
Daß er kräftig sie verfechte,
Einen von den Hochgeöhrten.

Dieser an den Hof gekommen,
Wurde freundlich aufgenommen,

Und die Hunde, die Minister,
Haben höflich ihn berochen,
Selbst der Leu hat mit Geflüster
Etwas zu dem Mann gesprochen.

Und er fand ein herrlich Leben,
Denn es ward ihm Korn gegeben,
Drum er denn auch „Ja“ sagte,
Zu dem Allem, was man sagte.

Aus der alten Zeit der französischen Revolution waren noch Männer übrig, die damals jugendlich enthusiasmirt, auch später ihre Hinneigung zu den französischen Freiheitsbegriffen nicht verläugneten und sich namentlich ein Geschäft daraus machten, theils den langweiligen, schleppenden Gang aller Geschäfte in Deutschland, theils die romantischen Schwärmereien und den Unverstand derer zu verspotten, die das Uebel nur ärger machten, indem sie es nach mittelalterlichen Vorstellungen oder nach vagen Theorien der Philosophie ohne alle Lebenspraxis zu verbessern trachteten.

Schon mitten in der Verwirrung der Revolutionsjahre während der traurigen Katastrophe von Rastadt schrieb ein pseudonymer Momus sehr gute Satyren „die privatisirenden Fürsten,“ „die privatisirenden Fürstinnen“ und mehrere andere. Lachend malte er die beweinenswürdige Zerrüttung des Reichs. Aber warum hätte er auch nicht lachen sollen? Die,

welche das unendliche Elend des Vaterlandes verschuldet, waren doch noch lächerlicher, als verabscheuungswerth. Man mußte lachen, wenn diese Reichsbänke unter den beperückten und behaarbeutelten Repräsentanten der weiland großen deutschen Nation mürbe zusammenbrachen, wie die kleinen geistlichen und weltlichen Souveräne zu Dutzenden die Landstraße suchten und auf der eiligen Flucht Kronen und Scepter und Bischofsmützen fallen ließen, wie Talleyrand die deutschen Landschaften und Städte versteigerte und deutsche Prinzessinnen und Reichsgräfinnen mit ihrer Person bezahlten, um ausgelacht zu werden, in ihrer Naivetät noch einmal zu bezahlen und wieder ausgelacht zu werden. Ja sie verdienten das höllische Gelächter, das die Sanskulotten über sie aufschlugen.

Die Leiden des deutschen Volkes aber waren zu groß, als daß man lange hätte lachen können. Napoleon that uns ein Weh und eine Schmach an, die zu sühnen, einst noch Ströme von Blut durch das schöne Frankreich rinnen werden, denn noch ist nichts gesühnt, noch trägt das Münster zu Straßburg die französische Kokarde. Unsre Leiden waren so drückend, daß man nicht mehr lachen konnte. Der Rheinbund hatte in seiner schändlichen Existenz doch wenigstens noch einen letzten Rest von Ehrgefühl. Er mordete die Brüder, aber er beschimpfte sie nicht. Die Satyren

gegen Preußen rührten von Preußen selbst her. Massenbach, Cölln, Julius von Voß waren Preußen. Im Süden schrieb nur Zschokke im Sold Napoleons, und Hebel war in seinem Schatzkästlein gemein und frivol genug, über die tapfern Tyroler zu spotten. Doch ich will nicht tiefer in das Kapitel der Schande eindringen.

Lakaien, feile Schriftsteller taugen nicht zur politischen Satyre, diese ist lediglich Sache der Opposition. Sie kamen daher auch in Deutschland erst wieder auf, als der Druck fremder Tyrannei und der Jammer des Krieges überstanden waren, als im tiefen Frieden neue Parteien sich bildeten.

Zwei Geschäftsmänner, die dem Entwicklungsgange der Zeit ruhig zugesehen, und immer mit scharfem Auge beobachtet hatten, erlaubten sich zuerst wieder zu spotten, Jassoy in Frankfurt am Main und der treffliche Geschichtschreiber Lang in Anspach. Jener schrieb „Welt und Zeit," dieser die „Hammelburger Reise," beides höchst witzige, die Lügen, Täuschungen, Schwächen und Dummheiten der Gegenwart schonungslos geißelnde Schriften. Während Andere, z. B. Görres, noch zürnten, lachten sie schon. Sie hatten weniger gehofft, darum fanden sie sich weniger getäuscht und weniger zum Aerger, als zum Spott aufgelegt. Sie trugen viel dazu bei, der seit

der Wartburgfeyer aufbrauſenden Jugend einen Zügel anzulegen. Mehr als alle Bundesmaßregeln wirkte der Spott des Frankfurter Advokaten und des Hammelburger Reiſenden, die Jugend zur Beſinnung zu bringen. Dieß hatte aber zur Folge, daß die Oppoſition, die bisher ultradeutſch und romantiſch geweſen war, jetzt einen nüchternen, modernen und franzöſiſchen Zuſchnitt bekam. Der Zorn eines Görres kam aus der Mode, der Witz eines Jaſſoy in die Mode. Die Träume vom Reich, von der großen Politik verſchwanden, und es begann der kleine Krieg gegen die lokalen Gebrechen. Im Zorn war noch mehr Zutrauen geweſen, der Witz vergiftete es gänzlich. Der Zorn hatte nur allgemeine Forderungen geſtellt, der Witz ging ins Detail, und da er von geſchäftskundigen Männern kam, ſo brachte er dem Publikum unmerklich einen bisher unerhörten Geſchmack an dem Detail der Staatsgeſchäfte bei. Was keinem noch ſo enthuſiaſtiſchen Theoretiker gelungen wäre, gelang den witzigen Leuten. Mit Scherzen und Lachen lehrten ſie die Langeweile einer ſolchen Beſchäftigung überwinden. Sie ſind daher auch Schriftſteller von hiſtoriſcher Wichtigkeit. Der Schlüſſel zu der großen Veränderung im deutſchen Liberalismus zwiſchen 1815 und 1830 iſt in ihren Händen zu finden.

Auch Friedrich mit ſeinen kleinen witzigen

Schriften gehört hieher, obgleich er damit lange nicht so scharf in die Zeit einschnitt, als die genannten.

Seybold, der ehemalige Herausgeber der Neckarzeitung, eine der geistreichsten publicistischen Federn, hat auch komische und historische Romane geschrieben. Sein „Patriot" ist eine vortreffliche Satyre auf die demagogischen Umtriebe und ihre Mystificationen ꝛc. Sein „Kaspar Hauser" ein erschütterndes Gemälde, das alle seine Farben aus der Wirklichkeit entlehnt hat und weitaus das beste, was je über diesen politischen Kindermord geschrieben wurde.

Da der politische Spott gegen die Reactionen und Retardationen in Deutschland gerichtet war, so begann in denselben allmählich immer mehr das Lob der Staaten einzufließen, die etwas weiter vorwärts geschritten waren. Da man sich aber um Frankreich immer mehr als um England bekümmerte, so wurde dieses Lob bald vorzugsweise den Franzosen gezollt und es waren noch nicht zehn Jahre seit der Schlacht bei Leipzig vorüber gegangen, als die Gallomanie schon wieder hereinbrach. Eines folgte aus dem andern. Der Patriotismus wurde betrogen, er zürnte; man strafte ihn, er wurde lächerlich, er spottete über sich selbst, er suchte sich selbst zu vergessen, und verwandelte sich wieder wie vor dieser Kur in Liebe und Nachmachung des Fremden. Der Eine dachte nur noch ubi bene, ibi patria, tändelte in Paris

herum, machte alle Pariſer Moden, Witze, Narrheiten und Laſter mit, und war glücklich, wenn man ihn für einen echten Franzoſen hielt, was freilich nur ſeinen dummen Landsleuten paſſiren konnte. Der Andere fluchte einer Nation, die ſich nicht ſelber als ſolche zu erkennen und zu benehmen weiß, glaubte nur noch an eine allgemeine Menſchheit und ſah in Frankreich die Vorfechter für das Heil derſelben, hoffte von Frankreichs Waffen auch für die „Menſchen in Deutſchland" allein das Heil, und wurde Vaterlandsverräther aus Patriotismus. Der Dritte, phyſiſch und geiſtig angeſteckt von dem Uebel, welches man das franzöſiſche heißt, ſuchte auch alle ſeine Landsleute damit wenigſtens geiſtig zu inficiren, und wärmte, damit der neuen Gallomanie nichts fehle, was die alte hatte, zu guter letzt auch noch allen alten Geſtank wieder auf, der je über den Rhein herübergequollen, die Hoſenloſigkeit, die Güter- und Weibergemeinſchaft, die Abſchaffung Gottes ꝛc.

Dieſer bedeutungsvollen neuen Gallomanie müſſen wir ein beſonderes Kapitel aufſparen, da ſie die jüngſte unſerer literariſchen Moden iſt. Es genügt, hier gezeigt zu haben, wie der unterdrückte Patriotismus allmählig bis zu dem Punkte kam, wo er in dieſes Extrem ſeines Gegentheils umſchlug.

15.

Die Callot-Hoffmann'sche Schule.

Zu den originellsten und sonderbarsten Erscheinungen unserer neuen Literatur gehört die Vorliebe für das Dämonische, Grauenhafte, Wahnsinnige. Sehr verschiedene Ursachen haben zusammengewirkt, ihr trotz ihrer Abnormität im aufgeklärtesten Zeitalter eine so große Bedeutung zu geben, daß sie bei uns noch immer neben andern Richtungen der Poesie sich behauptet, und in Frankreich sogar zur herrschenden Mode erhoben ist.

Die romantische Reaction gegen die Modernität mußte natürlicherweise auch zum Aberglauben zurückführen, mit dem Göthe freilich nur kokettirte, den aber Tieck schon ernst nahm. Von der Poesie der Volkssagen, der Legenden ist dieser Aberglaube unzertrennlich, ja oft beruht die Poesie hauptsächlich nur in ihm.

Eine zweite äußere Veranlassung war der Magnetismus, der wirklich als ein neues Wunder in die Welt trat, und der durch ihn wieder erweckte Geisterglauben.

Dieß würde jedoch noch nicht die große Theilnahme, die man dieser Abnormität zuwandte, erklären, wenn nicht in der Zeit selbst, in der Stimmung der Gemüther, eine innere Sympathie für den finstern Dämonismus vorhanden gewesen wäre.

Gerade je nüchterner und aufgeklärter die Menschen geworden waren, um so empfänglicher wurden sie für die albernsten Schreckbilder. Unterdrückter Glauben rächt sich allemal durch Aberglauben, eine durch den Verstand unterdrückte Phantasie durch Phantome. Im Raum findet man den Aberglauben da am ausgebildetsten, wo die Natur am ärmsten ist, im Norden und in den Wüsten des Südens. In der Zeit findet man ihn alsdann in seiner höchsten Blüthe, wenn das Volk noch zu wenig oder wenn es schon zu viel Verstand hat. In Rom riß er erst mit der Ueberbildung ein, und wurde durch ein Uebermaß von Philosophie hervorgerufen. So viele Sophisten, so viele Hexen und Zauberer. Es war natürlich. Nur der Glaube an eine ewige Liebe und die durch sie erhaltene Harmonie der Welt schützt vor der Furcht. Wird dieser Glaube gestört, so kommt neben dem Stolz und der Hoffahrt der Philosophie, die sich des Größten anmaßt, nothwendig eine läppische Kinderfurcht zum Vorschein, die vor dem Kleinsten erschrickt. Den Gott der Erde macht ein Espenlaub erbeben. Der mit jedem Menschen geborne Glauben an den einen und guten Geist rächt sich, wenn er unterdrückt oder geirrt wird, durch den Glauben an viele und böse Geister. Wer im Ganzen der Welt nicht mehr ein Wunder sieht, sondern den Sinn dafür durch den nüchternsten, nur das Interesse berech-

nenden Verſtand abſtumpft, den müſſen kleine einzelne Wunder necken und erſchrecken. Wer aber das Unbefriedigende des Rationalismus, der trivialen Aufklärung und proſaiſchen Nützlichkeit erkannt hat, eine Leere in ſich und ein tieferes poetiſches Bedürfniß fühlt, der wird gerade um des Contraſtes, um der Neuheit willen, alles begierig ergreifen, was ihm das geheimnißvolle Land des Aberglaubens bietet.

Bei Hoffmann ſieht man aber, daß nur ein am höchſten, ja bis zur Verzweiflung geſteigerter Eckel an der Modernität und ihrer unpoetiſchen Nüchternheit den Dichter gleichſam aus einer vernünftigen und höflichen Geſellſchaft bei hellen Lichtern und Thee plötzlich hinaus in die Nacht und in fieberhaften Wahnſinn unter die Hexen, Geſpenſter und Teufel forttriß. Jean Pauls Schoppe litt an derſelben Verzweiflung, wagte aber noch nicht den kühnen Sprung ins Geiſterreich, und ſelbſt ſein Wahnſinn war nur ein humoriſtiſcher. Aber von dieſem Standpunkt Jean Pauls war nur noch ein Schritt bis zu dem Hoffmanns.

Es kommt noch etwas hinzu, und nicht das unwichtigſte, ein geheimer Zug zur Grauſamkeit, der ſich in das neunzehnte Jahrhundert eingeſchlichen hat, während das achtzehnte eher zu ſentimentalen Schonungen und Begnadigungen und Verſöhnungen geneigt war und eine humane Großmuth wenn nicht

immer bewies, doch immer als Modesache affectirte. Die letzten Generationen sind wieder viel wilder. Das Thier im Menschen hat Blut geleckt in der französischen Revolution, und seitdem gelüstet ihn heimlich nach dem verbotenen Genuß. Man will keine Familiengeschichten mehr auf dem Theater sehen, keine rührenden Gruppen, sondern blutige Gräuel, haarsträubende Verbrechen; man will sich weiden am Jammer und an Henkerqualen. In Frankreich ist diese Grausamkeit mehr materiell, in Deutschland mehr geistig. In Paris bringt man den Henker wirklich auf die Bühne und läßt ihn mit so täuschender Aehnlichkeit Köpfe abschlagen, daß das Blut umherspritzt. Aber in Deutschland ist man vielleicht noch grausamer, indem man die Martern der Seele, alle Leidensstationen des Wahnsinns, die Seelengefangenschaft und den Seelenmord durch Magnetismus, durch Bezauberung, durch Bündnisse mit dem Satan ꝛc. ausmalt. Die französische Grausamkeit ist roher, die unsere feiner, aber eben deßhalb noch peinlicher.

Wie kommt aber unsere feingebildete Zeit zu einer solchen Neigung? Ist es Folge der Ueberbildung, des abgestumpften Geschmacks, der neue Reitzmittel sucht, eines ausgeschmeckten Gaumens, der nur noch durch spanischen Pfeffer einigermaßen pikirt werden kann? Gleichen wir den Römern, die sich in ihrer Cultur endlich zu gleicher Zeit so verfeinerten und

verwilderten, daß sie bei den weichligsten und üppigsten Mahlen und Gelagen blutige Fechtspiele, schauderhafte Würgereien unter Thieren ꝛc. haben mußten? Oder ist diese Grausamkeit weniger ältlich als jugendlich, ist es vielleicht der Fiebertraum eines vollblütigen Jünglings, den der Müßiggang drückt, den es nach Thaten drängt?

Ich fürchte, diese Tendenz wird den kommenden Geschlechtern noch wehe thun. Sie bezeichnet offenbar, von allem Andern abgesehen, einen Rückschritt der Menschen, denn sie verbindet sich mit der Rohheit, mit dem Thiere im Menschen; während die frühere Humanität und sentimentale Milde dem höchsten Seelenadel und dem Engel im Menschen diente. Durch die Milde edler Geister im achtzehnten Jahrhundert wurden selbst die Massen veredelt, und so mancher Zug von Großmuth und schöner Gesinnung in den Revolutionen und Kriegen hatte nur dort seine Quelle. Wenn aber im neunzehnten Jahrhundert selbst edle Geister verwildern, was soll man da künftig vom Pöbel erwarten? Man wird es erst später inne werden, daß es eine schlechte Schule war, in der man die Menschen an den Anblick des Grausamen gewöhnte.

Je früher zurück, um so unschuldiger und zahmer war auch noch die poetische Wundersucht. Wir unterscheiden zwei besondre Gattungen dieser abergläu-

bigen Poesie, die eine, die darauf ausgeht, zu bornіren, die andere, welche schrecken und entsetzen will. Beide kommen aber darin überein, daß sie Unsinn für Sinn ausgeben, und dem albernsten Aberglauben fröhnen. Beide schildern uns wunderbare Begebenheiten, bewirkt durch unbekannte, dunkle Wundermächte, die mit den Menschen ein willkührliches Spiel treiben. In der ersten Gattung erscheinen diese dunkeln Mächte als mystische, geheime Clubbs von überirdischen, zaubermächtigen Wesen und hier spielen die Menschen oder Helden die Rolle von Schülern, die geprüft werden. In der zweiten Gattung sind die dunkeln Mächte das Schicksal oder gar der Teufel, und hier sind die Menschen Opfer, deren Qualen den poetischen Effekt bewirken sollen.

Die erste Gattung war die frühere. Sie ging aus dem Freimaurerwesen und aus der Wundersucht hervor, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in geheimen Gesellschaften Mysterien aller Art suchten. Die Neugier hielt das Unmögliche für möglich, und die naive Dummdreistigkeit wollte sich auf dem bequemsten Wege der Meisterschaft in der Weisheit bemächtigen, indem sie sich zum Mitglied eines Bundes im Verborgenen aufnehmen ließ. Endlich trieb die Eitelkeit großer Kinder in den wirklichen Gesellschaften oder durch Vorspiegelung derselben ihr müssiges Spiel. Wie hätte die Literatur

einem Treiben fremd bleiben sollen, das in der wirklichen Welt so viel Sensation machte? wie hätte besonders die poetische Literatur ein so ergiebiges Thema nicht behandeln sollen, da die Wundersucht einen so poetischen Anstrich hatte? Die Scenen, die Gaßner, Philadelphia, Wöllner, die Freimaurer, Rosenkreuzer und Illuminaten in der Wirklichkeit aufführten, spiegelten sich in zahllosen Geschichten von Gespenstern, Zauberern und mystischen Gesellschaften. Selbst ausgezeichnete Dichter ließen etwas von diesem Wunderwesen in ihren Werken anklingen, halb ernsthaft, halb ironisch, so Göthe im Wilhelm Meister und Großkophta, Schiller im Geisterseher, Jean Paul im Titan. Jenem Unwesen huldigte auch eine der berühmtesten deutschen Opern, Mozart's Zauberflöte, und sie wirkte nicht wenig auf die Liebhaberei des Publikums an dergleichen Unsinn. Unter den Romanschreibern zeichnete sich in dieser Gattung vor allen Vulpius aus, dessen Rinaldini den ganzen Apparat mystischer Gesellschaften und überraschender Zauberstückchen enthielt, und ein wahres Volksbuch wurde. Den höchsten Gipfel aber dieser Poesie erreichte Werner, der sie zur tragischen Würde zu erheben bemüht war.

Werner suchte diese Erhebung und Veredlung dadurch zu bewerkstelligen, daß er die Zaubermächte oder mystischen Gesellschaften, von denen die Leitung

und Prüfung der Uneingeweihten abhängen ſollte, geradezu in Delegirte Gottes verwandelte, und das ganze Wunderweſen unter die religiöſen Ideen der Vorſehung und Prädeſtination brachte. Dieſer Mann beſaß poetiſches und noch mehr leidenſchaftliches Feuer, aber vielleicht ein zu trockenes Gehirn, denn wer mag läugnen, daß es ihm ein wenig angebrannt war. Rettung ſuchend vor der im Innern ihn verzehrenden Gluth warf er ſich in jenes Meer von Gnade, wo dergleichen arme Sünder gewöhnlich den irdiſchen Menſchen ablegen, um den himmliſchen anzuziehen. In ſeiner tiefen Zerknirſchung galt dem Dichter jetzt der Wahlſpruch der Frommen:

Eigene Gerechtigkeit
Iſt vor Gott ein ſcheußlich Kleid!

in ſeiner ganzen Härte. Er erkannte, daß eigene That und Tugend eitel ſey, daß der Menſch willenlos und blind den Schluß des Verhängniſſes vollziehe, daß er zu allem ſeinem Thun und Leiden prädeſtinirt ſey. Alle ſeine Gedichte verkündigen dieſe Lehre. Seine Helden werden am Gängelbande des Verhängniſſes in das helle Reich von „Azur und Licht," oder in das dunkle von „Nacht und Gluth" geführt. Eine myſtiſche Geſellſchaft übernimmt die irdiſche Leitung, und man kann darin ein Analogon der hierarchiſchen Tribunale nicht verkennen. Jene Söhne des Thals, jene myſtiſchen Alten bilden bald

eine heilige Fehme, bald unter einem allerheiligſten Aelteſten ein Inquiſitionsgericht, und dieſer Alte vom Thal und Berge kann wie der Großinquiſitor in Schillers Don Carlos von dem Helden der Tragödie jedesmal ſagen:

Sein Leben
Liegt angefangen und beſchloſſen in
der Santa Caſa heiligen Regiſtern.

Die Helden ſind von Geburt an zu dem beſtimmt, was ſie thun oder leiden müſſen. Die einen ſind Sonntagskinder, geborne Engel, die nach einigen Theaterpoſſen, nachdem ſie wie Tamino durchs Feuer und Waſſer gegangen ſind, wohlbehalten in den ihnen längſt beſtimmten Himmel einziehn. Das Schickſal ſpielt eine Zeitlang Verſtecken mit ihnen, hier wird dem Auserwählten das geheimnißvolle Thal, dort die myſtiſche Geliebte verborgen, und zuletzt wird ihnen die Binde von den Augen genommen. Der Schüler wird ein Eingeweihter und der Geliebte findet ſeine andere Hälfte; wären die beiden Leute auch noch ſo weit von einander entfernt, das Schickſal bringt ſie zuſammen, und ſollten ſich „der Nordpol zum Südpol beugen“ müſſen.

Da den Helden auf dieſe Weiſe alle Freiheit genommen iſt, ſo kann auch dieſe Art von Poeſie niemals zur tragiſchen Würde ſich erheben, wie große Mühe Werner ſich auch deßfalls gegeben hat. In-

deß mangelt es seinen Gedichten nicht an religiösem Tiefsinn und an einer gewissen Gluth der Andacht, besonders in den lyrischen Stellen, die ihnen außerhalb der Bühne einen Werth verleihen. Auch hat er fast immer nur die Lichtseite jenes Fatalismus aufgefaßt, sein einziges vollkommnes Nachtstück war der vierundzwanzigste Februar. In den letzten Jahren ist jene erste Gattung der fatalistischen Poesie mit dem ganzen Apparat von mystischen Gesellschaften und menschenbeglückenden Zauberbünden im Verborgenen beinah verschollen. Man lacht nur noch darüber.

Desto wichtiger ist die zweite Gattung geworden, welche denselben Fatalismus aber von der Nachtseite auffaßt. Hier sind die schwarzen dämonischen Mächte die geheimen Maschinisten des Wunderbaren, und man hat sie bald mehr in christlichem Sinn als den Teufel, den Versucher und Verderber, bald mehr im antiken Sinn als die Nemesis oder als die Hekate und die Furien dargestellt, und zwar wieder bald in Romanen und Novellen, bald in Tragödien. Dort war Hoffmann, hier ist Müllner der Chorführer.

Müllner bildete nach dem Vorgang Werner's die Schicksalstragödie zu jener furchtbaren Karikatur aus, in welcher sie lange auf allen Bühnen herumpolterte. Werner's Februar gab den ersten Anstoß, Müllner's Schuld erreichte den Gipfel

und andere haben dann dieſe Manier in der Breite weiter um ſich greifen laſſen. Sie reiht ſich unmittelbar an die ſchon geſchilderte Manier Werner's an, nur daß ſie das Schickſal immer ein feindſeliges, rächendes, zerſtörendes ſeyn läßt. Es wird aber nöthig ſeyn, dieſe neue Schickſalstragödie von der alten zu unterſcheiden.

In der antiken Tragödie war das Schickſal, das eiſerne, unerbittliche, wahrhaft erhaben, furchtbar und ſchön, würdig der Idee, die wir vom unerforſchlichen Verhängniß haben ſollen. Es ſtand als ewige Nothwendigkeit der himmelſtürmenden Freiheit entgegen, und das Maaß ſeiner Erhabenheit lag in der Kraft und Würde des Helden. Je freier, größer, göttlicher der Held, deſto mächtiger, tiefer, heiliger die Gewalt, die ihn ſtille ſtehn hieß. Kampf des Helden gegen das Schickſal war die Grundidee des Trauerſpiels und das Schickſal, das freilich an ſich unüberwindlich und ewig ſich gleich bleibt, mußte durch die Stärke des Widerſtandes und durch den Werth ſeines Opfers eine relative Größe erhalten, die einzige, die ihm in der Poeſie zukommt. Im freien Willen, in der Kraft und im innern Werthe des Helden lag alſo das Kriterium der Tragödie. Je größer und würdiger der Held, deſto gewaltiger das Schickſal, deſto erhabener der Kampf, deſto edler die Dichtung. Der Held in ſeinem Widerſtande war

der Maaßſtab des ganzen Gedichts. So hat auch Schiller das Trauerſpiel aufgefaßt, und es bei den Deutſchen zu einer Lieblingsdichtung gemacht. Was iſt aber daraus geworden, als kränkliche Originalitätsſucht und moraliſche Impotenz ſich auf Schillers Lorbeern weich zu betten gedachten?

Die Helden der neuen Schickſalstragödie ſind willenlos, ohne Werth, ohne Würde. Sie ſind von Geburt an in der Gewalt der dunkeln Macht. Sie begehn ihre ſchauderhaften Unthaten nicht aus freiem Willen, ſondern aus Vorherbeſtimmung. Ein Fluch treibt ſie, von einer Ahnfrau ihnen angeboren, oder angehext von einer Zigeunerin, und ihre Sünde, wie ihre Strafe iſt durch die Sterne ſelbſt mit einer unabwendbaren Stunde ihres Lebens unzertrennlich verbunden. Der arme Sünder muß freveln, weil heute gerade der 24ſte oder 29ſte Februar iſt. Nicht aus Luſt, nicht aus eigenem Willen ſündigt er; iſt eine Luſt in ihm, ſo iſt ſie ihm eben nur angehext, angeflucht. Ja der Teufel nimmt ſich nicht einmal die Mühe, ihn zu verführen, er muß ja ſündigen, wenn die Mitternachtglocke ſchlägt, und der Dolch iſt der Uhrzeiger, und das Herz, das er durchbohren ſoll, iſt die verhängnißvolle Zahl; der Zeiger rückt und das Schreckliche geſchieht. Die Anſicht der Hexenprozeſſe wird geiſtreich, wenn man ſie mit dieſer fataliſtiſchen Anſicht vergleicht. Dort hat doch

der Mensch noch eine freie Wahl, und die dunkle Macht muß sich um ihn bewerben. Es gibt einen heldenmüthigen Kampf, wie der Sintrams gegen seine Gefährten, oder ein ehrliches Pactum, wie zwischen Faust und Mephistophel. Hier aber hat der Held weder eine Wahl, noch einen Genuß dabei, und die dunkle Macht selbst hat nicht das Vergnügen, den starken Geist im Menschen, seine Heldenkraft oder seine Weisheit zu bekämpfen, und nicht den Triumph eines Sieges, sondern nur ein geistloses Spiel mit Puppen. Dem Teufel selbst müßte dieses Spiel, wobei er nichts zu verführen, nichts zu überlisten, keine heilige Kraft zu entweihen, keinen Engel fallen zu machen, sondern nur an längst gelieferten Subjekten das Henkeramt zu vollziehen hätte, sehr langweilig vorkommen.

Das Schicksal selbst erscheint demzufolge hier eben so verändert als der Held. Wie der Held seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat, so auch das Schicksal. Es ist nicht mehr die heilige Nothwendigkeit, die blinde Naturgewalt, die ewige Schranke des allzu kühnen Helden, sondern es ist eine spielende Willkühr geworden. Es ist nicht mehr erhaben, weil es keinen Widerstand mehr findet, sondern kleinlich, weil es nur mit Puppen spielt. Da es selbst aber allein handelt, und zwar nach einem willkührlichen

Plan, den es in irgend einem Fluch ausſäet, der Held aber nicht mehr handelt, ſondern ſich paſſiv verhält und mit ſich machen läßt, was das Schickſal will, ſo iſt eigentlich das Schickſal ſelbſt der Held geworden. Wir intereſſiren uns nur noch für die Thaten des Schickſals, für deſſen ſchlaue, liſtige, grauſame Poſſen, die es mit dem Menſchen ſpielt. Der Dichter muß daher den Effekt ſeiner Tragödie nicht durch den Charakter des Helden, ſondern durch den Charakter des Schickſals zu bewirken ſuchen. Der Effekt, der nicht mehr in der Würde des Helden zu erreichen iſt, muß in dem künſtlichen Plan, in der Sonderbarkeit und Grauſamkeit des Schickſals erreicht werden. Das Schickſal hat nichts mehr zu thun, als wie die Katze mit der gefangenen Maus zu ſpielen, und ihr zuletzt den Fang zu geben. Dies muß nun, wenn es gefällig ſeyn ſoll, auf eine recht umſtändliche und möglichſt grauſame Weiſe geſchehen. Je tückiſcher ſie mit ihr ſpielt, je länger ſie dem armen Mäuschen die tödtliche Tatze verbirgt, je künſtlicher die Sprünge angelegt ſind, bis endlich die Unglückliche den salto mortale in den aufgeſperrten Rachen macht, deſto mehr macht das ganze Spiel Effekt. Die Dichter wetteifern daher nicht, den tragiſchen Helden gröſſer und würdiger zu behandeln, ſondern nur die Hinrichtung deſſelben künſtlicher und martervoller zu verlängern.

Sie wählen daher auch ihre Helden nicht aus dem Plutarch, sondern aus den Criminalgeschichten, die man dem Bürger- und Bauersmann zur Warnung in die Kalender setzt. Dolch, Gift, Selbstmord und Blutschande sind gleichsam das tägliche Brod dieser Helden und die Dichter sind nur verlegen, wie sie es gräßlich genug machen sollen, damit das Schicksalspiel noch einigen Reiz der Neuheit gewinne. Schade nur, daß das Gebiet des tragischen Schicksals da beginnt, wo das der Criminaljustiz aufhört. Die Justiz greife dem Dichter, der Dichter der Justiz nicht ins Handwerk. Wenn jener gemeine Verbrecher abthut, so ist es eben so schlimm, als wenn diese nach der Aesthetik statt nach dem corpus juris richten wollte. Freilich, wem das Schaffot ein Theater ist, der macht auch gern aus dem Theater ein Schaffot.

So unwürdig, ja schändlich diese Entweihung der tragischen Muse ist, so haben die Urheber derselben doch eines großen Beifalls sich erfreut, theils, weil das Publikum immer noch roh und blutdürstig genug ist, um sich an jenen Schlächtereien zu weiden, theils, weil die beliebtesten Stücke darunter wirklich mit schönen Versen, Sentenzen, Phrasen und Sentiments ausgestattet sind. Aber der Mißbrauch der poetischen Form kann nie entschuldigt werden, und gerade je schöner die Formen sind, desto

abscheulicher ist es, einen so unwürdigen Inhalt damit aufzuputzen. Wie sehr diese Dichter sich bemühen, das Gemeinste im erhabensten Pathos vorzutragen, die nichtswürdigsten Verbrecher oder bloße Schicksalspuppen in Bravour-Monologen zu echten Helden zu stempeln, so schlägt doch das Gemeine immer durch alle Phrasen hindurch, und man kann darauf nur anwenden, was Platon einmal sagt: „Wir dürfen uns nicht überreden lassen, noch leiden, daß ein Gott so furchtbare und gottlose Dinge verübt habe, wie lügenhafte Dichter jetzt von ihm sagen. Vielmehr müssen wir die Dichter dazu anhalten, daß sie entweder nicht diese Handlungen von den Helden erzählen, oder daß sie dieselben nicht für Söhne der Götter ausgeben."

Noch eins finde ich an dieser Gattung von Schicksalstragödien bemerkenswerth. Sie sind unnatürlich, gekünstelt, forcirt von ihrer Entstehung an. Sie gehn nicht aus einem Drange des Gemüths hervor, sondern aus einer Berechnung des Verstandes, der etwas Neues, Außerordentliches erzwingen will. Es ist dem Dichter um Effekt, um ephemeren Ruhm, um Recensentenlob zu thun. Daher die merkwürdige Erscheinung der Selbstrecension schon im Stück. Die Helden reflektiren auf dem Theater selbst in wohlgesetzten Versen über ihre tragische Bedeutsamkeit und Originalität. Dies ging bei Müllner bis zur Un-

ausstehlichkeit, da sich die ganze Hoffahrt des Kritikers auch in seinen Trauerspielen spreizte.

Er fand gleichwohl viele Nachahmer. Zuerst Grillparzer, dessen „Ahnfrau," die als Geist spuckt, bis ihre Schuld durch den Untergang ihres Namens gebüßt ist, wie in der Tendenz, so in den spanischen Trochäen ganz müllnerisch war, und dasselbe Glück auf der deutschen Bühne machte, wie „die Schuld" Müllners. Doch hat Grillparzer diese abgeschmackte Manier wieder verlassen, um sich dem historischen Trauerspiel, der Tendenz und der Versart Schillers zuzuwenden. Auch Houwald ahmte Müllner nach, vieler andern nicht zu gedenken, obgleich ich sie vor neun bis zehn Jahren, da sie noch Mode waren, in meinem Literaturblatt ausführlicher rezensirt habe. Jetzt ist dieser Unsinn Gott sey Dank schon wieder aus der Mode. Eine der lächerlichsten Schicksalstragödien war aber der „Vierzehnender" von Mörtl, wo das Schicksal seine Schläge allemal dadurch ankündigte, daß der Jäger einen vierzehnendigen Hirsch schoß.

Viel bedeutender, als die Schule, welche Werner und Müllner stifteten, ist die, an deren Spitze Hoffmann steht, den man zum Unterschied auch Callot-Hoffmann nennt, weil seine Grotesken an die Manier des phantastischen Malers Callot zu erinnern

ſchienen. Dieſe Schule hat ſich hauptſächlich in Frankreich ausgebreitet.

Hoffmann ſpielt nicht blos, wie Werner und Müllner, mit den Effekten und berechnet ſie gleichſam mathematiſch. Es iſt etwas in ſeiner Natur, das uns zwingt, anzunehmen, er habe die Sache ſehr ernſt genommen, die Furcht des Geiſterreichs ſey wirklich über ihn gekommen und irgend einmal habe ihm die Hand eines Dämons die glühende Stirne berührt. Seine Empfindungen kommen aus einer Tiefe, ſeine Traumbilder aus einer Nacht, wie ſie kein müßiges Spiel, keine Jagd nach Effecten zum Hintergrunde hat. Hier ſpricht ſich eine echte Krankheit, ein wahrer Schmerz, eine nicht blos vorgeſpiegelte Verzweiflung der Zeit aus. Es iſt zu viel Licht in unſerer Zeit, darum werden die Schatten auf der andern Seite ſchwärzer.

Hoffmann war nicht ganz ohne Vorgänger. Betrachten wir dieſe höchſt intereſſanten Dichter vorerſt. Heinrich von Kleiſt führte aus der katholiſchen Romantik herüber in die moderne Magie. Sein ſomnambules „Käthchen von Heilbronn“ und ſein mondſüchtiger „Prinz von Homburg“ ſind wunderbare Mittelſchöpfungen zwiſchen der edelſten Einfalt und Treuherzigkeit der mittelalterlichen Vorzeit und dem feinſten Raffinement der Modernität. Von unnachahmlicher Lieblichkeit, ſo ausgemalt, ſo durchſichtig klar wie

von Homer oder Shakespeare, verbergen diese Dichtungen doch unter ihren Blumen eine Schlange der Modernität, die uns heimlich grauen und es uns begreiflich macht, warum der so liebenswürdige Dichter ein Selbstmörder wurde. Wer die geheimnißvolle Macht der Sympathie erkennt, zerreißt zugleich ihr unsichtbares Band. Hier ist Erkenntniß schon Verzweiflung und Tod. Dieß ist der Schleyer der Isis, den Niemand lüften soll. Von Klängen einer andern Welt gelockt zum Throne des unendlich schönsten Wesens, zur Umarmung des Lieblichsten, wozu uns jemals die geheimste Sehnsucht zog, überfällt uns plötzlich ein Ungeheueres, das von jenem Lieblichsten unzertrennlich ist, wie die Drachen von der verzauberten Prinzessin. Mit einem Wort, wer sich zu tief in die Süßigkeit der Sympathie hineindenkt, den überfallen die Antipathieen mit zermalmender Uebermacht. Wer zu tief über das Räthsel der Liebe nachdenkt, kann den Haß in der Welt nicht mehr aushalten und muß sterben.

Wie in Heinrich von Kleist der süße Schmerz des Hinsterbens, so ist in Adalbert von Chamisso der kecke Humor der Verzweiflung offenbart. Dort ist die Abhängigkeit des Menschen von einem Uebermenschlichen von der rührenden, hier von der komischen Seite gefaßt. Wie kam aber Chamisso der Weltumsegler, der wie ein Indier im tiefen Frie-

den der lieblichſten Pflanzenwelt auf der ſchönſten und vielleicht einzigen Oaſe im Berliner Sandmeer lebende Naturfreund zu einer Poeſie des wilden Wahnſinns? Iſt es der Gegenſatz, der den ſanfteſten Naturen das Talent gewährt, Schreckliches zu dichten, ſo wie umgekehrt die tollſte Luſtigkeit des Komikers häufig aus einer tief melancholiſchen Seele kommt? Und iſt uns in dem ruheloſen Wanderer, der auf Siebenmeilenſtiefeln durch die Welt nach ſeinem eigenen Schatten jagt, vom Dichter nur mit tiefer Weisheit das Bild der heutigen Zeit gezeichnet? Iſt der Dichter nur das klare Meer, das uns um ſo ſchöner den Sturm der Nebel und Wolken wiederſpiegelt, je ruhiger es ſelber iſt? Ich glaube ſo, ohne den liebenswürdigen Dichter näher zu kennen. „Peter Schlehmiel“ iſt ſein größtes und vortrefflichſtes Werk, eines der klaſſiſcheſten Werke der Romantik überhaupt, unvergeßlich für jeden, der es einmal las, und ſchon deßwegen für die Ewigkeit geſchrieben. Aber auch in ſeinen kleineren Gedichten erkennen wir überall den tiefſinnigen Dichter, der in der Thorheit der Menſchen, worüber Andere nur lachen, das geheime Wehe ſieht und beklagt, aber auch am Schrecklichſten wieder, was Andern die Haare ſträuben macht, die Seite herausfindet, die uns unwillkührlich lachen macht und uns die wunderbarſte aller Empfindungen deutlich macht, daß wir nämlich ſelbſt leidend über das Lei-

den lachen können, und in unſerm eigenſten Mittelpunkt zugleich über uns ſelbſt ſtehen.

Bei Hoffmann erſcheint die Sentimentalität Kleiſts und der Humor Chamiſſos in Eins verſchmolzen. Er wurde das Haupt der neuen dämoniſchen Schule, und der poetiſche Pluto, der das finſtere Reich im weiteſten Umfang beherrſchte. Oder wurde er nicht vielmehr von ihm beherrſcht? Es iſt die Poeſie der Furcht, die allen ſeinen Werken ein ſo eigenthümliches Gepräge gibt. Darum war auch der Gehörſinn, der mit dem Sinn der Furcht ſo nahe verwandt iſt, bei ihm in ſo hohem Grade entwickelt. Darum fand ſein Ohr überall die geheimnißvollen Töne der Natur, wie der Kunſt, die unſer Innerſtes in ein ſüßes Bangen oder in einen Schrecken, wie von Geiſternähe oder wie vom Donner des jüngſten Gerichtes verſetzen. Darum ſtieg er ſogar bis in die Kinderphantaſie hinab, um ſich poetiſch noch einmal an der Kinderfurcht zu weiden. Und doch kann man ihn keiner übertriebenen Weichlichkeit oder weibiſchen Unmannhaftigkeit beſchuldigen, denn ſeine Hauptwerke beſchäftigen ſich mit einem Schmerz, mit einer Verzweiflung, mit einer Kühnheit und Angſt der Gedanken, mit einer Fiebergluth, deren nur der Mann, nicht das Weib fähig iſt. Es iſt Krankheit, Ueberſpannung, Wahnſinn, doch immer noch männlich.

Vom Teufel herab bis zur frazzenhaften Kinder-

puppe, vom Mißton des Lebens, der die Seele zerreißt, bis zum Mißton in der Muſik, der nur das Ohr zerreißt, war das unermeßliche Reich des Häßlichen, Widrigen, Verletzenden um ihn verſammelt, und ſeine Schilderungen wechſelten damit ab, dieſe quälenden Gegenſtände und die Qualen, die ſie einer ſchönen Seele bereiten, mit unnachahmlicher Lebhaftigkeit und Wahrheit zu ſchildern. Er ſelbſt iſt jener wahnſinnige Muſikus Kreisler, der mit ſeinem zarten Sinn für die reinſten und heiligſten Töne durch die Mißlaute, die ihm überall ſchadenfroh wie aus der Hölle entgegenklingen, zur Verzweiflung gebracht wird. Aber er bewährte dieſen zarten Sinn nicht blos in der Muſik. In allen Lebenskreiſen findet er jene, der muſikaliſchen Diſſonanz entſprechende häßlichen, feindſeligen Frazzen und dämoniſchen Mächte, die gerade die edelſten Seelen am meiſten auf die Folter ſpannen.

Sehen wir, was die Franzoſen aus ihm gemacht haben, ſo tritt das Schöne in ihm erſt recht ins Licht. Sie nämlich erſchöpfen ſich in Erfindungen des Widrigen, um ſich eine grauſame Wolluſt zu bereiten, und vergeſſen, was Hoffmann nie vergaß, die Schönheit der Seele inmitten dieſer Widrigkeiten. Sie ahmen ſeine Frazzen, ſeine Mißtöne nach, aber nicht das Schöne, nicht den Wohllaut, deſſen Contraſt ſie ſind. Sie faſſen in Hoffmann höchſtens den Maler, aber nicht den Tonkünſtler auf, und doch iſt Hoff-

manns innerſtes Weſen die Muſik, und nie fehlt ſeinen hölliſchen Frazzen das Gebet des heiligen Antonius, nie dem Hexenſabbat die Oſterglocke, nie dem Concert der Teufel der reine durchdringende Ton, mit dem die jungfräuliche Seele eines zerriſſenen unſchätzbaren Inſtrumentes Abſchied nimmt. Es iſt wahr, er hat uns die Seele nur in ihrer Zerreißung gemalt, aber dieſe Seele war immer ſchön, trug immer den Himmel in ihrer Harmonie.

Hoffmann theilt mit Jean Paul die zarte Verletzbarkeit. Ich möchte ſie nicht zur Regel erhoben wiſſen unter den Männern. Doch würden wir in Barbarei gerathen, wenn nicht ihr Vorhandenſeyn immer von Zeit zu Zeit durch die Dichter beurkundet würde. Der Stahl iſt nicht blos hart, er iſt auch ſpröde und ein Hauch kann ihn verletzen. In tauſend Männern erprobt ſich die Härte; ſoll nicht in Einem ſich jene Empfindlichkeit der Politur erproben?

Wir haben weibiſche, furchtſame Männer genug gehabt. Ihre Verzweiflung hat ſich oft genug auf eine ſehr kleinliche Art kund gegeben. Ich meine, in Hoffmanns Poeſie hat ſie einen rein äſthetiſchen Charakter angenommen. Die Nachwelt wird ſagen, daß der Mißton, der durch unſre Zeit geht, von keinem Dichter ſo poetiſch aufgefaßt wurde, als von Hoffmann, und vielleicht beruht der poetiſche Zauber gerade darin, daß er nicht, wie ſo viele andere Dich-

ter, eine politiſche Auflöſung der Diſſonnanz ſuchte und an die Zukunft appellirte, ſondern die Illuſion einer ſchwarzüberſchatteten Phantaſie, eines Traumes ohne Erwachen feſthielt. Die Blumen, die in der Nacht blühen, ſind ſchöner, wenn man an die nicht denkt, die bei Tage blühen. Hoffmann las nie eine Zeitung, und hatte eine Averſion davor, wie der Albino vor dem Licht. Dieß war ſeine Welt nicht. Aus demſelben Grunde aber ſollten die politiſchen Dichter der franzöſiſchen Romantik ihn nicht nachahmen wollen. Bei Tage iſt jede Eule nur lächerlich und der Mond, der die magiſche Nacht beherrſcht, erbleicht bei des Hahnes Ruf.

Weit natürlicher iſt die Beziehung dieſer Nachtſeite des Lebens auf die Theologie und Naturkunde. Hier iſt Juſtinus Kerner der Vermittler, der liebenswürdige Prophet von Weinſperg, deſſen freundliches Haus unter üppig rankenden Reben an der altberühmten Burg „Weibertreue“ in ſchrankenloſer Gaſtfreundſchaft den Todten wie den Lebendigen offen ſteht. Seine frühere Verbindung mit den Romantikern in Heidelberg und ſeine ſpätere Wirkſamkeit als magnetiſirender Arzt, die ihn mit der berühmten Seherin von Prevorſt“ und mit der Geiſterwelt in Verbindung brachte, haben ſeinen literariſchen Werken den Stempel ſeltner Eigenthümlichkeit aufgedrückt. Als Dichter iſt er wohl zunächſt Uhland verwandt in der

kräftigen und herzlichen Einfachheit der echten Lyrik, aber auf das wunderbarste contrastirt mit diesen unmittelbaren Aeußerungen des reinsten und edelsten Gefühls, seine in den „Reiseschatten“ in unerschöpflich bunter Bilderfülle und tollster Keckheit spielende Phantasie, und beides contrastirt wieder mit der frommen, ja theologischen Haltung des Dichters im Hinblick auf das Jenseits, dessen Pforten er aufgethan glaubt.

Der Dämonismus kam auch auf die Bühne. Ausser Webers berühmtem Freischützen wurden „Vampyre,“ „Somnambule,“ „Marmorbräute“ ꝛc. beliebte Opernsujets. Nicht minder nahmen sich die Romane und Novellen der Sache an und eine Zeitlang gab es wohl kein neues poetisches Taschenbuch, in dem nicht eine magnetische oder Geistergeschichte gestanden hätte. Am thätigsten war in diesem Genre Kruse, der daneben auch viele Kriminalgeschichten bearbeitete, und dessen Schriften, weil er in der Regel nur Fälle aus der Wirklichkeit bearbeitete, psychologischen Werth haben.

16.

Die Vermischung aller Geschmäcke.

Die deutsche Dichtkunst hatte die Gallomanie, Gräkomanie, Anglomanie durchgemacht, sich in die

Illusion des Mittelalters versenkt, seit Herder auch die Geschichten, Sagen und Formen des Orients und der entlegensten Völker in sich aufgenommen, und Göthe hatte praktisch bewiesen, daß der Deutsche im Stande sey, zugleich die mannigfaltigsten und fremdartigsten Manieren mit Virtuosität zu beherrschen.

Nach solchen Vorgängen war es natürlich, daß Viele in dieser Vielseitigkeit sich gefielen. Man wollte sein Talent auf mehr als eine Probe stellen, wie Göthe; oder man bediente sich des Vortheils, bei einer so reichen Auswahl von Manieren, sich bald die mindest schwerste, bald auch der Originalität wegen die schwerste auszusuchen.

Fast noch mehr aber als die Mannigfaltigkeit fremder Nationalitäten, übte die Mannigfaltigkeit der einheimischen Meister auf die Masse der nachfolgenden Dichter ihren mächtigen Einfluß. Derselbe Dichter ahmte in derselben Liedersammlung nicht nur Griechen, Franzosen, Engländer, Spanier, altdeutsche Minnesänger, Perser, Inder und Chinesen, sondern auch Göthe, Schiller, Tieck, Matthisson ꝛc. nach.

Wie Göthe der Altmeister und das unerreichbare Vorbild dieser Schule der Schulen war, so gaben ihr die Brüder Schlegel das Gesetz und den Namen, und Solger wurde ihr Philosoph. Sie führten nämlich alle jene Geschmäcke auf die Einheit des Kunstschönen zurück, das als der goldene Faden

durch die Kunstgeschichte läuft, und an das sich ungezwungen alles Poetische aller Zeiten und Völker anreihen ließ. Daher ihre Vergötterung Göthes, daher ihre eigenen Versuche im Griechischen, Spanischen, Altdeutschen, Indischen ꝛc., daher ihre Lehre vom ästhetischen Polytheismus, der, wie zu den Zeiten Hadrians der religiöse, alle Götter aller Völker adoptirte.

Wer möchte leugnen, daß sich hierin ein echt deutscher Charakterzug, die universelle Humanität, das Gemeingefühl für alles, was die ganze Menschheit angeht, offenbart, ein Sinn und ein Talent, das andere Völker in so hohem Grade nicht besitzen. Doch ist man im Enthusiasmus, ich möchte sagen im Heißhunger des Einsammelns und Genießens, der poetischen Welteroberung zu weit gegangen und hat sich den Magen überladen. Die deutsche Eigenthümlichkeit ist unter der Last fremder Eigenthümlichkeiten zu sehr erdrückt worden. Man hat das Maaß, die Grenze nicht gefunden. Ich habe dieselbe im Eingang dieses Werkes zu bezeichnen versucht, indem ich zwischen Empfangen und Wiedergeben, Uebersetzen und Nachahmen unterschied. Wenn wir allerdings alles Fremde kennen lernen und das Schöne darin lieben und davon so viel in uns aufnehmen sollen, als wir können, so folgt doch daraus noch nicht, daß wir auch alles Fremde sklavisch nachahmen, unsere eigene

Eigenthümlichkeit darüber vergessen oder verfälschen, ja das fremde Original selbst durch die kümmerliche Nachahmung verfälschen sollen. Dies ist aber oft genug geschehen und geschieht noch alle Tage.

Dieselbe Schlegelsche Schule erhob auch den Göthe'schen Grundsatz, daß es lediglich auf die äußere Form ankomme, zum Gesetz. Nur die höchste Politur eines Gedichts sollte das Ziel der Dichter seyn. Dazu gehörte die Gewandheit in fremden Versmaaßen, die musikalische Koketterie in der Auflösung von Sprachschwierigkeiten ꝛc., eine bis zur Aengstlichkeit korrekte Prosa, und eine Eleganz der Feder, die bei Varnhagen von Ense buchstäblich zur Kalligraphie wurde.

Die dritte und am meisten charakteristische Eigenthümlichkeit dieser eleganten Schule ist ihre Vornehmthuerei. Göthe hatte viele Freunde, ja man darf sagen ein Volk, bevor er einen Hofstaat hatte. Erst die Brüder Schlegel bildeten ihm eine Antichambre, um sich selbst als die Kammerherren vom übrigen Volk zu unterscheiden, und sie trugen die poetischen Himmelschlüssel mit vielem Anstand auf der hintern Seite. Sie fanden bald Nachahmer. Das Bedürfniß, servil zu seyn, hat sich von jeher mit dem Bedürfniß, vornehm zu thun, vereinigt. Ganz sich Göthe hinzugeben, aus jedem seiner Winde einen Orakelspruch, ein Wort Gottes herauszuriechen,

und mit der Albernheit noch zu prahlen, und aristokratisch herabzulächeln auf die Profanen, die keine so feine Nase haben, das war nur im literarischen Gebiet eine Wiederholung dessen, was man hundertmal im politischen Gebiet gesehen hat. Bedienten, die sich elegant kleiden und unendlich wichtig, klug und vornehm thun.

Unter den Dichtern ist Ernst Schulze der eigentliche Repräsentant dieser Gattung. Keiner hat so sehr alle Geschmäcke durcheinander gerührt, keiner so glatte und elegante Verse gemacht, keiner so vornehm überfein gedüftelt. Seine „Cecilie" ist ein Ragout aus allen Schönheiten Homers, Ossians, der Nibelungen, der nordischen Sagen, des Tasso, Ariost, der Orientalen ꝛc. zusammengenommen, ein Spiritus, von allen epischen Dichtern der Welt abgezogen. Seine „verzauberte Rose" ist das non plus ultra von Süßlichkeit, blumigen Redensarten und koketten Wohllauten, eine vornehme poetische Plauderei ohne Inhalt, denn dieser ist nur eine triviale Allegorie. Diese Verzärtelung und Ueberfeinerung, dieß Verschweben und Verduften, das schon Jean Paul den Nihilismus genannt hat, endet wirklich in Nichts, und zum Glück desto eher, je mehr es sich selber übertreibt. Man kann daher diese ganze Manier, die durch Ernst Schulze vorzüglich charakterisirt wird, die galloppirende Schwindsucht der Poesie nennen, und sie ist noch eine

ihrer glücklichsten Krankheiten, weil sie nicht lange dauert. Auch scheint sie sich nur deßwegen mit so vielem Blumengeruch zu umringen, um den eigenen Leichengeruch zu übertäuben.

Graf Platen vermied den Mischmasch der Manieren, bildete jede einzeln nach ihrer Eigenthümlichkeit aus, beging aber den Fehler, sich in zu vielen derselben zu versuchen. Bald romantischer Lustspieldichter in der Manier Shakespeares, Gozzis, Tiecks; bald antikisirend in der treuesten Nachbildung des Aristophanes; bald orientalisirend in vortrefflichen Ghaselen wußte Graf Platen überall den rechten Ton zu treffen und zeichnete sich durch eine seltene Meisterschaft des Verses aus; allein es waren eben Nachbildungen, der Inhalt seiner Gedichte ergriff nicht, und erschien um so ungenügender, je ausgebildeter ihre Form war. In der Göthe-Schlegelschen Schule aufgewachsen, konnte er sein ganzes Leben lang weder den Irrthum, in dem er sich befand, noch die Ungunst des Publikums begreifen. Er ging im Unmuth nach Italien, wollte nicht eher wieder kommen, als bis man ihn für den größten Dichter nach Göthe allgemein im Vaterlande anerkennen würde, kündigte Werke an, die alles in Erstaunen setzen sollten, die aber nicht erschienen, und starb auf fremder Erde. Seine vorzüglichsten Nachahmer sind Kopisch, der ihn an Wohlklang zu erreichen suchte,

und Herrmann von Herrmannsthal, der sehr schöne Ghaselen dichtete.

Zu den Seltsamkeiten dieses Mannes gehört, daß er in einen so heftigen poetischen Kampf mit Immermann gerieth, einem Dichter, der unter allen andern deutschen Dichtern ihm gerade am ähnlichsten ist, zu derselben Schule gehört, an demselben Irrthum und an demselben gekränkten Stolze leidet. Immermanns Verse sind nicht so klassisch korrect, als die Platens, aber er ist in noch mehr Manieren herumgeschweift, überall unbefriedigend und selbst unbefriedigt. Aus der Romantik ging er bald zu Schillers tragischem Ernst, bald zu Heines Frivolität über, und läßt doch überall ein Gefühl des Unglaubens im Leser zurück. Man glaubt weder an jenen Ernst, noch an diesen Spaß; man glaubt nur, der Dichter quäle sich mit dem einen, wie mit dem andern ab, ohne mit ganzem Herzen dabei zu seyn. Er macht den Eindruck eines vielseitigen Talents, das ohne alle Begeisterung thätig ist und nur den Fehler begeht, sich begeistert zu stellen oder über den Mangel an Begeisterung zu klagen.

Wilhelm Müller sprang von lustigen Wander- und Müllerliedern zu philhellenischen Heldenliedern und dann zu Novellen in Tiecks und Hoffmanns Manier über. Waiblinger ging von einem Roman, der ein Mittelding war zwischen Göthes

Werther und Wielands Agathon zu neugriechischen Heldengedichten in Byrons Manier und endlich zu moralischen Mährchen und Novellen in Tiecks Manier; Eduard Arnd ging vom romantischen Schauspiel zu biblischen Dichtungen über. Stieglitz suchte alle orientalischen Weisen zumal nachzuahmen. Aehnliche Uebergänge und Versuche in den verschiedensten Manieren kommen noch bei unzähligen jungen, minder bedeutenden Dichtern vor.

Dahin gehören auch die vielfachen Versuche, romantische Stoffe in antiken Hexametern zu behandeln. Hierin steht der Fürst Primas von Ungarn, Ladislaw Pyrcker, mit seiner „Tunisias" und „Rudolph von Habsburg," so wie Lindenhan mit dem „geretteten Malta" voran wegen der Meisterschaft, mit welcher sie den Vers behandeln. Auch Kannegießers „Tartaris oder das befreite Schlesien" hat gar viele homerische Schönheiten. Conz und Gries haben sich mehr durch Uebersetzungen als durch eigene Gedichte ausgezeichnet. Der erste war dem Antiken wie dem Ritterlichen zugethan, der letztere legte sich vorzüglich auf das Italienische und Spanische.

Auch Falk war ein Reflex heterogener Bildungen. Alles, Antikes, Romantisches, Modernes, spielte in seinem Kopf durch einander, und er suchte es in den zwangloseſten humoristischen Formen zu verbinden; aber er sah frühe genug das Thörichte eines solchen

Beginnens ein und wandte sich von dem allzu bunten Farbenbilde zum einfach reinen Lichte. Ein Vater der Waisen starb er mit dem wohlverdienten Ruhm patriarchalischer Frömmigkeit. Man kennt die Anekdote von dem Arzt, der seinem an trostlosem Trübsinn leidenden Patienten rieth, den berühmten Komiker auf dem Theater zu sehen, aber von dem Kranken zur Antwort bekam: ach, der berühmte Komiker bin ich ja selbst! Die wilde Lust ist dem Gram nahe verwandt; daß aber auch die Extreme des poetischen Reichthums und der christlichen Armuth, des Satyrikers und des Pietisten in einander überspringen können, hat uns Falk bewiesen, Falk, der aus einem Skarron ein Abbée de l'Epée wurde. — Die letztere Rolle scheint ihm übrigens bei weitem natürlicher gewesen zu seyn, als die erste, denn er war als Satyriker nicht originell. Sein Witz flatterte unstät umher und streifte die Gegenstände nur, ohne sie mit seinem Stachel tief zu verwunden. Er hatte keineswegs die Schärfe eines Rabelais, Swift, Börne, noch die glückliche Laune eines Tieck und Jean Paul. Vieles erscheint in seinen Satyren gemacht, erkünstelt, nachgeahmt, selbst in der Form. Er konnte damit kein Glück machen. — Als er seinen verfehlten und seinen wahren Beruf erkannte, die satyrische Feder für immer wegwarf und in Weimar das unter seinem Namen so berühmt gewordene Erziehungsinstitut

verwahrloster Kinder gründete, gab er ein seltenes Beispiel der Entsagung und des wahren Muthes. Jede Eitelkeit des Schriftstellers von sich abstreifend, kehrte er aus der Scheinwelt in die wirkliche, von der öden Phantasterei zur Natur zurück, und widmete sich mit persönlicher Aufopferung einem schweren und strengen Beruf. Die Lächerlichkeiten der Vornehmen sich selbst überlassend, ging er fortan nur darauf aus, das Elend und die Laster der Geringsten im Volk zu mildern und im Keime zu ersticken. Noch nie hat ein Satyriker von den Dornen so edle Trauben gelesen.

Die meisten Nachahmungen und Vermischungen verschiedener Manieren kamen in der dramatischen Literatur auf. Schillers Jambus, Schillers Wohllaut, Schillers ganze Phraseologie und Declamation herrschten darin beinahe ausschließlich vor; doch neigte man sich bald zu der größern Freiheit und dem kekern Humor Shakespeares, bald zu der vornehmeren Steifigkeit und Abgemessenheit Göthes, und einigemal auch zu Calderons Manier und Versart hin. Die Prosa, in welcher Lessing, Göthe und Schiller noch so ausgezeichnete Trauerspiele schrieben, blieb von der tragischen Bühne wie durch Uebereinstimmung verbannt. Natürlich. Zur Prosa gehören eigene Gedanken. In Versen kann man bekannte Weisen bequemer fortleyern. Daher nun jene Schaar von Tra-

gikern, die Jahr aus, Jahr ein am Kothurn fortschustern und uns in jeder Messe mit ein paar Dutzend fünfaktigten, reinlich in Jamben geschriebenen Trauerspielen beschenken. Ich bin weit entfernt, diesen Mittelmäßigen ihr kleines Talent absprechen zu wollen, aber eben das macht sie bedauernswürdig, daß sie weder etwas ganz Schlechtes noch etwas ganz Gutes leisten, daß sie in uninteressanter Halbheit weder eine rechte Liebe, noch einen rechten Haß im Leser erwecken. Das Talent der Mittelmäßigen beschränkt sich auf ein bloßes Geschick in der Form, im Styl, in den Versen, und ich gestehe, daß ich es nicht hoch anschlage, denn es ist in der That nicht schwer, in dem tausendmal befahrnen Jambengleise des deutschen Thespiskarrens fortzufahren. Was den Mittelmäßigen aber abgeht, ist Erfindungskraft, Phantasie, tiefe Empfindung, warme lebendige Darstellung und vor Allem Geist. Ohne alle Originalität bringen sie uns immer wieder das tausendmal abgeleyerte Thema vom kühnaufstrebenden Helden, der gestürzt wird, und vom jungen Liebespaar, das sterben muß. Die Helden, wie die Liebenden sprechen immer fort in den nämlichen Phrasen. Kaum schwimmt einmal ein neues oder großartiges Bild, oder ein Gedanke auf dem nassen Jambenmeer wie ein paar sparsame Fettaugen auf einer Wassersuppe herum.

Der Mangel an Erfindung wird durch Empfin-

dung erſetzt, aber dieſe iſt in der Regel übel angebracht. Die Trauerſpiele werden gleichſam eingetaucht in Empfindſamkeit. Alle Perſonen, ſelbſt der obligate Böſewicht überfließen von zarten Sentimens. Den ganz richtigen Grundſatz, daß auch der ärgſte Sünder noch immer Menſch bleibe, haben unſre Poeten dahin überſetzt, daß auch der ärgſte Sünder noch immer ſentimental und edel bleibe. Da wüthet, martert, meuchelmordet, da ſtiehlt, betrügt und lügt keiner, er ſey denn ein zartfühlender ſüßer Schwärmer. Wie Müllners Oerindur, der den Freund von hinten her erſchießt, iſt auch Raupachs ruſſiſcher Fürſt, der den eignen Bruder zum Bedienten macht, und Raupachs Abdallah, der ſeine Mündel beſtiehlt, ein ſentimentaler Schwätzer. Aber auch die Tugendhaften ſprechen blos von ihrer Tugend, und dieſe iſt faſt immer nur unnatürliche Pruderie, frazzenhafte Entſagungswonne, Koketterie mit ſich ſelbſt und ſententiöſe Altklugheit, die wie ein Buch ſpricht, aber nicht wie ein Menſch.

Der heilige Ariſtoteles, der Kirchenvater der Tragödie, ſagt, ſie ſoll Mitleid und Furcht erwecken. Was aber erwecken eure Tragödien, die ihr ewig nur Göthe-Schillerſche Jambenphraſen ablehnert? Wen bemitleidet man anders, als euch ſelbſt, und vor was fürchtet man ſich, außer davor, daß ihr noch mehr dergleichen Zeug ſchreibt. Ihr trachtet nach Effekt,

ohne Zweifel, aber ihr macht dennoch nur gähnen. Das kommt daher, weil ihr uns vorempfindet, weil ihr nicht uns, sondern euch selbst rührt, weil ihr die Personen in euren Stücken schon so viel empfinden laßt, daß für das Publikum nichts übrig bleibt. Lacht wie die Hölle, und wir werden weinen, aber wenn ihr selber weint, lachen wir euch aus. Macht zum Entsetzlichsten eine ruhige Miene, und die Haare werden uns zu Berge stehen, aber wenn sie euch zu Berge stehen, wenn wir nicht selbst erschrecken, sondern nur sehen, wie ihr erschreckt, so bleiben wir ganz gleichgültig sitzen. Mit einem Wort, ihr albernen Dichter, behandelt uns, das Publikum, wie man die Weiber behandeln muß, und wir werden uns auf einmal ungeheuer für euch interessiren, ihr werdet Wunder thun. Nur nicht geziert, nur nicht eitel, nur nicht empfindsam — seyd derb natürlich, dreist, und ihr werdet über eure Progressen erstaunen. Ich sehe euch lächeln. Ihr glaubt euch schon im Rohen versucht zu haben. O nicht doch, ihr blöden Schäfer. Eure Böswichter wären schlecht genug, wenn ihr es nur über das Herz bringen könntet, sie ganz ohne Edelmuth und Sentimentalität zu malen. Aber das ist euch wohlgezogenen Kindern pur unmöglich. Der Edelmuth klebt euch an den Fingern; wenn ihr den obligaten Sünder auch noch so zart anfaßt, um seine kostbare Bosheit nicht zu beschädi-

gen, gleich fliegt ihm eure Liebenswürdigkeit an und er flimmert von ſchwärmeriſchen Redensarten. Ihr dachtet anfangs in eurer Unſchuld, ihr wolltet uns, wie Ariſtoteles es verlangt, erſchrecken, aber nun es anders wird, tröſtet ihr euch. Schrecken, denkt ihr, wird er wohl nun nicht mehr, der Böſewicht, aber er wird gefallen, und iſt das nicht viel mehr werth? Seltſam, ſeltſam, daß uns der Böſewicht unter der Hand zu einem ſo lieben Jungen geworden iſt, aber was ſchadet es? Beweist es nicht, daß Alles liebenswürdig werden muß, was wir machen, und wird, wenn der Böſewicht weniger Schrecken einflößt, der Dichter nicht um ſo edler erſcheinen? O nicht wahr, wer einen ganz ſchlechten Böſewicht dichten könnte, der müßte ſelbſt kein gutes Herz haben. Nein, komm her, du lieber Böſewicht, da will ich dir noch ein paar freundliche Anſtriche geben, ſo, nun habe ich mich doch deiner nicht zu ſchämen. —

Die Geſchmacksmengerei iſt in der That ſchon ſo weit gediehen, daß man durch daſſelbe Mittel rühren, gefallen und Schrecken, ja Entſetzen einflößen will. Daher überall auf der Bühne junge ſchöne Weiber, die ſich wahnſinnig gebärden oder gräßliche Laſter üben, und umgekehrt abſcheuliche Böſewichter, die in Gefühlen und ſchönen Redensarten ſüß hinſchmelzen müſſen.

Da indeß die Tragiker fühlen, daß weder der

Wohlklang der Verse, noch die Sentimentalität etwas Großes aus ihren Puppen machen kann, so suchen sie den Effekt hauptsächlich in der Häufung schrecklicher Situationen oder im Prunk des Costums und der Decoration.

Es hält unendlich schwer, den Trauerspieldichtern begreiflich zu machen, daß der Theatereffekt weit öfter durch Maaß erzielt wird, als durch Uebermaaß; daß ein Unglück mehr rührt, als wenn drei Unglücke mit einander wetteifern, uns zu rühren; daß ein Verwundeter uns mehr Mitleiden einflößt, als ein ganzes Lazareth; daß eine Thräne mehr werth ist, als eine Fluth von Thränen; ein Wort mehr werth, als ein Schwall von Versen; ein verbißner Schmerz ergreifender, als ein lautbrüllender, und eine bescheidne Zurückhaltung echter Rührung viel schöner, als eine Island-Kotzebuesche Familiengruppe, worin das ganze Haus bis auf Hund und Katze sich umarmt. Immerhin aber ist es ein Glück, daß die Trauerspieldichter mit allen ihren übertriebenen Glanzeffekten doch nicht im Stande sind, den wahren tragischen Effekt abzunutzen. Wie oft sie das Erhabene und Schreckliche übertreiben, das wahre Erhabene, das wahre Schreckliche bleibt erhaben, bleibt schrecklich. Man sieht dies schon deutlich in unsern Theatern. Die gräßlichsten Schicksalsstücke kommen aus der Mode oder finden nur wenige und kalte Zuschauer, während weit ein-

fachere, aber ächte Trauerſpiele der guten alten Zeit, wie Emilia Galotti mit immer neuer Theilnahme geſehen werden. Um des Himmelswillen, welche lange, ſchön gereimte und phraſentoll' und volle Monologe würden unſere modernen Romantiker der guten Emilia aufgebürdet haben, und was würden unſere Rührſpieldichter den Tellheim haben ſeufzen und deklamiren laſſen, den armen Tellheim, der ſo wenig ſpricht, und immer den Arm in der Schlinge trägt.

Coſtume und Dekorationen ſollen ebenfalls den Effekt erſetzen, den die abgedroſchenen Charaktere und Redensarten nicht mehr hervorbringen. Von Shakeſpeare ſagt man, ſeine Stücke bedürfen keiner Dekoration, um dennoch aufs innigſte zu rühren, zu ergreifen. Bei unſern Tragödien findet faſt ſchon das Umgekehrte Statt. Es bedarf kaum des Stücks, die Dekoration und die Coſtume ſind allein ſchon alles. Daher ſind die hiſtoriſchen Trauerſpiele, die man zum Theil den hiſtoriſchen Romanen nachbildet, in neuerer Zeit ſo beliebt. Die tragiſche Bühne wird zur Maskerade und es kommt mehr auf die Leiſtungen eines Intendanten an, der als Enthuſiaſt für die Garderobe durch die Welt reiſt, um überall Coſtume und Proſpekte nach der Natur aufzunehmen und ſie dann auf der Bühne aufs treueſte wiedergibt, oder eines Antiquars, der aus alten Kupfer-

stichen und Handzeichnungen die Echtheit eines mittelalterlichen Costums erweist, und auf die Leistungen des Theaterschneiders, als auf die des Dichters.

Seit Schiller hat kein tragischer Bühnendichter so viel Glück im Publikum gemacht, als Raupach, und seit Kotzebue hat keiner so viele Stücke geschrieben. Er liefert jetzt in jedem Jahre beinah ein Dutzend. Ohnstreitig zeichnet ihn eine große Bühnenkenntniß, eine leichte Behandlung des Scenischen, eine feine Berechnung der Effekte aus; aber um den letztern zu erproben, ist er auch jeden Augenblick bereit, die poetische Wahrheit und Würde aufzuopfern. Sein Fehler ist, daß er nur Effektstücke schreibt und doch immer Charakterstücke schreiben will. Seine Lustspiele sind besser, als seine Trauerspiele, weil die Komik jene Effektsucht viel besser verträgt. Doch bringt er auch hier durch zu viele Mittel eine kleinere Wirkung hervor, als er bei mehr Oekonomie hervorbringen würde. Sein Streben, zu frappiren, ist überall zu sichtbar. Es ist eine fast beleidigende Absichtlichkeit in allen seinen Werken und nirgends blickt eine Naivetät des Genies, eine jener göttlichen Nachlässigkeiten heraus, ohne die uns keine Dichtung erquicklich ist, weil ein Kunstwerk durchaus wie ein Naturwerk aussehen muß, wenn es uns recht ergreifen soll.

Ueberdies entlehnt er seine Effekte und es ist un-

möglich, bei ihm, wie bei andern großen Tragikern, einen Kern von Originalität festzuhalten. Im Trauerspiel wechselt er mit der feierlichen Deklamation Schillers, mit der humoristischen Bilderfülle Shakespeares, mit der kalten Vornehmigkeit Göthes, mit der hinreißenden Innigkeit und Dringlichkeit Calderons ab, doch fühlt man, daß diese Sprache nur die mattere Nachahmung bekannter Originale ist, und dies Gefühl wird peinigend, wenn bisweilen sogar wörtlich Phrasen aus berühmten Dichtern bei ihm wiederkehren, oder wenn er einen höhern Ton affektirend, als er ihm natürlich ist, in Gälimathias und albernen Schwulst oder auch plötzlich aus dem hohen Ton in den gemeinen fällt. In seinen Lustspielen wechselt er ganz auf dieselbe Weise mit der Nachahmung der verschiedensten Originale ab, unter denen der bequeme und leichtfertige Kotzebue und sogar die Wiener Posse neben Goldonis Feinheit und Shakespeares schweren Witzen und überkünstelten Metaphern wieder zu erkennen sind, was denn freilich eine sehr heterogene Mischung gibt.

Leider theilt er mit Müllner die oben schon gerügte Sucht, das Laster und die Gemeinheit zu sentimentalisiren, wie vorzüglich sein niederträchtiger Abdallah beweist, das Gegenbild Shyloks, die ausgesprochenste Antipoesie. Shylok, von Natur ein gemeiner habsüchtiger Jude, wird durch die echt tragi-

sche Leidenschaft des Nationalhasses veredelt und opfert die niedere Begierde des Geldes einem höhern Triebe auf. Abdallah gerade umgekehrt wird als ein von Natur würdiger Mann geschildert, und erniedrigt sich erst selbst, indem er sich von der Begierde des Geldes überwinden läßt. So führt uns denn Raupach aus der reinen Höhe tragischer Leidenschaften in die Sphäre der Kotzebue-Islandischen Kassendiebstähle, Spieltische und verschämten Bettelei hinein, in die Sphäre der gemeinsten Gemeinheit, wo alles sich um den Mammon dreht. Diese Sphäre gehört, wie alles Gemeine, dem Lustspiel an, nicht dem Trauerspiel, denn ihre Leidenschaften entbehren jedes Adels. Daher hat auch noch nie und nirgends ein großer Dichter solche Niederträchtigkeit in's Trauerspiel eingeführt, und Shakespeare hat an Shylok bewiesen, wie gerade der Mammon und seine ganze Bezauberung entweichen müsse, wo die tragische Leidenschaft und Würde beginnt. Aber in Gemeinheit bis über die Ohren ersoffen, wissen weder unsre Dichter, noch ein großer Theil des Theater-Publikums nur zu unterscheiden, was gemein ist, und was es nicht ist.

Wahrscheinlich fühlte Raupach, daß er nicht gemacht sey, poetische Charaktere zu erfinden, er wandte sich also zu den historischen und stellte uns die Hohenstauffen, Cromwell ꝛc. dar. Dies war vernünftig und diese Stücke sind wirklich seine besten. Er hält sich

ſo viel als möglich an die Geſchichte und führt ſeinem Publikum Perſonen und Scenen vorüber, die jedenfalls der Erinnerung werth ſind. Auch auf die Politik wagt er zuweilen anzuſpielen, doch, wie mich dünkt, nicht mit Glück. Sein Witz iſt deßfalls zu zahm und zu geſucht, und ſeine loyalen Tiraden ſind kalte Studien. Nur „Iſidor und Olga" iſt ein Trauerſpiel, das für unſre ſlaviſchen Nachbarn wohl Bedeutung hat, ein erſchütterndes Gemälde der Leibeigenſchaft, das noch tiefer ergreifen würde, wenn es nicht in ſeiner Charakteriſtik Unwahrſcheinlichkeiten, unnöthige Effekte und eine oft überkünſtelte Sprache hätte.

Schon vor Raupach ſchrieb Klingemann eine Menge meiſt hiſtoriſche Jamben-Tragödien in der Schillerſchen Phraſeologie, die ſich aber weder durch Begeiſterung, noch durch Schmuck auszeichneten, und jetzt ſchon vergeſſen ſind.

Eduard von Schenk errang durch ſeinen Beliſar großen Bühnenruhm. Er verherrlichte darin die Treue des Dieners gegen den Herrn, die in dieſem Falle zugleich Bürgertreue gegen den Staat war. Seine ſehr gebildeten Verſe neigen mehr zu der Ruhe und Klarheit Göthes und gefallen ſich im Wohlklange, wie die Verſe der Schlegel und Platens. Auch der Herr von Uechtritz neigt ſich dazu, deſſen

von Tieck sehr empfohlener „Alexander und Darius“ gleichwohl nicht populär wurde.

Mit viel mehr romantischer Wärme und mehr in Shakespeares Formen trat der Herr von Eichendorff auf. Mit der höchsten Gluth in Calderons Formen schrieb der Herr von Auffenberg, dessen Alhambra jedoch alzu orientalisch in Wort- und Bilderfülle über die Grenzen des Drama's hinausschweifte. Viel Feuer zeigte der Herr von Zedlitz, der jedoch als Lyriker noch mehr Auszeichnung verdient. Michael Beer schrieb in schöner Sprache und mit tiefem Gefühle den „Paria.“ Deinhardstein strebte nach einer Treue des Costums und nach einem heitern Ton, die allerdings sehr wünschenswerth sind, um die stereotype Idealität und den hohlen Ton der herkömmlichen Phrasen von den Brettern zu verdrängen. Doch hat er sich von der Sentimentalität und dem Pathos noch nicht ganz losgerissen.

Die vornehmen Jambentragödien lassen das Publikum kalt. Dagegen werden Stücke, die noch an Schillers Räuber und an Göthes Götz erinnern, in einer populären Sprache mit einiger Wärme vorgetragen und mit reicher Scenerie, mögen sie auch eine strengere Kritik nicht aushalten, doch immer gerne gesehen. So die Stücke der Frau von Weissenthurn und der Frau Birch-Pfeiffer, sogar die rohen Stücke Holbeins. Mich dünkt, das Publi-

kum habe ganz Recht, dieſe gutgemeinten und anſpruchsloſen Stücke, die vorzüglich auf Provinzialtheatern beliebt ſind, den vornehmen Ausarbeitungen für die Hoftheater in glasglatten und glaskalten Jamben vorzuziehn.

Die Vornehmigkeit hat endlich ihre Unpopularität gefühlt und die Miene angenommen, als ob ſie dieſelbe verachte, oder es haben wirklich weiche Gemüther, durch Ueberbildung völlig verzärtelt, in einer Art von äſthetiſchem Nonnenkloſter Schutz geſucht vor der Barbarei der Menge. Auf viele Gemüther hat die Gewalt großer Dichter einen ſolchen Einfluß geübt, daß ſie es nicht einmal bis zur Nachahmung derſelben haben bringen können, daß ſie bei der bloßen Anbetung ſtehen geblieben ſind und völlig paſſiv ſich dem fremden Geiſt hingegeben, nur in ihm allein noch gelebt haben.

Eine Zeit lang hatte Jean Paul, dann Tieck ſeine poetiſche Gemeinde, und die beſondere Feinheit dieſer Dichter erforderte auch in der That ein ausgewähltes Publikum. Doch ſtrengte Jean Paul die Nerven an und Tieck war zu katholiſch. So bildete ſich denn um Göthe her eine weit mächtigere Gemeinde, welche ſich eine weit höhere Vornehmigkeit um einen überdies wohlfeilern Preis zueignete. Göthe anbeten und etwas über ihn ſagen, galt mehr als ſelber dichten. Die Camarilla, die ihn allein zu ver-

ſtehen glaubte, ſah alles andere über die Achſel an. Die ganze neuere Poeſie wurde als ein Herunterſteigen von der Höhe Göthes bemitleidet.

Als den Oberſthofmeiſter in dieſer vornehmen Göthiſchen Hoflakaienſchaft wird wohl Niemand den Herrn Aug. Wilh. von Schlegel verkennen, der Göthe ſchlechtweg einen Gott nannte und auf den Göthe ſelbſt mit vornehmer Verachtung als auf ſeinen Knecht herabſah. Schlegel hat ſelbſt nicht viel gedichtet, denn er konnte vor Bewunderung Göthes nicht dazu kommen. Dagegen hat er das Volk gelehrt, wie es Göthe als Gott und König zugleich verehren müſſe. Er war eben ſo ſeines Gottes Theolog und Exeget als ſeines Königs Kammerherr und Diplomat, und ſtiftete ihm einen Prieſteradel, der als der allein wiſſende das göttliche Myſterium der Götheſchen Schriften wahren und als der allein herrſchende zugleich alle Vortheile und Genüſſe der Vornehmigkeit voraus haben ſollte.

Wenn Franz Horn, wenn Schubarth, wenn Kannegießer nur den bananiſchen Stolz geltend machten, mit eiſernem Scholiaſtenfleiße die Schriften Göthes kommentirt zu haben, ſo erhob Auguſt Wilhelm von Schlegel dieſes bürgerliche Pflichtgefühl zu dem Hochmuth einer adeligen Bevorrechtung, indem er an die vermeintliche tiefere Verſtändniß des Dichters zugleich die ganze Sittenlehre

der Ariſtokratie knüpfte. Alles Große und Schöne, was man nur in Göthe finden mochte, concentrirte ſich jetzt in den Begriff des Vornehmen.

Es bildeten ſich ſ. g. vornehme Geiſter, die ſich als Adel von den gemeinen bürgerlichen Geiſtern abſonderten, ein Gedanke, in dem ſich beſonders Steffens wohlgefiel. Aber A. W. von Schlegel fühlte richtig, daß der vornehme Geiſt auch einen vornehmen Körper haben müſſe, daß ein Adel niemals cyniſch (wenn auch fauniſch) ſeyn dürfe, und daß es mit dem philoſophiſchen und äſthetiſchen Adel nie zu etwas Erkleclichem gedeihen könne, wenn er ſich nicht mit dem politiſchen Adel, mit der feinen Geſellſchaft, mit der Diplomatie, mit der Geldariſtokratie vereinige. Er hatte um ſo mehr Recht, als Göthe ſelbſt auf die ſocialen Bevorrechtungen des Adels immer den größten Werth gelegt hatte. Schlegel folgte ſeinem Beiſpiele, verſchaffte ſich den Adel, fuhr im Gefolge der Frau von Stael bei allen politiſchen Vornehmigkeiten herum und ſtrebte ſich in den feinſten Höflingsmanieren zu bewegen.

Dieſes Trachten nach doppelter, geiſtiger und ſocialer Vornehmigkeit tritt auffallend bei der in jüngſter Zeit berühmt gewordenen Rahel hervor. Welche Wolluſt iſt für ſie jede vornehme Berührung; wie kindiſch glücklich kokettirt ſie mit jeder fürſtlichen Bekanntſchaft, und wie putzt ſie jeden Augenblick an

ihrem Geiſt herum. Kein Gedanke iſt ihr fein genug, ſie muß ihn noch mehr zuſtutzen. Und alles im heiligen Namen Göthes, daß man ihm nachtrachte, daß man in ihm lebe und ſterbe, dem neuen Meſſias der Juden.

Eine andere Dame, Bettina, hat ſich nicht blos, wie die vorige, mit dem Verſtande, ſondern wirklich mit dem Herzen in Göthe verliebt, aber eben deshalb, wie Börne ſehr wahr bemerkt hat, einen großen Irrthum begangen, denn Göthe war ſein Leben lang die kälteſte Berechnung und keiner andern Liebe fähig, als Ariſtipp, der von einer Geliebten nicht mehr verlangte, als von einer Mahlzeit, nämlich nur, daß ſie ihm gut ſchmecke. Es iſt übrigens rührend, zu ſehen, wie die glühende Bettina lebenwarm den kalten Steinblock umarmt, ein weiblicher Pygmalion.

Minder glücklich erſcheint Hotho, der weniger in einer ſchönen Illuſion lebt, als ſich erſt künſtlich in dieſelbe zu verſetzen ſucht, indem er erklärt, im ganzen Umfang der Welt kein Heil finden zu können, außer bei Göthe. Es iſt doch etwas Aengſtliches um dieſe bis ins Kleinſte detaillirte Einverleibung oder vielmehr Eingeiſtung in einen fremden Geiſt. Sollte wirklich Magnetismus dabei im Spiele ſeyn, ſo wird man verſucht, an Jean Pauls magnetiſches Eſſen zu denken. Einer aß wirklich, die Andern machten ihm

nur die Bewegungen nach und glaubten zu eſſen, während ſie leere Teller vor ſich hatten. So erfreute ſich Göthe des vollen Genuſſes der Welt, aber ſeine Jünger ſehen ihm nur zu und freuen ſich, ſelbſt hungernd, ſeines Appetites, oder denken auch dann, wenn ihnen ganz neue und eigene Genüſſe winken, nur immer, ob und wie Göthe ſich dabei behagt haben würde. Ja, es gibt Dichter, die nur ſo auf Göthes Weiſe, in Göthes Namen und mit Göthes Worten zu lieben wiſſen, daß ſie ſelbſt in der treueſten Ehe als ihre eigenen Nebenbuhler ſündigen.

Doch hat dieſer wunderbare Magnetismus auch ſeine Convulſionen und Abſchweifungen. Die Natur wehrt ſich gegen den fremden Geiſt, der ſie ganz beherrſchen will, und doch kann ſie ſich ſeiner Herrſchaft nicht ganz entziehen. Neben den ganz paſſiven Schülern treten daher aktive auf, die den Meiſter auf eigne Weiſe gewaltſam kommentiren und um und um kehren. Die Einen treiben das Geſchäft der Myſtifikationen und verdunkeln alles, was an ihrem Meiſter klar war, und machen aus ſehr einfachen irdiſchen Wahrheiten ein göttliches Geheimniß. Andere grübeln ſich in einzelne Gedanken des Meiſters hinein und bauen Syſteme darauf von oft überraſchender Einſeitigkeit und pfropfen ſie den verſchiedenſten Wiſſenſchaften auf und wenden ſie auf die heterogenſten Verkommniſſe an. Von dem weltlichſten Dichter

wird eine Religion, von dem trockensten Philosophen wird eine Aesthetik wie durch die Kolbe abgezogen. Das Christenthum wird aus Göthe, Shakespeare aus Hegel erklärt.

Die ausschließliche und endlose Grübelei in den Schriften der Meister ist nun wohl offenbar nicht die höchste Aufgabe der menschlichen Bildung, so lange uns noch so viel anderes zu thun, zu denken, zu erfahren übrig bleibt. Und überhaupt ist der Geist geboren um frei zu bleiben, nicht um sich einem fremden Geist gefangen zu geben. Die Geisteigenschaft ist noch fataler als die Leibeigenschaft.

Umsonst sucht man sich die Trostlosigkeit dieses modernen Götzendienstes zu verbergen. Wer nicht durch einen glücklichen Leichtsinn in das aristokratische Geheimniß eingeweiht ist, wer hinter der vornehmen Trivialität des Göthe'schen Egoismus einen heiligen Ernst vermuthet und hier eine Sehnsucht nach unendlicher Poesie zu befriedigen hofft, der muß wohl, wie die arme Charlotte Stieglitz zur Verzweiflung gebracht werden. Auch sie lebte in Berlin, mitten unter den Göthe-verehrern, hörte von nichts anderem reden, als von der Ueberschwenglichkeit der Göthe'schen Poesie und machte sich selbst ein so schönes Bild von einem nach diesem poetischen Muster zu realisirenden Leben, daß sie bald dem ungeheuern Widerspruch zwischen diesem Bild und der Wirklichkeit

erlag und es in der Welt nicht mehr aushalten konnte. Sie wurde, kurz gesagt, ein vollkommner weiblicher Werther. So tödtete sich, weil die Welt ihrem zu verfeinerten ästhetischen Bedürfniß nicht mehr genügte.

Aber sie war Gattin? Bis zu welcher Unnatur mußte jenes künstlich erzeugte Bedürfniß sich steigern, um die Gattin eines jungen und geliebten Mannes zum Selbstmord zu verführen? Das sind die Früchte jener Schule poetischer Ueberreizung und unersättlicher Begehrlichkeit, die den Geist mit Verkennung der einfachsten Pflicht und des natürlichsten und schönsten Glückes, eitlen Phantomen nachjagen und darüber zu Grunde gehen läßt. Dem überspannten Gefühl schweben dunkle Ahnungen von einer Befriedigung des Egoismus vor, die nicht einmal die Einbildungskraft zu einer bestimmten Gestaltung bringen kann, und die rein nichtig sind, weil auch das höchste Glück nur in einer Entäußerung des Egoismus, in einer Hingebung, in einer Mäßigung und, ich wage es zu sagen, auch immer nur in einer Pflichterfüllung besteht. Werther und Faust lehrten die verwahrlosten Gemüther einen traurigen ästhetischen Epikuräismus, der immer und immer nur von Rechten der menschlichen Natur spricht, und sein alle Pflichten dahingestellt seyn läßt. Aber ich ließe es noch gelten, dieses Jagen nach höchster geistiger Lust, wenn das Ziel erreichbar wäre,

wenn es nicht nothwendig, wie bei der armen Charlotte in Mord, oder wie bei Göthe in einer kalten Resignation, oder wie bei Heine und seiner Schule in der weltlichsten Frivolität endigen mußte, ohne je dahin zu kommen, wohin der zügellose Drang eigentlich trachtete.

Seit einiger Zeit nennt man diese wilde Jagd des Geistes Freiheitsdrang. Man entheiligt den großen Namen Freiheit, um damit eine Emancipation von aller Natur, von aller Vernunft, von aller Pflicht zu bezeichnen. Während man versäumt, die Freiheit da zu fördern, wo sie hingehört, sucht man sie dort, wo sie nur eine Karikatur ist. Daher die Emancipation der Kinder und Weiber in unserer Zeit, über der man die der Männer ganz vergessen zu wollen scheint.

Auch die arme Charlotte ließ sich von der trostlosen Idee der weiblichen Emancipation berücken und adoptirte Alles, was die frazzenhafte Unnatur unserer Tage deßfalls hervorgebracht hat. Ihre hinterlassene Schriften sind ein merkwürdiges Denkmal der ästhetischen Verirrungen unserer Tage. Sie sah in Göthes Lehren, die diesem Sybariten oft nur die Launenlust des Augenblicks eingab, ein ewiges und göttliches Gesetz. Sie sah in den boshaften Altweiberpredigten gegen den Ehestand, worin sich einige unserer älteren Schriftstellerinnen aus Privatliebha-

berei gefielen, tiefe Weisheit und glaubte, das Weib müsse frei seyn, frei vom Zwange der Ehe; aber auch der Mann müsse frei seyn, und um den ihrigen frei zu machen, um ihm ein Opfer zu bringen, stieß sie sich den Dolch in die Brust. Welche traurige Täuschung, welche verkehrte Begriffe von Pflicht gegen den Gatten, von eigenen Rechten! Hier hat man ein Beispiel, wie Göthe die Köpfe und Herzen verrücken kann, und wie durch ihn wirklich unter dem Vorwand des Schönen Religion und Sitte untergraben worden sind. So hat diesem Götzen ein schönes Opfer geblutet, während von allen Seiten Priester und Propheten aufstehen, ihn als den neuen Messias zunächst der Juden, dann aber auch der Welt überhaupt, zu verkünden, der da gekommen sey, dem alten Christenthum den Garaus zu machen und eine neue Religion des reinen Egoismus und des Fleisches zu begründen, worauf sich hauptsächlich die Heinesche Schule stützt.

Schon längst haben sich alle gemeine Naturen, die gleichwohl ihre Gemeinheit durch ein vornehmes Aeußere zu überkleiden wußten, auf Göthe als auf ihren Meister und in gewissem Sinne als auf ihren poetischen Erlöser berufen, sofern er sie lehrte, wie die Gemeinheit poetisch versöhnt und geheiligt werden könne.

Gemeinheit ist ein Begriff, der nur für cultivirte

Zeiten paßt. Er bezeichnet den Rückfall der Cultur in die urſprüngliche Rohheit, die ſich aber, eben weil ihr die Cultur zur Seite ſteht, zu beſchönigen ſucht. Der rohe, uncultivirte Menſch kann nie gemein ſeyn, aber wer cultivirt iſt, und dennoch die urſprüngliche Rohheit nicht laſſen kann, ſich ihr überläßt, und ſie nur beſchönigt, der wird gemein. Dieſe Gemeinheit iſt ein Hauptübel unſerer Zeit. Trotz aller Cultur fühlt der Menſch ſich nach wie vor einer Menge wilder Leidenſchaften hingegeben, und dieſe Leidenſchaften haben ſich unter dem Druck der äußern Geſittung nur noch mehr vervielfältigt und heftiger entzündet. Aber die Krankheit wird, wie deren Urſach, verheimlicht, beſchönigt, und vorzüglich die Dichter haben das Amt über ſich genommen, jeder Gemeinheit den Schleier der Grazie zu leihen, jede gröbſte Neigung der rohen und entarteten Natur dem Anſtand und der Cultur, der Poeſie und wohl gar der Religion zu verkuppeln. Dieſe Kuppler werden dann, wie billig, hoch geprieſen, und erndten den reichlichen Lohn, den ſo viele Sünder gern gewähren. Es ſind neue Ablaßkrämer, welche die Sünden im Namen der Poeſie vergeben. Jedwede Gemeinheit wiſſen ſie zu etwas Reizendem, Billigem, Wünſchenswerthem herauszuputzen, jede Sünde niedlich und liebenswürdig darzuſtellen, ſie alles Gehäſſigen zu entkleiden. Im Gewande des feinen Anſtandes, der höhern Bil-

dung und Vornehmigkeit führen sie die Gemeinheit ein, und wenn das Sündhafte nicht ganz sich verstecken läßt, so wird es als süße Schwäche mit allen Grazien und Amoretten überkleidet, oder als Genialität, kühne Freiheit und erlaubte Ausnahme zur Bewunderung hingestellt. Das Gewand einer vornehmen Feinheit schickt sich am besten zur Beschönigung der niedrigen Lüste, weil sich diese wirklich verfeinert haben, weil sie wirklich in der vornehmen Welt am meisten zu Hause sind. Je feiner verschleiert, desto reizender sind sie, und der Dichter hat den Vortheil, zugleich auf die verderbten Sinne am eindringlichsten zu wirken, indem er dem Anstand und der Aesthetik am meisten nachzugeben scheint. Nur die grobe Rohheit würde den moralischen Tadel nach sich ziehen, aber auch den feinen Gaumen nicht mehr schmeicheln. Die feine Gemeinheit dagegen entgeht jenem Tadel, und sie ist es, die doch am meisten reizt.

Diese Tendenz Göthes und seiner Schule wurde schon früher von Pustkuchen in einer merkwürdigen persiflirenden Nachahmung der Götheschen Wanderjahre, von Posgaru in einer geistvollen Novelle, und von Wessenberg in seinem Werk über den Einfluß der schönen Literatur auf Religiösität und Sittlichkeit angegriffen.

Als eine einsame aber gar erfreuliche Erscheinung

fällt auf der aristokratischen Seite der Herr von Rumohr auf, dessen liebenswürdiger Materialismus nicht den ästhetischen Geschmack bis zur thierischen Wollust herunter zu stimmen, sondern vielmehr den physischen Geschmack bis zum Schönheitssinn zu steigern sucht in einem Meisterwerk über die Kochkunst. Solche gastfreundliche Erscheinungen der guten alten Zeit werden wahrscheinlich immer seltener werden. Hier oder nirgends ist es comfortable, oder nach Göthes Lieblingsausdruck „behaglich." An dieser wohlbesetzten Tafel kann man sich noch in die achtziger Jahre zurückversetzen, aber nicht bei der Lektüre des öden und kläglichen Buches von Hotho oder am Grabe der schönen Charlotte, oder bei den unreinlichen und krampfhaften Debauchen der Heineschen Schule.

17.

Die neue Anglomanie.

Sämmtliche alten Schulen hatten sich überlebt; die Romantik war durch ihre Verbindung mit der Politik depopularisirt und überhaupt altersschwach geworden; die patriotische Poesie war zum Schweigen gebracht; der Wahnsinn der Hoffmann'schen Schule war schon seiner Natur nach nur ein kurzer Paroxismus. So löste sich denn alles in einer Anarchie

des Geschmacks auf, in das bunteste Durcheinander der Manieren.

Aber ein dunkler Instinkt treibt die poetischen Individuen, sich zu conglomeriren, im Sand eine feste Granitmasse zu bilden. Die Zeugungskraft des deutschen Genius war erschöpft, Es gab nur matte Nachgeburten. Der Patriotismus war arretirt, ins Finstere gesetzt und eingeschlafen. Selbst aus der Wissenschaft kam in die deutsche Poesie kein neuer belebender Antrieb. Der philosophische Enthusiasmus hatte auch aufgehört. Die neue herrschende Schule Hegels war in ihrem innersten Wesen unpoetisch, unjugendlich, erstarrend, nicht aufweckend. Unsere poetische Literatur war daher den Einwirkungen des Auslandes aufs neue, wie vor Lessing, offen, und unsere Nachbarn durften nur ihrerseits eine neue poetische Energie entwickeln, um uns aufs neue zu Sklaven ihres Geistes, zu ihren blinden Nachahmern und ihren Geschmack auch wieder bei uns zum herrschenden zu machen.

Sie thaten es. Engländer und Franzosen bildeten den von uns adoptirten romantischen Geschmack auf eine eigenthümliche, nationelle Weise bei sich aus, mit all der Energie, die ihnen im Bewußtseyn ihrer National-Einheit, ihrer übergeordneten Stellung in Europa natürlich ist, und mit dem Beifall, den gereifte Nationen ohne kleinliche Eifersucht ihren großen

Geistern zu zollen pflegen. In der ersten Periode der Restauration übernahmen die Engländer Walter Scott und Byron die poetische Diktatur nicht nur jenseits, sondern auch diesseits des Canals. Bald nachher aber fingen die Franzosen ihre literarische Revolution an, und ihr romantischer Jakobinismus ist jetzt im Begriff, die Engländer in der Herrschaft abzulösen.

Wir Deutsche aber sind von der Höhe unserer Belletristik wieder rückwärts herabgekommen und den Krebsgang durch die Anglomanie zur Gallomanie zurückgegangen. Walter Scott und Byron haben beinah größere Eroberungen im deutschen Publikum gemacht als in England, und trotz den zahllosen englischen Nachahmern doch noch mehr deutsche gefunden. Jetzt aber hat die französische Romantik eine ähnliche Eroberung unter uns begonnen, die täglich Fortschritte macht.

Es war unvermeidlich. Die ganze Geschichte unserer Literatur beweist, daß die Hebungen und Senkungen, die Kräftigung und Erschlaffung in der literarischen Welt jeden Augenblick abhängt von den öffentlichen, namentlich politischen Zuständen. So wie nach den unsterblichen Kämpfen gegen Frankreich die nationelle Energie der Deutschen erschlaffte, die Restauration die bekannte Richtung nahm, der deutsche Geist gefesselt und eingeschläfert wurde, konnte es

nicht anders kommen, wir mußten wieder dem übermächtigen Einfluß fremder Nationalitäten erliegen. Und aus diesen Banden, die vielleicht noch öfter wechseln, ist keine Erlösung für uns, als durch eine neue patriotische Energie, sie mag kommen, woher sie will.

Die neue Anglomanie hat ihre gute Seite, wie die alte. Das englische Volk ist sich gleich geblieben, der Stahl seiner Mannheit ist nicht geröstet. Waren wir verdammt, uns von Fremden in die Schule nehmen zu lassen, so fanden wir wenigstens an den Engländern tüchtige Meister. Die Manier der historischen Romane ist einem männlichen Volk angemessen, denn die großen Lehren der Geschichte werden dadurch verbreitet, der Blick erweitert. Aber auch Byron war ein männlicher Charakter. Von England ist uns nichts zugekommen, was nicht an Kraft mahnte.

Daß die historischen Romane so schnell bei uns überhand nahmen, dazu trugen noch andere Umstände bei. Die Lust, sich in die Illusionen aller Zeiten und Völker zu versetzen, mußte sich endlich unter den tausenderlei Formen, zwischen denen sie schwankte, die bequemste auswählen. Die Schwierigkeit fremder und künstlicher Versmaaße und noch mehr die Abnutzung derselben durch zu häufigen Gebrauch mußte eine Menge Dichter und noch mehr das Publikum von

den lyrischen Weisen entwöhnen, ja eine Art Flucht vor denselben erzeugen. Dagegen bot sich die Romanform als die natürlichste und gefälligste an, und als die, welche zugleich für die Dichter die lukrativste werden mußte, da sie längst in den Leihbibliotheken vorherrschte, die große Masse des Publikums aber seine poetische Nahrung fast ausschließlich aus diesen Lesecanstalten holte.

Aber auch der Zeitgeist war den historischen Romanen günstig. Die Theilnahme an den Weltereignissen, der historische Sinn war seit den letzten Kriegen auffallend gesteigert. Zugleich war der politische Theorienschwindel beseitigt, und die Erfahrung, die historische Würdigung an der Tagesordnung. Nicht selten versteckte sich auch die Gegenwart hinter die Vorzeit und man kleidete in das Bild der letzteren Lehren für die erstere ein.

Der historische Roman hat in Deutschland früh begonnen, ohne daß er ausgebildet und zur Modesache erhoben worden wäre. Schon bei Gelegenheit der Gallomanie ist davon die Rede gewesen. Der „Simplicissimus" war ein vollkommner und vortrefflicher historischer Roman. Nicht weniger das „galante Sachsen" von Pöllnitz. Auch Nicolais „Sebaldus Nothanker" verdient diesen Namen, als ein meisterhaftes Sittengemälde des vorigen Jahrhunderts. Merkwürdig ist es, daß eine Dame den ersten Anfang

machte, die ältere vaterländiſche Geſchichte in zahlreichen Romanen zu bearbeiten, die berühmte Naubert, deren Eginhard und Emma, Conradin von Schwaben, Hatto von Mainz, Eliſabeth von Toggenburg, Alf von Dülmen, Konrad von Feuchtwangen, Philippine von Geldern, Ulrich Holzer, Walther von Stadion, der Bund des armen Konrad, Friedrich der Siegreiche und viele andere Romane dem größeren Publikum die deutſche Vorzeit in lebendigen Bildern anſchaulich machten. Mit weniger Glück und Talent folgte ihr Schlenkert nach, der ganze Kaiſergeſchichten langweilig dialogiſirte. Dagegen waren wieder die hiſtoriſchen Romane Baczkos, des preußiſchen Geſchichtſchreibers, weit beſſer und beliebter. Die meiſte Verbreitung aber fanden die kleineren mehr anecdotenartigen Skizzen des übrigens trivialen Meisner. Weniger Anklang fanden die deklamatoriſchen und ſentimentalen Romane, in welchen Feßler die antike Welt zu ſchildern anfing, im Leben des Ariſtides, des Mark Aurel, des Attila. Seine kalten Darſtellungen wurden weit übertroffen von dem zwar auch etwas durch Sentimentalität moderniſirten, doch weit wärmer und lebendiger aufgefaßten „Agathokles“ der Frau Karoline Pichler, eines Romans, der von einem echt poetiſchen Standpunkt aus die Contraſte des Chriſtlichen und Heidniſchen, Nordiſchen, Antiken und Orientaliſchen in den erſten

Jahrhunderten des Christenthums auffaßte. Dieselbe Dame hat später einige patriotische Romane „die Schweden in Prag“ und „Friedrich der Streitbare“ geschrieben.

Bis dahin blieb aber der historische Roman immer noch eine untergeordnete, wenig kultivirte Gattung. Erst die großen Kriege gegen die Revolution und Napoleon, welche die Völker durcheinander warfen und die entlegensten zu einander brachten, die Mameluken Aegyptens in die Niederlande, die Bergschotten nach Griechenland, die Portugiesen nach Moskau, die Baschkiren nach Paris, erst diese Tableaux mit den verschiedenartigsten Costumen, die uns in der Wirklichkeit vor den staunenden Augen vorübergingen, veranlaßten die große Menge von Nachbildern, die unter dem Namen der historischen Romane Mode wurden. Schon Kotzebue hatte in demselben Interesse alle möglichen Costume auf die Bühne gebracht.

Da noch alles um uns her so friedlich war, konnten wir auch mit all unserer Poesie gleichsam in der Familie leben. Jetzt ist es anders geworden. Wie wir selbst aus dem Schooße des Friedens und der Familie auf die große politische Laufbahn fortgerissen worden, so hat auch unsere Poesie den Kreis erweitert. Das zärtliche Paar, um das sich bisher fast alle Poesie gedreht, ist zu einem Volk

erwachsen. Unsere poetischen Helden haben sich im Volke verloren, wie die wirklichen. Sind alle großen Männer der Zeit, selbst der größte, unter den Völkerriesen erlegen, die aus dem alten Schlummer erwachen, wie sollte die Poesie dem Geist der Völker nicht auch huldigen? Wir haben diesen Geist über die Weltbühne schreiten sehen, mit eigenen Augen haben wir Revolutionen, Völkerzüge, wunderbare Verhängnisse, ungeheure Thaten und Leiden gesehen; und wie klein erscheint gegen diese große Wirklichkeit alles, was wir bisher im stillen Familienkreise gedichtet und geträumt! Soll sich nun die Poesie nicht schämen, so muß sie der Geschichte nacheifern, und soll sie dem Zeitgeist huldigen, so muß sie das historische Element in sich aufnehmen, wie sie ja auch im vorigen Jahrhundert ein philosophisches mit sich vermählt hat. Der historische Roman ist mithin das echte Kind seiner Zeit.

Natürlich steht der historische Roman in einem sehr nahen Verhältniß zur Geschichtschreibung, und wenn er auch vorzugsweise das Schöne oder nur das Interessante, Reizende, die strenge Geschichte dagegen das Wahre, abgesehen von jenem Reiz, auffaßt, so ist doch der Stoff immer der nämliche. Wirklich gränzen aber beide im Gebiet der Specialgeschichte so nahe zusammen, daß sie eigentlich in einander übergehen. Die Weltgeschichte ist bereits so angewach-

sen, daß wir Mühe haben, sie nur in ihren wichtigsten Thatsachen zu überblicken. Das Detail müssen wir sondern, wir können es nicht mehr dem Bau des Ganzen in der welthistorischen Darstellung einfügen. Die Sammlungen in hundert und mehr Quartbänden, welche die Weltgeschichte im Detail behandeln, und ungern einen assyrischen König oder deutschen Kurfürsten auslassen, sind wegen ihrer monströsen Unbehülflichkeit mit Recht aus der Mode gekommen. Man sucht das Wichtigste der Weltgeschichte in gedrängtem Zusammenhange zu begreifen, und das Einzelne gleich Bildern in kleine Rahmen zu fassen, in Biographien, Sittengemälden, Memoires. Dieß sind allein die Formen, in welchen man das auf eine befriedigende Weise schildern kann, was die Geschichte ganzer Zeiten und Völker oder gar des ganzen Menschengeschlechtes unbeachtet lassen muß. Wer den Gang der Geschichte im Großen verfolgt, kann sein Interesse nicht endlos zersplittern; dem Interesse für das Einzelne wird aber vollkommen Genüge geleistet, wenn wir den höhern Standpunkt verlassen und uns nur in einen Moment der Geschichte, in eine bestimmte Gegend und in den Gesichtskreis eines oder weniger Menschen versetzen. Hier geht nun aber die Specialgeschichte unmittelbar in den Roman über. Es ist wenig Unterschied, ob der Biograph die Wirklichkeit in allen ihren reizenden, romanhaften Einzelheiten

ſchildert, oder ob der Romandichter ſein Werk dem Geiſt und Ton eines beſtimmten Zeitalters genau anpaßt. Iſt nicht ein gewöhnlicher Liebeshandel oder irgend eine philoſophiſche Idee der Zweck des Dichters, will er nur den alterthümlichen Geiſt, die Erinnerung an vergangene Tage heraufbeſchwören, und ſucht er den Ruhm darin, der Natur und Wirklichkeit treu zu bleiben, ſo reiht er ſich wirklich an den Hiſtoriker an. Der Roman iſt ſodann nur eine freiere Form der Geſchichtſchreibung, aber eine Form, worin ſich der Geiſt der Geſchichte oft treuer ſpiegelt, als in bloßen trocknen Berichten. In gewiſſen altfranzöſiſchen und altengliſchen Romanen werden wir beſſer über die Sitten der Zeit und über die Phyſiognomie der Nation unterrichtet, als in irgend einem Hiſtoriker; oder denken wir an Cervantes Novellen, welcher ſpaniſche Geſchichtſchreiber hat uns ſo lebendig in die Mitte jener Zeit und Lokalität verſetzt? Man darf alſo wohl behaupten, daß der Hiſtoriker nicht unrecht thut, wenn er den Romanſchreiber zu Hülfe ruft. Dies iſt in der neuen Zeit um ſo nöthiger, als in derſelben der Stoff der Geſchichte unermeßlich zugenommen hat, und vom Standpunkt des Romandichters, Biographen und Memoiriſten aus allein in ſeiner Vielſeitigkeit genügend aufgefaßt werden kann. Seit der Reformation iſt die Geſchichte immer verwickelter geworden, der Geſchichtſchreiber

kann sich nur an den Gang der Hauptbegebenheiten halten, die unzählbaren kleinen Episoden, worin das Einzelne zu beleuchten ist, muß er den Biographen und vorzüglich den Romanschriftstellern überlassen, die solche kleine Detailgemälde in den schicklichsten Rahmen zu fassen wissen, und in deren Werken die Nachwelt sich das Vergangene lebendiger vergegenwärtigen wird, als in unsern Zeitungen.

Aus allem bisher Gesagten erhellt nun wohl von selbst, warum der historische Roman gerade in unsrer Zeit und so allgemein und bei allen gebildeten Völkern übereinstimmend kultivirt wird. Obgleich die Engländer den Ton angegeben haben, so versteht ihn doch nicht blos das englische, sondern jedes Ohr. Den Engländern gebührte der Vorgang, weil sie von jeher auf Nationalität besser gehalten haben, als andere Völker. Es ist aber hier nicht von englischer Volkspoesie die Rede, sondern von Volkspoesie überhaupt. Man ahmt in Walter Scott nicht den Engländer, sondern den Dichter der Vergangenheit nach, und jede Nation hat die ihrige. Darum haben gegen Walter Scott alle die nationellen Vorurtheile geschwiegen, die sich sonst so laut gegen andre fremde Dichter geltend gemacht haben. Walter Scotts Manier ist überall nationell, wo eine Nation sich selber fühlt und begreift und nur aus solchen Ländern vernehmen wir kein Echo seiner Stimme, in denen das

Volk unter despotischem Druck noch schläft, noch nichts von sich selber weiß.

Sogar das stolze Nordamerika, das nie zuvor gedichtet, hat jetzt erst zu dichten angefangen, um Walter Scott nachzuahmen. Die Republik konnte sich an die Poesie der Monarchie und Aristokratie nicht anschließen, schloß sich aber augenblicklich an die Poesie der Demokratie an.

Sonderbar genug huldigte Walter Scott persönlich aristokratischen Meinungen, während er die Poesie zu demokratisiren berufen war. Auch sein Schicksal war das eines Volksmannes aus der Menge und für die Menge. Die Achtung, die man ihm zollt, erreicht bei weitem nicht mehr jene beinah anbetende Ehrfurcht, die man der ältern Dichteraristokratie widmete, und er verhält sich zu ihnen plebejisch. Aber er übertrifft wieder alle andern durch seine unermeßliche Popularität bei den Massen und durch die unglaubliche Zahl seiner Nachahmer. Auch das ist plebejisch. Walter Scott hat die Poesie, ohne es zu wollen, ihres aristokratischen Privilegiums entkleidet und zu einer Sache der Massen gemacht.

Wie äußerlich, so ist diese Poesie auch ihrem Inhalt nach demokratisch. Das innerste Wesen des historischen Romans ist in etwas ganz anderem zu suchen, als worin die historischen Darstellungen bisher befangen gewesen sind. Im Drama hat man

die Geschichte blos zu einer Probe der menschlichen Kraft, und zur Folie der Ideale gemacht. Im Epos hat man eine göttliche Vorsehung über der Geschichte angenommen, und die Prosa der Wirklichkeit durch Wunder von oben einigermaßen erfrischt und belebt. Dort stand der Mensch frei ausser der Geschichte und ihr kämpfend gegenüber, hier aber fügte die Gottheit die Geschichte ebenfalls von aussen, und behandelte sie als einen todten Stoff. Etwas ganz anderes zeigt uns der historische Roman, in dem Sinne, wie Walter Scott ihn aufgefaßt. Hier ist der Mensch nur ein Product der Geschichte, gleichsam eine Blüthe, die aus ihrer Mitte hervorvegetirt, von ihren Säften genährt, und von ihren geheimen Kräften festgehalten. Aber auch die Gottheit ist nicht getrennt von dem in der Geschichte still waltenden Naturgeist, schwebt nicht über dem Leben, sondern ist das Leben selbst, wirkt keine Wunder von oben, die sich unterscheiden von dem gemeinen Leben unten, sondern sie wirkt alles nur von innen, und alles, was sie hervorbringt, oder nichts ist ein Wunder. In diesem Sinne kehrt die Poesie gewissermaßen zum ältesten Pantheismus und Elementardienst zurück, und ahnet das Heilige nur in allem, was ist, bildet sich aber keine Götter mehr ausser und über den übrigen Dingen. Bisher war die Poesie der Vielgötterei oder dem Monotheismus zugethan, sofern sie immer nur gewisse Gruppen von

ausgezeichneten Menschen und Familien oder auch nur einen einzigen Helden in den Vordergrund stellte. Dagegen ist nun die neue Manier, statt jener Helden ganze Völker, statt einzelner Charaktere die Physiognomie, den Geist und Ton, die Sitten und Eigenthümlichkeiten ganzer Länder und Zeiten, statt einzelner Thaten den Lebensprozeß ganzer Generationen zu schildern, allerdings ein poetischer Pantheismus zu nennen. Man kann diese Poesie aber auch durch den Charakter des Demokratischen bezeichnen. Der Held im Vordergrunde ist immer der poetische Monarch, und ganze Gruppen im Vordergrunde bilden eine natürliche Aristokratie. Wirklich ist auch das Volk im Hintergrunde immer zu einer sehr erbärmlichen Statistenrolle herabgewürdigt worden. In dem neuen historischen Roman herrscht aber eben dieses Volk, und was davon in den Vordergrund sich herausstellt, sind immer nur seine Organe, aus seiner Mitte, aus allen seinen Classen, ja aus seiner Hefe herausgegriffen. Darum sind die Helden aller walterscottisirenden Romane niemals Ideale, sondern nur schlichte Menschen, Repräsentanten einer ganzen Gattung, und sofern ein solcher Held den ganzen Roman zu beherrschen scheint, dient er doch nur als ein Faden, um daran die Länder-, Völker- und Sittengemälde aufzureihen.

Von jeher war das Thema aller Poesie der

Mensch, und auch die neue Romanpoesie kann davon nicht abweichen; sie faßt aber den Menschen mehr in der Gattung auf, während er früher mehr in der Individualität aufgefaßt wurde. Ihr Held ist also eigentlich nicht mehr der einzelne Mensch, sondern das Volk. Dadurch wird sie aber eng an die Natur und die wirkliche Geschichte gebunden, denn die Gattung folgt unwandelbar dem stillen Zuge der Natur, nur der Einzelne reißt sich los und strebt nach Idealen. Aus dem Einzelnen kann der Dichter machen, was er will, aber ein Volk muß er nehmen, wie es ist. Hier bleibt ihm nur übrig, das Poetische in der Wirklichkeit zu erkennen, nicht es eigenmächtig zu erschaffen. Wie glücklich man den Menschen idealisirt hat, so ist es doch nie gelungen, die Gattung im Ganzen oder nur ein bestimmtes Volk zu idealisiren. Die Träume von Mustervölkern sind immer sehr leer und aufgeblasen, die Verschönerungen wirklicher Völker, z. B. die Schweizeridyllen eines Clauren, immer sehr albern gewesen. Sobald der Dichter ein Volk schildert, muß er es treu schildern, wie die Natur.

Die Elemente einer solchen Volkspoesie liegen in der Natur vorgezeichnet. Das Volk wurzelt einer Pflanze gleich in einem bestimmten Boden und Clima. Das Land ist die Bedingung seines Charakters wie seiner ganzen Existenz, und bietet dem Dichter zu-

nächst die Gelegenheit dar, mit dem Landschaftmaler zu wetteifern. Hier ist dieser Wetteifer, den man sonst getadelt hat, an seiner rechten Stelle. Allerdings sind die idyllischen Bildchen, welche nur die Absicht haben, Landschaftsgemälde zu geben, gewöhnlich nur Tändeleien, und der Maler übertrifft den Dichter immer, wo dieser nur ihn erreichen will. Anders verhält es sich schon mit jenen großen Naturansichten Humboldts, indem hier ein philosophischer Geist hinzukommt, den der Maler nicht mehr ausdrücken kann, wohl aber der Dichter. Noch mehr aber siegt die Sprache über die Farbe, der Dichter über den Maler, wo es gilt, den historischen Geist einer Gegend zu bezeichnen. Dieser historische Geist, wenn ich mich eines solchen Ausdrucks bedienen darf, ist gewöhnlich das Interessanteste, Reizendste, und das vorzugsweise Poetische in einer Gegend. Er wird ihr gleichsam eingehaucht durch den Geist der Bewohner. Nicht nur das Volk nimmt eine gewisse Eigenthümlichkeit von seinem Boden an, sondern auch dieser von ihm, wenigstens in unsrer Einbildung. Dadurch unterscheidet sich jeder historische Boden von dem neuentdeckten, noch unbevölkerten; und dadurch unterscheidet sich auch ein bewohntes Land von dem andern weit mehr, als durch seine blos physischen Eigenschaften. Wir denken uns kein solches Land, ohne zugleich an das Volk, seinen Cha-

rakter und ſeine Geſchichte zu denken, und dadurch erſt erhält es den romantiſchen Reiz für uns. Dieſen Reiz nun kann niemand beſſer erwecken, als der Dichter, der nicht blos die Gegend malt, ſondern das Volk und ſeine Geſchichte dazu, der uns in die lebendige Mitte nicht nur der Natur und des Raumes, wie der Maler, ſondern auch der Zeit und der Begebenheiten verſetzt. Der Dichter hat dabei noch den Vortheil, daß er uns Gegenden höchſt intereſſant macht, die es nie ſeyn würden, wenn nur ein Maler ſie abbildete.

Ein zweites Element bietet der phyſiſche Charakter des Volkes ſelbſt dar, die Nationalphyſiognomie, die Stammesnatur, das Temperament, worin die Natur eine unerſchöpfliche Fülle von intereſſanten Eigenthümlichkeiten und tiefromantiſchen Reizen entfaltet. Hier ſchließt ſich dem Dichter ein unermeßliches Feld auf, das noch ſehr wenig bebaut worden iſt. Gleichſam nur unwillkürlich haben bisher die Dichtungen verſchiedener Völker ein nationelles Gepräge getragen. Das Streben der Dichter ging nicht dahin, das Nationelle zu bezeichnen, vielmehr etwas Humanes, allgemein Menſchliches davon auszuſcheiden. Man kann die unzählbare Maſſe von Helden, welche die Poeſie ſeit Jahrtauſenden erſchaffen hat, beſſer nach den Claſſen eines pſychologiſchen Syſtems, worin ein Normalmenſch als Typus des ganzen Ge-

ſchlechts erſcheint, als nach den Fächern der Geographie und Geſchichte eintheilen, oder, um mich eines philoſophiſchen Ausdrucks zu bedienen, beſſer nach der Analyſe des Möglichen, als nach der Syntheſis des Wirklichen. Die meiſten Poeſien tragen nur etwas allgemein Menſchliches in eine Fabelwelt hinüber, die nirgends exiſtirt, und halten ſich nicht an einen wirklichen Ort auf der Erde, an einen wirklichen Zeitraum in der Geſchichte. Ihre Helden ſind ſo, wie ſie im ſüßen Traum des Weltverbeſſerers erſcheinen, nicht wie ſie das wirkliche Leben zeigt. Es ſind die Ideale aller Tugenden oder auch Laſter, aller Vollkommenheiten und Genüſſe, oder auch Leiden, die menſchenmöglich ſind, nicht der treue Spiegel deſſen, was wirklich iſt. Was iſt auch wohl natürlicher und unſchuldiger, als die Freuden in der Einbildung zu genießen, die uns in der Wirklichkeit fehlen, und was gibt es Höheres für den Menſchen, als in der Poeſie ſich ſelbſt zu idealiſiren, zu veredeln und zu vergöttlichen, ſo lange dieß ihm nicht im Leben ſelbſt gelingt. Die Poeſie bezeichnet dem Menſchen die Bahn zu jeder Größe, Tugend und Heiligkeit, und er ſoll nicht verkümmern in gemeiner Gewohnheit des Alltäglichen. Aber gerade je freier ſich ſein Geiſt erhebt, deſto weniger wird er die Natur und jene erſten heiligen Bande, die uns an das Wirkliche feſſeln, mit einem feindlichen Auge betrach-

ten können. Er wird ſich mit der Nothwendigkeit verſöhnen, und was ihm darin Anfangs hart, drückend, beengend, klein und gemein erſchien, wird ſich mit neuen Reizen überkleiden. Das Wirkliche, dem er in das Land der Ideale zu entfliehen geſucht, wird einen ſtillen und allmächtigen Zauber für ihn gewinnen. Ahnungsvoll wird er in dem Walten der Natur das Heilige wieder zu finden glauben, was er vielleicht in ſeinen kühnſten Träumen vergeblich geſucht und aufgegeben. Dieß wird ihn auch bald dahin führen, nun im großen Garten des Lebens alles nach ſeiner Art intereſſant zu finden, beſonders aber das Ganze in ſeinem harmoniſchen Zuſammenhange und in ſeiner reizenden Mannigfaltigkeit. Eine kleine Blume, die er ſonſt wohl verachtet hat, wird ihm werth werden durch die Bedeutung, die ſie im Ganzen hat. So wird er nun das wirkliche Leben der Gegenwart und Vergangenheit, die Menſchen und ihr Treiben, wie es wirklich iſt, wunderbar anziehend finden, und die Zukunft und ihre Ideale darüber, wenn nicht vergeſſen, doch nicht mehr allein gelten laſſen. Dem Dichter wird es nun gelingen, das bisher ſo Unſcheinbare, das man nicht einmal mitleidswürdig genug fand, um es in einer Idylle oder in einer Poſſe brauchen zu können, auf eine neue und dankbare Weiſe für die Poeſie zu gewinnen. Er wird den gemeinen Menſchen aus dem Volke herausheben können,

blos weil er zu diesem Volke, zu diesem Stande, in diese Gegend, in diese Zeit gehört, und dieß wird ihm einen romantischen Reiz verleihen, der ausserdem gar keine ausgezeichnete Persönlichkeit voraussetzt. Wir werden in ihm nicht die Person, den Helden, den Schäfer oder die Karikatur, sondern nur den Repräsentanten seines Volks und seiner Zeit und ihrer Sitten sehn. Der romantische Reiz, den ihm schon diese Physiognomie verleiht, wird durch Contraste noch erhöht, und endlich sehn wir nicht blos solche Menschen mit verschiedenen Gesichtern, Geberden und Trachten, wie in einer Kinderfibel beisammen, sondern sie leben und handeln in ihrer Zeit, und vergegenwärtigen uns dieselbe in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Man hat das Nationelle bisher zu sehr als etwas Zufälliges oder Gleichgültiges behandelt, oder alle Nationen nach einem idealen Muster beurtheilt, und nur das gelten lassen, worin sie einander gleich waren, oder sie gleich machen, mit dem großen Hobel der Kultur und Aufklärung sie planiren wollen. Aber in der Eigenthümlichkeit, Verschiedenheit, Sonderung der Völker liegt schon jenes allgemeine Menschliche so wunderbar verborgen, wie in den Farben das Licht, und kann niemals davon geschieden werden. Jeder physischen Verschiedenheit der Völker entspricht ein gewisses Temperament, eine Stimmung, Richtung und Kraft der Seele, und der

Inbegriff aller dieser Richtungen offenbart uns erst den unendlichen Reichthum und die Tiefe des Menschlichen.

Hieran knüpft sich das dritte Element, der geistige Charakter des Volks, die Seele desselben. Sie läßt sich schwerer malen, als das Aeußere eines Volks, wenn man ihre geheimsten Nuancen verfolgen will, aber was in ihr so unerschöpflich ist, das ist eben die Poesie. Die Nationen sind sich auch beinahe alle gleich in dieser Unergründlichkeit ihres Charakters, in der romantischen Tiefe, die uns den Keim so eigenthümlicher Bildungen verbirgt. Der Dichter findet in jedem Volk etwas Heiliges und Unbegreifliches, was da ist, aber man weiß nicht wie und warum, was so wirklich und natürlich ist, als etwas, aber zugleich so wunderbar. Die Sitten und Institutionen prägen bei weitem noch nicht alles aus, was in der Seele der Völker schlummert, ja die Geschichte selbst läuft daran nur ab, zeigt uns nur wechselnde Momente an einem Beharrenden. Jeden Augenblick schließt die Geschichte den Kreis, und was vergangen ist, kehrt nie wieder, aber im Volkscharakter selbst fließt ewig die Quelle neuer Bildungen aus unergründlicher Tiefe hervor. Die Polen geben uns das schönste und augenfälligste Beispiel dessen, was Nationalität, eingeborne, unverwüstliche Volksnatur und Volksgemüth ist. Es läßt sich zwar nicht läng-

nen, daß ein Ueberblick über die Völker der Erde dem Menschenfreunde manchen traurigen Anblick darbietet; aber auf der andern Seite findet sich auch wieder „jedwedes Hohe, Herrliche auf Erden“ an das unschuldige jungfräuliche Daseyn edler Völkerstämme geknüpft, in denen die Naturkraft unmittelbar gewirkt, was die höchste Kultur nicht wieder erreicht hat. Und gesetzt, es gäbe eine gleichgebildete, allgemeine Menschheit, in der alle Unterschiede der Völker aufgehoben wären, einen Freimaurerbund über die ganze Welt verbreitet, wie uniform, farblos und öde müßte derselbe gegen den vollen bunten Völkergarten der Vergangenheit erscheinen, und sollten die Philosophen wirklich alle Völkerströme zuletzt in den Ocean einer einzigen und gleichen Brüdergemeinde der allgemeinen Menschheit leiten können, die Dichter würden an den Strömen aufwärts gehen und in jene Gebirge zurückkehren, die am Horizonte der Geschichte stehn.

Als das letzte Element betrachten wir das Schicksal, die Thaten, die Geschichte der Völker. Wenn Schiller sagt: „in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!“ so gilt dieß auch von ganzen Völkern. Die Natur bestimmt sich selbst, die Seele baut sich ihren Leib, die Seele des Volks verkörpert sich in eigenthümlichen Organen, die wir als Sitten, Stände, Staaten erkennen. In diesen Organen ist

es thätig oder leidet, und seine innerste Eigenthümlichkeit ist zugleich sein äußeres Verhängniß. Diese Ansicht, die sogar der Geschichtforschung nicht mehr fremd ist, empfiehlt sich noch weit mehr dem Dichter, denn sie ist durchaus poetisch, ja der einzige poetische Schlüssel zur Geschichte. Der Dichter kann aber seinen Standpunkt auf verschiedene Weise nehmen, er kann sich mitten in ein Volk versetzen, oder sich darüber stellen, oder zwischen die Völker, und auf jedem Standpunkte stellt sich ihm die Geschichte in einem neuen Reize dar. Versetzt er sich mitten in die Seele seines Volks, so wird seine Dichtung von jenem patriotischen Feuer glühen können, das jedes Herz in gleicher Gluth entzündet, und von jeher eine unwiderstehliche poetische Kraft behauptet hat, und dieß ist die Lyrik des historischen Romans. Stellt sich der Dichter über das Leben und die Zeit, so wird er ihr Bild am reinsten auffassen können. Der Geist der Völker antwortet auf unsere Fragen am besten in einiger Entfernung, wie das Echo. Darum spricht er aus der Vergangenheit am vernehmlichsten. Die Zeit bewirkt schon, was dem Dichter erforderlich ist; sie drängt nämlich das Bild der Völker und der Geschichte zusammen. Auch verbreitet schon ihre Ferne von selbst über jeden Gegenstand einen magischen Duft und Schleier, der ihm ein rührendes Interesse verleiht, und es bedarf nicht erst der elegischen Mit-

tel des Dichters, über ein Gemälde des Alterthums den ſanften Reiz der Wehmuth auszugießen. Vorzüglich untergegangene Nationen, aber überhaupt jede Vergangenheit erſcheint uns ſchon an ſich poetiſch, und nur in der Gegenwart thront die gemeine Alltäglichkeit und Proſa; ſo wie wir auch nur in dem Lande, darin wir leben, gelangweilt werden, während uns das große Panorama der Völker rings umher Erſtaunen und Sehnſucht einflößt und die Seele mit einer unendlichen Fülle von Bildern und Empfindungen ſättigt. Aus dem ganzen Umkreis des Entfernten und Vergangenen wählt nun der Dichter helle zuſammenhängende Bilder aus, und ſtellt ſie uns in einem gefälligen Rahmen vor die Augen. Wir blicken in die fremde Gegenwart hinein, in eine andere Welt, in der doch alles ſo natürlich iſt, als ob es noch lebte, und dieß iſt das Epos des hiſtoriſchen Romans. Endlich führt der Dichter verſchiedene Nationen zuſammen, und wählt dazu Momente der Geſchichte, in welchen ſie wirklich in lebhaften Conflikt gekommen ſind. Hier hebt ſich jede Eigenthümlichkeit durch den Contraſt, und die Reibung ruft die höchſte Thätigkeit des Nationalgeiſtes hervor. In Kriegen und Revolutionen ſpielen und glühen alle Farben durcheinander, ſchärft ſich die Phyſiognomie, erwachen die ſchlummernden Kräfte und offenbaren in großen Leidenſchaften, was im Gemüth der Völker zu Grunde liegt.

Das iſt das Dramatiſche des hiſtoriſchen Romans und ſeine Vollendung.

Ziehen wir alles dieß in Betrachtung, ſo ergibt ſich, daß es immer nur das Volk iſt, was als der eigentliche Held des hiſtoriſchen Romans betrachtet werden muß. Davon hängt nun auch das Geſetz ab, daß der Dichter ſich einer möglichſt objectiven Darſtellung befleißige, denn wenn es ihm vergönnt iſt, einem Menſchen ſeine Geſinnungen und Empfindungen unterzulegen, ſo kann dieß doch nicht bei einem Volke oder deſſen Repräſentanten Statt finden. Das Volk muß treu nach der Wahrheit geſchildert werden, und der Dichter darf ſich nie erlauben, ſeine Geſchichte willkührlich zu entſtellen. Wir finden dergleichen Entſtellungen in mehreren Romanen. Gewiſſe Dichter tragen die Intereſſen, Geſinnungen und Parteianſichten der gegenwärtigen Zeit in die Vergangenheit hinüber, und dieß iſt eine poetiſche Sünde. Jede Zeit hat ihre eigene Poeſie, und ſie darf nicht verfälſcht werden. Dem Dichter ſteht eine zweite phantaſtiſche Welt offen, dahin kann er alles verpflanzen, was er erfindet, aber auf dem Boden der Wirklichkeit muß er die Poeſie ſo laſſen, wie ſie demſelben ſchon von Natur eingepflanzt iſt.

Außerdem hat der Dichter noch zwei Extreme zu vermeiden, wenn er die Poeſie der Völker charakteriſtiſch bezeichnen will. Er muß ein zu Hohes und

ein zu Niederes ſcheuen. Zu hoch ſind gewiſſe Helden der Geſchichte, die gleichſam aus dem Kreiſe der Nation heraustreten, in denen der Genius der ganzen Menſchheit waltet, deren überwiegende Kraft die Bande der Gewöhnung, des Ländlichen und Sittlichen zerreißt. Solche Helden ziehen, wo ſie erſcheinen, alle Augen allein auf ſich, und das Volk tritt in den dunkeln Hintergrund. Wer alſo das Volk ſchildern will, muß es in ſeiner Mitte, nicht in ſolchen ausſchweifenden Höhepunkten ergreifen. Aber es gibt auch eine zu niedrige Sphäre, in der man es ebenfalls nicht vorzugsweiſe auffaſſen darf, ohne es ganz zu verkennen. Dann malt der Dichter nur wie ein Teniers und Oſtade an jener letzten Gränze des Menſchlichen, wo es ins Bären- und Affenmäßige übergeht.

Noch unpaſſender und noch häufiger iſt die moderne Trivialität in Gemälden der Vorzeit. Wir erwarten ein treues und eben ſeiner Treue wegen auch originelles Gemälde des Zeitalters, in welches uns der Dichter verſetzt, und was finden wir in den meiſten Fällen? Nichts mehr und nichts weniger als wieder das aus tauſend Romanen längſt bekannte moderne Liebespaar, das mit ſeinen Kämpfen, Leiden und Entſagungen den Vordergrund des Gemäldes einnimmt, während der ſogenannte hiſtoriſche Hintergrund nur höchſt dürftig mit einigen, den Geſchicht-

ſchreibern entlehnten Farben angemalt iſt. Da mag die Scene nach Spanien oder Polen, nach der Türkei oder Schottland, in die Zeit Karls des Großen oder Luthers, der Hohenſtauffen oder Friedrichs des Großen verlegt ſeyn, immer ſteht vorn der wohlbekannte junge Liebhaber, und das empfindſame Fräulein, das eine Zeit lang liebt und weint, und am Ende heroiſch entſagt. Auch reden dieſe Liebesleute in jedem Land und zu jeder Zeit ganz auf die nämliche Weiſe, und bedienen ſich genau derſelben hochtrabenden Phraſen von Tugend und Edelſinn. Das nennt man dann einen hiſtoriſchen Roman. Der einzige Unterſchied beſteht in der Dekoration. Hanswurſt bleibt auf der Bühne ſtehn, und hinter ihm werden die Couliſſen gewechſelt, heute iſt er der Sohn eines ſchottiſchen Clans, morgen eines Nürnberger Bürgers aus dem ſechszehnten Jahrhundert, übermorgen ein franzöſiſcher Emigrant. Treten auch zuweilen wirkliche Helden der Geſchichte auf, ſo ziehen ſie doch größtentheils nur ſtumm über die Bühne, und ſtören nur höchſt ſelten auf einige Augenblicke die bogenlangen Dialoge der Liebesleute oder derer, die gegen dieſe Liebe kabaliren. Schneidet man dieſe Dialoge und den ganzen modernen Vordergrund weg, ſo bleiben von manchem dicken hiſtoriſchen Roman nicht zehn Seiten übrig, die wirklich hiſtoriſch ſind.

In ſehr vielen hiſtoriſchen Romanen wird die

einfache Geſchichte durch eine Zuthat von wunderlichen Abentheuern verunſtaltet, die nicht weniger unpaſſend ſind, als die eben gerügten modernen Liebesdialoge. Da müſſen myſtiſche Spione, verkappte Schutzgeiſter, wahnſinnige oder prophetiſche alte Weiber und unmenſchliche Böſewichter die Mattigkeit der liebenden Hauptperſonen auffriſchen, und dieſer Miſchmaſch von Langweiligkeit und Tollheit heißt nichtsdeſtoweniger ein hiſtoriſcher Roman. So werden oft ganz bekannte Begebenheiten der Geſchichte, die einen großen Reichthum von poetiſchen Charakteren und Situationen darbieten, bis zur Unkenntlichkeit entſtellt. Der Roman führt nicht die bekannten Helden der Geſchichte auf, ſondern ganz fremde Geſtalten, und erzählt nicht die bekannten Ereigniſſe, ſondern Abentheuer über Abentheuer, die gar nichts mit der wirklichen Geſchichte gemein haben.

Auch können wir nicht unerwähnt laſſen, was bei Romanen von jeder Gattung leider ſo auffallend iſt, — die langweilige Schreibart. Sie iſt keineswegs ein Fehler der Geiſtesarmuth allein, ſie iſt mehr, eine Liebhaberei, eine Mode, der ſelbſt viele der beſſern Schriftſteller huldigen. In der löblichen Abſicht, die Leſer zu myſtifiziren und ſo lange als möglich auf den Ausgang zu ſpannen, befleißigt man ſich abſichtlich des Ausdehnens, der weiten leeren Zwiſchenräume, der umſtändlichen Vorbereitungen

und eines gewiſſen künſtlichen Verſteckenſpieles, das zehnmal die Entwicklung ahnen läßt, und uns zehnmal täuſcht. Dabei vergißt man aber, daß der Roman kein Schauſpiel iſt, daß eine langweilige Vorbereitung, ein über die Gebühr ausgedehnter, die Zwiſchenräume füllender Dialog uns nicht ſo angenehm beſchäftigt, als die vorbereitenden und epiſodiſchen Scenen auf der Bühne, und daß, wenn wir am Ende den Ausgang kennen, nichts in der Welt mehr im Stande iſt, uns zu einer nochmaligen Lektüre des mühſam durchgearbeiteten Romans zu vermögen. Nur Romane, die auf jeder Seite durch ihre geiſtreiche Darſtellung feſſeln, werden immer wieder, und immer mit neuem Entzücken geleſen; Romane dagegen, die abſichtlich ſo geſchrieben ſind, daß ſie den Leſer auf jeder Seite durch das Leere und Unbedeutende ärgern und nur ſo weit anregen, daß er haſtig weiter lieſt, um endlich zum Intereſſanten zu kommen, ſolche Romane werden auch nur einmal geleſen, wie man eine Mahlzeit verzehrt, um bald wieder zu einer andern zu gehn.

Die unerträgliche Breite und Weitſchweifigkeit der hiſtoriſchen Romane entſteht hauptſächlich durch das geſchmackloſe Ausmalen aller Situationen, Perſonalitäten und Coſtume. Da wird alles beſchrieben und am Kleide kein Knopf und keine Naht vergeſſen, als

ob wir mit einem Schneider und nicht mit einem Dichter zu thun hätten.

Endlich finden wir in den historischen Romanen, wie in der Hoffmannschen Schule, eine Liebe zum Grausamen vorherrschend, die in der neuen Gallomanie noch weiter ausgeschweift ist. Erst die zahlreichen Barbareien, die man uns aus dem Mittelalter aufstischte, und die rohesten Scenen von Soldaten, nordamerikanischen Wilden, Seeräubern ꝛc., mußten unsere Nerven abstumpfen, um sie für das schärfste moralische Gift der französischen Literatur empfänglich zu machen.

Diese Fehler, die schon in Walter Scott selbst angedeutet liegen, treten grell hervor in seinen Nachahmern, unter denen es jedoch viele von großer Ausbildung gibt, die ihn sogar, wenn nicht an Reichthum und Wahrheit, doch oft an Schönheit und Zartheit der Bilder übertroffen haben. Ich nenne hier nur die ausgezeichnetsten und beliebtesten, denn es ist nicht möglich, das ganze Heer der Romanschreiber, das sich überdies jährlich vermehrt, zu übersehen. Hans Sachs wurde aus einem Schuster ein Dichter. Unsere Dichter wurden wieder zu Schustern und schlagen das Leder über Walter Scotts Leisten. Diese Arbeit wird ganz fabrikmäßig getrieben, denn jede halbjährige Messe bringt achtzig bis hundert historische Romane.

Tieck erkannte den groſſen Werth des hiſtoriſchen Romans an, indem er ſelber einen ſchrieb „den Aufruhr in den Cevennen.“ Auch in ſeinen Novellen wählte er mehrfach einen hiſtoriſchen Hintergrund. Doch blieb bei ihm immer die ironiſche Weltanſicht vorherrſchend, das geiſtreiche Spiel mit den wechſelſeitig ſich ſelbſt vernichtenden menſchlichen Meinungen und Trieben. Weit entfernt, uns in eine beſtimmte Zeit hinein zu verſetzen, reißt er uns, ſeitdem er ſelbſt nicht mehr in der katholiſchen Illuſion lebt, mit einer ſchalkhaften Schadenfreude aus jeder Illuſion heraus und weiß uns ein ſo ſeltſames Mißtrauen beizubringen, daß wir hinter allem, was wir ſonſt ernſt meinten, etwas Lächerliches verſteckt glauben.

Mit groſſem Ernſt nahm ſich dagegen der Philoſoph Steffens des hiſtoriſchen Romans an. Er ſchrieb drei derſelben, die ſich alle ſehr ähnlich ſehen, ſich wechſelſeitig ergänzen und eigentlich auch nur Eins ſind. Steffens wollte nur ſich ſelbſt in allen ſeinen Beziehungen zu Wiſſenſchaft, Religion und Staat darſtellen, ſodann ſeine Zeit vom Anbeginn des Jahrhunderts bis jetzt; ſein Werk ſollte aber auch ein Roman ſeyn, und nach der Sitte eine Menge Liebes- und Familiengeſchichten in ſich begreifen, und endlich ſollte alles dieſes noch in eine ganz beſondere Beziehung zu ſeinem Vaterlande Norwegen treten. Was in ihm ſubjektiv ſich durch eine ſeltſame

Fügung der Umstände vereinigt hatte, sollte nun auch objektiv in einem einzigen Roman sich zusammen knüpfen lassen. So entstand denn ein wunderliches Gemisch von Naturmalerei, historischer Schilderung, philosophischer Reflexion und enthusiastischer Herzensergießung; und wenn wir alles gern als Effulgurationen eines vielumfassenden Genies bewundern, so stört uns doch zuweilen der lockere Zusammenhang und das Uebergewicht der Reflexion, die alle Augenblicke den ruhigen Gang der Erzählung unterbricht und die Illusion aufhebt. Indem er überall seinen erdichteten Personen Reden unterschiebt, die allein auf Steffens, seine persönlichen Neigungen und Verhältnisse sich beziehen, und mit seinen letzten polemischen Schriften weit näher verwandt sind, als mit dem Gange des Romans, werden wir wider Willen aus diesem herausgerissen, und vergessen über dem Autor sein Buch, was wenigstens bei einem Roman allemal ein Fehler ist.

Steffens ist in dieser raisonnirenden Weise Tieck gefolgt, nur daß der letztere, stets einer ästhetischen Nothwendigkeit fast unbewußt gehorchend, die Freiheit der philosophischen Abschweifungen ermäßigt, und alle Fäden der Unterhaltung stets in einer Schönheitslinie zur bindenden Mitte zurückführt, während Steffens in genialer Sorglosigkeit überall die abgerißnen Fäden gleichsam zum Schmuck aus dem Roman

heraushängen läßt. Tieck iſt hierin, obwohl vorzugsweiſe Dichter, doch platoniſcher, philoſophiſcher verfahren; Steffens dagegen, obwohl vorzugsweiſe Philoſoph, mehr phantaſtiſch, poetiſch. Dieſe Erſcheinung ſteht nicht vereinzelt da. Gehn wir alle unſre Dichter durch, ſo bemerken wir bei denen, die am ausſchließlichſten Dichter ſind, auch die ſtrengſte Geſetzmäßigkeit und Selbſtbeſchränkung, die größte Regelloſigkeit und Willkühr dagegen nur bei denen, welche mehr auf die reflektirende und philoſophiſche Seite neigen. Das Reſultat aber ſcheint demnach zu ſeyn, daß die Poeſie in dem Maaße, in welchem ſie ſich von den philoſophiſchen Formen entfernt, dem Weſen nach wirklich philoſophiſcher wird, und die Philoſophie umgekehrt poetiſcher, je weniger ſie ſich poetiſcher Formen bedient. Es ſcheint nur ein im Weſen liegender Mangel zu ſeyn, der hier den Dichter zur philoſophiſchen, dort den Philoſophen zur poetiſchen Form verführt. Zugegeben, daß derſelbe Genius mit derſelben ſchöpferiſchen Kraft der Phantaſie eine homeriſche Dichtung und eine ariſtoteliſche Philoſophie erzeugen könnte, ſo würde er dieſelben doch von Rechtswegen nicht durcheinander mengen, ſondern eine jede in ſo klaſſiſcher Beſonderheit geſtalten müſſen, wie etwa hier eine Naturgeſchichte, dort eine Algebra. Die Unterſchiede liegen im Stoff, und wenn auch der Künſtler derſelbe ſeyn ſollte, müßten doch die Kunſt-

formen nach den im Stoff liegenden Bedingungen sehr verschieden sein. Auf diese uralte Regel einer unveräußerlichen Klassicität darf man wohl in unserer romantischen, am Ende alle besondern Qualitäten und Formen der Welt in ein korinthisches Erz zusammenschmelzenden, alles amalgamirenden, alles ins Uebermeer auflösenden Zeit hindeuten.

Einer der besten historischen Romandichter ist Van der Velde, der den Uebergang aus der eigentlichen Romantik und Sagenpoesie in den historischen Roman bildet, und ungefähr zwischen Fouqué und Walter Scott in der Mitte steht. Man darf unbedenklich Fouqué mehr Poesie zugestehen als Walter Scott, während dieser gehaltener und männlicher ist und nie ins Berliner Kindischthun fällt, wie der goldgeharnischte deutsche Freiherr. Van der Velde ist nun wenn nicht poetischer als Scott, so doch gehaltener als Fouqué. Schon daß er in der Wahl der romantischen Gegenstände sich eben so oft an die Sagenwelt als an die historische Zeit wendet, ist ein Beweis, daß es ihm weniger um die Genremalerei geschichtlicher Beschreibungen, als um ein wirklich echtes poetisches Interesse zu thun ist, welches letztere er auch in historischen Darstellungen geltend zu machen weiß. Er beschäftigt die Phantasie auf eine angenehme Weise und wir dürfen ihn in jeder Hinsicht einen guten Erzähler nennen, in dem Sinn, wie

es im Orient eine ganze Klasse von Erzählern gibt. Obgleich redselig, wie es einmal die Erzähler seyn müssen, fällt er doch nie in die unerträgliche Breite der Engländer und deutschen Walter Scotte; und besonders müssen wir an ihm loben, daß er die Mährchenwelt oder romantische Vorwelt nicht blos als müßige Dekoration zur Seite und in den Hintergrund stellt und den Vordergrund mit einem ganz modernen Liebespaare und Zubehör anfüllt, wie so viele historischen Romanschreiber thun, die den Herrmann Lange von Lafontaine in einen Harnisch, und die Tante der Madame Schopenhauer in ein Nonnengewand stecken und dann den alten Kinderbrei für einen historischen Roman ausgeben.

Willibald Alexis ahmte den Walter Scott so gut nach, daß man seinen Walladmer wirklich eine Zeit lang für ein Werk des Schotten hielt, und darauf gründete eigentlich Alexis seinen literarischen Ruf. Doch verbindet er mit einer glücklichen Hand, mit einem Talent leichter Nachahmung, und mit einem gefälligen Styl nicht zugleich eine originelle Erfindung oder tiefe Charakterzeichnung. Er hat daher auch immer geschwankt und bald Tieck, bald Hoffmann, bald Walter Scott, bald wieder die abgemessene Rede Göthes nachgeahmt, und in jüngster Zeit durch politische Beziehungen die Leser anzuziehen gesucht. Er ist aber hierin zu sehr Berliner, und

seine Mäßigkeitsreden und schwachen Scherze über den Liberalismus schneiden eben so wenig ein, als sein preußischer Patriotismus irgend eine glühende Begeisterung erweckt.

Wenn man von irgend einem Dichter sagen kann, daß er als der deutsche Walter Scott anerkannt worden sey, so ist es Spindler. Zwar schien er vielen zu roh, doch mußte man gestehen, daß keiner ihn im Reichthum der historischen Gruppen und Gestalten, in Wärme und Kraft der Phantasie übertraf. Er ist eine von den seltenen Naturen, die der frühern derbern und glühendern Zeit angehören und gleichwohl wie eine späte Blüthe noch in unserer modernen Zeit zum Vorschein kommen. Im Volk der Gebirge, beim Adel, der sich von den Höfen fern gehalten, wo es noch Einer thut, in einigen Handwerken und vorzüglich bei Katholiken gibt es noch solche Naturelle der Vorwelt, in der Literatur sind sie sehr selten. Spindler aber ist eines. Unserer vornehmen literarischen Aristokratie, die ich mit dem Namen Schlegel bezeichnen will, wird er nie stiftsfähig erscheinen, sie werden ihm das Ungeschlachte der Form nie verzeihen, denn sie wissen den kräftigen und selbst wilden Pinsel nur in der Malerei zu schätzen, die Werke der Dichtkunst verlangen sie dagegen geleckt wie van der Werf und verzeihen Niemand den Staub auf den Schuhen, und wenn er

auch gerade aus dem fernen Lande der Romantik käme. Der Lesepöbel im Gegentheil weiß, so sehr er Spindlers Werke verschlingt, doch auch seinen wahren Reiz nicht zu würdigen, und ergötzt sich ohne Zweifel an dem Tadelnswerthen mehr als an den zarten Zügen echter Poesie, die uns aus seinen Werken fremd und wunderbar, wie das Gesicht eines Engels aus dem Gewühl und Lärm eines tollen Festes oder aus dem Dunkel einer Mörderhöhle anlächelt. In welcher Gattung von historischen Romanen findet man wohl diesen anspruchslosen Zauber einer unbewußten Schönheit mitten unter Darstellungen, die sie nicht erwarten lassen? Ich kenne viel klassischere, durchdachtere, gefälligere Romane, besonders englische, aber in keinem finde ich diese wildschöne Pracht einzelner Schilderungen, und diesen süßen fremden Reiz kleiner herzgewinnender Züge. Nie, das fühlt sich wohl, nie wird die rührende Gestalt, deren Blick uns auf einige Augenblicke so wunderbar fesselt, aus dem Gemälde hervortreten, und bald verschwindet sie hinter bunten und gleichsam lärmenden Bildern, die keine Wehmuth in uns aufkommen lassen. Aber ist das nicht eben der wahrste Zauber des Poetischen? Ich würde Spindler weniger schätzen, wenn er von seiner Gabe mehr Gebrauch machte, wenn er Schönheiten, die er nur andeutet, ausmalen wollte.

In der poetiſchen Wärme hat Bechſtein viel Aehnlichkeit mit Spindler, doch zeichnet ſich dieſer liebenswürdige Dichter auch als Lyriker durch hinreißenden Wohlklang der Verſe und durch die edelſte Geſinnung aus (z. B. in ſeinem Gedicht „Luther"). Wie Van der Velde wählt er am liebſten Volksſagen zum Gegenſtande ſeiner Romane und Romanzenfolgen.

Storch iſt geſtaltenreich wie Spindler, es begegnen ihm aber auch Rohheiten, die ſich nimmer geziemen. Auch der fruchtbare Romanſchreiber Velani erlaubt ſich dergleichen.

Während dieſe Dichter noch zu romantiſchen Ausſchweifungen hinneigen, haben ſich andere mit beſonderm Fleiß auf das Reinhiſtoriſche und auf die Treue des Coſtums gelegt. So Tromlitz. Seine meiſten Romane ſpielen im Zeitalter der Reformation und des dreißigjährigen Krieges und ſolche Darſtellungen gelingen ihm auch am beſten. Er iſt der poetiſche Wouwermann, der Maler der Schlachten und Pferdegruppen, der walloniſchen und ſpaniſchen Kriegs- und Hoftracht, und dergleichen malt er brav. Mit Bildern einer rauhen und wilden Zeit kontraſtirt aber wunderlich die Sprache des Dialogs, in welchem Tromlitz die moderne Süßlichkeit Fouqués und Lafontaines nachahmt. Die lieben ſüßen Mädchen unter den altfränkiſchen Riegelhäubchen und mit dem großen Schlüſſelbund am Gürtel plaudern gerade ſo

mondſüchtig und altklug, als wären ſie in einer modernen Penſionsanſtalt verzogen worden, und die ſonnverbrannten Partheigänger des dreißigjährigen Krieges, die das Kind im Mutterleibe nicht ſchonten, flüſtern wie die ſchriftſtellernden Lieutenants in unſern Reſidenzen.

Blumenhagen iſt Tromlitz nahe verwandt. Auch er gefällt ſich und gefällt andern am beſten in Darſtellungen aus dem Zeitalter der Reformation. Auch er weiß die alten Schlachtroſſe, Pickelhauben und Schnurrbärte, die Bürgermeiſter mit Pelzrock und ſchwarzem Barett, die frommen Töchter mit ſilberbeſchlagenen Gebetbüchlein recht nett zu malen, und hält dabei mit Gewiſſenhaftigkeit auf den ſteifen und ehrbaren Ton jener Zeit. In Darſtellungen aus der neuern Zeit iſt er weniger eigenthümlich. Uebrigens würden wir wahrſcheinlich mehr an ihm haben, wenn er nicht ſo breit, ſo viel und ſo patriotiſch ſchriebe. Er hätte ſich auf weniger, aber ganz mit Fleiß und Liebe ausgeführte Darſtellungen beſchränken ſollen, ſtatt jährlich alle Taſchenbücher mit neuen Novellen anzufüllen. Und was ſeinen braunſchweigiſchen Patriotismus betrifft, ſo ſollte er bedenken, daß heute und alle Tage Braunſchweiger Wurſt dem Publikum am Ende den Magen verdirbt.

Bronikowsky bewährte ein ganz vorzügliches

Talent für Schilderungen aus der Vorzeit Polens, Rußlands und Ungarns.

Doch hat Harro Harring mit seinen wenigen, aber sehr lebendigen Schilderungen des unglücklichen polnischen Volkes einen weit tieferen Eindruck auf die Zeitgenossen gemacht. Er selbst diente in der Garde Constantins zu Warschau und erzählt als Augenzeuge. Dieser interessante junge Friese wanderte lange in der Welt umher, nannte sich einen sentimentalen Don Juan und wertheristirte, bis er den Liebesdrang mit dem Freiheitsdrang vertauschte. Da wurden seine Darstellungen männlicher und sein „Polen" wird noch die kommenden Geschlechter rühren.

Auch Rellstab entwarf Gemälde der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, den russischen Feldzug von 1812, die Eroberung von Algier 1830. Er schreibt sehr gefällig, aber die tiefen Schatten der Leidenschaften fehlen.

Wolff dringt tiefer in die Leidenschaften der Geschichte ein. Seine Vittoria und noch mehr sein Mirabeau lassen uns in die Qualen der Umwälzungszeit blicken. Doch hat er nicht minder Talent für das Mährchenhafte und selbst das idyllische Stillleben in seinen kleinen Erzählungen.

An die vornehmeren Dichter Tieck und Steffens hat sich in jüngster Zeit der Baron Sternberg

mit hiſtoriſchen Novellen angeſchloſſen, in denen nebenbei gewiſſe Fragen der Literatur oder des Herzens durchgeſprochen werden, wie in einer Geſellſchaft gebildeter Damen.

Zu den Vornehmigkeiten der hiſtoriſchen Roman-Literatur rechnet man auch den großen Cenſor Rehfues, deſſen italieniſche und orientaliſche Bilder freilich farbenreich und preciös ſind, wie Papagaien, aber Aug und Ohr füllen, ohne die Seele zu erfreuen.

Recht viel Seele hat dagegen Leopold Scheſer, der aber, wie es ſcheint, die rechte Form nicht finden kann. Die romantiſchen Verwicklungen, in denen er ſich ſo ſehr gefällt, taugen durchaus nicht für ſein Talent, das mehr gemacht iſt, innere Zuſtände und zarte Bilder des Seelenlebens zu malen.

Was aus Hauff geworden wäre, läßt ſich ſchwer beſtimmen. Er begann mit der Nachahmung Claurens, die er auf meinen Rath in eine Perſiflage deſſelben umwandelte und damit großes Glück machte. Er ſchrieb ferner Kindermährchen, ſogenannte Memoiren des Teufels, und einen hiſtoriſchen Roman im mittelalterlichen Coſtume, alſo ſehr heterogene Dinge mit ſo leichter Hand, wie Willibald Alexis geſchrieben hatte. Er ſtarb aber frühe. Zu den früh verblühten Talenten gehört auch der unglückliche Leßmann, der italieniſche und ſüdfranzöſiſche Geſchichten

und Reiseskizzen schrieb, und von dem man plötzlich erfuhr, er habe sich erhenkt. Ziemlich unbestimmt war auch das Talent des ebenfalls früh verstorbenen Georg Döring, der trotz seiner enormen Fruchtbarkeit in romantischen und modernen Romanen doch keine originelle Physiognomie gewinnen konnte. In jüngster Zeit hat Gustav von Heeringen einige gute historische Novellen gedichtet, dann aber längere Romane, die nicht mehr so gut sind.

Lewald hat auch mehrere historische Romane und Novellen geschrieben, die bei viel Phantasie doch zu wenig Originalität haben, desto größer ist aber das Talent dieses Autors für Genrebilder aus dem wirklichen Leben, wie besonders seine Darstellungen aus Paris und Tyrol beweisen, und solche Tableaux sind wohl mehr werth, als romantische Erfindungen, die wir uns von frühern Zeiten gemacht haben. Ein verwandtes Talent ist in dem unbekannten Verfasser der „Lebensbilder aus Amerika" aufgetreten. Es scheint ein Deutscher zu seyn, obgleich er nicht anders, als Cooper und Washington Irving schreibt.

Bisher haben wir den Einfluß Walter Scotts kennen gelernt. Neben ihm wirkte der geniale Lord Byron nicht weniger auf die deutsche Poesie ein, doch bildete er keine eigentliche Schule. Seine Anhänger und Nachahmer schlossen sich vielmehr an andere Schulen, an die romantische, Callot-Hoffmann-

ſche und politiſche an, oder ſie gingen in die neueſte Gallomanie über.

Byron war ein zu großer Menſch und ſein Schmerz zu echt, als daß die Verſuche unreifer Jünglinge, ihn nachzuahmen, nicht immer hätten ſehr kümmerlich bleiben müſſen. Wo wirklich auch bei uns ein echter Schmerz über die Zeit vorhanden war, bedurfte er keiner neuen ausländiſchen Manier, ſich zu äußern. Die Koketterie der Verzweiflung fand aber bald ein weit ergiebigeres Feld in der Nachahmung der neufranzöſiſchen Romantik, welche der deutſchen Gemeinheit die Mühe erſparte, das edle Air des Britten zu erkünſteln.

Doch kann nicht geläugnet werden, daß Byron die geſammte moderne „Literatur der Verzweiflung“ durch ſein Anſehen unterſtützte. Seine Motive waren edel, er wurde wahrhaftig ein Martyrer der Poeſie und ſein göttlicher Wahnſinn hatte keinen andern Grund, als in der Erfahrung, daß alles Schöne in der Welt der Uebermacht des Niedrigen und Gemeinen erliegt. Aber ſein Unglaube, ſeine Weltverachtung wurde nur von demſelben niedrigen und gemeinen Pöbel, den er ſo glühend haßte, adoptirt und als ein Mittel gegen das Schöne benutzt, um deswillen er eben in ſeine poetiſche Verzweiflung gerathen war.

Der armé Lord gehörte zu den Titanen, die nicht begreifen können, daß die Erde für Pygmäen

bestimmt seyn soll. Prometheus holt ihnen das Feuer vom Himmel, aber sie wissen nur ihre Suppe dabei zu kochen. Obgleich ein Irrthum, ist es doch nur der Irrthum großer Seelen, zu verlangen, daß die Wirklichkeit dem erhabenen Bilde der Phantasie entsprechen solle, und dieser Irrthum ist mit der Größe so eng gepaart, daß es unmöglich wäre, einen Byron über den Schmerz zu trösten, den ihm der Widerspruch der Wirklichkeit mit der Phantasie verursacht. Glühend für alles Poetische in der Wirklichkeit, sah Byron es doch immer nur schmählich besiegt, in den Staub getreten und ausgetilgt durch die Gemeinheit seines Zeitalters. Aus der podagraischen Gebrechlichkeit und Schlafrockbequemlichkeit des vorigen Jahrhunderts erhob sich die Menschheit zu Ideen und Thaten von wunderbarer Herrlichkeit. Geharnischt, auf weissem Zelter zog die Poesie über die Erde, und wie bezaubert folgten ihr die Völker. Byron sah sie noch als Knabe, aber bald mußte er sehen, wie sie strauchelte, stürzte, wie der Zauber schwand, und dem fliehenden Lichtschein der fahle Schatten wieder einer breiten Philisterei über die ganze Erde folgte. Und seine eignen Landsleute sah Byron bei dieser Reaktion der Prosa am thätigsten, und sein Patriotismus schauderte zurück vor Helden wie Hudson Lowe. Was er in der Geschichte nicht mehr fand, suchte nun Byron in der Natur. Aber auch auf dem Meer und

an den schönen Küsten, wo er unverdorbene Völker und die alte Einfachheit des Herzens suchte, überall sah er nur den Sieg der gemeinen Politik über alles, was sich durch Größe, Adel oder Unschuld auszeichnete, und überall waren es wieder seine eignen Landsleute, die er als Büttel der Poesie wiederfand. Hier, im unglücklichen Griechenland, sah er in Maitlands häßlichem Gesicht den Pendanten zu Hudson Lowe, und dürfen wir uns noch wundern, daß sein nur für die Schönheit geschaffenes Auge von diesen ihn ewig verfolgenden Larven bis zum Wahnsinn geängstigt wurde?

Doch die Antipathie gegen das Gemeine und Häßliche in der Zeitgeschichte würde uns Byrons poetischen Charakter noch nicht hinreichend bezeichnen. Byron ist nicht ein so reiner Lichtgeist, daß ihn selbst kein Tadel berührte, wenn er im edelsten Zorn aufflammt für gekränktes Recht und geschändete Ehre. Er hat neben diesem Heroicmus, den man allerdings einen heiligen nennen darf, auch etwas sehr Unheiliges. In den Momenten der Erschlaffung nämlich, die auf jene heiligen Erhebungen des Dichtergenies folgten, gab sich Byron der ganzen Schwäche seiner Menschennatur hin, und übertrieb deren Launen auf eine krampfhafte Weise, so daß er nicht selten bestialisch, auch wohl gar diabolisch erscheint. In seinem „Don Juan" folgt er oft einem äußerst niedrigen

Ideengange und würdigt seinen Genius zum Kuppler der unedelsten Appetite herab. In mehrern seiner düstersten Nachtstücke dagegen dehnt er wie in einem ängstlichen Traum den Schatten, der zufällig über seinem Gemüthe oder über seiner Umgebung liegt, zum Todesmantel über die ganze Welt aus, und schwelgt in Einbildungen der schwärzesten Art, wobei er, wenn man so sagen darf, etwas zu viel mit dem Teufel kokettirt.

Wir können aber Byrons Licht- und Schattenseite nicht trennen, und überhaupt sollte man endlich einsehn, daß man einen solchen Mann nehmen muß, wie er ist, ohne an ihm zu mäkeln. Selbst was an ihm tadelnswerth erscheint, ist nur die nothwendige Ergänzung und Folie seiner schönen Eigenschaften. Die schönsten Gemälde der Welt sind keine schattenlosen chinesischen, sondern, wie ein Enthusiast richtig sagte, sie müssen auf der weißen Wand einen schwarzen Flecken machen.

Zwischen Göthe und Byron, den größten Dichtern ihrer Zeit, bestand eine geheime Verwandtschaft. Beide trachteten in einem gewissen, nur Dichtern eignen, göttlichen Epikuräismus nach dem Glück, nach dem vollen Besitz des Schönen, nach dem höchsten Liebesgenuß der Welt. Göthe, die launische Glücksgöttin wohl erkennend, begnügte sich in einer weisen und egoistischen Mäßigung; Byron aber

mißhandelte das Glück, da es ihm um so weniger genügte, je mehr es sich ihm darbot, und er würde selbst im Besitz aller irdischen Schönheit in Verzweiflung gewesen seyn, da sein großmüthiges Herz verlangte, die ganze Welt solle der Gemeinheit, dem Elend entsagen, denn was wäre ihm der Himmel gewesen, wenn er neben sich die Hölle gewußt hätte. Daher bezieht sich alles bei Göthe auf die Sicherung eines beschränkten Genusses; bei Byron dagegen alles auf die Verzweiflung, die ein verlornes Paradies sucht.

Byron kann sich mit keinem Surrogat des Glücks, mit keiner Täuschung, mit nichts Vergänglichem begnügen. In seiner Sehnsuchtsgluth ist eine Wahrheit, die das Schönste der selbstgeschaffenen Bilder in ihren Flammen wieder verzehrt, und die Religion, das stille Harren des Jenseits, macht ihn nur wild auflachen, denn Feuer kennt kein Gebot und keine Ruhe.

Soll man in der deutschen Poesie den eigentlichen Nachahmern Byrons nachspüren, so hat man Mühe, weil Viele Einzelnes von ihm angenommen haben, und die, welche ihm am nächsten zu stehen scheinen, doch wieder in andere Schulen von ihm abweichen. Zuerst ging der junge Waiblinger darauf aus, ihn zu copiren, feurige Griechenlieder und kecke, Wollust, Unglauben, Verzweiflung und Mord durch-

einandermiſchende Phantaſien zu ſchreiben, einem wilden genialen Cynismus ſich hinzugeben, dem er leider durch einen frühen Tod zum Opfer wurde.

Als dramatiſcher Dichter zeigte Grabbe die größte Byron'ſche Keckheit und ſuchte in ſeinem „Don Juan und Fauſt" alles zu überbieten, was je in dieſer Art geſchrieben worden war. Es iſt ein excentriſcher Gedanke, Don Juan und Fauſt in ein Gedicht zu bringen. Man darf in einem gewiſſen Sinne dieſe beiden Helden die höchſten Ideen der tragiſchen Poeſie nennen, ſofern ſie die beiden Extreme männlicher Kraft bezeichnen, Don Juan die höchſte Lebenskraft, Fauſt die höchſte Geiſteskraft. Eine einzige ſolche Idee iſt ſchon mächtig genug, den Geiſt des größten Dichters zu erſchöpfen, und hier wagt es ein Dichter, ſie zu verknüpfen, die Dioskuren der Männlichkeit wie zwei nemäiſche Löwen zuſammenzuſperren und einen am andern zum Herkules werden zu laſſen. Was können ſie anders, als ſich zerreißen? Aehnlich dem Teufel ſelbſt ergreift er die beiden Helden rechts und links, und zerſchmettert ihre Köpfe aneinander wie Nüſſe. Faſt ſcheint es, der Dichter habe in ihnen die Poeſie ſelbſt zerſtören wollen, er habe, wie Simſon, die beiden Grundſäulen der modernen Tragödie gepackt, um ſie in Trümmer zu werfen.

Offenbar ſtört und vernichtet die Poeſie des Einen die des Andern. Göthes Fauſt und Mozarts Don

Juan haben jeder eine eigenthümlich schöne Farbe, die aber einen unangenehmen Widerschein geben, wenn sie gegeneinander gehalten werden. Jeder verlangt eine eigene Illusion, und jeder stört die des Andern.

Es ist aber eine uralte goldne Sitte der Gärtner, die Bäume nicht zu nahe aneinander zu pflanzen, und der Poeten, die Bühne immer einem großen Helden allein zu überlassen und morgen wieder einem andern, nie aber einen Cäsar und Napoleon zu gleicher Zeit auftreten zu lassen. Aber unsere Zeit kann nicht mehr Maaß halten. Sie thut sich bei jeder Gelegenheit Gewalt an, um sich selbst zu übertreffen. Sie zerstört aber die Effekte nur, indem sie sie verdoppelt. Sie übertreibt das Schreckliche und es wird zur Karikatur.

In seinen historischen Schauspielen hat sich Grabbe mehr gemäßigt und sie verdienen Bewunderung wegen der Kraft und Kürze des Ausdrucks, in welchem sich das reiche tiefe Leben der Jahrhunderte uns zu einem klaren Bilde zusammendrängt, besonders in den „Hohenstaufen" und in „Napoleon."

Zedlitz, dessen schon vorhin gedacht ist, erinnert in seinen „Todtenkränzen" an Byrons erhabene Klagen. Byron hat unstreitig viel dazu beigetragen, daß dem tragischen Schicksale Napoleons von deutschen Dichtern eine so warme Theilnahme geschenkt wurde, und ein

von Zedlitz verfaßtes Gedicht (von dem Tambour, der die todten Heerschaaren Napoleons aufweckt) ist in der französischen Uebersetzung ein beliebtes Volkslied der Franzosen geworden. Welch ein Triumph der Humanität, wenn nur etwas damit geholfen, wenn die Nationalinteressen dadurch versöhnt, wenn jeder künftigen Feindschaft damit vorgebeugt wäre! Der Freiherr von Gaudy hat unter dem Namen „Kaiserlieder" Napoleons Ruhm gesungen und unter dem Namen „Schildsagen" zugleich des deutschen Adels Wappen poetisch ausgelegt, als ob der Ruhm des Corsischen Advokatensohns und des deutschen Adels nicht wie Revolution und Restauration sich schnurstracks widersprächen.

In jüngster Zeit hat Freiligrath in einer Weise, die zwischen Byron und dem edeln Polen Mickiewicz schwankt, erst nur wenige, aber Gedichte von so hoher Schönheit mitgetheilt, daß wir von diesem tieffühlenden Gemüth, von diesem das Reich der Phantasie und der Sprache frei beherrschenden Geiste uns noch viel versprechen müssen.

Sind die glänzenden Eigenschaften Lord Byrons nicht ohne Einfluß auf uns geblieben, so haben auch seine dunklen Seiten ihren Schatten auf unsere Literatur geworfen. Da er am Guten verzweifelte und sich wilden Zerstreuungen hingab, mußte alles, was er je in böser Stunde zu Gunsten des Unglau-

bens und der Unzucht ſchrieb, den ſchlechteſten Leidenſchaften unſerer Tage zum Vorwande dienen. Dieſe Leidenſchaften begannen vorzüglich in der franzöſiſchen Literatur zu gähren und ſo nahm auch für uns der großartige Byronismus bald die Form des neufranzöſiſchen Sansculottismus an.

18.

Die neue Gallomanie.

Frankreich beherrſchte einſt das ganze übrige noch ziemlich rohe Europa durch die gefällige Eleganz ſeiner Sitten. Es dehnte ſeine Gewalt zu weit aus und wie in allen ſolchen Fällen erfolgte auch hier eine Reaktion. Die weit an die äußerſten Grenzen Europas zurückgedrängte Barbarei kam auf einmal in Paris ſelber zum Vorſchein. Seitdem liegen dort Courtoiſie und Sansculottismus im beſtändigen Kampf. Beide haben ſich neben einander erhalten, und zwiſchen beiden haben ſich Mittelgattungen gebildet, jakobiniſche Höflinge und elegante Sansculotten.

Nur in einem echtfranzöſiſchen Charakterzug ſtimmen beide literariſche Parteien überein, im ésprit. Alles, was ſie ſchreiben, muß geiſtreich, pikant, und ſo ſeyn, daß es entweder dem vorherrſchenden Intereſſe

des Tages ſchmeichelt, oder durch Neuheit überraſcht. Der Ernſt und die Wahrheit der Sache muß jeden Augenblick dem Beifall, den man von den Zuhörern erwartet, zum Opfer gebracht werden. Alles muß nicht auf Erſchöpfung des Gegenſtandes, ſondern auf Enthuſiasmirung des Publikums berechnet ſeyn.

Da wir Deutſche uns gerade im andern Extreme befinden und über der Gründlichkeit, mit der wir in jede Sache einzudringen ſuchen, nur zu oft die Klarheit und Gefälligkeit des Vortrags, den wir unſern Leſern ſchuldig ſind, vernachläſſigen, ſo iſt das Beiſpiel der Franzoſen immerhin für uns belehrend und es iſt löblich, daß wir es auch bis auf einen gewiſſen Grad nachahmen, nämlich ſoweit, als es die Wahrheit und Gründlichkeit der Sache geſtattet.

Unter den beiden franzöſiſchen Parteien verdient wieder die elegante alle Anerkennung von unſerer Seite. Der gelehrte Hochmuth, der die barbariſche Sprache ſeiner Scholaſtik gefliſſentlich übertreibt, ein ariſtokratiſches Vorrecht darauf gründet, und der Popularität jedes Opfer, jedes Entgegenkommen verweigert, hat ſich in jüngerer Zeit mit dem belletriſtiſchen Cynismus und mit der Rohheit politiſcher Leidenſchaften verbunden. Dieſer Verwilderung gegenüber darf man wohl die Urbanität der beſſern Geſellſchaft feſthalten, und es iſt nicht zu läugnen, daß ihre Grazie noch jetzt wie früher vorzugsweiſe in Paris

heimisch ist. Sie will auch den Streit nur mit platonischer Höflichkeit, nicht mit lutherischer Grobheit geführt wissen.

Die Eleganz liegt im Charakter der Franzosen, darum hat sie die Stürme der Anarchie überdauert und eine unermeßliche politische und sociale Erfahrung und die Completirung der gesunkenen Aristokratie durch bürgerliche Talente aller Art hat sie, wie einen echten Edelstein, nur noch glänzender brillantirt. Der alte Adel hat mehr seine Vorurtheile, als seine gesellschaftliche Liebenswürdigkeit abgelegt, und die Emporkömmlinge haben sich nur in dem Maaß in ihrer Herrschaft befestigen können, in welcher sie sich zugleich die sociale Grazie angeeignet haben, ohne die man in Paris nur wie Robespierre den Kopf verlieren, aber nicht eine Krone darauf setzen oder auch nur ein Portefeuille, eine Tribüne, eine Coterie auf die Dauer beherrschen kann.

In Deutschland fand schon die ältere französische Urbanität Eingang; doch ist seit Wieland und Thümmel nicht mehr viel davon die Rede gewesen. Die Fülle des wissenschaftlichen Stoffes, die Fülle des Geistes, die Schwärmerei des Gefühls, die übersprudelnde Phantasie, die Romantik, endlich der politische Haß gegen Frankreich brachten jene alten glatten französischen Formen ganz aus unserer Natur heraus. Allein ich habe schon gezeigt, wie uns die Restau-

ration allmählig wieder mit Frankreich versöhnte. Zunächst stimmte unsere politische Literatur wieder den französischen Ton an. Wie hätte das, was wir an den Franzosen wahrhaft ehren und schätzen müssen, ihre Urbanität, ohne Einfluß auf uns bleiben sollen!

In den höchsten Kreisen der Gesellschaft war mit der französischen Sprache auch immer diese französische Eleganz an der Tagesordnung geblieben. Nun hatte sich zwar in Deutschland nicht wie in Frankreich ein geist- und geldreicher Bürgerstand in diese höchsten Kreise eingedrängt; aber durch die Arrondirungen und Mediatisirungen waren die alten Familien des zweiten Rangs von denen des ersten viel weiter als vorher getrennt und dem Conglomerat der übrigen Unterthanen oder Staatsbürger näher gebracht worden. Wir dürften uns nicht wundern, wenn das Gefühl untergegangener Größe in irgend einem fürstlichen Dichter sich echt romantisch, wie etwa in Stollbergs Jugendgedichten, offenbart hätte. Noch weniger aber dürfen wir uns wundern, wenn sich dieses Gefühl in geistreicher Resignation, in einer liebenswürdigen Lebensphilosophie und in dem Stolze offenbart, vermöge dessen schon Friedrich der Einzige sich rühmen durfte, ein großer Mann geworden zu seyn, wenn er auch nicht König geworden wäre.

Der Fürst von Pückler-Muskau vereint mit

angeborner Eleganz zugleich die feinste Berücksichtigung aller Tendenzen der Zeit, die ihn aus einem dunkeln aristokratischen Daseyn zu einer glänzenden und doch im strengsten Sinne nur bürgerlichen Rolle herausgedrängt haben und er weiß der Neuheit dieser Situation jeden Reiz abzugewinnen. Er hat von seinem Stande nur die Comforts, nur den feinen Epikuräismus, die schönen Sitten beibehalten, und wenn er auch einmal seiner „Wappenvögel" gedenkt, so ist es doch unpassend, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, denn seine ganze literarische Erscheinung ist weit eher eine Concession, welche die hohe Aristokratie dem Zeitgeist macht, als eine Reklamation. Es ist eine Erscheinung, die ohne die Revolutionen des Jahrhunderts und insbesondere ohne die socialen Umwälzungen in Frankreich unmöglich wäre. Es ist ein Schlaglicht, aus Frankreich nach Deutschland herübergeworfen, und der Fürst Pückler verhält sich zu dem bürgerlich gewordenen neuen Frankreich, wie Friedrich der Große zum philosophisch gewordenen alten sich verhielt.

Daher ist auch der Fürst wieder wie Friedrich in seinen Formen französisch. Noch kein Schriftsteller hat sich in deutscher Sprache so französisch auszudrücken gewußt. Es ist nicht allein der leichte Memoirenton, es ist vorzüglich der noch pikantere Conversationston, gewürzt mit allen Grazien sowohl

der Offenheit, als der Koketterie. Die Rückſicht, ſtets vortheilhaft und liebenswürdig zu erſcheinen, ohne Neid zu erregen, zu imponiren, ohne zu verletzen, zu ſchmeicheln, ohne ſich etwas zu vergeben, dieſe erſte Regel echt franzöſiſcher Geſelligkeit geht auch bei Pückler allen andern vor. Wenn er oft, beſonders in ſeinem ſchönen Werk über England, bei dem Gedanken verweilt, wie die Ariſtokratie mehr und mehr aus dem politiſchen Leben herausgedrängt worden, ſo beweiſt er ſelbſt, wie das beſſere ariſtokratiſche Element immerhin ſeine Herrſchaft im ſocialen Leben zu bewahren berufen ſey. Die Ariſtokratie ſchöner Sitten wird ſich niemals ausrotten laſſen oder immer wieder auf den Trümmern der Geſellſchaft ſich anbauen. Schon der bloße Reichthum wird immer Vorrechte begründen, und es iſt nicht der letzte Vorzug der Schriften des Fürſten Pückler, daß ſo mancher Reiche darin die Anweiſung finden kann, mit Geſchmack zu ſchaffen und zu genießen und im eigenen Genuß dem Gemeinweſen wenigſtens den Tribut der Schönheit abzutragen.

Dieſem heitern Fürſten ſteht ein finſterer Republikaner gegenüber, in dem der Geiſt der franzöſiſchen Revolution fortlebt, deſſen Cynismus von der Eleganz jenes Fürſten himmelweit verſchieden und gleichwohl deſſelben franzöſiſchen Urſprungs iſt.

In Frankfurt am Main, wo der große Göthe

als Patricierkind aufgehätſchelt wurde, kam ein kleines kränkliches Kind zur Welt, der Jude Baruch. Schon den Knaben verſpotteten die Chriſtenkinder. Täglich ſah er an der Sachſenhäuſer Brücke das ſchändliche Steinbild, das Juden darſtellt, auf das anſtößigſte gruppirt mit einer Sau. Der Fluch ſeines Volks laſtete ſchwer auf ihm. Als er auf Reiſen ging, ſetzte man ihm höhniſch in den Paß: juif de Francfort. Bin ich nicht ein Menſch, wie ihr Andre? rief er aus. Hat Gott nicht meinen Geiſt ausgeſtattet mit jeder Kraft, und ihr ſolltet mich verachten dürfen? Ich will mich auf die edelſte Weiſe rächen, ich will euch kämpfen helfen für eure Freiheit. Er wurde Chriſt, er nannte ſich Börne, er geſellte ſich den deutſchen Patrioten zu, er glühte und ſchrieb für die deutſche Freiheit. In ſeine „Waage“ gab ihm ſogar Görres Aufſätze.

Aber dieſe edle Aufwallung wurde arg getäuſcht. Man ſah nach wie vor in Börne nur den Juden und rückte ihm denſelben um ſo gefliſſentlicher vor, je mehr er Patriot ſeyn wollte. Endlich nahm der Patriotismus ſelbſt einen ſo kläglichen Ausgang, daß Börne ſich zuletzt vergeblich nach ihm umſah und bitter lächelte.

Von nun an gab er die deutſchen Sympathien auf, oder ſie verwandelten ſich ihm in Antipathien und er neigte immer mehr zu den Grundſätzen der

französischen Revolution, die sich bei der republikanischen Partei besonders seit 1830 erneuert haben. Er glaubte, die Deutschen seyen unreif für die Freiheit, zu phlegmatisch und servil von Natur, um sich je weiter zu bringen. Ueberhaupt komme es nicht auf die Freiheit eines Volks, sondern der ganzen Menschheit an, der Haß der Nationen, dessen Wirkung er als Jude so sehr empfunden, verhindre am meisten die Anerkennung allgemeiner Menschenrechte. Er glaubte jedoch, den Franzosen den Vorzug einräumen zu müssen, weil sie am weitesten in der Emancipation voran seyen und den übrigen Völkern den Impuls geben müßten. Da sitzt er nun in Paris als der politische Timon und ärgert sich, daß auch die Franzosen nicht daran wollen.

Börnes Witz ist vernichtend wie der von Aristophanes und Rabelais. Nur darin hat er es immer verfehlt, daß er die Irrthümer gleich sehr verhöhnte, wie die Laster und dem langsamen Entwicklungsgange nie eine Concession machen wollte. Er beleidigte dadurch nicht selten die redlichsten Männer und schadete jener allmähligen Entwicklung. Ein Terrorismus der Worte ohne den Nachdruck der That, eine Faust im Sacke, ein ungeduldiges Ereifern auf einem hölzernen Gaul, der doch einmal nicht fortwill, macht zuletzt eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Wenn Börne nicht Wünsche ausgesprochen, nicht Täuschungen und Er-

wartungen sich hingegeben, nicht immer haranguirt und allarmirt hätte, wenn er von vorn herein die Welt, wie sie einmal ist, in kalter Ruhe verspottet hätte, ohne etwas Besseres von ihr zu verlangen, so würde sein Sarcasmus viel großartiger und dämonischer erscheinen. Aber mich dünkt, sein so oft betrogener Glaube und sein blinder Zorn spreche mehr zu seinen Gunsten. Er hat ein tiefes Gefühl, das ihn frühe schon zu der innigsten Liebe Jean Pauls hinzog, das ihn mehr als einmal zu der schönsten Begeisterung für das Vaterland und für die allgemeine Freiheit fortriß. Dieses tiefe Gefühl wurde beständig verletzt und gekränkt, durch unverdienten Haß, durch unwürdige Mißhandlungen und durch das immer wiederkehrende Bewußtseyn, sich getäuscht zu haben. Da schwoll es im Haß auf und strömte, wie der Krater des Vesuv, glühende Lava aus. Doch wenn am nüchternen Tage der wilde Feuerschein erlosch, sah man noch immer die freundlichen Rebengelände und die blaue See unten wie im tiefsten Frieden am Fuße des Vulkans ruhen. Welch schöne Landschaft und welche Hölle unter ihr! Welche Poesie und welche Leidenschaften!

Angeborne Reizbarkeit, lange Kränklichkeit und ein Leben voll unangenehmer Berührungen, mußten dieses bittere Feuer in Börnes Seele hervorrufen. Niemand kann Börne lesen, ohne von seinem liebens-

würdigen und unerschöpflichen Witz ununterbrochen ergötzt zu werden, aber das Nachgefühl, das er zurücklässt, ist traurig. Die reizenden und ewig wechselnden Arabesken seiner Blumen sind nur Hieroglyphen des tiefsten Schmerzes. Die Mutter dieser gaukelnden Scherze ist die Melancholie, die mit bitterm Lächeln ihren Spielen zusieht, und den Spott selbst zu verachten scheint, wie seinen Gegenstand.

Noch entdeckte kein Schriftsteller mit so eindringlichem Scharfsinn jede Schwäche und Thorheit seiner Zeit, und verfolgte sie mit so unerbittlichem Haß. Börne ist nicht immer ungerecht, er sieht nicht zu schwarz, aber indem er nur überall die Schattenseite hervorhebt, mit Vorliebe nur immer auf die Dummheit und Schlechtigkeit Jagd macht, vermissen wir in seinen Schriften das Gegengewicht. Ein Laboratorium, worin alle Gifte der Natur gesammelt sind, ist noch nicht die Natur selbst. Jean Paul gab uns den Dorn nie ohne die Rose. Börne windet uns Kränze und Guirlanden aus lauter Dornen. Görres ist in seinem Alles durchschneidenden politischen Witz Börne sehr verwandt, allein vor dem feurigen Eliaswagen dieses ächten Propheten der neuen Zeit ist das Todesroß neben das Freudenroß des Lebens gespannt. Börne läßt den Tod allein auf seinem fahlen Rosse durch Deutschland traben, zieht Harlekins bunte Kleider über seine dürren Gebeine, setzt die

Schellenkappe auf ſeinen nackten Schädel und gibt ihm die Senſe als Peitſche in die Knochenfauſt. Das iſt der Witz im Königsornat, als Herr, nicht mehr dienend der gutmüthigen Laune oder dem ſtrafenden Ernſt, der Schadenfroh, der auf eigene Hand, und zu eigner Luſt alles abſenst.

Der Witz macht nichts Groſſes und Ganzes, er zerſtört nur das Groſſe und Ganze. Deßhalb ſind alle Schriften Börnes nur Rezenſionen, Fragmente, Aphorismen. Er zeigt uns nicht ein Heer in Parade, ſondern ein Schlachtfeld, auf welchem wir nur aus der Lage der Leichen erkennen, wo einſt die Lebenden ſtanden. Hier liegen die armen deutſchen und franzöſiſchen Poeten mit ihren zerbrochenen Leyern und zerſchnittenen Herzen. Dort die Schauſpieler ohne Arme und Beine. Dort die deutſchen Gelehrten, von denen man nicht weiß, ob ſie blos eingeſchlafen, oder todt ſind. Dort die Patrioten von 1813 ohne Köpfe. Dort die dicken Philiſter mit aufgeſchnittnen Bäuchen. Ringsumher Cenſurlücken als Schanzgräben, Gruithuiſens Fernröhren als vernagelte Kanonenläufe, Schreibfedern als Gewehre, Doktorhüte als Grenadiermützen, alte Zeitungsblätter als Patronen.

In den „Briefen aus Paris" iſt das Gemetzel noch ärger, da fallen vollends alle Patrioten, alle Cabinette, alle Ständeverſammlungen, Journaliſten ꝛc. durcheinander und ganz Europa wird ein weites

Schlachtfeld, und wenn alles schon todt ist, wird gegen die Leichen noch eine Legion Hyänen losgelassen, um die unauslöschliche Rache noch einmal zu sättigen.

Allein wie in der geistigen Polemik der französischen Journale ist Börnes Witz hauptsächlich ein momentaner, nur heute und morgen, aber schon übermorgen nicht mehr verständlich. Der politische Witz lebt wie der Blitz nur einen Augenblick. Wer ihn nicht sieht, nicht von ihm getroffen wird, dem kann er nicht aufgehoben, nicht eingepökelt werden. Er ist weg, so wie er da ist. Was hilft uns jetzt das kalte Nordlicht, das uns den Gewitterhimmel des glühenden Sommers lügt? Es macht nicht einmal die Blätter eines Baumes rauschen. Ruhig hängen die Eiszapfen von den dürren Zweigen.

Die Exaltation, die unser deutsches Phlegma einst in Begeisterung und Witz elektrisch zersetzte, ist niedergeschlagen. Es war eine ungewöhnliche, und, wenn Gewohnheit zur Natur werden kann, auch eine unnatürliche Anstrengung. Die Hitze der Begeisterung verließ zuerst das Herz, und setzte sich in den Kopf, wo sie als Witz noch eine Weile wetterleuchtete, bis sie auch hier sich vollkommen abkühlte. Ich denke, das gieng mit sehr natürlichen Dingen zu, denn eine Ueberspannung kann niemals lange dauern. Die darauf folgende Abspannung ist vielleicht von zuviel Nüchternheit und Kälte begleitet, aber ist sie im

Ganzen wohl etwas beklagenswerthes? Nein! Die jetzige Stille ist der deutschen Art vollkommen angemessen, die Deutschen befinden sich wohl dabei. Nennt es Börne einen Schlaf, nun so ist es ein gesunder Schlaf, und wohl dem, der ruhig schläft. Ich möchte es einen Pflanzenschlaf nennen, ein stilles gedeihliches Wachsthum. Dieß gilt von unsrem physischen, wie vom geistigen Zustand. Im Ganzen hat der äußere Wohlstand zugenommen, und eine unübersehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit ist abgeschafft. Auch die Literatur beweist, daß wir geistig fortschreiten, und das letzte Jahrzehnt, so unscheinbar es sich gegen dem vorletzten ausnimmt, ist innerlich viel reicher an Keimen der Kraft und Entwicklung gewesen. Am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen; unter allen Tyranneien verträgt der Mensch die der Vernunft vielleicht am wenigsten. Man verlangte zu viel auf einmal, jetzt wuchern wir mit dem Wenigen, was wir wirklich haben, und das ist der einzige solide Weg, sich zu verbessern. Daß wir bei unsrer gegenwärtigen anspruchslosen und tüchtigen Arbeitsamkeit, das „Sich unglücklich fühlen" der alten Enthusiasten nicht mehr recht begreifen und leiden können, ist ein recht gutes Zeichen, sollten wir auch deshalb einer noch verstockteren Helotengeduld bezüchtigt werden. Börne hat bei all seinem Haß gegen das

Alte zu wenig Liebe für das Junge; ſeine Imagination vertieft ſich zu ſehr in die Verweſung des Vergangenen und er ſieht unter der morſchen und zu Mehl aufgeweichten Rinde der alten Weidenſtümpfe zu wenig die jungen grünen Keimſproſſen hervorblicken.

Aus dem Gefühl der Unbehaglichkeit und aus dem Spott kann nur Zerſtörung hervorgehn; was ſich geſund und friſch im phyſiſchen wie im geiſtigen Leben entwickeln ſoll, muß aus dem Gefühl des Behagens und der Theilnahme hervorgehn. Jener Spott ſelbſt hat nur in ſo fern einen Sinn und einen Werth, als da, wo er niederreißt, Liebe und Fleiß etwas Beſſeres wieder aufbauen. Dieß geſchieht aber wirklich. Vergleichen wir unſern gegenwärtigen Zuſtand mit dem vor Auflöſung des Reichs, ſo müſſen wir auch einſehn, daß wir in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan haben. Man darf nur *vergleichen*, um billig zu ſeyn. Ich will die gewerblichen, wiſſenſchaftlichen, und *auch* politiſchen Vortheile, deren wir uns jetzt erfreuen, nicht einzeln aufzählen. Es genüge, darauf hinzuweiſen, daß wir den unſchätzbaren Vortheil des vorgerückten Alters genießen, eine Menge von Thorheiten *durchgemacht* zu haben, und durch die Zeit ſelbſt klüger geworden zu ſeyn. Dieſes Klügerwerden der Deutſchen in Maſſe läßt ſich trotz der vielen alten Dummheiten

einzelner Schulen und Parteien nicht abſtreiten. Ich glaube nun auch, die Klugheit kommt nicht gleich, wenn man die Dummheit *eingeſehn*, ſie kommt erſt, wenn man ſie *verſchmerzt* hat, es gehört eine beträchtliche Pauſe, eine Zeit der Vernarbung dazu. So lange man ſich noch ärgert, nicht klüger geweſen zu ſeyn, ſo lange iſt man noch nicht klug. Schon deßwegen glaube ich, daß wir in zehn Jahren klüger oder erſt klug geworden ſind, während wir vor zehn Jahren nur voreilig glaubten, es ſchon zu ſeyn. Wir befinden uns jetzt in jener beträchtlichen Pauſe, ja wohl, wir pauſiren, aber dieſe Pauſe *gilt* etwas in der Muſik; der Komponiſt der Weltgeſchichte muß hier das *Pauſenzeichen* machen. Gewiß iſt die Stille, in welcher das deutſche Leben ſich jetzt in ſich ſelbſt verſenkt hat, ein Zeichen ſeiner innerlichen Fruchtbarkeit, und ich finde ſie mehr dem ruhigen Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter zu vergleichen, als dem thieriſchen Winterſchlaf eines Bären, wie ſie uns Börne darſtellt. Es iſt nicht die Zeit, unmuthig und grollend in Lethargie zu verſinken; anſpruchsloſe Thätigkeit in allen Zweigen des praktiſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens darf ſich ihrer ungeſtörten und gedeihlichen Wirkſamkeit freuen. Die Thätigkeit und der Frohſinn, die uns nicht nur treu geblieben, ſondern noch lebhafter erwacht ſind, verſprechen und

gewähren uns mehr, als die düstre Klage und die Unzufriedenheit mit Allem uns rauben kann.

Börne flieht den verhaßten Anblick der Deutschen, und fühlt sich jung und mitten in der Gegenwart nur unter den Franzosen. Er wäre der glücklichste, muthwilligste, liebenswürdigste Franzose, wenn er nur kein Deutscher wäre; er wäre der muntre Laertes, wenn er nur nicht der trübsinnige Hamlet wäre. Aber wen die Sorge verfolgt, den läßt sie nicht, wie schon der schlechte Horaz behauptet, mit dem setzt sie sich hinten ins Kabriolet auf den Eilwagen und fährt mit ihm über den Rhein. Selbst mitten unter den lustigen Parisern kann Börne jenes unglückselige Pfund deutscher Einsicht nicht los werden, das ihm mit Qualen wuchert, sich nirgends retten vor der eignen nadelspitzen Urtheilskraft, die durch allen Schein hindurchsticht und, nirgends die Wahrheit findend, immer zuletzt in seinem eigenen blutenden Herzen ihren Stachel begräbt.

Wahrlich, wie der Scorpion im Zorn sich selber tödtlich vergiftet, so hat der arme Börne zuletzt angefangen französisch zu schreiben und sich dafür, daß er uns Deutsche vor einem französischen Publikum beschimpft, Honorar zahlen zu lassen. Das ist ein recht beklagenswerther moralischer Selbstmord.

Heine wird fast immer mit Börne zusammen genannt, weil auch er ein Jude ist oder war, weil

auch er in Paris in freiwilliger Verbannung lebt, weil auch er Sarkasmen gegen Deutschland sprüht, weil auch er eine äusserst witzige Prosa schreibt. Und doch ist er trotz dieser äussern Aehnlichkeit von Börne sehr verschieden, ja gewissermaßen dessen Gegensatz. Wie Börne nämlich tief und glühend und schmerzlich fühlt, ist bei Heine alles bloße Tändelei und Affectation. Wie Börne oft den Cyclopenhammer seines schweren Zornes aufhebt, um eine Mücke zu erschlagen, nimmt Heine umgekehrt auch das Gewichtigste und Heiligste in seinem Munde so leicht, als ob es eine Cigarre wäre.

Etwas hat Heine vor Börne voraus. Er ist nicht nur Humorist in Prosa, sondern auch als lyrischer Dichter Stifter einer neuen Schule, indem er zuerst die Ironie in die lyrischen Formen einführte, und die kühnste Frivolität und den schneidensten Witz mit der weichsten Sentimentalität verband. Wenn er dabei an Lord Byron dachte, und dessen Schmerz affectirte, so war er doch viel zu frivol von Natur, um dem großen Britten ernstlich zu gleichen. Er kokettirte mit heißem Schmerz über die Leiden der Völker, mit traumhafter verliebter Zerstreuung, mit genialen Debauchen, mit Wollüstelei, mit antichristlicher Freigeisterei, aber er kokettirte nur damit. Der tiefe Ernst Byrons fehlte ihm gänzlich, und vor allem Byrons Noblesse. Denn schon in seinen ersten Her-

genergießungen fiel sein Jüdeln auf, seine Prahlerei weniger mit der Gunst der Schönen, als mit dem Golde, das er dafür auszugeben in Prosa und in Versen versicherte, und die wiederholte Affectation, in Christo nur einen gemeinen Juden und in der heiligen Maria eine schöne Jüdin sehen zu wollen, die er, die Hände in den Hosen, aufs unanständigste beliebäugelte. Seine Eitelkeit war so vielseitig, daß sie alle Stadien bis zum Eckel durchmachte. Sich über alles stellen und sich ganz wegwerfen, war ihm gleichviel. Den Leser durch Anregung eines zartesten Gefühls zu rühren und dann durch einen wahren Bubenspaß plötzlich zu erschrecken und zu beleidigen, war ihm die höchste Lust.

Unglücklicherweise mischte er sich in die Politik. Welcher geistvolle Jüngling hätte dieß nicht thun sollen in einer so interessanten Zeit! Aber Heine, gerade Heine war nicht dafür gemacht. Er war ein viel zu zephyrleichter Poet, als daß ihn nicht irgend einmal das bleierne Gewicht der Politik hätte in einen Sumpf hinabziehen müssen.

Er gieng nach Paris. Die Julirevolution begeisterte ihn. Er schrieb die „französischen Zustände," ein historisches Charaktergemälde, sein bestes Werk in Prosa, wodurch er allerdings bewies, daß sein Talent auch einem gediegenern Stoff gewachsen sey. Allein der Beifall, den dieses Buch fand, lockte ihn immer

mehr von der poetiſchen Bahn ab auf die politiſche, kritiſche, hiſtoriſche, philoſophiſche.

Noch war er ſich nicht klar. Börnes großer Ruhm bei der revolutionären Jugend genirte ihn. Er ſuchte ihn zu überſtrahlen durch politiſche Satyren und eine Zeit lang ſchienen beide zu wetteifern, wer das Aergſte über Deutſchland am witzigſten zu ſagen wiſſe. So vollkommen aber Heine der Form mächtig war, fehlte ihm doch die wahre innere Energie des Sarkasmus, die entſchiedene Geſinnung. Er ſuchte ſie nun zu erſetzen durch ein Syſtem, an das Börne nicht dachte. Börne achtete die Religion und Moral. Dieß machte ihn zu einem deutſchen Philiſter mitten in Paris und iſolirte ihn von der, alle Rückſichten von ſich werfenden Jugend. Während nun Börne in ſtolzer Unabhängigkeit ſich zurückzog, gieng Heine deſto geſchmeidiger in die neue Tendenz jener Jugend ein, ſetzte ſich über alles, was Börne noch heilig war, keck hinweg und begann in dem ſyſtematiſchen Kampf gegen Religion und Sitte, der an die Stelle der mißlungenen politiſchen Emeuten getreten war, eine der erſten Rollen zu übernehmen.

Je gefährlicher und verdammlicher dieſe Rolle war, um ſo mehr muß man es zu Heines Entſchuldigung anerkennen, daß er ſie zunächſt als Dichter auffaßte, daß ſie für ihn alles Bezaubernde einer poetiſchen Illuſion hatte. Der Untergang des Chri-

ſtenthums ſtellte ſich ihm in ſo erhabener Schönheit dar, wie dem Nero der Brand der Stadt Rom, aber er war auch frivol genug, den Brand ſelber zu ſchüren. Um dieſes poetiſchen Vergnügens willen ſchlug er alles, was dem Menſchen heilig iſt, in die Schanze. Er rechnete ohne Zweifel darauf, daß man dieſe poetiſche Entſchuldigung im ſchlimmſten Falle gelten laſſen würde, aber er bemühte ſich nicht weniger, ſeinem Anhang gegenüber eine ernſthafte Miene und die Würde des Lehrers anzunehmen, um im günſtigſten Fall, wie er ſelber von ſich rühmte, als der neue Meſſias des Antichriſtenthums anerkannt zu werden.

Schon 1831 im Nachtrag zu ſeinen Reiſebildern hatte er das Chriſtenthum auf die frechſte Weiſe verhöhnt, es eine trübſelige, blutrünſtige Delinquentenreligion und Chriſtum einen bleichen bluttriefenden Juden genannt, der der Welt alle Freuden geraubt, und den viel ſchönern Glauben der alten Heidenwelt, was nicht genug zu beklagen ſey, vernichtet habe. Aber 1835 hatte ſich ſein Syſtem ſchon ganz entwickelt, und er theilte es in ſeinem „Salon" in der Form einer kritiſchen Geſchichte der Philoſophie mit. Hier erklärt er geradezu, das Chriſtenthum ſey ſchon durch die Philoſophie vernichtet, und werde nur noch zum Scheine durch Heuchelei feſtgehalten. Indem er ſeine poetiſchen Bilder aus der berüchtigten Guerre des Dieux von Parny entlehnt, malt er uns aus,

wie die ganze Besatzung des Himmels über die Klinge springen müsse, Gott in seinem Blute, die Unsterblichkeit in den letzten Zügen liege. Kein vernünftiger Mensch glaube mehr an das Christenthum, noch überhaupt an einen Gott. Auch mit der Moral sey es aus. Der Unterschied zwischen Gut und Böse sey nur ein Wahn des Christenthums gewesen. Es gebe kein Laster. Die Materie sey göttlich, die Natur könne sich alles erlauben, könne niemals sündigen. Die Sinnlichkeit, allzu lange vom Christenthum unterdrückt, müsse vollständig emancipirt werden. Die Materie sey Gott, heilig nur der Sinnengenuß, an die Stelle der christlichen Feste müßten sinnliche Feste treten. Die Sinne müßten sich, nach so langer Unterdrückung, am Christenthum rächen durch Orgien und ununterbrochene Schwelgerei. Man müsse den St. Simonismus weiter ausbilden, ihm die Pedanterei nehmen, ihn ganz auf Genuß berechnen. Die ganze Menschheit müsse sich in eine Republik von Glücklichen constituiren und nicht mehr arbeiten und darben, sondern Torten essen, Sekt trinken und schönes Fleisch umarmen. Wie alle so schwelgen sollen, daß alle genug haben und keiner leer ausgeht, sagt er nicht.

In einer zweiten Schrift über die Romantik führt er denselben Gedanken durch eine improvisirte Geschichte der Poesie hindurch und tritt zugleich als

Sektenstifter hervor, indem er sich als das Haupt der unter dem Namen der jeune Allemagne ihm zujauchzenden literarischen Partei in Deutschland ankündigt und den „apostolischen Eifer" derselben belobt.

Diese Lehren sind ganz dieselben, die kurz vor der französischen Revolution durch Holbach verkündigt und durch Anacharsis Cloots, Marat, Hebert, Chaumette und den Pariser Gemeinderath in der Revolution selbst ins Leben eingeführt wurden. Bekanntlich ermordete man 1793 die Priester, plünderte die Kirchen aus, erklärte die Religion für ein Verbrechen, und dekretirte „es gibt keinen Gott mehr." Bekanntlich wurden Feste der Sinnlichkeit gefeiert, wurde die Materie vergöttert ꝛc. Bald aber legten alle diese Materialisten ihr Haupt unter die Guillotine und Frankreich wusch sich die blutigen Hände rein. Erst nach der Julirevolution suchte man die alten Jakobinererinnerungen wieder hervor, und da fand sich auch wieder ein deutscher Systematiker, ein zweiter Holbach ein, um die jungen Franzosen in die Schule zu nehmen, und das war unser Heine.

Das junge Paris, überschwemmt mit Flüchtlingen aus allen Ländern, constituirte sich als junges Europa. Aus ihm gieng bekanntlich ein junges Italien und auch ein junges Deutschland hervor. Das junge Italien schloß sich durch Silvio Pellico an de la Mennais und an die neufranzösische Puritanerpar-

tie an, die im Geiſte der engliſchen Revolution unter Cromwell durch die Religion die Freiheit erobern will. Noch unlängſt hat dieſe Partei von der Schweiz aus erklärt, ſie werfe ſich in die Arme der Religion. Das junge Deutſchland ſchloß ſich dagegen durch Heine an die neufranzöſiſchen Freigeiſter an, die gegen die Religion und noch mehr gegen die Moral kämpfen, und derſelben den Vernichtungskrieg erklärt haben.

Eine Anzahl junger Leute, ſämmtlich aus Norddeutſchland, vereinigte ſich in einer Coterie, die antichriſtlichen Lehren Heines ſyſtematiſch in Deutſchland auszubreiten. Da aber auch Heine nur aus franzöſiſchen Quellen geſchöpft hatte, ſo giengen ſie folgerecht auf dieſe zurück und ſammelten alles Gift, das die Juliusſonne in der Stagnation der franzöſiſchen Zuſtände erzeugt hatte, ſorgfältig auf, um auch uns damit zu beſudeln und anzuſtecken.

Wienbarg ſchrieb ſeine „äſthetiſchen Feldzüge“ und ſeinen „politiſchen Thierkreis,“ worin er in politiſcher Beziehung den franzöſiſchen St. Simonismus, aber auch zugleich in religiöſer Beziehung den Heineſchen Materialismus, die Religion des Fleiſches predigte, und eine Republik projectirte, worin Vermögen und Weiber gemein ſeyn und unter dem Namen eines vollendet äſthetiſchen Lebens der raffinirteſte Sinnengenuß der höchſte Zweck ſeyn ſollte. Etwas zahmer

lautete „das Manifeſt der Vernunft“ von Clemens, der zwar zu demſelben Ziele führen wollte, aber nicht ſogleich abgeſehen von allem Chriſtenthum, ſondern erſt durch allmählige Untergrabung des Chriſtenthums.

Gutzkow ſuchte Heine und Wienbarg noch zu übertreffen, indem er nicht nur Chriſtum einen Narren und Betrüger, die Apoſtel Ochſen und Eſel, das Chriſtenthum eine Heuchelei und Zwangsanſtalt nannte, ſondern auch überhaupt von gar keiner Religion etwas wiſſen wollte, die Behauptung aufſtellte, es wäre beſſer, wenn man nie an einen Gott geglaubt hätte, und eben ſo folgerecht auch alle Geſetze und Inſtitute der Moral, Scham, Treue, Ehe ꝛc. verwärf. Da er aber fühlte, daß mit ſolchen Behauptungen unmittelbar dem deutſchen Volke wohl nicht beizukommen ſey, ſo ſuchte er deſto vielſeitiger mittelbar auf dasſelbe zu wirken, indem er ſich die literariſchen Reitzmittel der Franzoſen zum Muſter nahm. Er ſuchte durch frivole, den franzöſiſchen Journalen und Memoiren nachgeſchriebene Schilderungen politiſcher Charaktere auf das Zeitungspublikum, durch Romane und Schauſpiele auf das große Publikum der Leihbibliotheken zu wirken. Die neufranzöſiſchen Romane z. B. die von Sand, kommen auf den atheiſtiſchen und unzüchtigen Ton der altfranzöſiſchen Romane zurück, in denen wie in Thérese la philosophe und Justine ou les malheurs de la vertu jede Tugend

lächerlich gemacht und das Laſter allein als praktiſch und ergötzlich dargeſtellt wird. Nach dieſen unſaubern Muſtern ſchrieb Gutzkow ſeinen berüchtigten Roman „Wally“. Andrerſeits haben die neuen Romantiker in Frankreich die Luſt am Grauenhaften aus unſerer Callot-Hoffmannſchen Schule angenommen und nach ihrer Weiſe karikirt und mit der in der Literatur wiedererwachten Wildheit der Schreckenszeit, womit die jungen Republikaner ſo gern kokettiren, in Verbindung gebracht. An der Spitze dieſer Schule ſteht Victor Hugo, in deſſen dramatiſchen Werken die gräulichſte Sittenverwilderung, die entmenſchteſte Denk- und Handlungsweiſe, die verworfenſten Charaktere und die grauſamſten Situationen in einer ununterbrochenen Abwechslung von Unzucht und Mord wetteifern, im Publikum der verdorbenſten Hauptſtadt Sympathien zu finden. Nach dieſem Muſter ſchrieb Gutzkow ſeinen „Nero“. In Paris ſind die geſchloſſenen Coterien mächtig, und der Journalismus wird in ihrer Hand eine kaum bezwingliche Waffe. Auch das nahm ſich Gutzkow zum Muſter, organiſirte eine Coterie und wollte nicht nur eine große deutſche Revue in franzöſiſchem Sinne ſtiften, ſondern gewann auch eine Menge anderer Blätter, indem er den Redakteuren collegialiſche, den Verlegern induſtrielle Vortheile verſchwenderiſch vorſpiegelte, und lud ausdrücklich alle jungen Leute in

Deutschland ein, sich mit ihm zu vereinigen, indem er Jedem unter dieser Bedingung garantirte, ihn sogleich durch alle mit ihm verbundenen Blätter als „eine der ersten Nobilitäten" der Literatur ausschreien zu lassen. Sodann erklärte er, als Kritiker nicht die Sachen beurtheilen, sondern die Personen charakterisiren zu wollen, um schnell das größte Aufsehen zu erregen, und schnell alle würdigen Männer und Tendenzen vor einem Pöbel herunterzureißen, wie er sich um jeden öffentlichen Scandal zu sammeln pflegt. Er hoffte, mit diesen französischen Mitteln in Deutschland, wo ihre Anwendung noch neu ist, eine desto größere Wirkung hervorzubringen, und durch Schamlosigkeit zu ersetzen, was ihm an wahrem Talent und Kenntnissen gebrach.

Die Coterie nannte sich „das junge Deutschland," aber nur als Ausfluß des „jungen Europa," denn sie erklärten ausdrücklich, der Patriotismus sey „nur ein thierischer Trieb des Bluts" und man müsse nicht einem Volk, sondern der ganzen Menschheit (die aber von Frankreich aus geleitet werde) sich widmen, daher auch die bisherige Nationalliteratur vernichten und eine „Weltliteratur" an ihre Stelle setzen.

In Deutschland fanden sie großen Beifall bei einigen Juden, die ohnehin ihren Heine längst vergötterten; sodann bei vielen Rationalisten, die längst das Christenthum zu untergraben getrachtet hatten

und jetzt freudig erstaunten über die kühne Jugend, von der sie bei dieser langweiligen Arbeit so rasch überholt wurden. Der alte P. schrieb eine Brochure für Gutzkow, hatte aber nicht den Muth, sich öffentlich als den Verfasser derselben zu bekennen. Wie ein Häslein hatte der greise Theologe sein Leben lang am Baume des Christenthums genagt und geknuspert, ohne ihm viel anhaben zu können. Nun sah er noch vor seinem Ende die Wildschweine hereinbrechen und Anstalt machen, den Baum ohne weitere Ceremonie umzuwühlen mit dem Rüßel. Da stand er bei Seite und weinte eine Freudenthräne. Als aber der Jäger kam und das schwerze Vieh niederstreckte, verkroch sich das Häslein und schrieb auf ein fliegendes Blättchen heimlich eine Schutzschrift für die Schweine.

Auch die Anhänger Göthes sollten sich in dieser Sache blamiren. Wohl berief sich die unmoralische Coterie auf Göthe, und bewies eben dadurch, wie sehr ich Recht gehabt, die frivole Tendenz Göthes von jeher anzugreifen. Aber selbst die feineren Göthianer, welche das übrige brutale Treiben der französischen Propaganda nicht billigten, hatten doch eine Freude daran, neue und rüstige Alliirte gewonnen zu haben. In dieser Beziehung bildete Mundt in Berlin den Vermittler. Laube ist nur eine matte Copie von Heine. Ich halte seine unsittlichen Tiraden

für bloße Charlatanerie der Nachäffung. Der übrigen jungen Deutschen als namenloser Scribler nicht zu gedenken.

Auch abgesehen von dieser bestimmten Coterie hat die Gallomanie in unserer schönen Literatur Wurzel gefaßt. Der Abendzeitungschreiber Theodor Hell bringt die scheußlichsten Frazzen der Pariser Delinquentenstücke in elenden Uebersetzungen auf unsere Bühne, und noch unlängst hat ein gewisser Wilhelm Müller (nicht zu verwechseln mit dem verstorbenen Liederdichter) angefangen, in Romanen à la Janin und Sand alle physischen und geistigen Martern und Eckelhaftigkeiten, die unter dem Monde möglich sind, zusammenzudrängen. Ein anonym erschienenes Buch „die Verschwörung in Berlin" malt eben so nackt die Wollust, wie jene Schrift die Schmerzen, und kann zum Beweise dienen, wie weit es dieser den Franzosen entlehnte Geschmack für das Unfläthige bereits bei uns gebracht hat.

Kritik.

Die Kritik wird ſelbſt am bitterſten kritiſirt. Sie ſey gerecht oder nicht, Feinde macht ſie ſich immer. Dennoch iſt ſie unentbehrlich und von großem Einfluß. Ihre oft mißbrauchten Waffen durch den rechten Gebrauch zu heiligen, iſt ein ſchwerer, aber ſchöner Beruf.

Die echte Kritik hat ein eben ſo nothwendiges als edles Geſchäft zu verwalten. Wie das Denken durch Ueberlegen, ſo wird die Literatur durch Kritik fortgepflanzt. Jedes neue Buch begründet das Recht ſeines Daſeyns nur auf die Kritik ſeiner Vorgänger. Am Faden der Kritik wächſt und reift ein Geſchlecht über das andere hinaus, und es wird in einem fort mit der einen Hand geſtritten, mit der andern gebaut, wie am Tempel zu Jeruſalem.

Die Kritik ist, sofern sie einzelne Wissenschaften betrifft, auch ein integrirender Theil der Literatur derselben. Darüber hinaus aber sind kritische Ueberblicke über die gesammte Literatur nothwendig geworden, und dieß Bedürfniß hat sich an das der literarischen Anzeigen überhaupt auf die natürlichste Weise angeschlossen. Man wollte wissen, was ist in der Literatur erschienen, und welchen Werth hat es? und so knüpften sich die Recensionen an die Buchhändleranzeigen, und wie die Bücher periodisch erschienen, so wurden sie auch periodisch besprochen, die kritische Literatur wurde wesentlich eine periodische.

Die periodische Form und die ausschließliche Rücksicht auf das Neue bedingen dieser Literatur sogleich eine gewisse Einseitigkeit. Sie wird dadurch von dem wahren kritischen Interesse entfernt und einem merkantilischen preis gegeben. Eine Menge neuer Werke sind gar keiner Kritik werth, aber sie müssen angezeigt werden, weil sie einmal in den Buchläden stehen. Ein gutes Werk wird zufällig schlecht recensirt oder gar übergangen, und ist einmal der Zeitpunkt vorbei, ist es nicht mehr neu, so denkt man nicht mehr daran. Die Menge und Wichtigkeit der auf diese Art vergessnen oder falsch beurtheilten Werke ist so groß, daß Jean Paul mit vollem Recht eine Literaturzeitung für Restanten vorschlagen konnte, die ausschließlich literarischen Rettungen in Lessings

Manier gewidmet werden müßte. Man ſollte in der That einmal einſehn, daß die Kritik kein bloßer Jahrmarkt ſeyn darf, wo man im Gedränge der Gegenwart ſich überſchreit, um ſeine Waare anzupreiſen und andere zu verdrängen. Mit Hülfe der Beſtechung, der Mode oder des Zufalls gewinnt oft ein nichtswürdiges Buch in zehn Blättern ein glänzendes Lob und eben ſo oft wird ein vortrefflichrs verkannt, beſchimpft und vergeſſen. Was verjährt iſt, fällt außer dem Courś; aber dir Kritik kann doch an das ephemere Intereſſe nicht gebunden ſeyn? In den Tagblättern herrſcht überdem die Mode auf eine tyranniſche Weiſe. Die Kritik, die von einem feſten Punkte aus alle Bewegungen der Literatur prüfen ſollte, wird ſelbſt in die Richtungen derſelben fortgeriſſen, denn es iſt daſſelbe Intereſſe, was die Bücher, wie die Recenſionen in der Leſewelt verbreitet und für beide Käufer ſucht.

Die Recenſiranſtalten ſelbſt ſind öfters nur entweder Ehrenhalber oder des Gewinns wegen gegründet, und in beiden Fällen wird fabrikmäßig recenſirt. Die Univerſitäten geben ihre Zeitſchriften ſehr oft nur heraus, um nicht den Vorwurf der Unthätigkeit und Obſcurität zu leiden, und man füllt die Blätter ex officio, ſo gut es gehn mag. Die meiſten andern Zeitſchriften ſind Unternehmungen von Buchhändlern, auf Gewinn berechnet, und hier ſitzen

die Recensenten förmlich wie Fabrikarbeiter und schaffen ihr Pensum. Dieses handwerksmäßige Kritisiren bringt denn jene ungeheure Menge von Recensionen hervor, die Niemand übersehen kann. Ueberall sind dergleichen Fabriken angelegt und von einer Mehrzahl hungriger Magen und seichter Köpfe besorgt, die in den Tag hinein schreiben, was schon im nächsten Jahr kein Mensch mehr lesen mag.

Im Allgemeinen scheiden sich die kritischen Zeitschriften in gelehrte und belletristische, und die gelehrten wieder nach besondern wissenschaftlichen Fächern in theologische, medicinische, pädagogische, juridische ꝛc. Der im Anfang dieses Buches berührte Unterschied der Gelehrten und Naturalisten herrscht in der kritischen Literatur noch auffallend vor, und gerade hier ist er am schädlichsten. In der Kritik wenigstens sollte der Geist der Nation sich selbstständig über die innern Unterschiede und Spaltungen in der Bildung und den Meinungen erheben. Hier sollten den Laien die Resultate der Wissenschaft, und den Stubengelehrten das Leben und die Poesie vermittelt werden. Die Kritik sollte alles für alle würdigen. Dazu ist ihr eine selbstständige Literatur angewiesen. In ihr, wie in einem großen Spiegel sollte die Nation sich selbst betrachten und in einem klaren Ueberblick alle Wirkungen ihres Geistes kennen und schätzen lernen. Freilich fehlt uns noch das Publi-

kum, das sich für alles interessiren könnte; der Gelehrte hier, die ästhetische Dame dort haben das dritte Element noch nicht gefunden, in dem sie sich verständigen könnten. Wer von der galanten Welt mag die gelehrten Noten in den Literaturzeitungen, und wer von den Gelehrten mag das ästhetelnde Geklatsch in den belletristischen Blättern lesen? Aber es sollte eben eine höhere, nationelle Kritik geben, die weder jene Noten für den blos Gelehrten, noch dieses Geklatsch für bloße Weiber und Stutzer, sondern eine populäre Würdigung aller aus der Nation hervorgegangener und für sie bedeutsamer Geisteswerke gewährte.

Neben dem Gegensatz zwischen Gelehrten und Naturalisten herrschen in unserer kritischen Literatur noch alle die Gegensätze zwischen einseitigen Parteien. Es giebt ausschließliche Journale für die Katholiken und Protestanten, und wieder für die diesen untergeordneten abweichenden Parteien, für verschiedene Schulen in der Medicin ꝛc. Sie sind der Tummelplatz der Polemik.

Doch ist zu bedauern, daß die Parteien bei weitem noch nicht genug concentrirt sind. Dies kommt daher, weil ihre Anhänger überall zerstreut sind. Wir haben keine große Hauptstadt, sondern nur eine Menge Universitäten und sonstige bildungsreiche Städte, die auf hundert Meilen weit getrennt ein gar zu viel-

stimmiges kritisches Concert bilden. Daher statt eines guten Journals zehn mittelmäßige derselben Partei, statt einer durchdringenden Consequenz zehnerlei Abweichungen der Ansicht, statt eines großen Partei-Interesses zehnerlei persönliche Interessen.

Es ist merkwürdig, wie schon seit mehr als hundert Jahren einzelne klare Köpfe sich Mühe gegeben haben, in diesen Wirrwar der Ansichten eine Einheit, die Kritik auf einen höhern, das Ganze der Literatur überschauenden Standpunkt zu bringen. Der schon im zweiten Theile dieses Buches rühmlichst genannte Thomasius versuchte es zuerst am Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Er erregte großes Aufsehen, fand den lärmendsten Widerspruch, wurde von allen Fakultäten verfolgt und starb, ohne einen würdigen Nachfolger zu finden. Allein er hatte tüchtig aufgeräumt, die lateinische Schulsprache durch die deutsche, hundert engherzige Vorurtheile durch freiere Ansichten verdrängt und namentlich der französischen Literatur den Weg gebahnt, obgleich die Deutschen aus derselben nicht den freieren Geist, wie er wollte, sondern nur abgeschmackte Moden und freche Sitten entlehnten. Als dieser französische Geschmack herrschend geworden war, übernahm in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Gottsched das kritische Richteramt. Muthig bekämpften ihn die Gräkomanen

und Anglomanen. Doch erst Lessing machte der alten Pedanterei völlig ein Ende. Da inzwischen dieser edle Geist sich häufig in Kleinigkeiten der Kunst, der antiquarischen Studien vertiefte und nur Schlaglichter in den weiten Umkreis der Literatur warf, ohne sie im Ganzen einem systematischen Urtheil zu unterwerfen, so übernahm Nicolai in der allgemeinen deutschen Bibliothek diese unermeßliche Arbeit. Obgleich er aber ohne allen Zweifel von Lessings Geist erleuchtet war, und insofern dem lateinischen Schulkram, den steifen Vorurtheilen, der Weitschweifigkeit im Styl ꝛc. siegreich entgegenarbeitete und sich große Verdienste um die Aufklärung des Jahrhunderts erwarb, überließ er sich doch zu sehr einem dünkelhaften Absprechen über alles, was als Sache des Gemüths dem damals übermüthigen Verstande, als Sache einer tiefern religiösen und volksthümlichen Poesie der modernen Frivolität nicht zusagte. Dazu kam, daß der größte Theil der unermeßlichen kritischen Arbeit jener Bibliothek sehr mittelmäßigen Handlangern überlassen werden mußte.

Gegen dieses Treiben nun machte die Romantik ihre Rechte geltend. Göthe und Schiller veranlaßten die Horen, die Schlegel eröffneten ihr Athenäum. Die Nicolaiten wurden gestürzt, ihr Verstand verflachte und versiegte im märkischen Sande. Ein

neuer Enthusiasmus für die Kunst, selbst für die Religion machte vergessen, was die verspotteten Nicolaiten ursprünglich Gutes gewollt und zum Theil auch gewirkt hatten. Doch bildete sich kein dauerhaftes und unbedingt kritisches Institut der Romantik. Eines wechselte mit dem andern ab, alle gingen bald unter. Die Kritik theilte sich in die der gelehrten und in die der Modejournale. In der Gelehrsamkeit hatte sich der Geist vom Buchstaben, der Geschmack von der alten Pedanterei so weit emancipirt, daß beinah jede Universität und wieder beinah jede Wissenschaft ein kritisches Journal eröffnete, in welchem in deutscher Sprache und mit einer nicht mehr blos dem Stande, sondern der Sache entnommenen Würde die zahlreichen neuen Leistungen der Gelehrten angekündigt und besprochen wurden. Doch haben mehrere dieser Institute nach und nach ihren Credit wieder verloren. Die Männer, die anfangs Tüchtiges leisteten, wurden alt, grämlich, oder träge und wollten doch das Heft nicht aus den Händen geben, und nahmen Parteigänger und Handlanger an, die nur im alten Geleise fortfuhren und häufig wieder den Geist durch Buchstabenkram ersetzten. — Auf der andern Seite wendeten sich die Modejournale ausschließlich an das größere und besonders weibliche Publikum, vermittelten demselben den Modegeschmack, und fielen dadurch in eine Trivialität, die tief unter

der Höhe der Hamburger Dramaturgie, der Horen und des Athenäums stand.

Nur unter solchen Umständen war es möglich, daß ein Mensch wie Müllner sich eine Zeit lang zum Tyrannen der schönen Literatur aufwerfen konnte. Ohne Princip, ohne Ueberzeugung, vom schlechtesten Geschmack, von sehr oberflächlichen Kenntnissen, aber grob und schlau und in der Wahl der Mittel nicht im mindesten delikat, verstand er die Friedliebenden zu schrecken, dem Pöbel zu schmeicheln und für seine Privatliebhabereien und Privatmalicen ein großes Publikum zu gewinnen. Wie sehr er der Gemeinheit zusagte, beweist, daß sein Ton noch jetzt wenigstens in den Theaterkritiken vorherrscht. Es war ihm nie um etwas anderes zu thun, als um Befriedigung seiner Eitelkeit und seiner Rachlust, und um öffentlichen Skandal überhaupt, wobei er durch den schamlosesten Witz wie ein Bajazzo stets die Lacher auf seine Seite zu bringen suchte. Jeder höhere Zweck lag ihm dabei so fern, daß er nicht einmal die Aufmerksamkeit des wissenschaftlichen Publikums erregte und sich unter dem belletristischen, wie ein Habn im Korbe, desto wohler fühlte. So großen Lärm er machte, ist er jetzt beinahe vergessen.

Einem zeitgemäßen Bedürfniß suchte der vielfach verdiente Brockhaus in Leipzig zu entsprechen, indem er neben seinem beliebten Conversationslexikon,

das alphabetisch alles mögliche Wissenswürdige für alle Stände zu geben bemüht war, auch ein Conversationsblatt, die jetzigen Blätter für literarische Unterhaltung, gründete, worin ebenfalls für alle Stände gelehrte und schöngeistige Werke in bunter Mannigfaltigkeit, kurz alles für alle besprochen werden sollte. Schade nur, daß die Grundsätze dieser Kritik eben so bunt waren, wie ihre Gegenstände, daß die zahlreich von allen Seiten diesen Blättern zuströmenden Rezensionen in ihren Ansichten eben so sehr von einander abwichen, als ob sie in hundert verschiedenen Blättern gestanden hätten.

Diese kritischen Bestrebungen, die von der nicht gelehrten Seite der Literatur ausgingen, machten auch der gelehrten fühlbar, daß sie etwas Neues gründen müsse. Die Literaturzeitungen litten allzu merklich an Altersschwäche. Man fühlte, es fehle an der Energie eines kritischen Princips. Man nahm Bedacht auf ein Journal, das ein bestimmtes System festhalten sollte. Nach mancherlei wieder aufgegebenen Versuchen kamen endlich die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik unter dem Einfluß der Hegelschen Philosophie zu Stande; doch konnte sich auch dieses Journal nur ein Publikum erhalten, sofern es einen historischen Eklekticismus in sich aufnahm und durch besonnene und gründliche geschichtliche Kritik versöhnte, wo die philosophische Diktatur

beleidigte. Hegel ſtarb, die hiſtoriſche Tendenz blieb, aber die geſuchte geiſtige Einheit, in der allein eine herrſchende Autorität gegründet werden mag, war damit nicht erreicht, ein überwältigender Einfluß in dem ganzen Umkreis der Wiſſenſchaften nicht gewonnen. Es war neben den vielen andern kritiſchen Journalen nun ein neues entſtanden, das ſich durch einen neuen Fleiß und durch einen neuen Anſtand vortheilhaft vor dem Schlendrian und der Polemik einiger älteren auszeichnete, aber es war für die gelehrte Anarchie keine Einheit gewonnen, ja nicht einmal ein Enthuſiasmus geweckt worden.

Ungefähr gleichzeitig mit den Blättern von Brockhaus und den Berliner Jahrbüchern begann auch ich meine kritiſchen Arbeiten. Die Literatur lag als ein unermeßliches Chaos vor mir, in das ich Ordnung zu bringen ſuchte. Es war damals noch kein Ueberblick über dieſe Bücherwelt gewonnen. Die Nation kannte ihren eigenen Reichthum nicht und wußte noch viel weniger das Schlechte vom Guten zu ſondern. Die groſſe Combination, die Vergleichung fehlte. Alte Gewohnheit und neue Moden, der Parteigeiſt, die ſchlaue Taktik der Coterien oder die perſönliche Frechheit Einzelner brachten Tendenzen zur Herrſchaft, die durchaus verwerflich waren und unterdrückten andere, die mehr Geltung verdient hätten. Das Publikum ließ ſich Alles gefallen, weil es kei-

nen Ueberblick hatte. Es folgte in der allgemeinen Verwirrung dem nächsten Besten und wo es durch die Lesekabinette an viele Journale und mithin an die widerstreitendsten Meinungen gewöhnt wurde, begann die Literatur von einer Belehrung, was sie ehedem gewesen war und immer bleiben sollte, zu einer bloßen Unterhaltung herabzusinken, ja viele praktische Männer wandten sich von dieser chaotischen Literatur ganz ab.

Bei so bewandten Umständen war eine Revision unserer gesammten, namentlich aber der neuen Literatur, sehr nothwendig, um den Ueberblick über die immer mehr ins Ungeheure anschwellende Büchermasse zu erleichtern, und um durch Ausfindung des Guten, Großen, Schönen den übrigen Ballast des Unnöthigen und des ganz Schlechten zu beseitigen.

Ich wagte diese Revision, hingerissen von einem unwiderstehlichem Drange des tiefsten und stärksten Gefühls. Ich mußte klar sehen in diesem Wirrwarr. Ich mußte kämpfen gegen alles, was die Verwirrung, die Bethörung, die Entheiligung so vieles Herrlichen verursachte und täglich vergrößerte. Ich sah, wie sich bis in die höchsten Sphären der Wissenschaft und Kunst eine Sophistik des Verstandes und des Herzens, ein Geist der Lüge, eine vornehme Gemeinheit eingedrängt hatten, die mir nicht genug durch den Ruhm großer Namen entschuldigt schienen.

Ich ſah, wie eben deshalb ein wahrhaft heilſames Wirken von oben herab aus jenen höhern Sphären in die niederen des gröſseren Publikums gehemmt wurde. Ich ſah, wie unten die Gemeinheit in der Modelitera-tur ſich breit machte und, alles Höhern uneingedenk, nur immer auf einen Tag nach frivoler Unterhaltung haſchte. Ich ſah, wie die Religion durch Aberglauben und Unglauben, die Sitte durch Pruderie und ver-ſteckte Lüderlichkeit, die Wiſſenſchaft durch affektirte Allwiſſenheit und rohe Ignoranz, die Kunſt durch verduftende Ueberfeinerung und grobe Natürlichkeit, das Rechtsgefühl durch Serviliſmus und anarchiſche Neigungen, die Vaterlandsliebe durch Spieſsbürgerei und Ausländerei entweiht wurde. Aber es war nicht genug, mit Kraft dagegen zu kämpfen, es gehörte vor allen Dingen Klarheit dazu und gewiſſenhafte Ge-rechtigkeit.

Indem ich ſeit zwanzig Jahren ein unermüdetes Studium der deutſchen Volksgeſchichte mit dem der deutſchen Literargeſchichte verband, glaubte ich jeden einzelnen Autor, jedes einzelne Buch immer im Zu-ſammenhange ſowohl zu dem Ganzen des Zeitalters, in welchem der Autor lebte, als der Wiſſenſchaft oder Kunſt, der das Buch angehörte, würdigen zu müſſen. Dieſer äuſsere Zuſammenhang muſs immer billig be-rückſichtigt werden, wenn auch allerdings einzelne Werke auch ſchon an und für ſich von einem geſunden

Urtheil gerichtet werden können. Die Entscheidungsgründe haben eine verdoppelte Kraft, wenn sie nicht nur dem allgemeinen Vernunft- und Geschmacksurtheil, sondern auch dem geschichtlichen Zusammenhange entnommen sind.

Es wäre wohl eine sehr unnütze Mühe, wenn ich mich über die Art und Weise, wie mein Verfahren von den Zeitgenossen aufgenommen wurde, aussprechen wollte. Ich will nicht rekapituliren, mit wieviel Parteien und Coterien und mit welchem Heer von Gemeinheiten ich mich schon habe herumschlagen müssen. Die Gährung muß Zeit haben, bis sie sich setzt. Sie ist jetzt gerade am heftigsten, da sich meine alten, durch Niederlagen und Todesfälle decimirten Feinde plötzlich durch meine Jünger und Nachahmer rekrutirt haben. Ich bedaure, diese junge Brut von Kritikern gezeugt zu haben, die ohne eine Ahnung meiner langen Arbeiten frischweg in kecksler Ignoranz mit meiner sichern Sprache prahlen und die Journalistik überschwemmen; aber es war nicht möglich, sie nicht zu zeugen, denn welches Neue, welche Frucht arbeitsveller Jahre wird nicht sogleich von jungem Uebermuthe nachgeäfft? Das Einzige, was ich dagegen thun konnte, war, meine gute Sache nicht durch solches imitatorum pecus schlecht machen zu lassen. Ich will weder Vermittler, die zwischen meiner Wahrheit und den alten Lügen ein Juste milieu

verſuchen, noch Tollköpfe, die meine Stärke in einer alles zerſtörenden Wuth zu überbieten trachten. Es iſt mir wohl bekannt, daß jeder Reformator in jedem Gebiet des Wiſſens dieſe doppelte Gattung von Schülern fand, daß ſie unvermeidlich ſind; aber ich will wenigſtens nicht in den Fehler fallen, ſie anzuerkennen, damit es mir nicht geht, wie dem altperſiſchen Zohak, der ſich vom Teufel auf die Schultern küſſen ließ und dem zwei unerſättliche Schlangen daraus hervorwuchſen. Meine Sache ſoll rein bleiben.

Der neue Bund iſt im Namen der Unſittlichkeit gegen mich geſchloſſen worden. In dieſem unreinen Elemente haben ſich alle zuſammengefunden, die mir widerſagen. Ihre Parole iſt die Sinnlichkeit; für ſie reichen ſich die Götheſchen in Berlin und die Pariſer jeune Allemagne die Hände. Die Polemik gegen mich, die ſich bisher faſt nur auf Perſönlichkeiten der gemeinſten Art beſchränkte, will das Anſehen eines großen Principienſtreits im Gebiete des Geſchmacks gewinnen.

In der wiſſenſchaftlichen Kritik iſt alles ziemlich klar. Das tiefere, vollſtändigere Wiſſen entſcheidet über das ſeichte und fragmentariſche, oder dem beſſern Wiſſen zum Trotz üben die Intereſſen ihrer Sophiſtik, und wenn man nur dieſe Intereſſen kennt, weiß man überall, woran man iſt.

Nur die Geſchmackskritik iſt unklar, hängt nicht vom beſtimmten Wiſſen, nicht von beſtimmten praktiſchen Intereſſen ab, und ob ſie gleich dem Geiſt der Zeit folgt, wie alles andere, waltet doch in ihr die Willkühr in den zahlloſeſten Widerſprüchen, durch alle Grade der Bildung und des Talentes modificirt. Hier will Jeder mitſprechen, erkennt keiner ein Geſetz an, macht jeder, ohne ſich um das feſte Element der Objekte zu bekümmern, in dem flüſſigen und flüchtigen der Subjectivität ſeine eigene Anſicht geltend.

Die Geſchmäcke ſind verſchieden von Natur und werden es immer bleiben. Sie mußten in unſerer Zeit der gereifteſten Bildung noch mannigfaltiger ausſchweifen, noch ſonderbarere Richtungen nehmen, theils in die ſteifſte Einſeitigkeit, theils in die wunderlichſten Wahlverwandtſchaften der heterogenſten Dinge.

Doch wird allmählig in dieſem Geſchmackschaos eine Scheidung bemerkbar. Das ſinnliche und ſittliche Gefühl beginnen in dem Gebiet, in welchem nicht das Wiſſen, ſondern nur das Gefühl entſcheiden kann, einen immer ſchärferen Gegenſatz zu bilden.

Die beiden Extreme, zwiſchen denen früher das bürgerliche Leben in breiter Mitte unangefochten ſich fortbewegte, haben allmählig übergegriffen und ſtoßen in der Mitte zuſammen. Früher war die Kirche und

was mit ihr näher zusammenhing, äußerst sittenstreng; dagegen waren der Hof und die Aristokratie äußerst sinnlich. Das Volk in der Mitte theilte weder jene übertriebene Strenge, noch diese Lizenzen. Es war sittig, aber auch fröhlich; ausgelassen, aber mit Ehren. Wie aber sowohl die Kirche, als die Aristokratie die Scheidewand, welche sie vom Volk trennte, mehr und mehr haben fallen lassen, sich gegen das Volk geöffnet haben, ist auch, was früher nur die charakteristische Eigenschaft ihres Standes war, in die Massen übergegangen. So wurde die theologische Ascetik sociale Pruderie, die aristokratische Schwelgerei sociale Frivolität. Den braven und doch oft recht lustigen Vätern folgten Söhne, die viel ernster, düsterer, oder die viel frecher und genußsüchtiger waren. Der Auflösungsproceß der ständischen Ordnungen ist noch im Fortschreiten, demnach wird auch die Scheidung der socialen Tonangeber in eine prude und eine frivole Partei zunehmen, und es wird vielleicht lange dauern, bis man die richtige Mitte wieder findet, und diese wird wahrscheinlich nicht durch die literarische Kritik, sondern erst durch die allgemeine Reorganisation der desorganisirten Gesellschaft ermittelt werden.

Die Sinnlichkeit ist aus der Nothwehr sehr bald zum Angriff übergegangen. Sie war einst freier bei den bevorrechteten Laien neben der kirchlichen Sitten-

ſtrenge, als ſie es nachher war, ſobald eine allgemeine Pruderie überhand nahm. Eine tolle Faſtnachtsluſt tobte früher dicht neben der Kirche, wie an den Höfen der unflätige Hofnarr neben dem Oberhofprediger Platz nahm. Das hörte aber auf. Schon durch den Proteſtantismus wurde manche Luſt und Freude der Laien unterdrückt, ein finſtrer Geiſt der Strenge begünſtigt. Die Höfe und der Adel allein ſetzten ſich darüber hinweg. Nun übernahm aber die Eiferſucht der Bürger, der Gelehrten das Sittenrichteramt, man gönnte den Vornehmen ihr Privilegium nicht. Dazu kam die gerechte und namentlich patriotiſche Entrüſtung über den Sittenverderb der Vornehmen, die Reaktion gegen die Gallomanie. Gegen dieſe Strenge wehrten ſich nun wieder die heitern und fröhlichen Naturen, Wieland, Thümmel ꝛc., und Göthe drängte mit ſeinem unermeßlichen Einfluß die Sittenlehrer nach allen Seiten zurück. Eine ganz neue Frivolität nahm überhand und herrſchte um ſo ſicherer, je mehr ſie in dem poetiſchen Schleier, je mehr ihr ſittenverderbender Geiſt noch unter dem liebenswürdigen Schein ſich verſteckte, wie die Wirkung eines feinen Giftes in einer Süßigkeit. Die großen Kriege gegen Frankreich riefen uns zum Ernſt zurück. Der Patriotismus läuterte die in Genuß verſunkenen Herzen und ſchärfte den Blick. Man erkannte jetzt die Schlange, die unter den Blumen lag. Nun gab es aber

theils noch eine Menge Genußmenſchen der älteren Generation, theils erzeugte die Stagnation nach den großen Kriegen eine neue faule Ueppigkeit, theils ließ man ſich wieder anſtecken von einer neuen, in der frechſten Sinnlichkeit raſenden Gallomanie. Dagegen waffnete ſich abermals der Patriotismus, jener würdige Geiſt, der die groſſe Erhebung des Volkes gegen Frankreich herbeigeführt hatte und keineswegs untergegangen war, im Bunde mit der frömmern Richtung, den auch die Theologie wieder gewonnen hatte.

Nun glaubten aber Viele, die ſich in die Mitte ſtellten, die Sinnlichkeit ſchützen zu müſſen, damit die Sittlichkeit nicht der Freiheit Abbruch thue, die ſie der Kunſt unter allen Umſtänden vindiciren wollten.

In dieſer Lage befinden wir uns jetzt. Auf der einen Seite wird eine unermeßliche philoſophiſche und poetiſche Dialektik verbraucht, um den unſittlichen Neigungen theils als Hauptſache und eigentlichen Zweck durch das Mittel der Kunſt die Alleinherrſchaft in der Literatur zu erobern, theils als Nebenſache, die einmal von der Kunſt unzertrennlich ſey, um der unter allen Umſtänden aufrecht zu erhaltenden Freiheit der Kunſt willen zu entſchuldigen. Auf der andern Seite iſt aber das Auge nicht minder geſchärft, um durch alle dieſe Täuſchungen und Beſchönigungen hindurch zu blicken, alle Finten zu pariren, alle

Diverſionen zu paralyſiren und die Schranken feſtzuſtellen, über welche die Freiheit der Kunſt nicht hinausſchweifen dürfe, wenn ſie nicht Religion und Sittlichkeit und dadurch ihre eigene feſteſte Grundlage zerſtören wolle. Das ſinnliche und ſittliche Gefühl müſſen in der Kunſt in Harmonie ſeyn, ſie müſſen ſich wechſelſeitig ſo weit dulden, als ſie durch Alleinherrſchaft und Einſeitigkeit das andere nicht zerſtören. Auch dann, wenn das ſittliche Gefühl jede unſchuldige Aeuſſerung froher lebensluſtiger Sinnlichkeit unterdrücken wollte, würde die Kunſt untergehen, die eben ſo gewiß eine ſinnliche, als ſittliche Grundlage hat. Aber dieſelbe Conceſſion müſſen auch die Sinnlichen den Sittlichen machen, ſonſt kann der Streit nicht enden.

Vorherrſchend materielle Intereſſen, eine in Genüſſen erfinderiſche Induſtrie, unbefriedigte politiſche Leidenſchaften, die ſich in den Abgrund ſinnlicher Zerſtreuungen ſtürzen, die Bekanntſchaft mit den feineren und gröberen Schwelgereien aller Völker und Zeiten werden ohne Zweifel die äſthetiſche Sophiſtik, welche für die Sinnlichkeit kämpft, noch eine Zeit lang unterſtützen. Doch werden die Verſuche, ſie zur Alleinherrſchaft zu erheben, ja ſogar eine neue heidniſch ſinnliche Religion darauf zu gründen, und durch den vollſtändigen Sieg des Materialismus den Spiritualismus des Chriſtenthums, den Glauben an eine

unſichtbare Gottheit und an Unſterblichkeit zu ſtürzen, wenigſtens in Deutſchland ſcheitern.

Der Zweck (die Sinnlichkeit) iſt Auswuchs einer kranken, unbefriedigten, leidenſchaftlichen Zeit, die vorübergehen wird. Das Mittel (die Aeſthetik) iſt nur die Nachgeburt einer ſchon vorübergegangenen Zeit. Die ganze Erſcheinung iſt ein Bund junger Extravaganzen mit alten Erudutionen. Die erſtern werden in die große Strömung des politiſchen Lebens einlenken müſſen, und die verhängnißvollen Löſungen der ſchwebenden europäiſchen und insbeſondere deutſchen Fragen werden die Sorge wohl auf etwas Wichtigeres lenken, als auf die Befriedigung gemeiner Sinnentriebe. Die andern werden ausſterben. Je mehr das Volk zum Volke wird, um ſo mehr wird die alte literariſche Ariſtokratie untergehen, an ihrer Unpopularität, an der ſie ſchon bis zum Tode kränkelt, endlich wirklich ſterben.

Dem Bunde einer ausſchweifenden Jugend und eines klügelnden Alters wird eine Zeit männlicher Ideen und Talente immer frühe genug ein Ende machen. Deutſchland geht auf einem langſamen aber ſicheren Wege einem Standpunkt entgegen, auf welchem es Europa überragen wird. Alsdann wird man nicht mehr nach den krampfhaften Zuckungen unſerer Tage fragen, und die frivolen Zerſtreuungen und alt-

klugen Spintisationen, die jetzt noch Tagesgespräch sind, werden es dann nicht mehr seyn.

Der Rückfall unserer Literatur in Anglomanie und Gallomanie, die ungeheuren, durch die entschiedenste Unpopularität bestraften Ausschweifungen und Ueberkünstelungen unserer Philosophie, die epidemisch gewordenen Mißgeburten unserer Poesie und selbst in materieller Beziehung die unnatürliche Steigerung der literarischen Produktion sieben als eine Krankheit, die nur den literarischgebildeten Theil der Nation befallen hat, im grellen Widerspruch mit dem übrigen äusserst gesunden und natürlichen Gedeihen der deutschen Interessen. Nur auf dem Papier ist das Volk krank, nicht im wirklichen Leben. Die zunehmende politische Bildung, der mächtig und unwiderstehlich erwachte Sinn für den Nationalwohlstand, die langsam und gleichsam schamhaft, doch um so unabwendbarer reifende Ueberzeugung von der in Deutschlands Gesammtkräften ruhenden Macht bedingt uns eine große Zukunft, deren Wirklichkeit die faulen Träume der Literatur zerstreuen wird.

Die Herrschaft der literarischen Extreme aller Art war eine Folge des inneren Mißbehagens, eines Zustandes, in welchem das Alte nicht mehr, das Neue noch nicht recht gedeihen konnte, in welchem tausend Kräfte durch einander gährten, ohne sich in Harmonie setzen zu können. Eine solche Zeit war nie zuvor,

und wird vielleicht nie wieder kommen. Dieſe flimmernde Fülle widerſtreitender Ideen trägt noch die ganze Kraft und den ganzen Reichthum der alten Zeit und ſchon die Keime der neuen in ſich, aber in voller Anarchie. Es iſt das Chaos der Cultur.

Auf keine andere Weiſe wird hier eine neue feſte Criſtalliſation beginnen, als an dem vaterländiſchen Intereſſe. Dieſes war das am meiſten vergeſſene, mißachtete, darum iſt es jetzt das jüngſte, friſcheſte. Man muß aus der weiten Oede des Alls und von den Wanderungen durch die Fremde, man muß auch von dem kleinen Krähwinkel und von der Studierſtube, in der man ſich verſeſſen, zum Gefühl der Nationalität zurückkommen. Man muß von der geiſtigen Ueberſchwenglichkeit, die nur nach dem Himmel oder dem Abſoluten und der allgemeinen Menſchheit trachtet, man muß auch von dem Egoismus der Privatliebhaberei zum Gefühl der Bürgerpflicht zurückkommen. Man muß von der Hoffarth des privilegirten Genies und von der Demuth des Spießbürgers zum patriotiſchen Ehrgefühl, mit einem Wort alles Bewußtſeyn und alles Intereſſe muß zu dem Bewußtſeyn, daß wir einer großen Nation angehören, und zu dem hohen Intereſſe derſelben zurückkommen.

Viele glauben, die Freiheit, nach ausländiſchen Begriffen und Beiſpielen gemodelt, bilde den eigent-

lichen Kern für die künftige Criſtalliſation im bunten Fluidum unſerer Geiſter. Man wird ſich täuſchen. Auch die Freiheit, ſo mächtig ihr Gedanke iſt, ordnet ſich dem höhern Gedanken der Nationalität unter, und wir werden zu jener nur durch dieſe, oder nur zu einem neuen Abwege gelangen.

Viele glauben, die Religion ſey jener Kern. Man wird ſich täuſchen. Ihre Zerrüttungen waren und ſind überall nur die traurigen Folgen geſunkener Nationalität, und nur wenn dieſe ſich verjüngt, kann auch die Kirche ſich verjüngen.

Viele glauben, Wiſſenſchaft und Kunſt bilden jenen Kern. Allein auch ſie ermangeln ihres fruchtbarſten Bodens, ihrer ſchönſten Sonne, wenn ſie ſich der Nationalität entfremden. Alle ihre Krankheiten entſpringen aus dieſer Entfremdung.

Das Leben, von dem ſich die Literatur losgeriſſen, iſt unmerklich mächtig geworden und zwingt die Literatur, ihm zu dienen. Die Schriftſteller, lange gewohnt, in egoiſtiſcher Iſolirtheit Phantomen und beſonderen Liebhabereien nachzujagen, ſehen ſich überraſcht durch den erwachenden Volksgeiſt, der die Literatur zu durchdringen und für die Zwecke des Volkes, nicht mehr blos für die Privatunterhaltung umzugeſtalten beginnt.

Die Scheidewand zwiſchen der gelehrten und ungelehrten, vornehmen und gemeinen Literatur wegzuräumen und beide in eine Nationalliteratur zu ver-

schmelzen, ist noch bei weitem nicht gelungen, aber es ist damit ein Anfang gemacht und die Zeit drängt dahin. Der Journalismus wird auf dieser Bahn rasch fortschreiten, und immer fester die beiden Hälften des Publikums verbinden.

Sollen die Gelehrten, nur in ihre Wissenschaft vertieft, nicht Theil nehmen an dem, was das übrige Volk treibt? Sollen sie nicht aus dem Leben selbst frische Kraft schöpfen und umgekehrt auf das Leben zurückwirken? Ist es nicht ihre Aufgabe, den edlern Geist, den sie pflegen, ins Volk bringen, das Volk die Früchte ihres Denkens geniessen zu lassen, das Volk aus der Gemeinheit seiner Begriffe und Neigungen zu erheben? Und soll das Volk nicht auch seinerseits wissen, was seine Gelehrten thun? Hat es nicht ein Recht, sich die Vortheile einer ihm durch die Gelehrten vermittelten höhern Bildung anzueignen? Sind die Gelehrten nicht ein Ausschuß des Volks, seinen Committenten verpflichtet? Ist die Erudition Sache einer Kaste oder Sache der Nation? Beruht nicht ein grosser Theil der Ueberlegenheit Englands und Frankreichs auf dem Umstande, daß in diesen Ländern nicht zweierlei Literaturen für zweierlei Classen, sondern nur eine Literatur für alle Gebildeten und Bildsamen in der Nation besteht? Beruht nicht ein grosser Theil der Meinungsanarchie, des kolossalen Mißverstandes, der durch alles hindurch

geht, und der Unbehülflichkeit bei allen Gelegenheiten, wo ein Nationalurtheil eintreten soll, in Deutschland auf dem Mangel einer allen Klassen der Gesellschaft gleich zugänglichen und verständlichen Literatur, in der Trennung der gelehrten Welt von der ungelehrten? Man fühlt dies und hilft dem Uebel ab.

Die zahlreichen Journale, die selbst in den kleinsten Städten und auf dem Lande gelesen werden, die immer mehr sich erweiternden Leseinstitute, die Conversationslexika, die Pfennigmagazine, die deutschen Bridgewaterbücher, die populären Bibliotheken und Handbücher für alle Zweige des praktischen Wissens und die wohlfeilen Ausgaben der classischen Literaturwerke arbeiten unablässig an der Masse des Volks und erfüllen sie mit einer allgemeinen Bildung, die allerdings zu bunt erscheinen mag, die aber keineswegs so genommen wird, wie sie gegeben ist, sondern von der sich eben jeder nimmt, was ihm am nöthigsten ist.

Die Volksmasse, worin die ungeheure Majorität des Gewerbstandes vorherrscht, ist neuerdings von einer Idee ergriffen worden, welche mächtiger und fruchtbarer ist, und auch auf die Literatur stärker zurückwirken wird, als sich vielleicht mancher jetzt noch einbildet. Die Idee und ihre Realisirung waren Eins. Noch sind alle von dem Resultat überrascht. Der Zollverein und die Eisenbahnen haben die materiellen

Intereſſen concentrirt. Fortan müſſen alle Intereſſen dieſer concentriſchen Richtung folgen.

Zum Ueberfluß erkennt das Ausland die Zukunft an, die in Deutſchland ſchlummert. Sollten wir ſelbſt uns nicht ſchnell genug begreifen, ſo hilft uns das Erſtaunen und die Furcht der Nachbarn.

Zur Auflöſung über uns ſelbſt in einer ſo intereſſanten Entwicklungsperiode der deutſchen Geſchichte mitzuwirken, erſchien mir als eine ſo heilige Pflicht, daß ich um ihretwillen die Feindſchaft vieler Zeitgenoſſen nicht ſcheuen zu dürfen glaubte. Eine Reviſion der Literatur, wie ich ſie verſucht habe, war an der Zeit. Eilt aber die Zeit nicht ſehr raſch vorwärts? Drängen ſich nicht die Generationen? Werden die vielfarbigen Tendenzen der jüngſten Vergangenheit, die mir noch ſo nahe ſtanden, in denen ich aufgewachſen bin, für die ich in Liebe oder Abneigung ein ſo warmes Intereſſe hatte, den kommenden Generationen nicht ſehr bald fremd, verblaßt, gleichgültig erſcheinen? Werden die tauſendfachen Geiſtesrichtungen, die ich ſo aufmerkſam verfolgte, von der Nachwelt nicht etwas ſummariſcher genommen, und ihr Detail über mächtigern und einſeitigern Intereſſen der Zukunft vergeſſen werden? Und wird dieſes Buch, das ich jetzt endige, das Buch, das meine Gegner ſo gern für ein zerſtörendes ausgeben, alsdann nicht vielmehr als ein conſervatives betrachtet werden, als eine

Sammlung von Erinnerungen, die ſich außerdem weit eher zerſtreut hätten, und als eine Schutzſchrift für das vielfache Verdienſt der deutſchen Literatur in Zeiten, die man künftig nicht als die glücklichſten und ruhmvollſten der deutſchen Geſchichte anſehen und deren Verdienſt man über dem weit glänzenderen Verdienſt der Zukunft zu mißachten nur zu ſehr geneigt ſeyn wird? Die Blindheit der Gegenwart für ihre eigenen Gebrechen, wird gewöhnlich durch eine Blindheit der Zukunft für die Tugenden der Vergangenheit beſtraft. So war das philoſophiſche Jahrhundert blind für die Tugenden des Mittelalters, weil dieſes lange genug blind war für ſeine Fehler. Auch unſere Zeit wird einſt von der Zukunft weit ſtrenger gerichtet werden, als es hier von mir geſchehen iſt, und ich werde am Ende weniger der Ankläger, als der Advokat meiner Zeit geweſen ſeyn.

Ende des vierten und letzten Bandes.

Register.

(Die römiſchen Zahlen zeigen den Band und die Ziffern die Seite an.)

A.

Abbt I. 270.
Abraham a Santa Clara III. 246.
Abelung II. 156.
Agricola III. 56.
Aleris, W. IV. 305.
Alringer I. 146. III. 271.
Ammon I. 196.
Ancillon II. 242.
Angelus Sileſius III. 246.
Anthropologie III. 59.
Archenholz II. 158. 181.
Arnd, Ed. IV. 233.
Arndt, E. M. II. 189. IV. 184.
Arnim II. 137. IV. 151.
Arr II. 163.
Aſchbach II. 146.
Aſt I. 307.
Aſtronomie III. 50.
Auerbacher IV. 168.

Auffenberg IV. 257.
Auguſti I. 197.
Autenrieth III. 59. 89.

B.

Baader I. 160. 506. III. 75.
Bacmeiſter II. 149.
Baczko IV. 275.
Baggeſen IV. 10.
Barth, K. F. I. 191.
Barth, Ch. K. II. 159.
Bartholo II. 161.
Baſedow II. 29.
Bau I. 119.
Baumgarten, A. G. III. 158.
Baumſtark II. 278.
Bauer II. 139.
Bäuerle IV. 168.
Bauernfeld IV. 90.
Bayreuth, Markgräfin von, II. 163.
Becher III. 47.
Bechſtein d. ä. III. 50. 59.
Bechſtein d. j. IV. 169. 306.
Beck, Ch. D. II. 125.
Beck, J. S. I. 283.
Becker II. 126.
Beckmann III. 108.
Beer und Mädler III. 51.
Beer, Michael IV. 257.
Beil III. 89.
Beneke I. 287.
Benzel-Sternau IV. 88.

Berghaus III. 88.
Bergmann III. 47.
Berliner Jahrbücher IV. 356.
Bernoulli III. 14.
Beſſel III. 53.
Beſſer III. 242.
Bettina IV. 261.
Betulius IV. 240.
Biela III. 51.
Bilfinger I. 267.
Binterim II. 454.
Birch-Pfeiffer IV. 237.
Biunde II. 278.
Blum IV. 90.
Blumauer II. 446. III. 274.
Blumenbach III. 50. 59. 89.
Blumenhagen IV. 307.
Bode III. 52.
Bodmer III. 249.
Böckh II. 451.
Böhmer II. 254.
Börne II. 201. IV. 323.
Böttiger II. 442. III. 463.
Bohlen II. 437.
Bohnenberger III. 46. 51.
Boiſſerée III 170.
Bopp II. 457.
Botanik III. 57.
Bouterweck I. 291. II. 447. III. 465.
Brachmann, Louiſe IV. 38.
Brandes III. 51. 52. 55.
Braun von Braunthal IV. 42.

Braunſchweig, A. U. Herzog von, III. 241.
Bredow II. 126.
Breitinger III. 249.
Brentano II. 157. IV. 148.
Bretſchneider II. 196.
Brockes III. 249.
Bröder II. 139.
Bronikowſky IV. 307.
Brunner II. 146.
Brun, Fr. II. 148.
Buch, L. von, III. 55. 112.
Bucher I. 151.
Buchholz II. 146.
v. Buchholz II. 161.
Buchner I. 155.
Bühren IV. 24.
Bülow, H. von, II. 283.
Bünau II. 152.
Bunſen II. 148.
Burckhardt III. 111.
Bürger IV. 101.
Büſching, A. II. 161. III. 109.
Büſching, J. G. II. 157. IV. 169.
Buttmann II. 159.

C.

Campe II. 31. 156.
Campen III. 163.
Canis III. 215.
Cannabich III. 109.
Carove I. 131. II. 137.
Carus III. 62.

Caſtelli IV. 11. 85.
Cenſur I. 105.
Chamiſſo IV. 191. 231.
Chemie III. 46.
Chiabni III. 45.
Claudius IV. 10.
Clauren IV. 96.
Clauſewitz II. 285.
Clemens IV. 342.
Clodius I. 213. 287.
Cluver II. 159. — III. 108.
Collin IV. 180.
Conz IV. 211.
Cramer, J. A. III. 254.
Cramer, K. G. IV. 106.
Creuzer II. 117. 135. 141.

D.

Dach III. 239.
Dalberg I. 270.
Damenromane IV. 53.
Daub I. 213.
von der Decken II. 162.
Deinhardſtein IV. 164. 257.
Denis III. 278.
Depping II. 147.
Dereſer I. 149.
Deutſche Geſchichte II. 130.
Dewette I. 240. 252. IV. 56.
Diez II. 147. IV. 169.
Dingler III. 108.
Dinter I. 244.

Dobrizhofer III. 110.
Döbereiner III. 47.
Döberlein I. 196.
Dohm II. 164.
Dorina, G. IV. 340.
Drama III. 212.
Duller IV. 175.

E.

Ebel III. 109.
Ebert, E. IV. 170.
Eckartshausen I. 212.
Edelmann I. 213.
Ehrenberg, F. I. 216.
Ehrenberg und Hemprich III. 112.
Eichendorff IV. 257.
Eichhorn, J. G. I. 54. 196. II. 125. 134. 145.
Eichhorn, F. K. II. 158. 261.
Eichwald III. 111.
Eisenbecher II. 142.
Eisner III. 107.
Engel II. 149. III. 176. IV. 21.
Engelhardt III. 111.
Epos III. 219.
Erich I. 34.
Eschenburg II. 140. III. 278.
Eschenmayer I. 216. 311. III. 44. 75.
Eß I. 151.
Euler III. 44. 45. 48.
Ewald I. 215.
Ewers II. 149.

F.

Falk IV. 214.
Fallmerayer II. 145.
Faßmann III. 245.
Fellenberg II. 59.
Felſenburg, die Inſel, III. 245.
Fernow II. 142. III. 165.
Ferrand IV. 42.
Feßler II. 149. IV. 271.
Feuerbach II. 255.
Fichte, d. ä. I. 276. 287. II. 185.
Fichte, d. j. I. 325.
Fiorillo III. 164.
Fiſcher III. 44.
Fiathe II. 141.
Flatt I. 196.
Flemming III. 239.
Flögel III. 176.
Förſter II. 161. 162.
Follen IV. 182.
Forſter, d. ä. III. 50. 59. 110.
Forſter, d. j. II. 181. 184.
Fouqué IV. 165.
Franceſci III. 240.
Franke II. 17.
Freiligrath IV. 318.
Freyberg II. 158.
Friedreich III. 79.
Friedrich II. II. 164 281.
Friedrich IV. 210.
Fries I. 285.

Fröbel III. 55.
Frohlich IV. 206.
Frorier III. 58.
Füßli III. 163.
Funk II. 169.

G.

Gagern II. 151. 164. 186. 190. 209.
Gall III. 73.
Gans II. 255.
Garve I. 270.
Gaspari III. 109.
Gatterer II. 122. III. 109.
Gaudy IV. 318.
Gauzy II. 160.
Gebler III. 44.
Geisterweien I. 214. III. 75.
Gellert I. 193. II. 30. III. 230.
Gelpke III. 52.
Gemmingen IV. 15.
Genelin II. 163.
Genz II. 217.
Geognoſie III. 53.
Geographie III. 55. 108.
Gerrai III. 111.
Gerhard, P. III. 259.
Gerhard, W. IV. 169.
Gerken II. 161.
Gerstenberg III. 271.
Gerſtner III. 49.
Geſenius I. 197. II. 151.
Geßner, C. III. 49. 57.

Geſner, S. III. 254.
Gieſeler I. 197. 240.
Gilbert III. 44.
Girtanner II. 216.
Glauber III. 47.
Gleim III. 234.
Gmelin, C. III. 46.
Gmelin, J. F. III. 47.
Gmelin, J. G. III. 111.
Gottſched III. 173. 217. IV. 332.
Görres I. 156. II. 137. 185. 189. 201.
Gorz II. 164.
Gothe III. 322. IV. 8. 44. 97.
Gothes Camarilla IV. 239.
Gottling III. 47.
Grabbe IV. 316.
Gräter II. 118. 157.
Grammatik II. 22.
Graſer I. 151. II. 41.
Greifenſohn III. 211.
Gries IV. 244.
Griesbach I. 196.
Grillparzer IV. 229.
Grimm II. 118. 156. 235. IV. 169.
Groos III. 262.
Grotefend II. 139.
Grün, Anaſt. IV. 197.
Gruithuiſen III. 52. 54.
Gryphius III. 239.
Guden I. 34.
Guerike I. 211.
Günther III. 215.

Gupkow IV. 342
Guplaff III. 113.

H.

Habicht IV. 169.
Häberlin II. 132.
Hagedorn III. 160. 250.
von der Hagen II. 157.
Hagen IV. 161.
Hahn, Ida IV. 40.
Hahnemann III. 91.
Haller, A. von III. 57. 249.
Haller, K. L. von II. 227.
Hamann I. 215.
Hamberger I. 31.
Hammer II. 135.
Hammerdörfer II. 118.
Hanke, Henr. IV. 31.
Hansemann II. 278.
Happel III. 214.
Harding III. 31.
Harms I. 211.
Harnisch II. 41.
Harro Harring II. 149. IV. 308.
Harsdörfer III. 259.
Hartmann III. 131.
Hassel III. 109.
Hauff IV. 309.
Haug IV. 76.
Hebel IV. 13.
Heeren II. 124. 135. 141. 143.
Heeringen IV. 310.

Hegel I. 280. 314.
Hegner IV. 23.
Heine IV. 334.
Heineccius II. 253.
Heinroth II. 263.
Heinſe III. 166. IV. 129.
Heinſius I. 54.
Heiſter III. 89.
Hell IV. 346.
Hengſtenberg I. 214.
Henne IV. 200.
Henſler III. 46. 74.
Herbart I. 321.
Herder II. 106 III. 310.
Hermannsthal IV. 243.
Hermbſtädt III. 44. 47.
Hermes III. 283. IV. 19.
Herrnhuter I. 189.
Herſchel III. 45. 51.
Heß I. 197.
Heyne II. 138.
Hindenburg III. 48.
Hippel III. 282. IV. 20. 63.
Hirt II. 148. III. 164. 170.
Hölderlin IV. 36.
Hölty IV. 52.
Hoſacker I. 217.
Hoffmann, E. Th. A. IV. 235.
Hoffmann, F. III. 86.
Hoffmann, Ch. L. III. 87.
Hoffmann, V. II. 164. III. 53.
Hoffmann von Fallersleben II. 158. IV. 15. 229. 233.

Hoffmannswaldau III. 242.
Holbein IV. 257.
Homöopathie III. 91.
Hontheim I. 145.
Hoppenſtedt I. 244.
Hormayr II. 145. 158.
Horn IV. 259.
Horſt I. 214.
Hoßbach I. 197.
Hotho IV. 261.
Houwald IV. 229.
Huber II. 186.
Huber, Thereſe IV. 54.
Hübner III. 109.
Hüllmann II. 143. 158.
Hufeland III. 89.
Hug I. 139.
Hugo II. 254.
Humanismus II. 7. 55.
Humboldt, A. von III. 55. 111.
Humboldt, W. von II. 153.

J.

Jacquin III. 58.
Jäger II. 163.
Jahn II. 42. 157. 189.
Jakob II. 278.
Jakobi I. 271. 284.
Jakobs II. 140. 141.
Jarke II. 231.
Jaſſoy II. 192. IV. 209.
Jean Paul IV. 63.

Jeckel II. 148.
Jeſuiten I. 145.
Island III. 176. IV. 15. 42.
Illuminaten I. 144.
Immermann IV. 245.
Jochmann I. 209. II. 147.
Jöcher I. 35.
Jſelin II. 121.
Jſenbühl I. 145.
Juden II. 210.
Jünger IV. 90.
Jung III. 57.
Juriſprudenz II. 242.

K.

Kämpf III. 88.
Kämpfer III. 110.
Kämpz III. 55.
Käſtner III. 44.
Kalker I. 286.
Kanne II. 117. 136.
Kannegießer IV. 244. 259.
Kant I. 268. 272. 282. III. 60.
Karl, Erzherzog II. 285.
Karſten III. 44.
Kaskorbi II. 55.
Kaſtner III. 55.
Katholicismus I. 139.
Keller I. 253.
Kephalides II. 148.
Kepler III. 50.
Kerner I. 216. III. 75. IV. 236.

Kielmeyer III. 46. 57.
Kieſer III. 46.
Kieſewetter III. 174.
Kind IV. 164. 168.
Kinderſchriften II. 30. 90.
Kirchengeſang I. 251.
Kircher III. 110.
Kirchner II. 163.
Klaproth II. 133. III. 111.
Kleiſt, E. von III. 279.
Kleiſt, H. von IV. 230.
Klemm IV. 200.
Klencke II. 137.
Klingemann IV. 256.
Klinger IV. 105.
Klopſtock II. 180. III. 255.
Klotz III. 161.
Klüber II. 209.
Klugel III. 48.
Klüpfel I. 149.
Knapp I. 246.
Knigge III. 287.
Kobbe II. 154.
Koch III. 171.
Kocher I. 251. III. 173.
Kotzebue III. 58.
Köppen I. 287.
Körner IV. 428. 479.
Kohlrauſch II. 154.
Kopiſch IV. 242.
Koſegarten IV. 8.
Kotzebue, A. von II. 227. III. 177. IV. 94.

Kotzebue, O. von III. 111.
Krauſe I. 287. 321. II. 278.
Krug I. 209. 285. II. 240.
Krummacher I. 213. 246.
Krüniß III. 108.
Kruſe IV. 237.
Kruſenſtern III. 111.
Kupfer III. 111.

L.

Lachmann II. 158.
Lafontaine IV. 50.
Lambert III. 45.
Lang II. 165. 192. IV. 209.
Langbecker I. 251.
Langbein IV. 80.
Lange II. 140.
Langsdorf, K. Ch. III. 45. 48.
Langsdorff, G. H. von III. 111.
Langſtedt III. 112.
Laube IV. 345.
Laun IV. 97. 168.
Lavater I. 211. III. 73.
Lar IV. 74.
Lebrun IV. 90.
Lebebur III. 111.
Leibniß I. 266. III. 48.
Leiſewiß IV. 107.
Lembke II. 146.
Lenau IV. 41.
Leo II. 143. 145. 147.
Leſſing I. 142. III. 165. 176. 288. IV. 353.

Leßmann IV. 303.
Lewald III. 179. IV. 310.
Liberalismus II. 176.
Lichtenberg III. 44. 280.
Lichtenstein III. 110.
Lichtwehr III. 255.
Liesching II. 204.
Lindenhan IV. 244.
Lindner II. 231.
Link III. 58.
Liskow III. 280.
Literargeschichte I. 33.
Littrow III. 51. 52.
Löben IV. 42.
Logau III. 239.
Lohenstein III. 244.
Luden II. 125. 151.
Ludwig, König von Bayern IV. 188.
Lücke I. 210.
Lüder II. 278.
Lyrik III. 201.

M.

Magnetismus III. 74.
Mailath II. 149. 163.
Malchus II. 278.
Mattig IV. 203.
Manner II. 106. 141: 160
Manso II. 141. 160. 162.
Marheinecke I. 197.
Martins III. 112.
Matkow II. 159.

Maſſenbach II. 164. 284.
Maßmann IV. 169.
Mathematik III. 48.
Matthiſſon IV. 33.
Mauvillon I. 191. II. 278
Mayer, K. IV. 203.
Mayer, T. III. 51.
Medizin III. 81.
Medunyanſky IV. 169.
Meißner IV. 106. 274.
Meiſter I. 269.
Mendelsſohn I. 268.
Mengs III. 163.
Menzel, C. W. II. 144. 154.
Merian III. 108.
Mesmer III. 74. 90.
Menſel I. 34.
v. Meyer I. 215. III. 75.
v. Meyern II. 180.
Michaelis I. 195. II. 134.
Militairwiſſenſchaft II. 280.
Miller IV. 49.
Mineralogie III. 56.
Mönnich II. 61.
Möricke IV. 177.
Möſer II. 107. 159. 163. 181.
Momus II. 185. IV. 207.
Moue II. 148. 157.
Moritz IV. 21.
Moritz von Sachſen II. 280.
Moſen IV. 177.
Moſengeil IV. 30.

Moſer II. 179.
Mosheim I. 195.
Moſcherosch III. 172.
Müchler IV. 97.
Müſſling II. 285.
Müller, Adam I. 307.
Müller, Alex. II. 244.
Müller von Jochoe III. 285. IV. 20.
Müller, Joh. von II. 108.
Müller, Maler IV. 104.
Müller, Ottfried II. 141.
Müller, der ruſſiſche II. 149.
Müller, Wilhelm I. IV. 177. 243.
Müller, Wilhelm II. IV. 346.
Müllner IV. 222. 355.
Münch II. 134. 232.
Munk III. 44.
Mundt IV. 345.
Murhardt II. 203.
v. Murr III. 48. 164.
Muſäus IV. 134.
Muſik III. 172.
Mylius III. 250.

N.

Nachahmungen I. 77.
Nägeli II. 45.
Nationalökonomie II. 107. 271.
Natterer III. 112.
Naturgeſchichte III. 49.
Naturphiloſophie III. 17.
Naubert IV. 271.

Neander I. 197.
Nees von Eſenbeck III. 58.
Neuſſer II. 140. IV. 10.
Neuwied, Prinz von III. 42.
Nicolai, d. ä. I. 178. III. 284. IV. 21. 555.
Nicolai, d. j. II. 164.
Niebuhr, d. ä. III. 111.
Niebuhr, d. j. II. 166. 141.
Niederer II. 50.
Niedhammer I. 244.
Niemeyer II. 41.
Novalis I. 165. IV. 154.

O.

Oechsle II. 161.
Oetinger IV. 74.
Oehlenſchläger IV. 163.
Oken I. 280. 301. III. 30. 59. 57.
Olbers III. 31.
Opitz III. 238.
Orientaliſche Literatur II. 133. 208.
Ortleyp IV. 200.

P.

Paalzow I. 190.
Pallas III. 59. 111.
Paracelſus III. 85.
Parrot III. 111.
Paſſow II. 139.
Paulus I. 207.
Pegnitzſchäfer III. 239.
Perty II. 138. 160.

Pestalozzi II. 36.
Pezzel I. 146.
Pfaff III. 47.
Pfeilschifter II. 230.
Pfister II. 154.
Pfizer, P. II. 209.
Pfizer, G. IV. 126. 191.
Pflanz I. 149.
Pinel II. 285.
Philipp III. 111.
Phillipps II. 158.
Philologie II. 19. 138.
Physik III. 44.
Physiognomik III. 73.
Pichler, Car. IV. 274.
Pietismus I. 220.
Pirch II. 150.
Plank I. 197.
Platen IV. 242.
Plath II. 137.
Platner I. 269.
Poltz II. 241.
Pöllnitz II. 163. III. 237.
Porrig III. 113.
Poppe III. 44. 108.
Posgaru IV. 268.
Posselt II. 146.
Prandel IV. 86.
Prechtl III. 47.
Predigten I. 241.
Preuß II. 162.
Prokesch III. 112.

Proſelyten I. 162.
Proteſtantismus I. 171.
Pückler-Muskau, Fürſt II. 148. III. 112. 170. IV. 323.
Pütter II. 152.
Puſtkuchen IV. 268.
Pyrker IV. 244.

Q.

Quandt III. 165.

R.

Rabner III. 280.
Rahel IV. 260.
Ramdohr III. 165.
Ramler III. 159. 252.
Ranke II. 145.
Rationalismus I. 198.
Rau II. 278.
Raumer, F. von II. 134. 160.
Raumer, K. von III. 55.
Raupach IV. 253.
Raymund IV. 168.
Realismus II. 55.
Rehberg II. 217. 242.
Rehfues III. 148.
Reichard II. 216.
Reil III. 59. 89.
Reimarus I. 269. III. 58.
Reinbeck IV. 30.
Reinhart I. 195. 209.
Reinhold, d. ä. I. 285.
Reinhold, d. j. I. 323.

Reiſen III. 109.
Reiſke II. 134.
Reilſtab III. 174. IV. 308.
Remer II. 123.
Renager III. 113.
Reuberger I. 149.
Rhede II. 117. 136.
Rieſer II. 210.
Ritter, H. I. 323.
Ritter, K. II. 117. 132. III. 55.
Rittner I. 322.
Rochlitz III. 174.
Rochow II. 30.
Rohr I. 209.
Roſet III. 59.
Romane III. 222.
Romantik III. 114.
Rommel II. 163.
Roſenmüller I. 195.
Rotteck II. 127. 193.
Rückert IV. 184.
Rühs II. 102. 143. 148.
Rüppel III. 113.
Rumohr II. 148. III. 163. IV. 269.

S.

Sack I. 240.
Sailer I. 148.
Salat I. 150.
Salis IV. 32.
Salzmann II. 29.
Saphir IV. 73.

Sartorius II. 108.
Savigny II. 143. 159. 255.
Scävola IV. 86.
Schad I. 116.
Schall IV. 90.
Schefer IV. 309.
Scheibel I. 214.
Scheidler III. 62.
Scheller II. 139.
Schelling I. 277. 292. III. 18.
Schenk IV. 256.
Schenkendorf IV. 184.
Schepeler II. 146.
Schiller IV. 107.
Schilling IV. 97.
Schinz III. 59.
Schirach II. 216.
Schlegel, A. W. von III. 177. IV. 238. 259. 353.
Schlegel, F. von I. 206. II. 117. 137. 140. 219. III. 166. IV. 161.
Schleiermacher I. 235. II. 140.
Schlenkert IV. 274.
Schleſiſche Schulen III. 238. 242.
Schlettwein II. 278.
Schlözer II. 102. 148. 149. 150. 181.
Schloſſer II. 124. 141. 145.
Schlotterbeck IV. 77.
Schmalz II. 227.
Schmidt, F. W. T. IV. 12.
Schmidt, M. J. II. 152.
Schmidt, J. J. II. 137.
Schmitt, C. A. II. 146.

Schmiedtchen IV. 30.
Schnaase III. 165.
Schnabel III. 245.
Schneider II. 139.
Schneller II. 162.
Schopenhauer, Joh. III. 165.
Schorn II. 142. III. 164.
Schottky II. 161.
Schreiber IV. 169.
Schreivogel III. 179.
Schröckh I. 197. II. 122.
Schröder III. 176. IV. 89.
Schröter III. 54.
Schubart III. 180. IV. 100.
Schubert, G. H. I. 216. 313. II. 50. 52. 55. 60.
Schubert, Th. von III. 51.
Schulbücher II. 76.
Schuler IV. 10
Schulz IV. 209.
Schulze IV. 241.
Schummel I. 190. II. 29. III. 285. IV. 21.
Schuster IV. 169.
Schwab IV. 170.
Schweigger III 53.
Schwarz I. 213. 244. II. 41.
Seezen III. 112.
Seidel III. 156.
Seiler I. 195.
Semler I. 195.
Seubert I. 242.
Semme II. 186. IV. 102.
Seybold II. 201. IV. 311.

Siebenpfeiffer II. 205.
Sieber III. 113.
Simpliciſſimus III. 241.
Sintenis I. 245.
Soden IV. 52.
Sömmering III. 59. 89.
Spalding I. 195.
Spazier II. 149.
Spener I. 189.
Spieß IV. 106.
Spindler IV. 304.
Spitta I. 246.
Spittler I. 197. II. 165. 182.
Spix III. 112.
Sprengel III. 84.
Stägemann IV. 191.
Stäudlin I. 196.
Staht III. 47.
Starke IV. 29.
Steffens I. 305. III. 56. IV. 299.
Stein III. 109.
v. Stein II. 164. 242.
Stenzel II. 160.
Stephani I. 245.
Sternberg IV. 308.
Steudel I. 196.
Stieglitz IV. 244.
Stieglitz, Charlotte IV. 265.
Stilling I. 211. IV. 22.
Stöber IV. 200.
Stolk III. 88
Stollberg I. 155. IV. 103.

Storch IV. 306.
Storr I. 196.
Stranizki III. 175. 247.
Strauß I. 207.
Strombek II. 163.
Struve III. 51.
Stunden der Andacht I. 253.
Sulzer I. 270. III. 159.
Supranaturalismus I. 210.
Swedenborg I. 217.

T.

Tafel I. 217.
Talander III. 244.
Talvy IV. 169.
Tarnow, Fanny IV. 54.
Tempelhof II. 281.
Tennemann I. 322.
Thaer III. 107.
Thanner I. 155.
Theater III. 174.
Theobald II. 285.
Thibaut II. 173.
Thiersch II. 61. 139.
Tholuk I. 214. II. 135.
Thomasius II. 12. 253. IV. 352.
Thorring-Seefeld IV. 106.
Thümmel III. 281.
Tieck III. 177. 179. IV. 157. 299.
Tiedge IV. 33.
Tieffenthaler III. 110.
Tittmann I. 197.

Treviranus III. 58.
Tromlitz IV. 306.
Tromsdorf III. 46. 47.
Trorler I. 309.
Tschabuschnigg VI. 42.
Tschorning III. 259.
Türk II. 147.
Twesten I. 214.
Tzschirner I. 209.

U.

Ueberſetzungen I. 74.
Uechtritz IV. 256.
Uhland IV. 192.
Ullmann I. 240.
Umbreit I. 240.

V.

Vatrafer III. 109.
Van der Velde IV. 302.
Varnhagen IV. 240.
Vater I. 197. II. 133.
Vega III. 48.
Venturini II. 146.
Voigt II. 163.
Volckamer III. 57.
Volger III. 109.
Volgraff II. 167.
Voltairianismus I. 190.
Voß II. 139. III. 259. IV. 8.
v. Voß IV. 86.
Vulpius IV. 130.

W.

Wagen III. 146.
Wachter I. 33.
Wachsmuth II. 112.
Wagner, W. II. 285.
Wagner, C. IV. 405.
Wagner, J. J. I. 308.
Wagner, der ſchwäbiſche IV. 15.
Waiblinger IV. 243. 315.
Wach I. 197.
Wall IV. 97.
Wangenheim II. 209.
Warnkönig II. 163.
Weber II. 161. IV. 77.
Weber, von III. 174.
Weber, Veit IV. 106.
Wedekind II. 185.
Wegſcheider I. 209.
Weiler I. 150. 155.
Weiße II. 31.
Weiße, Ch. I. 287.
Weiſſenthurn, J. von IV. 257.
Weiſer IV. 77.
Weinet II. 203.
Weiker II. 203.
Wendt III. 164.
Werkmeiſter I. 117.
Werner III. 56.
Werner, Zach. IV. 219.
Weſſenberg I. 118. IV. 189. 268.
Weſtenrieder II. 127.

Wetſtein I. 196.
Wegel II. 204.
Wiegleb III. 44. 47.
Wieland, d. ä. II. 142. III. 267.
Wieland, d. j. II. 204.
Wienberg IV. 344.
Wildenow III. 58.
Wilhelmi I. 252.
Wilken II. 143.
Wilmſen I. 246.
Windiſchmann I. 323. II. 117. 136.
Winkelmann II. 142. III. 161.
Winterl III. 47.
Wirth II. 205. 209.
Wiſchel I. 246.
Witt II. 231.
Wolf, Chr. von I. 267.
Wolf, F. A. II. 155.
Wolf, P. P. I. 151. II. 162.
Wolff, C. L. P. IV. 308.
Wolfenbüttler Fragmente I. 192.
Woltmann II. 161. IV. 188.
Wünſch I. 191.
Wurm III. 51.

X.

Xylander II. 285.

Z.

Zach, von III. 51.
Zachariä, F. W. III. 279.
Zachariä, K. S. II. 241. 278.

Zeblitz IV. 257. 317.
Zeitungen II. 234.
Zeller I. 296.
Zerrenner I. 234.
Zeſen III. 240.
Zenne III. 85.
Ziegler II. 121. III. 240.
Zimmer I. 150.
Zimmermann, J. G. I. 269. II. 181.
Zimmermann, C. W. W. III. 59.
Zimmermann, C. I. 209.
Zinkeiſen II. 153.
Zinzendorf I. 189.
Zizka IV. 169.
Zorgdrager III. 161.
Zoologie III. 58.
Zſchokke I. 235. II. 238.

Inhalt.

Erſter Theil.

	Seite
Die Maſſe der Literatur	3
Nationalität	39
Einfluß der Schulgelehrſamkeit	58
Einfluß der fremden Literatur	67
Der literariſche Verkehr	86
Religion	117
Philoſophie	259

Zweiter Theil.

Pädagogik	5
Geſchichte	95
Politiſche Wiſſenſchaften	166

Dritter Theil.

Naturwiſſenſchaften	5
Schöne Literatur	114
1) Die poetiſche Eigenthümlichkeit der Deutſchen	114
2) Aeſthetik und Kunſtliteratur	127
3) Dichtkunſt	180

Seite

1. Charakter der neuen Poeſie 180
2. Gallomanie 235
3. Grakomanie 251
4. Anglomanie 276
5. Leſſing 288
6. Rouſſeaus Einfluß auf die deutſche Sentimentalität 301
7. Poetiſcher Univerſalismus. Herder . . 310
8. Goethe 323

Vierter Theil.

9. Poetiſche Philiſterei 5
10. Empfindſamkeit 31
11. Frivolität 78
12. Die Stürmer und Dränger 98
13. Die eigentliche Romantik 131
14. Die patriotiſche und politiſche Poeſie . . 179
15. Die Callot-Hoffmann'ſche Schule . . 213
16. Die Vermiſchung aller Geſchmäcke . . 237
17. Die neue Anglomanie 269
18. Die neue Gallomanie 319
Kritik 347
Regiſter 375

Berichtigungen.

Theil I. Seite 66 Zeile 5 von oben statt selten lies selber. S. [illegible] Z. 1. v. o. st. überspringen zu wollen l. überzuspringen. Daselbst Z. 14 v. o. st. alten l. vollen. S. 102 Z. 5 v. o. l. Büchermasse. S. 125 Z. 4 v. o. del. das zweite sich. S. 138 Z. 14 v. o. vor Literatur l. deutschen. S. 148 Z. 5 von unten l. Bronner. S. 214 Z. 2 von oben st. verstricktesten l. stricktesten. S. 247 Z. 5 v. o. l. augenverdrehenden.

Theil II. S. 40. Z. 7 v. o. l. beliebt. Z. 16 v. o. st. kirchliche l. körperliche. S. 40 Z. 6 v. o. l. Weißenfels. S. 51 Z. 1 von unten l. arkadischen. S. 99 Z. 3 v. u. st. gebracht l. geborgt. S. 103 Z. 5 v. o. st. auch. l. durch. S. 105 Z. 8 v. u. l. Skeptiker. S. 107 Z. 13 v. o. l. hervorgegangen. S. 133 Z. 3 v. u. st. werden l. haben. S. 146 Z. 8 v. u. st. ist l. schrieb. S. 160 Z. 13 v. o. l. Sorben. S. 215 Z. 7 v. u. l. verbannt. S. 228 Z. 7 v. u. l. jenen. S. 229 Z. 7 v. u. l. Fouqué. S. 237 Z. 8 v. u. l. Parteien. S. 250 Z. 11 v. u. st. Reich l. Recht.

Theil III. S. 57. Z. 6 v. o. l. Hebenstreit. S. 121 Z. 1 v. o. st. und gerieth l. gerieth es. S. 247 Z. 13. v. o. st. Poesie l. Posse. S. 277 Z. 10 v. u. l. Ernst und die Gesinnung des Volks trotzte der Frivolität. S. 290. Z. 1 v. o. st. noch l. nach. S. 296 Z. 7

v. o. st. denen l. dem, S. 207 Z. 8 v. o. l. vorbereiteten. S. 219 Z. 7 v. o. l. Abrastea.

Theil IV. S. 21 Z. 7 v. u. l. Reiser. S. 29 Z. 13 v. u. l. Sittenschilderung. Z. 9 v. u. l. falscher st. solcher. S. 76 Z. 1 v. u. l. witzigste. S. 87 Z. 6 v. o. l. Aufschwung. S. 89 Z. 1 v. o. l. ohne an den Galgen zu kommen. S. 96 Z. 3 v. u. l. Criminalistisch. S. 97 Z. 5 v. u. l. erst st. einst. S. 169 Z. 8 v. o. l. anspornte st. verschonte. S. 141 Z. 1 v. u. l. allmächtige. S. 167 Z. 7 v. o. l. alter st. aller. S. 378. Z. 7. v. o. l. Aufklärung.